Unter dem rothen Kreuz.

VON

Dr. Julius Naundorff.

LEIPZIG
Veit & Comp.
1867.

M15015

22102311315

Unter dem rothen Kreuz.

☞ Oben oder an der Seite aufgeschnittene sowie Spuren des Lesens an sich tragende Exemplare dieses Buches werden von der Verlagshandlung **nicht** zurück genommen.

Unter dem rothen Kreuz.

Unter dem rothen Kreuz.

Fremde und eigene Erfahrungen

auf

Böhmischer Erde und den Schlachtfeldern der Neuzeit

gesammelt

von

Dr. Julius Naundorff,
Hauptmann und gewesenem Feldhospitalcommandanten.

Leipzig,
Verlag von Veit & Comp.
1867.

WELLCOME INSTITUTE LIBRARY

82602.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen behalten ſich Verfaſſer und Verleger vor.

14861960

M15015

WELLCOME INSTITUTE LIBRARY
Coll. welMOmec
Call No. M
WB100
1867
N31u

M15015

Ihrer Königlichen Hoheit

der Frau Kronprinzessin

Carola von Sachsen

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet

vom

Verfasser.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/b20402417

Vorrede.

Vorreden werden meistentheils zwar geschrieben, aber nur selten gelesen. Es ist das vermuthlich ihre Prädestination, und niemand möge es dem anspruchslosen Autor verargen, wenn er sich einer so undankbaren Aufgabe möglichst schnell zu entledigen sucht.

Was wäre auch, um kurz und bündig zu sein, hierbei zu schreiben, als eine Variation über Titel und Inhaltsverzeichniß, und ihr höchstens beizufügen, daß es sich in den vorliegenden Blättern durchaus nicht um die Erforschung wissenschaftlicher Probleme handle.

In schmuckloser Rede werden in ihnen gemeinverständliche Dinge und Vorgänge besprochen; zu ihrer Darstellung, zu ihrer Auffassung bedurfte es eines großen Aufwands scharfsinnigen Nachdenkens nicht. Wenn sie ein Verdienst besitzen, so liegt es nicht hierin, sondern in der allgemeinen Nützlichkeit ihres Gegenstandes, welcher bedeutungsvoll genug ist, um auch einem mehr gut gemeinten als gut geschriebenen Buche Interesse zu verleihen.

Der Schriftsteller, welcher mit seinem Namen an die Oeffentlichkeit tritt, muß des Urtheils über seine Leistungen gewärtig sein. Ich trete nicht ohne Schüchternheit vor diesen ernsten Richterstuhl, denn wenn ich auch schon mit anderen Werken mich seinem Ausspruch unterwarf, so geschah es doch immer unter dem Schleier der Anonymität, welchen man dicht genug weben kann, um sich unter ihm geborgen und beruhigt zu wissen. Jedoch der Würde und dem Ziel des diesem Buche zu Grunde liegenden Gedankens glaubte ich meinen Namen nicht vorenthalten zu dürfen. Es geschieht sicher nicht aus Eitelkeit, sondern es ist ein edleres Gefühl, welches mich hierzu bestimmte.

Möge man deßhalb ein Werk mild beurtheilen, über dessen Mängel sich der Verfasser in vollkommener Klarheit befindet.

Es giebt Bücher, welche durch ihre Schreibart den behandelten Gegenstand heben und adeln, und wieder andere, die durch ihn gehoben und getragen werden. Das hier vorliegende mag sich getrost den letzteren beizählen; ich gestatte mir indeß zu bitten, daß man, wie immer auch die Urtheile über dasselbe lauten mögen, dem Werke wenigstens die Achtung zolle, ehe man sie bildet, es durchlesen und nicht bloß durchblättert zu haben.

Eigene und fremde Erfahrungen, Selbstgedachtes und Nacherzähltes boten gleichzeitig den Stoff für den Inhalt des Buches. Es ist durch Wort und Zeichen wohl überall erkenntlich, wo andere Stimmen redend eingeführt sind; sollte es indeß hier und da nicht der Fall sein, so liegt darin nicht die Absicht verborgen, sich mit fremden Federn zu schmücken, sondern das Fremde verschmolz so unmittelbar mit den eigenen Ansichten, daß eine begrenzte Scheidung unmöglich wurde.

Im Uebrigen hat ein Werk, welches dem warmen Gefühl für Menschenwohl entsprang, nicht Ursache, seinen Stoff allzuängstlich zu sondern; denn rein humanistischen Bestrebungen dienen zu können, gewährt Niemandem einen Grund, sich zu beklagen.

Noch eines werde beigefügt: in alle dem, was diese Blätter enthalten, schwebten dem Verfasser außer da, wo es bestimmt bezeichnet ist, nicht *specielle Einrichtungen* oder *Vorgänge* bei irgend einem bestimmten oder einzelnen deutschen Staate vor. Die Gegenstände der Betrachtung wurden vielmehr nur vom *allgemeinen* und *rein objectiven* Standpunkt behandelt. Nicht was in diesem oder jenem Lande war und ist, wurde erzählt und besprochen, sondern es wurde in einer Summe verschiedener Erfahrungen und Zustände ein Gesammtbild des Feldsanitätswesens und seiner Hülfsmittel entworfen.

In diesem durch einzelne Factoren entstandenen Gesammtbilde darf man nicht erwarten auf gesonderte Specialitäten zu treffen. Es sind die Uebelstände in ihrer Totalität aufgefaßt, welche dermalen die Feldsanität wohl der meisten Armeen bedrücken, und sie verhinderte, eine

vollkommnere Wirksamkeit zu entfalten. Aber eben so wenig, wie das Feldsanitätswesen der französischen oder der russischen Armee als solches besprochen wird, eben so wenig wurde dasjenige einzelner deutscher Staaten in Betracht gezogen. Eine Ausnahme fand aus den hierfür angegebenen Gründen bei dem amerikanischen und dem preußischen System statt. Sonst aber sei gebeten, nirgends besondere Bezugnahmen unterlegen zu wollen. Wenn diese oder jene Verbesserung empfohlen, oder hier und da ein Vorgang beklagt wurde, so suche man das Beispiel nicht in der oder jener deutschen Armee, nicht bei dem östreichischen, preußischen, bairischen, sächsischen, würtembergischen u. s. w., sondern überhaupt nur bei dem Sanitätswesen.

Um nur zwei Fälle anzuführen, so wurde bei Besprechung der Feldhospitäler im allgemeinen gesagt, daß die in ihnen mit aufopfernder Thätigkeit wirkenden Sanitätssoldaten ihre schweren Pflichten meist unbemerkt und ungeehrt üben. Dieß dürfte im Allgemeinen zwar richtig sein, hätte es sich aber um specielle Vorkommnisse gehandelt, so mußte zum Beispiel beigefügt werden, daß jene Bemerkung auf das Königreich Sachsen nicht anzuwenden sei, da diejenigen, welche sich unter den wackeren Krankenwärtern der Feldhospitäler ausgezeichnet hatten, durch die Gnade ihres erhabenen Königs decorirt wurden.

So ist ferner eben so wenig das bei dem Gefecht von Düppel 1849 über das Sanitätswesen gesagte speciell auf die bei diesem Gefecht mitthätigen Sachsen zu beziehen. Es hatten sich deren von sehr tüchtigen Stabsärzten geleitete Feldhospitäler bis dahin noch nicht aufschlagen dürfen. Sie wollten dieß an dem günstigst gelegenen Platze, in Gravenstein, thun, erhielten aber hierzu keine Genehmigung, obwohl dieselbe einige Tage später den Hannoveranern ertheilt worden sein soll. Diese Beispiele mögen genügen.

Ein Werk, welches sich zumeist auf allgemeine Verhältnisse bezieht konnte sich nicht in allzueingehende Details verlieren.

In der Hauptsache: das Vollkommene erwirbt sich Geltung, wo immer es ist. Das minder Vollkommene wird, getrieben von der Zeit und dem Erkenntniß, die höhere Stufe erringen. Es ist nicht nothwendig, das Eine

hier, das Andere dort zu suchen, hier dieses zu preisen, dort über jenes zu klagen: „Rex eris, si recte facies!“

Das Buch ist in den hohen und strahlenden Principien der Humanität unseres vorgeschrittenen Jahrhunderts begründet und auf die unangreifbare Höhe unserer sittlichen Anschauung gestellt. Sie rüstete den Schwachen mit dem Muth der Ueberzeugung aus, welcher das Rüstzeug jeder guten Sache und jedes Kampfes Stärke ist.

Ich unterwerfe seinen Sinn dem gerechten Urtheile unserer Zeit und dem Geist der Wissenschaft, welcher unsere Culturstufe durchleuchtet. Ein Werk, das ihrem Boden entkeimte und ein Produkt ihrer Reife ist, darf sich schmeicheln, in seiner würdigen Absicht nicht verkannt zu werden.

Zum Schluß stelle ich mein Buch unter den Schutz des Zeichens, welches seinen Titel bildet:

„unter das rothe Kreuz!“ —

Der Sinn dieses heiligen Symbols werde sein Talisman. Unter dieser Flagge steure es hinaus zu freier und „behaltener Fahrt!“ Nicht sollen es stürmende Wellen bedräuen, noch verborgene Klippen stranden lassen. Wohlwollende und offene Herzen soll es finden, und geschirmt und gefeit sei es durch das Zeichen der Liebe und Barmherzigkeit. In welchem Hafen es auch anlege, es sei willkommen geheißen und bewahrt:

„unter dem rothen Kreuz!“ —

Dresden, im Mai 1867.

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
I.	Der Krieg	1
II.	Der Gegenkrieg	19
III.	Das Sanitätswesen von ehedem	36
IV.	Die Kriegsheilpflege der Gegenwart	51
V.	Auf dem Marsch und im Bivouac	72
VI.	In der Schlacht	104
VII.	Die Sanitätspatrouille	116
VIII.	Die Sonne und die Schlacht neigen sich	132
IX.	Auf dem Schlachtfeld	153
X.	Die Hyänen des Schlachtfeldes	166
XI.	Der kommende Morgen	168
XII.	Auf der böhmischen Erde	175
XIII.	Das Feldhospital	231
XIV.	Der Gang durch ein Feldhospital	280
XV.	Das Sanitätswesen der Vereinigten Staaten von Nordamerika	316
XVI.	Das Militär- und Feldsanitätswesen der preußischen Armee	344
XVII.	Die freiwilligen Hülfsvereine	358
XVIII.	Der Johanniterorden	394
XIX.	Diakonissen und barmherzige Schwestern	412
XX.	Die Genfer Convention	438
XXI.	„Unter dem rothen Kreuz"	498

I.

Der Krieg.

„Und soll sein auf Erden Blut und Feuer und Rauchdampf und soll sich die Sonne verkehren in Finsterniß, und der Mond in Blut," so sprach der heilige Petrus am Tage der Pfingsten dem Propheten Joel nach und dieses Seherwort ist lebendig geblieben bis heute.

Der Krieg ist das Mausern der Menschheit, worin ihr die alten Federn ausfallen oder sonst ausgehen und wäre es durch Ausrupfen. Aber der Krieg wie die Nacht sind Beide nicht der Menschen Freunde. Sie bilden die negativen Pole der intellectuellen Welt, welche gleich dem Uebel in der allgemeinen Ordnung der Dinge ihre volle und nothwendige Berechtigung finden.

Sehr häufig ist es der fette Boden der Negation, in welchem das Positive seine kräftigsten Wurzeln treibt.

Die Olivenblätter des Elihu Burrit verwelken vor dem Hauch der herben Wirklichkeit. Sie werden zu träumerischen Gebilden, wie wir sie am flackernden Schein des Kaminfeuers hegen mögen, zu jenen Täuschungen, in welche schwärmerische Seelen fallen, wenn sie bei Betrachtung menschlicher Verhältnisse die Hauptfactoren derselben vergessen: die Schwächen und Leidenschaften der Materie. Geschaffene Momente, welche von allem lebendigen Wesen unzertrennbar sind.

Der Mensch war und ist immer dem Menschen ein Wolf.

Einem Buch, dessen Inhalt mit dem Krieg und seinen Folgen in engster Beziehung steht, mag es vergönnt sein, sich durch einige Betrachtungen über den Krieg einzuführen. Betrachtungen, die in ihrer Allgemeinheit zwar kaum etwas Neues sagen werden, die aber am geeig-

netsten sind, den ganzen Ernst des Themas zu entrollen. Elias Fries sagt: „ein breiter Streifen verwüsteten Landes folgt allmählig den Schritten der Cultur. Wenn sie sich ausbreitet, stirbt ihre Mitte und ihre Wiege ab und nur im äußeren Umfang finden sich ihre grünenden Zweige." Schleiden fügt dem bei: „Wahr ist es, Dornen und Disteln, häßliche und giftige Pflanzen, Schuttpflanzen genannt, bezeichnen den Pfad, den der Mensch bisher durch die Welt gegangen ist. Vor ihm liegt die ursprüngliche Natur in ihrer wilden, großartigen Schönheit, hinter sich läßt er die Wüste, ein häßliches, verdorbenes Land." Das ist die Geschichte des ewigen Kampfes innerhalb von Natur und Welt, des unausgesetzten, fortwährenden Bekriegens dessen was ist und dessen was werden soll.

Die Geschichte der geistigen wie der materiellen Welt ist nichts anderes als die Geschichte dieses unausgesetzten Kämpfens. Ein fortlaufendes Martyrium des Lebendigen, von Jahrhundert zu Jahrhundert einen Abschnitt des ewigen Kreislaufes vollendend und in nichts verändert als höchstens in dem äußeren Schein, in den Principien und Mitteln der gegenseitigen Vertilgung.

Da stehen die uralten Kämpfer, immer dieselben seit Anbeginn, nur mit neuen Schilden, Fahnen, Farben und Namen. Da stehen sie sich gegenüber seit Kain und Abel, der Einzelne dem Einzelnen, Geschlechter wider Geschlechter, Volk gegen Volk.

Das Juden- gegen das Heidenthum, Griechenland gegen Asien, Rom gegen die ganze damals bekannte und von ihm eroberte Erde. Der ewige Kampf zwischen Herrschaft und Freiheit, Ordnung und Willkühr, dem sich der gleich ewige Kampf des Glaubens wider den Glauben beigesellt.

Immer dieselben Streiter und Ringer zwischen Leiblichem und Geistigem, Vergänglichem und Ewigem, Vernunft und Irrthum.

Die Einen streiten für das Herkommen gegen das Erkenntniß des Bessren, die Anderen für das ihnen allein Nützliche gegen das Allen Ersprießliche. Jene für die geglaubte und erhoffte göttliche Wahrheit, diese für das irdische Recht des Vertrages, der Geburt, des Zufalls gegen das ewige Recht der Vernunft.

Man focht und stritt, blutete und starb seit Anbeginn der bekannten Weltordnung für Schurzfell, Chorrock, Stern und Inful, Geldsack und

Stammbaum, Vaterland und Krone, für und gegen die falschen oder wahren Begriffe von Religion, Wahrheit, Verdienst, Freiheit, Recht und Ehre.

Man kann die Hauptphasen der Weltgeschichte nach gewissen großen Schlachten bezeichnen, welche die bedeutungsvollen Wendepunkte der historischen Entwickelung ausdrücken, indem sie entweder den Abschluß ganzer Culturscheiden bilden oder das erste siegreiche Auftreten neuer Culturideen kennzeichnen, durch deren spätere Geltung sich neue Geschichtsepochen vorbereiten.

Diese Geschichtsepochen concentriren sich in diesen Völker- und Racenkämpfen. Sie sind gleichsam ein Mittelpunkt, von dem und zu dem alle Radien laufen; der Kern, um welchen alle Kristalle anschießen oder von dem sie sich lösen.

Ein englischer Historiker hat denn auch diese Eintheilung einem seiner Werke zu Grunde gelegt und der entscheidenden Schlachten, welche nach ihm das Scelett aller Geschichte bilden, sind fünfzehn.

1) Marathon, mit dessen Namen der erste Sieg verknüpft ist, welchen die nach Freiheit ringende europäische Civilisation über die lose zusammengehäuften, aber an individuellem Geiste todten asiatischen Despotieen erkämpfte.
2) Arbela, das centrale Asien öffnet sich dem griechischen Geiste, den Gesichtskreis der europäischen Civilisation unendlich erweiternd.
3) Die Schlacht am Metaurus, in welcher sich mit der Vernichtung des Hasdrubal das europäische Uebergewicht über das semitische Karthago begründete, Hannibals ruhmvolle Feldzüge ihren Abschluß und Karthago seinen Untergang fand.
4) Pharsalus, welcher das alte Rom in Trümmern warf und aus ihnen das neue mit dem Kaiserreich und der Weltherrschaft erstehen ließ.
5) Die Schlacht des Teutoburger Waldes; Arminius wider Varus im ersten bedeutungsvollen Sieg der germanischen Race über die romanische in Europa, welche die selbstständige Entwickelung der germanischen Völker ermöglichte.
6) Der Römer und Westgothen Sieg über Attila bei Chalons, der die christliche Fortentwickelung Europas sicher stellte.
7) Die Schlacht bei Tours, welche die gesittete Welt von dem Joche des Korans befreite.

8) Die Schlacht von Hastings mit der durch sie herbeigeführten Unterdrückung der sächsischen Race in England und der Thronerhebung der anglo-normannischen Dynastie.

9) Der Sieg der Johanna d'Arc bei Orleans, welcher auf eben so wunderbare als bleibend entscheidende Weise die Macht Englands in Frankreich vernichtete.

10) Die Niederlage der spanischen Armada durch England und Holland, die mit der Weltmacht Philipps von Spanien zugleich die nicht minder bedeutende, wenn nicht größere Macht Roms über den Protestantismus zerstörte.

11) Blindheim. Marlborough und Eugen warfen an diesem entscheidenden Tage das Machtgebäude Ludwigs XIV. nieder und mit ihm die geistige Knechtschaft, die sich von Frankreich und Spanien aus über Europa verbreiten sollte.

12) Pultawa. Der Einfluß, welchen sich Schweden auf die Gestaltung Europas angemaßt hatte, wird dort für immer vernichtet, und Rußland gelangt von hier an zu europäischer Bedeutung.

13) Der Sieg der Amerikaner über die Briten bei Saratoga als die Geburtstagsfeier des ersten selbstständigen Staates in Amerika.

14) Valmy. Der erste Waffensieg der französischen Revolution, welcher dem mächtigen Umschwung aller europäischen Staatenverhältnisse vorherging und

15) Waterloo, welches als Endpunkt erschöpfender Kriege und jenes Umschwungs für Europa eine reiche Zeit innerer Gestaltung und vorschreitender Civilisation einleitete.

Fügen wir zu diesen Fünfzehn noch drei andere:

Sewastopol, welches das Uebergewicht und den Einfluß Rußlands auf seine Grenzen zurückführte, die Ohnmacht Englands und die Macht des neuen westlichen Kaiserreiches zu Tage treten ließ.

Solferino, das die Befreiung und Consolidation Italiens mit der Geltendwerdung des neuen Principes der Nationalitäten bewirkte, und endlich

Königsgrätz mit Folgen und den Consequenzen dieser Folgen, welche für jetzt weder zu bezeichnen noch zu ermessen, wohl aber als die Begründer einer neuen Aera anzusehen sind —,

und wir haben im Ganzen achtzehn einzelne historische Gemälde, welche so ziemlich die Hauptphasen der Geschichte darstellen, die Sonnen- und Wendepunkte der Völker, die Culminationen gewaltiger Reiche.

Nur 18 Schlachten! Aber welche Hekatomben an Menschenopfern, welche Summe menschlichen Elendes liegen in und zwischen ihnen; wie mächtig ist der Strom von Blut und Thränen, der über sie hinwegfließt und dessen Quellen sie sind!

Der Menschenfreund mag sich zwar klagend von dieser Nachtseite des Gewesenen abwenden und schwache Gemüther sich in Zweifel über die Gottähnlichkeit der menschlichen Geschöpfe und die Geduld des Himmels verlieren, aber sie werden wohlthun, des Kommenden zu gedenken und Sorge zu tragen, daß die Nachwirkungen dessen, was niemals aus den Annalen der Menschen verschwinden wird, des Krieges, minder hart erscheinen und die Opfer, welche er fordert, minder zahlreich werden.

Das Recht an sich ist keine Macht, aber wohl sind es hunderttausend Bajonnette. — So wahr als es immer Zweifel an dem geben wird, was das Recht ist, so wahr wird immer die Macht über ihm stehen.

Als Kaiser Karl VI. seiner großen Tochter Maria Theresia die Erbfolge in allen seinen Staaten durch die pragmatische Sanction gesichert zu haben glaubte, sagte Prinz Eugen: „eine Armee von hunderttausend guten Soldaten wäre besser als hunderttausend Tractate."

Indeß der Krieg ist, wie die sieben dürren Kühe des Pharao, welche die sieben fetten auffressen.

Die trockenen Zahlen statistischer Nachweise, welche die Geschichte registrirte, erzählen darüber besser, als alle Worte.

Die Bildung unserer Tage, für welche Geschichte ein interessantes Studium bildet, trägt diese blutigen Summen annähernd im Gedächtniß. Weil es der Zweck dieser Blätter wünschenswerth macht, mögen einige derselben als kurze Notizen, sich der Erinnerung vergegenwärtigen.

Halten wir uns dabei nur an die neue und neueste Geschichte, weil die Zahlen früherer Perioden in ihrer oft fabelhaften Größe zu wenig positive Unterlagen besitzen, denn was von ihnen zu halten, dafür nur ein Beispiel aus einer nicht allzu fern hinter uns liegenden Zeit: Ein Zeitungsleser hatte sich mit sorgsamer Genauigkeit von 1789 bis zu dem Frieden von Tilsit aus dem Hamburger Correspondenten, der Frankfurter Reichspostamtszeitung und anderen Blättern die Zahl aller laterni-

sirten, füsilirten, guillotinirten, noyrten, fabrirten, auf dem Schlachtfeld und in den Seegefechten Gebliebenen und Ertrunkenen, in Städten und Dörfern Niedergemachten notirt und zu ihnen den vierten Theil der in Spitälern und Lazarethen liegenden Verwundeten als umgekommen gerechnet — eine Annahme, die nicht übertrieben genannt werden kann — und dabei die Summe von 142,214,817 Menschen erhalten.

Sehen wir uns nach etwas zuversichtlicherem Material um, es giebt dessen genug. Nachstehende Zusammenstellung ist einem gediegenen Werke entnommen:

Man kämpfte bei Kunnersdorf mit 113,000 Mann 8 Stunden und verlor in der Stunde 4150 Mann. Von 1000 Mann wurden getödtet 294 Mann.

Man kämpfte bei Leuthen 4 Stunden und verlor in der Stunde 3750 Mann. Von 1000 Mann wurden getödtet 144 Mann.

Man kämpfte bei Prag 6 Stunden und verlor in der Stunde 3330 Mann. Von 1000 Mann wurden getödtet 154 Mann.

Man kämpfte bei Zorndorf mit 80,000 Mann 10 Stunden und verlor in der Stunde 2840 Mann. Von 1000 Mann wurden getödtet 355 Mann.

Man kämpfte bei Kollin 6 Stunden und verlor in der Stunde 2800 Mann. Von 1000 Mann wurden getödtet 188 Mann.

Man kämpfte bei Torgau 7 Stunden und verlor in der Stunde 2700 Mann. Von 1000 Mann wurden getödtet 173 Mann,

und endlich kämpfte man bei

Borodino mit 250,000 Mann 12 Stunden, verlor in der Stunde 5880, und es wurden von 1000 Mann 280 getödtet.

Eine andere nicht minder wissenschaftlich gehaltene Aufstellung, welche wir der geistreich redigirten österreichischen Militärzeitschrift des Herrn von Streffleur entnehmen, gewährt für die Menschenverluste in den französischen Kriegen von 1801—1815 folgendes übersichtliche Resultat:

1) Der Krieg von Domingo mit Toussaint l'Ouverture und seinen Nachfolgern von 1801 bis 1806 kostete

a) an französischen Soldaten und Matrosen	60,000	Menschen.
b) weißen Bewohnern der Insel mindestens	50,000	„
c) Negern, gewiß auch	50,000	„

2) In dem Seekrieg mit England 1802 bis 1814 kamen in Schlachten, durch Krankheiten und in Gefangenschaft, durch Verheerungen in Städten und an Küsten an Franzosen, Engländern und beiderseitigen Bundesgenossen, nur mäßig gerechnet, um: 200,000 Menschen.

3) Der kurze und blutige Krieg von 1805 kostete auf beiden Seiten, eingeschlossen der Lazarethopfer, sicher: 150,000 „

4) Der Aufstand in Calabrien von 1805 bis 1807 verdarb wenigstens 100,000 „

5) Der nordische Krieg von 1806 bis 1807 tödtete in Deutschland, Polen, Rußland und Frankreich 300,000 „

6) Der spanische Krieg vom Herbste 1807 bis zum Herbst 1813 kostete nach Napoleons eigenen Berechnungen eine so hohe Menschensumme, daß er sich offenbar geirrt hat. Aber nach Litleys mäßigem Ueberschlag sind 200,000 Franzosen und Bundesgenossen und eben so viele Engländer, Spanier und Portugiesen jedes Alters und Geschlechtes durch Schlachten, Verwüstung, Hunger, Mord und Seuchen alljährlich zu Grunde gegangen, das ist für 6 Jahre ein Ergebniß von 2,400,000 „

7) Der Krieg in Italien, Deutschland und Polen von 1809 erforderte beiderseits an Opfern 300,000 „

8) Der russische Feldzug von 1812 kostete 500,000 Franzosen und Verbündeten und 300,000 Russen das Leben, welche in Schlachten, Lazarethen, in verbrannten Städten und Dörfern zu Grunde gingen; weitere 200,000 Einwohner Polens, Deutschlands und Frankreichs fielen durch Ansteckung und pestartige

Seuchen, welche die Soldaten verbreiteten.

In Summa ein Opfer von	1,000,000	Menschen.
9) Der Coalitionskrieg von 1813 bis 1814 kostete, gering gerechnet, beiden Theilen	450,000	„
10) Der Feldzug von 1815 erforderte beiderseits weitere	60,000	„
Zieht man diese Summe zusammen, so erhält man ein Facit von	5,120,000	Menschen,

mit Buchstaben geschrieben:

Fünf Millionen einhundertundzwanzigtausend männliche Menschenleben, die in einem Zeitraum von nur 15 Jahren zum Tode geführt wurden.

Eine Summe, wie sie von der Einwohnerzahl großer Länderstriche, wohlbevölkerter Reiche und Provinzen nicht übertroffen wird.

Fügen wir dieser Rechnung und der Schale, welche sie wiegt, noch bei: all das Menschenglück, welches zertreten, all das Menschenleben, welches im Keime erstickt wurde, gedenken wir der Thränenströme, welche um alles das geflossen sind, der Fülle von Jammer, welche dieser Menschenverwüstung und Verstümmelung folgt, so wird man gestehen müssen, daß außerhalb dieser nur mäßigen Berechnung weit mehr noch liegt, als innerhalb ihrer.

Diejenigen aber, welche die hier aufgestellten positiven Thatsachen zur Beruhigung ihrer selbst bezweifeln, mögen die Verlustlisten der Schlachtfelder von Eilau, Aspern, Wagram, Saragossa, Borodino, Waterloo u. s. w., sie mögen die Mortalitätstabellen der Lazarethe von Wilna, Dresden und Leipzig summiren.

Aber lassen wir noch einige solche zählende Thatsachen folgen, welche uns näher liegen.

Ihre bewältigende Sprache erscheint förderlicher für die Aufgabe dieses Buches, als die Furcht groß ist, durch sie die Geduld des Lesers zu ermüden. In ihren stummen Zahlen liegt Beredtsamkeit, sie sagen welches Ding von Ungeheuer der Krieg ist und lassen besorgen, daß es großer Anstrengungen und vielen Nachdenkens bedürfen wird, seine scharfen Zähne in etwas abzustumpfen. Gedenken wir des Riesenkampfes von Sewastopol im Jahre 1855. Er währte 349 Tage, und in diesen Tagen finden wir eine solche Summe von Heldenmuth und todesverachtender

Tapferkeit nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern mehr noch außerhalb desselben im Ertragen der äußersten Drangsale, wie sie nur von wenigen Beispielen in der Geschichte erreicht, von keinem übertroffen wird. Kugel, Schwerdt und Bajonnet, Pestilenz und Hunger, Kälte und Hitze wetteiferten die Menschen zu vernichten. —

Der Sturm auf Sewastopol am 8. September kostete den Russen 18,000, den Verbündeten 10,000 Todte und Verwundete.

Frankreich hatte bei seiner Orientarmee nach den officiellen Berichten einen Verlust von 70,000 Mann, derjenige der türkischen Armee kann noch höher veranschlagt werden, überhaupt dürfte der Gesammtverlust der Verbündeten während der Dauer des Krieges sich auf 300,000 Mann beziffern. Rußland wird nicht weniger verloren haben.

In der Schlacht von Solferino betrug der Verlust an Todten und Verwundeten auf Seite der Verbündeten:

8 Generale, 936 Officiere und 17,300 Unterofficiere und Soldaten.

Auf Seiten Oesterreichs:

4 Obersten, 630 Officiere, 19,300 Unterofficiere und Soldaten.

Fügen wir statt dieser in ihrer Wiederholung ermüdenden Verlusttabellen, einige andere Zahlen aus dem letzten amerikanischen Kriege bei, die in ihrer Art für den vorliegenden Zweck nicht minder interessant sind:

Laut eines officiellen Berichtes vom 16. Juli 1862 waren für verstümmelte Soldaten 3891 künstliche Beine, 2240 Arme, 9 Füße, 55 Hände und 125 andere chirurgische Apparate beschafft worden. Es blieben noch zu besorgen: 1000 künstliche Gliedmaßen zu einem ungefähren Kostenanschlage von 70,000 Dollars.

41 Nationalkirchhöfe wurden eingerichtet, welche für 249,339 auf dem Felde der Ehre gefallene Krieger zur letzten Ruhestätte dienen.

Die Kosten der Entfernung der Leichen von den früheren und der Beisetzung auf diesen Begräbnißstätten werden nach einer Durchschnittsrechnung von 9 Dollars 75 Cents für den Kopf noch auf 1,609,294 Dollars zu stehen kommen, während 714,791 Dollars für denselben Zweck bereits verausgabt worden sind.

Man sieht, daß diese Republik von Nordamerika selbst für ihre todten Soldaten mit väterlicher Liebe zu sorgen weiß und daß auch bei einer Republik das alte Lied vom „dankbaren Vaterland" gesungen werden kann, dessen Melodie so oft eine vergessene ist.

Die Verluste Oesterreichs im letzten Kriege sollen sich in übersichtlicher Zusammenstellung auf nicht weniger als 71,267 Mann vom Feldwebel und Wachtmeister abwärts gerechnet belaufen, wovon 9671 todt, 24,096 verwundet und **37,500 vermißt** sind.

An diesem Gesammtverlust ist die Nordarmee mit 62,797 Mann (8484 Todte, 19,896 Verwundete und **34,417 Vermißte**), das Südheer und die Flotte mit 8470 Mann (1187 Todte, 4200 Verwundete und 3083 Vermißte) betheiligt.

Indeß genug der großen Momente und der großen Zahlen. Sie betäuben durch die Totalität von Summen, welche den Geist verwirren und das unbefangene Urtheil trüben. Sehen wir ein wenig auf die einzelnen Factoren, welche dieselben bilden, und erholen wir uns bei den kleinen Zahlen von dem Staunen, welches die humane Seite unserer sittlichen Natur erfaßt, indem sie vor die Ausgangspunkte jener Katastrophe sich gestellt sieht, welche die Völker decimiren.

Vielleicht wirken diese kleinen Zahlen beruhigender, und lassen die Summen erklärlicher finden.

Werfen wir zum Beispiel einen Blick auf die Resultate der Feuerwirkung gegen verhältnißmäßig kleinere Abtheilungen, die für eine nur kurze Zeit beschossen werden. Wir folgen dabei den betreffenden Erzählungen:

In dem Gefecht bei Hagelsberg am 27. August 1813 rückte das Bataillon Bornstedt auf den in der Ebene nahestehenden Feind vor, um ihn mit dem Bajonnet zu werfen. Es dringt muthig vor, aber das feindliche Feuer hinter den Wällen, das eines seitwärts stehenden Bataillons und zweier Geschütze, bringen den Angriff zum Stehen, nach 3—4 Minuten weicht das Bataillon zurück, in einem Zeitraum von ungefähr 8 Minuten hatte es 5 Officiere und 145 Soldaten verloren.

Der Angriff Neys auf das englische Centrum bei Belle Alliance, welcher um $1^1/_2$ Uhr erfolgte, wurde mit dem 15,000 Mann starken Corps des Grafen d'Erlon ausgeführt. Es rückte in drei Divisionscolonnen vor. Die geschützten Linien der englischen Infanterie empfingen sie stehenden Fußes und beschossen diese unbehülflichen Massen auf kurze Entfernungen. In dem vergeblichen Bemühen sich zu entwickeln, wurden sie umfaßt, mit dem Bajonnet geworfen und von der Reiterei verfolgt. Das Corps d'Erlons verlor dabei 5000 Mann, das ist $^1/_3$ seiner gesammten Stärke.

Die Engländer, welche noch heute ihrer Linienstellung vertrauen, an welche ihre Siege auf der Pyrenäischen Halbinsel sich knüpfen und welche bei Waterloo den Stoß der Neyschen Masse brach, standen auch an der Alma in dieser Formation. Ihr erstes Treffen zeigte bei $^1/_2$ Meile Front nur 2 Mann Tiefe. Diese ausgedehnte Linie überschritt den Fluß und dessen steile Ufer und erstieg den felsigen Thalhang. Ihr gegenüber standen zwei Drittheile der russischen Streitmacht. Auf der Höhe angelangt bildete die englische zweite und leichte Division eine Art unregelmäßige, dichte Tirailleurkette, die Mannschaften verschiedener Compagnien und Regimenter standen in ihr, ein nicht eben nachahmungswerthes Beispiel, buntdurcheinander, von Evolutionen oder regelmäßigen Salven konnte hierbei keine Rede sein. Die Russen vertrauten diesem dünnen rothen Faden gegenüber auf den Stoß ihrer gewaltigen, tiefen Massen. Ihre festen Bataillonscolonnen rücken entschlossen und ohne zu schießen in imponirender Haltung vor. Aber die lockere Linie des Feindes hält Stand und richtet auf das nicht zu fehlende Ziel ein Feuer, bei welchem jedes einzelne Gewehr zählt. Im Bereich dieses heißen Feuers stockt die Angriffsbewegung; die Colonne steht, ehe sie Mann an Mann kommt; nicht ihre Bajonnets, nicht ihre Kolben entscheiden, sie kann sich nicht einmal selbst zum Feuergefecht entwickeln. Nur die Spitzen ihrer Colonne geben einige Salven. Ihre Officiere und ihre obersten Führer fallen. Dennoch harrt diese dichte Masse in dieser furchtbaren Lage aus, aber ihre mauerähnliche Gestalt verwandelt sich in die „schwankenden Umrisse einer Wolke". Endlich zieht sie sich zögernd, unwillig, langsam und mit um so größerem Verlust zurück. Das Regiment Wladimir büßte nach Anitschkoff auf diese Weise 49 Officiere und 1500 Mann ein.

Die Russen verloren überhaupt an diesem Tage im Kampf der Massen gegen Linien 5700 Mann, das heißt innerhalb von kaum 3 Stunden $^1/_5$ ihrer Stärke.

Auf einer Recognoscirung in Jütland sah sich Hauptmann von Schlutterbach mit 124 Mann des Regiments No. 50 plötzlich im Rücken bedroht. 180 Mann Dänen vom 1. Inf.-Regiment waren, verdeckt durch eine Kuppe bis auf 460 Schritt herangekommen und gingen entschlossen zum Bajonnetangriff in Colonne vor. Erst auf 250 Schritt empfingen sie die erste Salve. Sie setzten ihren Weg mit dem größten Muthe auch

nach der zweiten Salve fort. Die dritte Salve brachte sie zum Stehen, der Angriff scheiterte an dieser dritten Kugel. Noch waren aber 150 Schritt zurückzulegen und auf den nächsten Entfernungen 3—4 Salven auszuhalten. Es folgte ein Tirailleurgefecht von kurzer Dauer, und in 20 Minuten hatten die Dänen einen Verlust von 3 Officieren und 85 Mann an Todten und Verwundeten. Mithin zwischen $^1/_3$ und der Hälfte ihrer Stärke.

In der That, welch ein gefräßiger Löwe ist der Krieg.

Sollte man es für möglich halten, daß in einer Zeit wie die Unsere, in einem philosophisch und harmonisch so durchbildeten, sittlichen Zeitalter die Möglichkeit seiner Existenz noch vorhanden ist?

Die jüngste Vergangenheit giebt hierauf eine befriedigende Antwort, ersparen wir uns diese Möglichkeit mit leeren Gebilden zu bezweifeln.

Ein Blick über das noch frische Schlachtfeld, ein Gang zu den Ambulancen und in die Feldhospitäler belehrt uns, daß in der Seele der Menschen etwas schlummert, welches, leicht erweckt, ihn zu dem führt, was er jetzt nur noch als das äußerste und letzte Mittel bezeichnet, was aber in weniger gebildeten Zeiten das einzige und deßhalb das erste Mittel war, einen Abfluß entfesselter Leidenschaften zu bilden oder angegriffene Rechte zu sichern.

Immer noch giebt es den Krieg und es wird Kriege geben, so lange Menschen athmen und bis zu dem Ende aller Tage.

Denn — so sagt ein alter Oberstückhauptmann und Oberfeuerwerksmeister aus dem 17. Jahrhundert in seinen Ansichten und Meinungen über die unvergleichliche Artilleriekunst — denn:

„der Krieg ist von Gott selbst erfunden und den Menschen gelehrt worden, er ist so recht ein von Gott eingesetztes Werk."

Hören wir etwas von dem Beweis des wackeren Oberstückhauptmanns für einen Ausspruch, der einen paradoxen Beigeschmack an sich trägt. Er sagt:

„Schon durch die Erfindung der Artillerie ist die Menschheit viel glückseliger, als ehedem wo man wie rasend aufeinanderlief, so daß öfters mehr als hundert tausend Mann auf dem Platze blieben. Anjetzo geht es aus einem anderen Faß und man darf nicht mehr so ungerochen sterben noch sich so bald ergeben. Das Geschütz hat dem Gefechte eine ganz andere

Ordonnanz vorgeschrieben, dermaßen daß man den Feind schon von Weitem auf andere Gedanken bringen kann, wodurch viele tapfere Heldengemüther conservirt und dem Vaterland zu weiterem Dienst erhalten werden."

„Die rebellischen Festungen, wenn auch ihre Mauern und Fortificationswerke von Stahl wären, ja wenn die Natur sie in alle ihre Moräste, Gewässer, Berge und Felsen versteckt und zur Sicherheit ihr ganzes Vermögen contribuiret hätte, — unser Geschütz und Pulver macht ihnen doch endlich das Garaus und wirft sie über den Haufen. Wo sind jetzt viele auf hohen Bergen gebaute Raubschlösser, in welchen sich nicht wenige Schand-, Raub- und Brandmörder wohlbewahrt aufhielten? Sie sind vermittelst des Geschützes, wie die Hühner verschüchtert und ihre Wohnungen zu Steinhaufen und Spellunken der Eulen, Nattern und bösen Geister gemacht."

„Das Pulver und Geschütz diente aber auch zur Verbreitung des Christenthumes und der Aufklärung. Vor ihrer Erfindung waren beide Indien dem höllischen Satan im Rachen und in der allerdunkelsten Finsterniß dem Vieh und wilden Bestien in Sitten und Glauben ähnlicher als vernünftigen Creaturen des großen Gottes; voller teuflischer Verblendungen; wer hätte sich mit den vor Erfindung des Pulvers üblichen Waffen, welche sie besser als wir verstehen, zu ihnen wagen dürfen?"

„Unser Geschütz hat sie zum christlichen Glauben gebracht und ist das einzige Mittel gewesen, durch welches man den Befehl Christi (Lucae 14. 6. 23): „Nöthige sie herein zu kommen, auf daß mein Haus voll werde" hat exequiren können."

„Das Donnern und Blitzen unseres Geschützes hat die giftigen, von dem höllischen Geist erweckten Uebel der Unwissenheit und des Aberglaubens, in welche diese Ebenbilder Gottes eingewickelt, vertrieben, Wetter und Luft des Verstandes heiter und hell gemacht, daß sie nun die wahre Sonne der Gerechtigkeit, anstatt des schwarzschattigen Teufels anbeten."

„Treffen wir auf diejenigen, die sich durch unterschiedliche teuflische Inventiones fest machen: unser Geschütz zermalmt ihre Gebeine im Leibe und füllet ihren unglückseligen Balg wie einen Schrotbeutel mit Trümmern an, daß sie sich wie halb zerquetschte Erdwürmer so lange herumwälzen, bis ihre armselige Seele ausfährt und wenn dieses nicht wäre,

wie wollte ein rechtschaffener Soldat vor diesen Bösewichtern bestehen können."

„Jedermann scheut den landesverderblichen Krieg, welcher nicht allein alle gute Ordnung, Handel und Wandel über den Haufen wirft, der Menschen Concept stark verwirrt, und endlich gar ihr Blut wie Wasser vergießt. Wer urtheilt nur etwas Gutes davon? Gleichwohl ist er nützlich, höchst nothwendig, von Gott selbst inventiret und den Menschen gelehret worden. Den ersten Soldaten setzte Gott mit einem zweischneidigen Schwerdt auf den Paß vor das Paradies, um den ersten Rebellen, unseren Erzvater, solches zu verbieten und davon abzuhalten."

„Abraham schlug in einem Treffen den Kedor Laomor und ward davor von Melchisedek gesegnet, welcher ein Priester Gottes war."

„Moyses befahl dem Josua wider die Amalekiter zu streiten und Gott ertheilte dem Moyses Ordre, die Medianiter zu schlagen. Im Deuteronomium am 20. ist zu lesen, wie Gott abermals sein Volk durch Moyses zum Krieg encouragiren läßt und ihnen sogar seine Priester als Avantgarde giebt."

„Die Stadt Jericho mußte eine unerhörte Attaque ausstehen, welche Gott selbst dem Josua in die Feder dictirte."

„Das erste Stratagema, die erste Entreprise ward der Stadt Hai beigebracht, dadurch sie erobert wurde; der Inventar war Gott selbst. In diesem Judenkrieg mußte dazu die Sonne zwei ganzer Tage aneinander am Firmament stehend leuchten, damit der Krieg und Victori konnte persequirt, viel Tausende erschlagen und die Könige aufgehenkt werden."

„Alle Kriegsgreuel ist vor Gott gebilligt, denn die ganze heilige Schrift ist voll davon und beweißet genugsam, daß der rechtmäßige Krieg von Gott inventiret und in die Welt gebracht worden, daß also ein jeder Mensch von gutem Gewissen in demselben dienen, leben und sterben kann. Seine Feinde mag er verbrennen oder versengen, schinden, niederstoßen oder in Stücke zerhacken, es ist Alles recht; mögen andre daran judiciren was sie wollen, Gott hat in diesen Stücken nichts verboten, sondern die grausamsten Manieren Menschen umzubringen gebilligt."

„Die Prophetin Debora nagelte den Kriegsobersten Sissara durch den Kopf am Erdboden an. Ein sehr schmählicher Tod! Gideon, der von Gott verordnete Führer des Volkes, rächte sich an den Obersten zu Suchot,

die ihm etwas Proviant für seine Armee verweigert hatten, bei seiner Zurückkunft soldatisch: Galgen und Rad, Schwerdt und Feuer waren zu schlecht, sie wurden mit Dornen gedroschen und zerrissen, gleichwohl war es recht vor den göttlichen Augen. Der königliche Prophet David, ein Mann nach dem Herzen Gottes, inventirte die grausamsten Martern über die schon überwundenen Kinder Ammon zu Rabbath, er ließ sie mit Sägen zerschneiden, mit eisernen Wagen über sie fahren, zerschnitt sie mit Messern, zog sie herdurch wie man Ziegelsteine formirt und also that er in allen Städten der Kinder Ammon."

„Aus allen diesen sieht man, daß in einem rechtmäßigen Krieg es zulässig und recht seine Feinde zu vertilgen, es geschehe auf was Weise und Manier es wolle; es gelten hier allerlei Waffen und Gewehre, so man erdenken kann, wenn es möglich wäre, alle Streiche oder Schuß, worauf tausend niederstürzen." u. s. w.

Wir finden durch diese scharfsinnigen Betrachtungen des rechtschaffenen Oberstückhauptmanns uns belehrt und nehmen kurzweg wenigstens die Ueberzeugung an, daß der Krieg, welcher nun einmal in seinem Vorhandensein nicht zu leugnen ist, für das menschliche Geschlecht als Nothwendigkeit besteht.

„Alles was ist, ist" — sagt der Philosoph.

Möge nun der Krieg ein nothwendiges Uebel sein oder etwas besseres, da wir ihn einmal in dem Inventarium der Welt besitzen, ist es an uns, zu sehen, wie sich mit ihm am besten abgefunden wird und welche Möglichkeiten es giebt, seine Schäden zu vermindern und die Verluste, die er uns zufügt, minder groß zu machen.

Es ist Krieg! Das ist ein Centnerwort, und doch wird dieses Wort von einer Glorie umschwebt und getragen, welche nicht hinwegzuleugnen ist. Aber diese Glorie leuchtet nur aus der Ferne, sie erscheint glänzend in den Büchern der Geschichte, erhaben auf den Tafeln des Nachruhmes.

Es ist dabei, wie etwa bei einem wohlgeordneten Mahle im Speisesaal. Wenn es schmecken soll, gehe man nicht in die Küche. In der Nähe und im Anblick seiner Schreckniſse ist der Krieg ein Schauerbild der Menschheit.

In der Idee des Rechtes liegt an sich auch die Idee des Friedens. Ist das Recht allein Richtschnur der Menschenhandlungen, so könnte kein Kampf sein; will man den ewigen Frieden gänzlich als Chimäre der

Phantasie bezeichnen, so müssen wir auch anscheinend jede Vernunftidee und das Fortschreiten der Vervollkommnung menschlicher Institutionen in das utopische Land der Träume verweisen.

Kriege sind politische Aderlässe, nur etwas im Großen und Ganzen ausgeführt. Sie rütteln und schütteln am altgewordenen Menschengeschlecht und brechen dabei, was etwa morsch geworden. Sie sind wie die Stürme, welche zu gewissen Zeiten aus den Höhen brechend, die Felder und Wälder durchbrausen, sie reinigen die Luft und werfen die marklosen Stämme über den Haufen.

Sie dienen als ein strenges aber weises Mittel die Völker zu erziehen, sie sind eine stärkende Eisencur für die Menschheit. Ein Kriegsstoß weckt die Kräfte auf, die das lange Nagen täglicher Sorgen durchfrißt.

Das eroberte Karthago, das zerstörte Byzanz, das zu den Füßen der Barbaren liegende geplünderte und immer noch so herrliche Rom erzählen von den Gefahren, welche ein langer Friede in sich trägt, indem er die Bürger der stolzen Kraft beraubt für das Theuerste ihrer Güter zu kämpfen.

Er ist schwerwiegend für die Zeit, auf welcher er lastet, er zerstört Handel und Wandel, Glück und Wohlstand. Aber er öffnet neue Bahnen, er raubt nicht den Besitz, er verändert nur den Besitzer, er gründet auf den Ruinen ein neues Glück und was er zerstört, baut der ihm folgende Friede um so fester und in um so schönerer Gestalt auf. Wie nach einem Gewitterregen alles Land fruchtbarer wird, so ist nach einem verheerenden Krieg alles Volk freudiger zur Tugend, zur Gerechtigkeit, zur Eintracht und zu menschenfreundlichen Unternehmungen.

Leiden zu tragen, ist ein Gesetz unserer Existenz. Versuchen wir zu mildern, was abzuwenden nicht in unserer Macht steht.

Lassen wir uns von denjenigen Uebeln, von denen dann und wann die bürgerliche Gesellschaft heimgesucht wird, nicht überraschen, sondern uns vorbereitet finden, ihre Folgen möglichst wenig nachtheilig für Individuum und Gesellschaft zu machen.

Wie von Zeit zu Zeit über das Geschlecht der Menschen pestartige Seuchen kommen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert Namen und Brüteстätten zu wechseln scheinen, so zieht von Zeit zu Zeit mit unbedingter Gewißheit ein Krieg über die Völker. Er ist ein Fatum und die kampfgeübten, wohldisciplinirten Heere der gesitteten Nationen sind die Offenbarungen dieser Ueberzeugung.

Ihre Schlagfertigkeit, ihre numerische Stärke und die Erfindungen unseres Jahrhunderts haben die Kriege an sich abgekürzt; die Disciplin der Armeen und die Humanität unseres Zeitalters haben seine Schrecken vermindert, und eben so wenig wie jetzt ein dreißig- oder ein siebenjähriger Krieg denkbar und möglich wäre, eben so wenig denkbar sind die Greuelthaten und Grausamkeiten, welche die Kämpfe der vorigen Jahrhunderte kennzeichneten.

Für diese seine Außenseite gewann der Krieg ein cultivirtes Ansehen und weiß sich mit einem anständigen Gewand einzuführen.

Indeß das verhindert keineswegs, daß dieses Gewand nicht minder blutig, daß er selbst nicht weniger menschentödtend geworden wäre.

Im Gegentheil! — Zu keiner Zeit waren die Techniker der Kriegskunst mehr bemüht, das Handwerkszeug des Krieges, die Waffen, auf eine Stufe möglichster Vollkommenheit zu stellen, als eben jetzt. Niemals forschte man mit so vielen gutem Erfolg nach den Mitteln ihnen die möglichst größte Vernichtungskraft in der möglichst kleinsten Zeit und für die möglichst weiteste Sphäre zu verleihen.

Viele der großen Erfindungen unseres scharfsinnigen Jahrhunderts, welche wir den Fortschritten der angewandten Wissenschaften verdanken, wurden diesem Zweck dienstbar gemacht.

Nachdem die Waffen mit dem Kriegshandwerk selbst viele Jahre hindurch auf demselben Standpunkte sich behauptet hatten und seine rostige Stabilität höchstens durch anders gefärbte Aufschläge, durch die veränderte Stellung eines Knopfes und in der Höhe der Halsbinden einer angenehmen Abwechselung sich erfreute, wendeten denkende Theoretiker ihre Aufmerksamkeit auf Erfindungen, deren Anfänge in deutschen Werkstätten zu suchen sind.

Es gelang die Zerstörungskraft der Waffen auf eine hohe Stufe von Vollkommenheit und Sicherheit zu stellen.

Als in früheren Jahrhunderten die Armbrust mit dem stählernen Bogen erfunden worden war, eiferten Mönche von der Kanzel gegen dieses teuflische Werkzeug, und als 1517 das Radschloß an Stelle des Luntenschlosses trat, erkannte man zwar dessen Vortrefflichkeit, fürchtete aber die durch seine Anwendung herbeigeführte Munitionsverschwendung.

Was würde die Meinung jener Kritiker sein, gegenüber den Wir-

kungen des Zündnadelgewehres oder beim Anblick eines gezogenen Hinterladungsgeschützes?

Der hierauf verwandte Scharfsinn hat es, um die Wahrheit zu sagen, in der That möglich gemacht, mit leichter Mühe in der möglichst geringsten Zeit die möglichst größte Anzahl von Menschen zu tödten oder zu verstümmeln.

Wie nun die Anfangspunkte der meisten Kriege sich einander sehr ähnlich sehen, so auch ihre Endpunkte, welche in der gänzlichen Erschöpfung des einen Theiles der Kämpfenden und in der Zerstörung seiner Hülfsquellen liegen.

Die früheren Kriege führten nur nach und nach zu dieser Erschöpfung. Es war ein langsames gegenseitiges Verspeisen. Man gönnte sich Zeit dabei. Die Umstände damaliger Zeiten erlaubten dieß nicht nur, sondern geboten es theilweise.

Die Schrecken eines Krieges und die Opfer, deren er an Geld und Menschen bedurfte, vertheilten sich auf einen Zeitraum von Jahren.

Der Krieg von heute, welcher die Fortschritte der Menschheit zu seinen Bundesgenossen zählt und dem die Eisenbahnen und der Telegraph dienen, handelt schneller, kämpft schneller und tödtet schneller. Der Sieg ist schneller ereilt, die Flucht schneller vollendet.

Die Verkürzung von Raum und Zeit macht es möglich, große Massen mit der möglichsten Schnelle auf bedrohte oder zu bedrohende Gegenden zu werfen. Bei einiger Umsicht vermag man durch dieselben Hülfsmittel auch diese Massen annähernd gut zu verpflegen, ohne von dem guten oder bösen Willen der Einwohner und dem Ungeschick der Verpflegungsbeamten allzusehr abhängig zu sein.

Man ist beeilt, in wenigen, großen, schnell auf einanderfolgenden Schlägen sich die denkbarsten Verluste beizufügen, und da unsere gesammte Entwickelungs- und Culturperiode lange Kriege aus tausenden von unleugbaren Gründen zu einer vollständigen Unmöglichkeit gestaltet, so ist man bemüht, den ganzen Apparat des Krieges mit allen seinen Schrecken und seiner Zerstörungssphäre in einen möglichst kurzen Zeitraum zusammenzudrängen.

Was sich früher auf Jahre vertheilte, finden wir jetzt in so vielen Monaten, ja, wie der Beweis so nahe liegt, in so vielen Tagen abgethan.

Blutige und furchtbare Tagewerke allerdings, welche mit erbarmungsloser Härte in der concentrirtesten Form ihre Resultate feststellen: ein Maximum der Massen und der Vernichtung auf einem Minimum von Raum und Zeit.

Das ist die Vollkommenheit und der Fortschritt des heutigen Kriegswesens, hervorgegangen aus der Vollkommenheit der Waffen, aus der Herbeiziehung ursprünglich für den Frieden bestimmter Erfindungen und Einrichtungen und aus der Nothwendigkeit der schnellen Erfolge.

Das ist die eine Seite des Krieges von heute, des Krieges, welcher zerstört und tödtet. Sehen wir, wie es um seinen Gegensatz bestellt ist, um den Krieg, welcher gegen ihn geführt wird und welcher erhalten und retten soll.

II.

Der Gegenkrieg.

„Der Gegenkrieg", das scheint das rechte Wort zu sein, denn er steht jenem mittelbar und unmittelbar gegenüber und ist bemüht, dessen Wirkungen zu bekämpfen, seine Tödtlichkeit zu mindern und die Menschen zu retten, die jener niederwirft.

Er hat seine Armee wie jener Krieg, nur leider ist sie für seine Absicht viel zu schwach, er hat seine Ausrüstung zwar umfänglich und bedeutend, aber lange nicht bedeutend genug, gegen den Mächtigeren in die Schranken treten zu können.

Gegen Feuer und Schwerdt setzt der Gegenkrieg die Hülfsmittel seiner Wissenschaft, die Pflege, die heilenden Kräfte der Natur und der Kunst. Es ist der Krieg, welchen die Feldsanität gegen die Wunden, die Fieber und alles das körperliche Elend führt, welche jener hervorrief.

Und wenn jener in kurzer Zeit mehr Menschenopfer fordert, als dieß früher, selbst bei seiner längeren Zeitdauer der Fall war, und somit der augenblickliche Nothstand ein größerer geworden, wenn die Waffen sich in

ihrer Vernichtungskraft vervollkommneten, so hätte man andererseits erwarten sollen, daß derjenige Theil der Armee, welcher bestimmt ist diese Vernichtung aufzuhalten und zu bekämpfen, in entsprechender Weise seine Fortschritte gemacht und mindestens eine **reichere** Dotation an **lebendem** und todtem Material erfahren hätte; —

daß sich das **erhaltende** Element einer mindestens **gleichen** Vollkommenheit erfreute, als wie sie dem zerstörenden gegenwärtig innewohnt.

Dem ist leider nicht so!

„Viel wichtiger," sagt Dr. Löffler in seinem trefflichen Werk über den Gesundheitsdienst im Feldzuge 1864, nachdem er über die Verletzungen durch die neuerfundenen Projectile gesprochen, „viel wichtiger ist die Erschwerung des Gesundheitsdienstes im Ganzen und Großen, welche durch das Genie der Dreyse herbeigeführt wird.

Mit der außerordentlichen Steigerung der Trag- und Treffähigkeit der neuen Percussionswaffen — Kanonen wie Gewehre — tritt die Zahl der Treffer in ein neues Verhältniß zur Streiterzahl, und die schweren Verletzungen werden um so überwiegender, je größer die Entfernungen sind, auf welche die Percussionskraft wirksam bleibt. Eine große Schlacht im offenen Felde ist 1864 nicht geschlagen worden. Aber die furchtbare Wirkung, welche namentlich das Schnellfeuer des Zündnadelgewehres in einer solchen haben wird, läßt sich aus den Proben von 1864 ahnen.

Trotz ihres rastlosen Strebens, mit allen Mitteln der Wissenschaft und Kunst die Wundbehandlung zu vervollkommnen, kann die feldärztliche Technik unter solchen Umständen mit **Ehren** nur bestehen, wenn mit derselben Regsamkeit und Consequenz an der Vervollkommnung der Organisation und Ausrüstung des Feldheildienstes gearbeitet wird. Die älteren Voranschläge und Einrichtungen sind von den neueren Bedürfnissen längst überholt.

Selbst manche neue Organisationen neuesten Datums, z. B. die östreichische, scheinen nicht ganz glücklich getroffen. Wir haben 1864 nicht beurtheilen können, wie sich dieselbe in einer vorbereiteten großen Feldschlacht bewährt. Aber bei den wenigen Acten, zu welchen der Feldzug von 1864 dem östreichischen Corps Gelegenheit bot, hat sie Manches zu wünschen übrig gelassen. Es waren rasche, kühn

geführte und mit glänzender Bravour ausgeführte Vorstöße (Ober-Selk, Oeversee, Veile). Für solche scheint die neue Organisation des Heildienstes weniger berechnet; vielleicht fußt sie ausschließlich auf den Erfahrungen von 1859.

Betrachten wir zunächst die technische Praxis von 1864. Sie war preußischer Seits ausschließlich in der Hand wissenschaftlich durchbildeter Aerzte. In keinem früheren Kriege war den Verwundeten so viel und so geschickter Beistand zur Seite. Es wurden schöne Heilresultate erzielt; aber es hieße, die Wahrheit verschleiern, wenn man sie als die besten, welche erreichbar sind, preisen wollte. Es wird sich herausstellen, wie viel von dem, was zu wünschen übrig bleibt, auf Mängel der Technik, wie viel auf Mängel der Organisation, der personellen und materiellen Ausrüstung und des Dienstbetriebes zu setzen ist."

Der letzte Krieg scheint nun hierüber sein Urtheil abgegeben zu haben. Möge es gehört werden.

Die gewaltigen Armeen, welche wir jetzt auf einem und demselben Kriegsschauplatze in Thätigkeit sehen, stellen den Organen ihrer Sanitätspflege keine geringe Aufgabe. Eine einzige der geschlagenen großen Schlachten füllt deren Ambulancen mit mehr Verwundeten und Verstümmelten, als es früher kaum ein ganzer Feldzug that. Und doch ist es ihre Pflicht, auf Mittel zu sinnen, um ihre Aufgabe zu lösen und schnelle Hülfe, sorgsame Pflege allen denen in der eingehendsten Weise bieten zu können, welche ihrer so sehr bedurften.

Während die Armeen früherer Zeit sich auf 30—40,000 Köpfe summirten und in einem Feldzug von der Dauer eines Jahres in größeren Zwischenräumen 1—2 Schlachten geschlagen wurden, so zählen jetzt die kämpfenden Heere nach Hunderttausenden und es finden in möglichst rascher Folge 2—3 große Schlachten statt, welche zwar die Entscheidung und somit das Ende des Krieges in sich tragen, die aber gleichzeitig eine ungeheure Menge Verwundeter erzeugen. Nicht gerechnet der schwer kranken und maroden Soldaten, welche als Opfer von Anstrengungen und Entbehrungen aller Art, vor und nach der Schlacht die vorhandenen Räume und Lagerstätten großer Hospitäler füllen und denen man nur zu oft aus einer sicher sehr irrthümlichen und beklagenswerthen

Ansicht weniger Theilnahme und Aufmerksamkeit zu gewähren scheint, wie ihren in der offenen Feldschlacht verwundeten Kameraden.

Die Summe dieser und jener ist am Abend einer großen Schlacht eine so hohe und wächst in den ihr folgenden Tagen in so unberechenbaren Progressionen, daß für die Gesammtheit der Hülfesuchenden das dermalige Sanitätswesen bei weitem nicht ausreichend mit Personal und Hülfsmitteln ausgestattet ist. Es vermag nicht diejenige ausgiebige Hülfe zu leisten, welche der verwundete oder erkrankte Soldat berechtigt ist zu erwarten.

Wenn alles innerhalb der Armeen vorwärts geschritten ist, so behauptete doch die Heilpflege in gewissen Beziehungen ihren alten Standpunkt und die bekannt gewordenen Fortschritte, die sie machte, stehen in keinem Verhältniß zu denen anderer Zweige des activen Kriegswesens.

Es liegt hierin eine traurige Wahrheit, aber erkannte Wahrheiten verschweigen heißt der Humanität und der Pflicht einen schlechten Dienst erweisen.

Nur dadurch, daß man mit dem Willen auch den Muth verbindet, über gefundene Schäden zu reden, darf man hoffen für die Absicht gutes zu erreichen nach besten, wenn auch schwachen Kräften gewirkt zu haben.

Das ganze Kriegswesen ist in seiner Anwendung der Hauptsache nach eine Erfahrungswissenschaft. Es bildet seine Ergebnisse aus einer fortlaufenden Kette von Handlungen und Thaten.

Deßhalb nimmt auch innerhalb der Kriegswissenschaften die Theorie nicht einen so hohen Standpunkt ein, als er ihr in anderen Wissenschaften zugetheilt wird. Alle großen und durchgreifenden Umwandlungen innerhalb des Militärwesens waren die Folgen thatsächlicher Erfahrungen. Zu ihrem Ausbau wirkten die Schätze der Theorie nur in so weit, als er der Lösung technischer Probleme bedurfte. Aber immer stand dabei die Initiative auf Seite der Praxis, wenn ihre entscheidende Stimme in einzelnen Fällen die Hülfe der Theorie in Anspruch nahm.

Deßhalb bildet auch innerhalb des Soldatenstandes der Name: Theoretiker einen Vorwurf. Es schwebt über ihn ein oft unverdientes, immer zweifelhaftes Odium. Im günstigsten Falle ist er gleich bedeutend mit dem eines wissenschaftlichen Schwärmers, im minder günstigen erinnert er an Unbrauchbarkeit. Ob mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt, denn wenn auch die sich rächende Theorie unter einem Practiker

sich eine Art von Arbeitskraft vorstellt, welche eine gewisse Reihe von Beschäftigungen instinctmäßig und ohne besondere Zuhülfenahme der höheren Potenz: Vernunft zu versehen gewöhnt ist, so ist an sehr vielen untergeordneteren Stellen innerhalb des Soldatenstandes gerade diese Art von Arbeitskraft von der offenbarsten und zweckentsprechendsten Brauchbarkeit.

Entscheidet doch im Kriege in den meisten Fällen fast allein die sichere Ausführung practischer und zur Gewohnheit gewordener Erfahrungen.

Es ist demnach von hoher Wichtigkeit, gemachte Erfahrungen zu sammeln und in feststehende, practisch wohl zu handhabende Grundsätze, in reglementarische Bestimmungen zu verwandeln. Möge dann immerhin die so lebendig gewordene Praxis sich bei der Theorie veredeln und vervollkommnen, es wird dieß um so besser für sie sein.

Aber niemals sollten die Lehren der Erfahrung, welche uns bewegte und schwere Tage als ein theures Erbe hinterlassen, in den ihnen folgenden Zeiten der Ruhe und Abspannung vergessen werden.

Betreff des Feldsanitätswesen haben uns nun die letzten und neuesten Kriege mit mitleidsloser Klarheit eine Reihe solcher Erfahrungen gewährt. Gehen wir daran, sie zum Heil der Zukunft nutzbar zu machen, das theuererkaufte zu verwerthen.

Stellen wir die rein negative Erfahrung oben an, daß sich dieses Sanitätswesen nicht bewährte, hier und da sogar: **„in keiner Weise“.**

Es ist dabei nur von den Kriegen die Rede, deren Zeuge die jetzige Generation war: dem Krimfeldzug, dem italienischen und dem Krieg in Schleswig-Holstein und endlich, der traurigste von allen, dem letzten deutschen Bruderkrieg, der auf böhmischer Erde in einem Feldzug von 8 Tagen seinen Austrag fand.

Im Krimfeldzug sind die Opfer ungezählt, welche in Folge des mangelhaften Sanitätswesen dahingerafft wurden. Nicht Kugel und Schwerdt, nicht Wunden und Typhus kosteten die meisten Todten, sondern der Mangel an Aerzten und vor allem der **guter** Heilanstalten.

Bei der französischen kriegsgewohnten und so practisch durchbildeten Armee, deren Sanitätswesen für das beste aller Armeen und lange als Beispiel galt, waren jene Zustände nicht besser, bei den Engländern waren sie in der ersten Periode so schreiend, daß sie einige Wochen hindurch Lon-

don in Aufregung versetzten, das Parlament zu heftigen Debatten veranlaßten und die Einleitung einer Untersuchung hervorriefen.

Die französische Krimarmee hatte neben ca. 20,000 Todten in Folge von Verwundung mehr als 70,000 Todesfälle durch Krankheit zu beklagen. Ein so hochgradiges Elend ist kaum in irgend einem anderen Krieg von ähnlicher Dauer zu finden. Cholera, Ruhr, Scorbut und Kriegstyphus haben es erzeugt. Das Sterblichkeitsverhältniß hört auf einen Maßstab für die Leistung des Sanitätsdienstes zu bieten, wo solche Feinde die Herrschaft erlangten. Die Gewalt der Umstände theilt die Schuld dieses opferreichen, furchtbaren Krieges mit der ungläubigen Unterschätzung der Gefahr zu einer Zeit, wo die Stimme der Sachverständigen auf die ersten Zeichen hinwies. Man kann dabei nur den Muth und die Todesverachtung bewundern, mit welcher die Aerzte und Pfleger auf ihren hoffnungslosen Posten ausharrten, bis sie erschöpft niedersanken, oder auch sie der Tod ereilte, welchen sie von denen nicht abzuwenden vermochten, die in ihre Pflege gegeben waren. Die französische Feldarmee von 1859 wurde indeß von ausgeprägten Seuchen nicht heimgesucht. Der Krieg wurde vor den Thüren Frankreichs in einem fruchtbaren, mit den Befreiern simpathisirenden Lande unter den günstigsten Transport- und Verpflegungs-Verhältnissen geführt. Mr. Cazalas, in der spätern Periode dieses Feldzugs Chefarzt dieser Armee, hat über die Krankheiten derselben 1864 ein kleines Buch geschrieben, welches indeß merkwürdiger Weise die Zahl der Todesfälle durch Verwundungen nicht von denen durch Krankheit erzeugten, trennt. Die französische Armee hatte nach ihm 125,950 Lazarethkranke, darunter 13,474 Verwundete, davon starben 4698, d. h. $3{,}_{7}$ Proc. Eine derartige ausgeübte Statistik ist indeß so unzuverlässig und eigenthümlich, daß sie Vergleiche unmöglich macht. Was indeß das Sanitätswesen in jenem italienischen Krieg leistete, davon giebt am besten eine Schrift Kunde, die berufen war großes Aufsehn zu machen, weil sie mit schlichten Worten Thatsachen erzählte, deren Gräßlichkeit noch niemals mit so viel eindringlicher Wahrheit geschildert worden war. Es ist dieß: „Die Barmherzigkeit auf dem Schlachtfelde. Eine Erinnerung an Solferino von Henri Dunant.“ Ich werde später mehrfach auf diese Schrift zurückkommen und wir werden dabei finden, was wir Herrn Dunant zu danken haben und wie groß die Wirkung seines Buches sich erwies.

In den genannten Feldzügen zeigt die Feldsanität sich nur wenig mit der Zeit fortgeschritten, und daß sie nicht den Anforderungen des Krieges durch eigne Kraft zu entsprechen vermochte. Nur durch das Zuhülfekommen von ihr fremden Elementen war es möglich, daß die schweren Folgen ihrer Unzulänglichkeit nicht noch schwerer wurden.

Daß Oestreich seine schon früher gemachten Erfahrungen nicht besser benutzt hatte, daß es auch diejenigen jenes Krieges nicht nutzbar machte, und die Nichtbeherzigung empfangener Lehren immer neue Opfer kostete, ist etwas das schwer zu erklären ist.

Der Feldzug 1864 in Schleswig-Holstein fand wenigstens das preußische Sanitätswesen auf einem achtungswerthen Standpunkte. Wenn auch dieser engbegrenzte, für die Ausübung des Sanitätsdienstes von vielen günstigen Umständen begleitete Krieg keinen hinreichenden Maßstab gewährt, so zeigte es sich doch, daß das genannte Sanitätswesen wirkliche Fortschritte gemacht hatte und von einem sehr tüchtigen Chefarzte geleitet, keinerlei Veranlassung zu gerechter Klage gegeben zu haben scheint.*)

Die verbündete Armee, welche unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls von Wrangel am 1. Februar 1864 die Eider überschritt, zählte ca. 60,000 Köpfe. 1/3 davon war von Oestreich gestellt, die beiden andern von Preußen. Die Stärke des östreichischen Corps ist im Laufe des Feldzugs nicht wesentlich verändert worden. Dagegen stieg die Kopfstärke der preußischen Feldarmee in der Actionsperiode, — die ersten 5 Monate —, allmählig bis auf ca. 36,500 (Anfangs Juli). Später erfolgte eine Verminderung. Es wurden davon durch Kriegswaffen verwundet: 3665 Mann, und zwar darunter 98 Proc. durch Schüsse. So sehr tritt bei den Kriegen der Gegenwart die Wirkung der übrigen Waffen in den Hintergrund.

Es kamen nur 23 Verwundungen durch Säbelhiebe vor, wovon nur einer tödtlich war, und 26 Stichwunden durch Bajonnets, welche sämmtlich heilten. Außerdem waren 5 Verwundungen durch Kolbenschläge in Behandlung.

---

*) Wir folgen bei den nachstehenden Mittheilungen einer Broschüre, welche wir der Feder des bekannten und gelehrten Dr. Löffler, Generalarzt der K. P. Armee, verdanken: „Generalbericht über den Gesundheitszustand im Feldzug gegen Dänemark 1864."

Die preußische Feldarmee hat in diesem Feldzug verloren:

1) In Folge von Verwundungen durch Kriegswaffen (mit Einschluß der Gefallnen) 738 Mann.
2) In Folge anderer Beschädigungen (Unglücksfälle) und Krankheiten 310 „

in Summa 1048 Mann.

Das ist ca. $1_{,6}$ Proc. ihrer höchsten Kopfstärke, — oder ein Verlust, dessen Geringfügigkeit gegenüber der errungenen Erfolge und der stattgefundenen Actionen das höchste Staunen erregen muß. Er ist ohne Beispiel und es lohnt aus mehr als einem Grunde, einen Augenblick bei diesem Gegenstand zu verweilen und nach den Ursachen eines so niederen Procentsatzes zu suchen.

Unter die Gründe, welche dieses merkwürdige Ereigniß erklären, dürfte zunächst das Kriegsglück zu rechnen sein, welches an die preußischen Fahnen dort, wie anderwärts gefesselt war. Dann aber nicht minder die gesicherte Verbindung innerhalb eines reichen Kriegsschauplatzes, dessen patriotisch gesinnte Bewohner die Pflege der Kranken in der eingehendsten Weise erleichterten. Vor allem aber die geschickte Leitung eines höchst umsichtigen und wohldurchbildeten Generalstabes, welcher auch bei den kühnsten Entwürfen die möglichste Schonung der Truppen niemals aus den Augen verlor.

Auch dort war es die Ueberlegenheit der preußischen Waffen, welche durch ihre überraschende Wirkung die Haltung des Feindes erschütterte und in Verbindung mit dem tapfern Muthe der Soldaten zu schnellen Erfolgen führte. Das Verpflegungswesen wurde mit Beiziehung der reichen Hülfsmittel vorzüglich verwaltet und geleitet.

Endlich trat das Feldlazarethwesen hier zuerst in einer neuen Organisation auf, welche, mit als zweckwidrig anerkannten Traditionen brechend, nur die möglichst vollkommene Erfüllung der Mission des Gesundheitsdienstes im Auge behielt.

Kann nun auch jener Feldzug der schon angeführten Umstände wegen nicht als Probirstein für die allseitige Zweckmäßigkeit dieser Organisation angesehen werden, so giebt Herr Dr. Löffler dem Feldsanitätswesen doch das Zeugniß, daß seine sämmtlichen Elemente mit Intelligenz und Hingebung wetteiferten, ihre Aufgabe zu lösen.

Auch dort hat die freiwillige Privatpflege breiten Boden gewonnen

und ihre Thätigkeit erndtete anerkanntermaßen große Erfolge. Sie war in den verschiedenartigsten, aber immer in practischen Formen thätig und wurde „als Ausfluß der Vaterlands- und Menschenliebe amtlicher Seits in keiner Form **verschmäht**".

Angriffe befestigter feindlicher Stellungen, Uebergänge über Flüsse und Meeresarme bilden die hauptsächlichsten Gefechtsmomente des Feldzuges 1864, und obwohl gerade derartige Unternehmungen, unter allen Actionen die schwierigsten, von den Angreifenden die größten Opfer fordern, so ergab doch dieser Feldzug ein entgegengesetztes Resultat.

Durch Verwundung wurde in der preußischen Feldarmee ca. $3_{,8}$ Proc. ihrer höchsten Kopfstärke außer Kampf gesetzt.

Das Zahlenverhältniß der Officiere zur Mannschaft war dabei ungefähr wie 1 : 50 und sie waren bei den Gefallenen in einem Verhältniß wie 1 : 18, bei den Verwundeten wie 1 : 15 betheiligt. (Für den Tag von Alsen wie 1 : 10—11; bei Friedericia sogar wie 1 : 8—9.) Die Sterblichkeitsdifferenz betrug indeß fast 5 Proc. zu Gunsten der Officiere. Eine Erfahrung, welcher wir später bei dem amerikanischen Kriege nochmals begegnen werden, und welche ein sprechender Beweis ist, um wie viel günstiger dieses Sterblichkeitsverhältniß durch eine sorgfältige Pflege gestaltet wird. Daß dieselbe für den Officier in allen Fällen eher zu erlangen ist und erlangt wird, als für den Soldaten, liegt auf der Hand. Es muß aber auch hierin eine Umgestaltung in so fern erzielt werden, daß für den Verwundeten kein Rangunterschied besteht. Nicht daß der Officier eine weniger gute Pflege finden sollte, im Gegentheil, je besser, desto besser, — aber sie soll für den Einen wie für den Andern eine gleich **gute**, eine **vollkommen gute** sein.

Das Personal der Gesundheitspflege verlor in jenem Feldzug nur 2 Aerzte, 1 Feldapotheker, 2 Lazarethgehülfen und 4 Krankenträger. Man schließe daraus nicht, daß dasselbe auf dem Schlachtfelde säumig in der Erfüllung seiner Pflichten war. Das preußische Sanitätspersonal stand an Tapferkeit seinen combattanten Kameraden nicht nach. Wenn auch nicht berufen, sich mit den Waffen in den Kampf zu stürzen, erheischt doch sein schwerer Dienst nicht minder große Selbstverleugnung und die Aufgabe, in Mitten des Feuers auszuharren und mit ruhiger Ueberlegung und fester Hand, mit der Hülfe seiner Kunst auch Trost für den verwundeten Soldaten zu bringen, erfordert sicher einen hohen Grad festen

Muthes. „Der preußische Arzt wie das Personal der Sanität hat mit Hingebung seine Aufgabe, sowohl im offenen Gefecht, wie in den Trancheen, beim Sturmlaufe, wie in den mit Kartätschen begrüßten Booten auf dem Alsensund gelöst."

Da übrigens das oben angeführte Verlustverhältniß sich nach dem Bestand der gesammten Armee berechnet, so ist es klar, daß es sich für die Truppentheile, die namentlich an den Actionen betheiligt waren, wesentlich anders gestaltet. Viele sind in kein Gefecht gekommen.

Was den Verlust der Dänen anlangt, so bestehen für denselben keine zuverlässigen Angaben. Aber es wurden nach dem Sturm vom 18. April diesseits des Alsensundes ca. 400 gefallne Dänen begraben. Die Zahl der mit hinübergenommenen und am 19. April nach Alsen ausgelieferten Leichen betrug nach dänischer Angabe 100. In die dänischen Lazarethe sollen in diesen Tagen gegen 800 Verwundete gelangt sein.

Von den 1222 Dänen, die während des Feldzugs in preußischen Lazarethen Verpflegung fanden, stammen 638 vom 18. April.

Hiernach betrug der dänische Verlust an Todten und Verwundeten ca. 1900, d. h., da der Effectivstand der in das Gefecht gekommenen dänischen Truppen höchstens 12,000 Mann betragen haben dürfte, ca. 16 Proc. Preußischer Seits kamen ca. 16,000 ins Feuer, von welchen 1157 fielen oder verwundet wurden, also nur 7 Proc.

Herr Dr. Löffler fügt diesen Angaben, die von seiner Umsicht und seiner practischen Schätzung der Verhältnisse zeugende Bemerkung bei: „Der Gesundheitsdienst darf sich indeß bei seinen Voranschlägen mit diesem Maßstabe nicht begnügen. Jede ins Feld rückende Armee muß auf den Sieg rechnen, aber deßhalb eben vorbereitet sein, auch den Verwundeten des Feindes, welche in seine Hände fallen, Beistand und Pflege zu gewähren. Gewöhnlich veranschlagt man bei einem ernsten Gefecht die Zahl der Hülfsbedürftigen auf 10 Proc. der eigenen Kopfstärke."

So menschenfreundlich diese Ansicht auch ist, dürfte doch, so lange die Hülfsmittel der Feldsanität nicht ausreichen, den *eigenen* Verwundeten und Kranken eine *schnelle* und *sichere* Unterkunft und Pflege zu gewähren, dieselbe erst ziemlich spät daran denken, für die des Gegners zu sorgen. Denn wenn auch der Verwundete, ob Freund oder Feind, in allen Verhältnissen nur noch als hülfsbedürftiger Bruder angesehen werden soll, so ist es doch nicht nur natürlich, sondern auch billig, daß man den eigenen

Leuten erst alle Sorgfalt schenkt, ehe man derjenigen des Gegners gedenkt.

Es ist daher weit besser, man nimmt fürs Künftige diese Sorge dem Sieger ab, welcher derselbe sich bisher in allen bekannten Fällen (der Feldzug von Schleswig kann hier in Wahrheit nicht in Frage kommen) nur in einer sehr mangelhaften Weise zu entledigen vermochte. Seien wir bemüht, die Mittel zu finden, welche gestatten, daß ein jeder der kämpfenden Theile innerhalb eines Feldzuges, auf Märschen, vor und nach Schlachten stets selbst für seine Verwundeten und Kranken zu sorgen vermag. Den Vorwurf einer schlechten, einer oft elenden Verpflegung wird er dann auch allein zu tragen haben und keine Entschuldigung für ihn ferner anzuführen sein. Am Tage von Alsen war die Differenz des Verlustes noch bedeutender. Von den preußischer Seits im Gefecht befindlichen 15,000 Mann : 359 Gefallne und Verwundete, wobei allerdings allein 250 Mann auf die Brigade Röder kamen, die etwas über 6 Proc. ihrer Kampfstärke verlor. Immerhin ein sehr günstiges Verhältniß gegenüber der hier gelösten Aufgabe. Der Uebergang über einen Meeresarm von nicht geringer Breite, im Angesicht des Feindes ist mit einem so geringen Verlust wohl noch nie in der Kriegsgeschichte ausgeführt worden. Noch weniger dürfte es sich je ereignet haben, daß der Verlust des die Ufer vertheidigenden Feindes sich viermal höher bezifferte.

Aber nicht die Waffen sind es, welche der im Felde stehenden Armee die größten Verluste zuziehen und die Reihen ihrer Combattanten lichten. Nach allen Kriegserfahrungen sind es vielmehr die Krankheiten, welche dieselbe zu fürchten hat. Auch dieser Satz bewahrheitete sich in Bezug der preußischen Feldarmee im Feldzuge 1864, soweit die Erkrankungen in Frage kamen. — In Folge der günstigen Verhältnisse bewahrheitete er sich nicht in Hinsicht auf die Todesfälle.

Die preußische Feldarmee hat in den 9 Monaten vom 1. Februar bis ult. October 1864 außer ihren Verwundeten : 26,717 Erkrankte und anderweitig Beschädigte der Hospitalpflege überwiesen, also $42_{,2}$ Proc. ihrer höchsten Kopfstärke.

Diese Summe ist zehnmal größer als die der Verwundeten und Gefallnen, dagegen hat die Armee außer den Gefallnen nur 310 Todesfälle zu beklagen.

In der dänischen Armee gestalteten sich diese Verhältnisse weit

weniger günstig. Djörup berechnet, daß sie excl. der Verwundeten 31,575 Kranke und unter ihnen 756 Todesfälle, also 2,4 Proc. hatte; er bezeichnet dieses Verhältniß als ein „außerordentlich glückliches". Um so mehr hatte die preußische Armee Ursache, sich ihrer 1,1 Proc. zu erfreuen.

In der That scheint der Sanitätsdienst innerhalb ihrer in einer trefflichen Weise ausgeübt worden zu sein, und dürfte man zu einem System, welches mit solchen Zahlen seine Güte gewährleistet, Vertrauen fassen.

Der letzte Feldzug hat nun zwar bewiesen, daß auch das preußische Sanitätswesen noch nicht an dem endlichen Zielpunkt angelangt ist, aber sicher steht es demselben am nächsten. Wir werden später mit seinen Einrichtungen eine nähere Bekanntschaft machen.

Es war im Uebrigen der preußischen Armee in dem Feldzuge 1864 nichts von Kriegsanstrengungen erspart worden. Von Seuchen blieb sie, Dank den getroffenen Maßnahmen und der geregelten Verpflegung, allerdings verschont, aber was sonst an gesundheitsfeindlichen Einflüssen unvermeidlich mit einem Feldzug verbunden ist, hat sie reichlich gefunden.

Märsche von ungewöhnlicher Ausdehnung, theils mitten im Winter auf schneeverwehten oder eisglatten Wegen, theils in der Gluth des Hochsommers, Quartiere in Kuhställen, Bivouacs ohne Stroh und Feuer auf gefrorenen Sturzäckern, ein angestrengter Vorposten- und ein noch anstrengenderer, psychisch wie physisch aufreibender Dienst bei den Belagerungsarbeiten und in den Laufgräben — alles das sind sprechende Momente, welche beweisen, daß jener Feldzug nicht zu den militärischen Spaziergängen gehört und daß die Anforderungen, welche er an die körperliche wie moralische Spannkraft der Armee stellte, nicht zu unterschätzen sind. Die Sieger von Düppel und von Alsen fanden hierbei eine treffliche Schule, die späterhin ihre Früchte tragen sollte.

Die veränderte und verbesserte Organisation, durch welche sich bereits in dem gedachten Feldzug 1864 das preußische Feldsanitätswesen auszeichnete, war die Folge der vorhergegangenen Kriege in der Krim und in Italien und der dort gemachten Erfahrungen, welche von diesem Staate sorgsam beobachtet worden waren.

Aber auch in anderen Staaten erhoben sich auf Grund dieser Er-

fahrungen berufene und mahnende Stimmen, welche, gestützt auf so viele beklagenswerthe, nicht zu leugnende Vorgänge, es als eine dringende Pflicht erkannten auf die vorhandenen Uebelstände hinzuweisen und für deren Abhülfe in Wort und Schrift zu kämpfen.

An den entscheidenden Stellen scheint man auch vollständig die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß Abhülfe nothwendig und daß sie eine Pflicht bilde. Nur über das „wie" waren die sonst übereinstimmenden Meinungen getheilter Ansicht.

Man begann in verschiedenen Staaten das Kriegsheilwesen umzugestalten, hier etwas beizufügen, dort etwas wegzunehmen; nur an wenigen Orten fand eine durchgreifende und zweckentsprechende Regeneration in seinen nothwendigsten und doch schwächsten Theilen statt.

Zumeist blieb es wohl bei dem guten Willen. Das alte Trümmerwerk wurde neu überkleidet, den Reglements einige Paragraphen beigefügt, und da man Angesichts des Friedens immer viele Zeit zu haben glaubt, schob man auf morgen, was heute gethan werden konnte. In der Absicht das Beste zu schaffen, unterließ man die Herstellung des Guten.

Und dann: das Sanitätswesen umzugestalten, es namentlich so zu gestalten, daß es den humanen, ziemlich weitgehenden, aber nicht unbilligen Forderungen unserer Zeit entspricht, es dermaßen zu vervollkommnen, daß es auch unter den schwierigsten Verhältnissen der ihm gestellten Aufgabe in zuverlässiger Weise entspricht, einen Mechanismus herzustellen, der in keiner Lage seine Dienste versagt, das ist eine Aufgabe, die nicht in Tagen gelöst werden kann. In dem ganzen Umfang der Kriegswissenschaft, welche nicht arm ist in der Lösung schwieriger Aufgaben, ist keine, welche an Schwierigkeit dieser gleichsteht.

Man weiß das. Und mancher Vorschlag zum Besserwerden blieb unausgeführt, weil der Glaube seines Werthes fehlte. Mancher andere fand nur eine halbe Ausführung und deßhalb vor dem Prüfstein der Praxis keine Bewährung. Vieles blieb auf dem Papiere stehen, was vielleicht des Versuches werth gewesen wäre.

Und obwohl im Verlaufe aller dieser Zeiten dem Sanitätswesen einige Verbesserungen zu Theil wurden, die für den Felddienst berechnet waren, wohin z. B. die Aufstellung oder Vermehrung der Sanitätscom-

pagnieen zu rechnen sind, so waren es doch nur halbe Maßregeln die man traf. Der Friedensdienst wurde zwar wie überall, so auch bei der Sanität bestens betrieben und zeichnete sich durch musterhafte Ordnung und namentlich durch ein munter blühendes Listenwesen aus, für die feste Organisation des weit bedeutungsvolleren Dienstes im Felde geschah meistentheils so gut wie nichts.

Es scheint, als habe die rechte Kraft gefehlt: einer jener Männer, welche mit dem zähen Willen der Ueberzeugung das Geschick der Organisation verbinden.

Es ist merkwürdig! Wir finden unter den Generalstabsärzten aller Armeen höchst begabte und tüchtige Männer, Männer, welche auf der Höhe ihrer Wissenschaft stehen und zu ihren Leuchten sich zählen dürfen, aber abgezogen durch das Studium ihres Faches und den mit ihm verbundenen mannigfachen Arbeiten, scheinen sie nicht Zeit gefunden zu haben, ihren ganzen Scharfsinn auf die Lösung des hier vorliegenden Problemes zu wenden.

Es hat große und berühmte Generaladjutanten, eben solche Generalquartiermeister und noch berühmtere Generalcommissäre gegeben, die in der schwierigen Kunst Armeen zu disciplíniren, zu vertheilen, auszurüsten und zu verproviantiren Umwälzungen bewirkten und Systeme erfanden, welche bis heute in Geltung sind. Die Kriegsgeschichte bewahrt die Namen dieser Genies der Organisation, aber sie hat unter ihnen noch keinen Generalstabsarzt, welcher als Generalsanitätsdirector seinen Namen durch ein neues System der Kriegsheilpflege berühmt gemacht hätte. Es scheint nicht, als ob wir dessen Erfindung einem Fachmann verdanken sollten, denn große Gelehrsamkeit, welche immer an ein gutes Theil Theorie gebunden sein wird, wirkt auf alle freie geistige Schöpfung eher hemmend als fördernd. Warten wir der Ankunft des neuen Propheten; denn ein jeder kommt, wenn seine Zeit da ist.

Die Feldsanitätspflege blieb trotz allem, was ihr beigefügt worden war, in der Hauptsache und in ihrem innersten Wesen in fast allen Staaten auf dem alten Standpunkte stehen. Auf ihm fand sie der letzte und neueste Krieg.

Wird auch jetzt noch jener alte Standpunkt als ein genügender bezeichnet werden dürfen? Werden auch die in ihm gesammelten, mehr als traurigen Erfahrungen vergeblich nach Abhülfe schreien?

Wieder und wieder sei es gesagt:

Eine unabweisbare Pflicht der Humanität und der Civilisation der Gegenwart gebieten gleichmäßig, das Feldsanitätswesen auf eine Basis zu stellen, von der aus es **allen Anforderungen** des Krieges, vom ersten Tage seines Beginns an zu entsprechen vermag.

Wir wiederholen es, weil die Wiederholung die mächtigste aller Redefiguren bildet.

König und Staat verlangen mit Recht von dem Soldaten eine unbegrenzte und treue Hingebung mit Blut und Leben. So lange deutsche Fahnen auf blutigen Schlachtfeldern wehten und deutsche Soldaten für König und Vaterland in den Kampf zogen, muß von ihnen gesagt werden, daß sie, selbst in den schwierigsten Verhältnissen und fast in allen Fällen den an sie gestellten Anforderungen mit einer rührenden Aufopferung nachkamen und ihre Pflichten erfüllten. Sollte man nun nicht zu erwarten berechtigt sein, daß auch der Staat seinerseits die Pflichten nicht minder gewissenhaft, nicht minder aufopfernd und eifrig erfüllen wird, welche ihm dem treuen und tapferen Soldaten gegenüber obliegen?

Und giebt es wohl für den Staat eine höhere Pflicht, abgesehen von den Pflichten, welche ihm die Menschlichkeit an sich auferlegt, als für seine im Felde verwundeten und erkrankten Soldaten mit Darbringung **jedes** Opfers und in der umfassendsten Weise zu sorgen?

Oder erscheint es für die Stellung und Bedeutung des Staates passend, wenn er sich in der Ausübung dieser Sorge durch seine Bürger übertroffen findet und er dem freien Willen dieser das zu thun überläßt, was selbst zu thun, er verpflichtet ist? Durch die Pflichten, welche der Staat dem Soldaten auferlegt, erhält derselbe zweifelsohne auch Rechte, unter denen die Sorgfalt für seine Pflege und Heilung oben an steht.

Der im heißen Kampf verwundete Soldat muß wissen, daß er sofort und jedenfalls vor dem Ende des Tages verbunden sein, und daß ihn die anbrechende Nacht wohlgeborgen und liebevoll gepflegt in einem zweckmäßig eingerichteten Hospital der **eignen** Armee finden wird.

Das muß er nicht nur erhoffen können als einen Glücksumstand, es **muß** ihm werden, wie etwas, das sich von selbst versteht.

Man frage, wie es aller Orten damit stand.

Daß es so sein soll, ist auch in den Medicinalreglements, den alten wie den neuen, mit kategorischer Bestimmtheit zu lesen, und manches andere Zweckmäßige nebenbei; aber wie steht es damit in der Wirklichkeit, wie bei der Ausführung? Es fehlten für die letztere wenigstens sehr **nothwendige**, um nicht zu sagen fast alle Mittel.

„O, mein Herr," sagte ein alter Feldwebel zu mir, der, in der Schlacht bei Königsgrätz schwer verwundet, drei Tage unverbunden theils auf dem Schlachtfelde gelegen, theils sich umhergeschleppt hatte, bis er endlich, dem Verschmachten nahe, zufällig aufgefunden und in eine Unterkunft gebracht wurde, von wo er sich nach 14 Tagen in einem Hospital aufgenommen sah —, „o! mein Herr, das Schicksal, das mich betroffen, war das von Hunderten. Sie hätten das jammervolle Geschrei nach Wasser und Brod hören sollen, was die armen Verwundeten auf dem Schlachtfelde ausstießen, es tönt noch jetzt in meinen Ohren. Verwundet sein ist nicht das Schlimmste, aber hülflos und verlassen sein und diese Qualen des Durstes leiden, das brennt mehr als die Wunden. O! der Durst, der Durst, was war er für ein Feuer. Hunderte, mein Herr, Hunderte sind verschmachtet, und guter Leute Kinder waren unter ihnen."

„Aber das ist nicht möglich," entgegnete ich, um nur etwas zu sagen.

Der alte Soldat sah mich mit einem ernsten, fast vorwurfsvollen Blick an. Er legte feierlich die eine Hand auf die heilige Schrift, welche auf dem Tisch neben ihm lag, und erwiederte:

„Ich habe niemals gelogen, ich schwöre Ihnen auf dieses Buch, daß es ist, wie ich Ihnen sagte."

Später wird sich Gelegenheit finden, ausführlich hierauf zurückzukommen. Für jetzt noch die Bitte, daß diejenigen, welche diesem Buche einige Aufmerksamkeit schenken, in ihrer Geduld nicht ermüden. Ein Stoff wie der vorliegende, der namentlich gegenwärtig durch die allgemeine Dienstpflicht für Jedermann bedeutungsvoller geworden ist, bedarf der vielseitigen Beleuchtung. Viele Worte sind über ihn gesprochen und geschrieben worden und es wird noch vieler Worte bedürfen, ehe sie sich in ein practisch brauchbares Resultat verwandeln.

Wem zur Erreichung eines hohen Zieles andere Mittel nicht zu Gebote stehen, als diejenigen, welche in der Kraft des einfachen Wortes

liegen, dem muß wenigstens die freie Bahn des offenen Wortes in ausgedehnter Weise zugestanden werden.

Nur eine rückhaltlose Aussprache schließt die Möglichkeit ein, das Nichtgute durch Gutes, das Mangelhafte durch Vollkommneres zu ersetzen.

Der Gegenstand ist ernst genug, um den ganzen Ernst und die volle Würde der Wahrheit beanspruchen zu dürfen. Jede Schönrednerei, jedes Verdecken und Uebertünchen —, alles Dinge, welche schon vieles Unglück verschuldeten, würden den hier erkannten Mißständen gegenüber unwürdig erscheinen.

Bewußte Selbsttäuschung ist gleichbedeutend mit der Täuschung anderer. Bei Einrichtungen, von denen Leben, Gesundheit und Wohlergehen Tausender von braven Soldaten abhängig ist, wird beides zu einer vorwurfsvollen Handlung.

Jede Unterlassungssünde rächt sich; in keinem anderen Falle aber ist ihre Wirkung eine so unberechenbar tiefe und weitgreifende, als in dem hier zu besprechenden.

Ein Gegenstand, der so innig mit dem zukünftigen Wohl des Volkes, welches heutzutage die Armee bildet, verknüpft ist, darf sich der allgemeinen Theilnahme wohl versichert halten, und wenn dieses Werk, um seiner Offenheit willen, Angriffe erfahren sollte, darf es erwarten auch Vertheidiger zu finden.

Der Muth, welcher eine Gewohnheit des Soldaten ist, bewährt sich nicht allein auf dem Schlachtfeld, sondern eben so wohl bei dem Kampfe für eine Idee.

Fontenelle glaubte eines Tages einer Entschuldigung zu bedürfen, daß er über gewisse Untersuchungen von Leibnitz, die eben keinen großen Aufwand von Verstandeskräften erfordert hatten, sich weitläuftiger verbreitete: „man muß, sagte er, einem Mann wie Leibnitz sehr verpflichtet sein, wenn er für das öffentliche Wohl etwas auszuführen unternimmt, wozu kein Genie gehört.“ Aber Arago, der berühmte Arago, fügt diesen Worten bei: „Ich kann solche Scrupel nicht theilen; heut zu Tage werden die Wissenschaften aus einem zu hohen Gesichtspunkte angesehen, um Anstand zu nehmen, Unternehmungen, welche Wohlergehen und Gesundheit in den Kreisen des Volkes verbreiten, nicht in die erste Reihe der Arbeiten zu setzen, welche den Wissenschaften zur Ehre gereichen.“

III.

Das Sanitätswesen von ehedem.

Es ist nicht Zweck dieser Blätter, eine Geschichte des Sanitätswesens zu schreiben, wie es war ehedem und wie es sich im Laufe der Zeiten gestaltete. Im Grunde haben wir es nur mit dem Zustand zu thun, in welchem es heute besteht. Aber zur vollen Beleuchtung desselben erscheint es trotzdem wünschenswerth, einige Blicke auf das zu werfen, was weit hinter uns liegt. Sei es um die Aehnlichkeiten zu finden, sei es um aus ihnen zu erkennen, wie sehr wir noch in der Kriegsheilpflege auf einem Boden stehen, welcher von Anderem längst verlassen wurde, und wie gering in Wirklichkeit die Fortschritte sind, deren es sich in Bezug seiner inneren Einrichtungen zu rühmen hat.

Daß hierbei von dem rein wissenschaftlichen Standpunkt abgesehen wird, welcher gegenwärtig in dem angewandten Sanitätsdienst eine so anerkennungswerthe hohe Stufe einnimmt, daß betreff seiner kein Vergleich mit früheren Zeiten statthaft oder überhaupt möglich ist, dürfte selbstverständlich sein. Dieser rein wissenschaftliche Standpunkt steht aber bei der Beurtheilung der sanitätlichen Leistungen im Felde nur in **zweiter** Linie. Denn es ist offenbar zuerst nothwendig für den Verwundeten überhaupt und in allen Fällen die Möglichkeit zu sichern, daß er in die Hände der Wissenschaft gelangt, da ihm sonst alles andere wenig nützen dürfte. Wenn er auf dem Schlachtfelde ohne Hülfe verbluten muß, wird ihm der Gedanke nur geringen Trost gewähren, daß sich in den fernen Ambulancen und Hospitälern ausgezeichnete Aerzte befinden, welche mit Ungeduld darauf warten, daß er Zuflucht und Hülfe bei ihnen sucht. Ihn sicher und ungefährdet aus dem unendlichen Gewirre der Feldschlacht dahin zu bringen, das allein ist die **schwierigste** Aufgabe. Wer den Verwundeten verbindet, ob ein Professor der Chirurgie oder ein Feldchirurg, das ist demselben für den ersten Augenblick vollkommen gleichgültig, wenn er nur weiß, daß er verbunden wird.

Es ist eine längst erwiesene Wahrheit, daß es im Kriege nicht auf die Anzahl, sondern auf die Güte der Truppen ankommt, und die Geschichte

aller Zeiten und aller Völker bestätigt dieselbe. Es ist die alltäglich sich geltend machende Thatsache von der kleinen, aber intelligenten Minderzahl, welche die große plumpe Masse unterwirft. Unerschrockene, wohlunterrichtete und von klugen Feldherren angeführte Soldaten schlagen numerisch weit stärkere Armeen, welche der gleich guten Disciplin, des Geistes und Vertrauens und vor allen der verständigen Anführung entbehren. Hunderttausend Soldaten sind an sich nichts, so lange ihnen der Hunderttausend und einte fehlt, welcher es versteht, sie zu commandiren.

Aber jede Minderzahl, welche siegen will, muß unter allen Umständen gesund sein. Gesund an Geist und Körper, denn aus dieser Harmonie entspringen erst die übrigen großen Tugenden des Soldaten: Stärke, Ausdauer, Geschicklichkeit und Muth.

Auch der beste Feldherr wird mit einem kranken Material nur wenig zu leisten vermögen, und alle **großen** Generale kannten daher vollständig den Werth gesunder Soldaten, in denen allein die Eigenschaften sich vereinigen, welche den Sieg gewinnen und den Operationen Sicherheit verleihen. Sie alle wendeten daher ihr Augenmerk der Gesundheitspflege zu und kämpften gegen die Schwierigkeiten, die sie einem Stand entgegenstellt, der einen jeden seiner Schritte von Gefahren umgeben findet. Auch die weiseste Vorsicht vermag es nicht, die Quellen der Krankheiten zu verstopfen, denen der Soldat durch seinen Beruf fortwährend ausgesetzt ist, aber es liegt darin nur ein Bewegungsgrund mehr, mit sorgsamer Aufmerksamkeit über die Ursachen zu wachen, welche die Gesundheit zerrütten, um desto eher sie entfernen und ihren Folgen vorkommen zu können.

Schon in der Cyropädie finden wir verschiedene Stellen, welche deutlich beweisen, daß sich die Feldherren zu den Zeiten des Cambyses und Cyrus mit der Gesundheit der Soldaten beschäftigten.

„Sobald ich den Thron bestieg," sagt Cyrus zum Cambyses, „war ich bemüht, Aerzte und Wundärzte zu bekommen, und ich kann mir schmeicheln, einige von den erfahrensten um mich zu haben."

„Aber die Aerzte", antwortete Cambyses, „sind wie Altflicker, die alte Kleider ausbessern; denn ihre Arbeit bezieht sich bloß auf verstümmelte und unpäßliche Körper. Es wäre eine edlere Bemühung," fügte er hinzu, „dahin zu trachten, um den Krankheiten zuvorzukommen und zu verhindern, daß sie sich nicht unter den Truppen ausbreiten."

„Und wie kann ich das machen?“ fragte Cyrus.

„Es bedarf dabei weniger der Mitwirkung der Aerzte,“ entgegnete Cambyses, „als vielmehr der eines vorsorglichen Verstandes. Wenn Ihr Euch in einem Lande aufhaltet, so sehet, daß Ihr an einem gesunden Ort das Lager schlaget“ — — u. s. w.

Man sieht in dem Rückzug der Zehntausend, daß Xenophon verschiedene Verwahrungsmittel gegen die Gefahren gebrauchte, denen die Gesundheit seiner Truppen ausgesetzt war. Man findet bei dem Vegetius ein ganzes Capitel über die Mittel, das Wohlbefinden innerhalb der Armeen zu erhalten, und man darf jedenfalls nach allen Ueberlieferungen annehmen, daß die Alten nicht mit Recht der Nachlässigkeit in Besorgung und Abwartung der Krankheiten beschuldigt werden können. Uebrigens steht es fest, daß ihre Kranken von Aerzten verpflegt wurden, entweder in einer Art von Feldlazareth, das Hygin Valetudinarium nennt und in das Lager setzt, oder in besondern Kammern, wie es Vegetius ausdrücklich sagt. Diese letztere Methode scheint die gewöhnlichste gewesen zu sein. Sie mögen übrigens ihre Kranken im Felde verpflegt haben wie sie wollen, so scheint doch die Anzahl derselben im Verhältniß gegen die Kranken in unsern Armeen, nur unbeträchtlich gewesen zu sein, und obschon die Aerzte des Alterthums ein vollkommenes Stillschweigen über die besonderen Krankheiten der Kriegsleute beobachten, so hat man doch gegründete Ursache anzunehmen, daß in den Armeen der Alten hauptsächlich die prophylactische Arzneikunst getrieben und die eigentliche Heilkunst desto mehr verabsäumt wurde, je weniger man derselben bedurfte.

Während spätere Zeiten ihre Aufmerksamkeit mehr auf die Wirkungen, als auf die Ursachen richteten, bemühten sich die Alten durch alle Arten von Mitteln den Krankheiten zuvorzukommen, mit denen die Truppen bedroht waren.

Leider muß gesagt werden, daß mit dem Vorschreiten der Geschichte durchaus kein Vorschreiten der Kriegsheilpflege verbunden war. Jahrhunderte hindurch blieb sie auf demselben Standpunkt stehen. Mit dem Verfall der Sitten, der Rückkehr zu barbarischen und rohen Gebräuchen, dem allgemeinen Versunkensein in einem Sumpf von Verdummung und Aberglauben, bei dem Stillstand aller Wissenschaft und Kunst, in aller der Finsterniß, welche das Mittelalter überdeckte, darf man nicht erwarten die Heilkunst bei Armeen gepflegt zu finden, welche sich von Raub,

Mord und Brand nährten und innerhalb der alle Greuelthaten wucherten. War doch damals überhaupt fast die ganze Heilpflege zugleich mit anderem Wissen in das Innere der Klöster geflüchtet, oder wurde außer ihnen nur hier und da noch von heilkundigen Frauen geübt.

Wir können eine große und lange Periode überspringen, denn wir finden nichts in ihr, was für unsere Zwecke dienstbar wäre, es sei denn die Negative, daß jedenfalls auch damals, wo von einer Feldsanitätskunst keine Rede war, die Menschen auf den Schlachtfeldern an ihren Wunden verbluteten, starben und verkümmerten, wie es heute auch geschieht und geschehen ist.

Auf ein mehr oder minder kommt es gegenüber den erwiesenen Thatsachen an sich nicht an.

Als mit den stehenden Heeren zugleich die Systeme und Principien der eigentlichen Kriegskunst erfunden und festgestellt wurden, wendete man auch der Kriegsheilkunst sein Augenmerk zu. Sie bildete einen Zweig der vielgliedrigen Armeeorganisation. Wie es aber Menschen giebt, welche die Kunst besitzen, ihre Physiognomie durch viele Jahre hindurch vor Veränderung zu bewahren, und welche immer dasselbe Gesicht zeigen, so giebt es auch Einrichtungen, die in dem Wechsel aller Zeiten der Hauptsache nach dieselben geblieben sind und bei denen man heute noch, trotz des veränderten Zuschnittes der äußeren Gewandung, trotz anderer Namen und mancherlei von Zuthaten, den ursprünglichen Typus wiederfindet. Sie bewahrten ihre Schwächen mit sorgsamer Geduld, ihre Schwerfälligkeit wuchs mit der Zahl ihrer Jahre und spurlos ging an ihnen Erfahrung und Zeit vorüber. Sie beweisen, daß das große Gesetz der ruhenden Körper eben so auf die todte, wie auf die lebendige Materie Anwendung findet.

Zu diesen Einrichtungen zählt sich in gewisser Beziehung die Kriegsheilpflege!

Die Pflege und Hülfe, welche der verwundete oder erkrankte Soldat in früheren Kriegen fand, war eine derartige, daß sie überhaupt kaum von einem vernünftigen Menschen mit jenen Worten bezeichnet werden konnte. Schon der gesunde, schlagfertige Mann wurde in Zeiten, wo der Werth des Menschen an sich ein sehr untergeordneter, oft zweifelhafter war, nur als nutzbarer Gegenstand betrachtet. Von welchem Standpunkt daher der nicht mehr auszunutzende Soldat angesehen wurde, ist leicht zu denken.

Es gab nun allerdings bei allen Heeren sogenannte Feldhospitäler, aber wenn schon jetzt, trotz der ungeheuren Hülfsquellen, welche sowohl die Eisenbahnen, als eine reiche Bevölkerung für den Transport der Verwundeten und Kranken in die Hospitäler bieten, dieser Transport sehr häufig gar nicht oder nur sehr unzureichend bewirkt werden kann, so läßt sich schließen, wie es um das alles damals stand.

Als die Schlacht bei La Hogue von den Engländern gewonnen worden war, wurde die Siegesnachricht in London mit grenzenloser Freude aufgenommen. Der Jubel war ein allgemeiner und, erzählt Macaulay, nachdem er die Beweise der Dankbarkeit des englischen Volkes gegen seine tapferen Soldaten geschildert: „während die Gefallenen so geehrt wurden, blieben auch die Verwundeten nicht vernachlässigt. Fünfzig Wundärzte mit Instrumenten, Bandagen und Arzneien reichlich versehen, wurden eilends von London nach Portsmouth geschickt. Es ist", fährt er fort, „für uns nicht leicht, uns einen Begriff zu machen, wie schwer es **damals** war, Hunderten von Verwundeten **schnell** ein bequemes Obdach zu verschaffen. Jetzt hat jede Grafschaft, jede große Stadt einen geräumigen Palast, in welchem der ärmste Landmann, der ein Glied gebrochen hat, ein treffliches Bett, einen geschickten Arzt, eine sorgfältige Wärterin, gute Arzneien und angemessene Krankenkost findet. Jedoch damals war im ganzen Lande kein einziges durch freiwillige Beiträge erhaltenes Krankenhaus. Selbst in der Hauptstadt waren nur zwei Gebäude den Verwundeten zugänglich: die beiden uralten Hospitäler von St. Thomas und St. Bartholomäus. Die Königin gab Befehl, in diesen beiden Hospitälern auf Staatskosten Vorkehrungen zur Aufnahme der Verwundeten zu treffen."

Zu dieser Erzählung des gelehrten Historikers sei nur bemerkt, daß es nicht allein damals schwer war, Hunderten von Verwundeten **schnell** bequemes Obdach zu verschaffen. Es scheint, daß diese Kunst noch immer nicht gelernt wurde. Als übrigens damals die Königin gesehen, wie schwer es war, Obdach und gute Pflege zu finden für diese Tausende von Tapfern, welche verwundet nach England zurückgekehrt waren, faßte ihr tieffühlendes Herz den Plan, den Palast zu Greenwich in ein Hospital zu verwandeln. Kein anderer Plan lag ihr so am Herzen. So lange sie indeß lebte, wurde zur Ausführung desselben nichts gethan. Als sie aber todt, schien ihr Gemahl zu bereuen, daß er ihre Wünsche

vernachlässigt. Er verlor keine Zeit. Wren lieferte den Bauplan und bald erhob sich am Ufer der Themse ein Gebäude, großartiger als das Asyl, das der prachtliebende Ludwig seinen Soldaten bereitet hatte. Aber nur wenige unter den Beschauern dieses großartigsten Hospitals in Europa wissen, daß es ein Denkmal ist der Tugenden der guten Königin Maria, der Liebe und Trauer Wilhelms und des großen Sieges von La Hogue.

Auf dem Festlande bestanden bereits zu jener Zeit Kriegs- und Feldhospitäler, aber wie sie beschaffen waren, darüber finden wir in einem ziemlich selten gewordenen Buch Belehrung. Es ist dieß ein spanisches Kriegsreglement, von Philipp IV. erlassen und von einem gewissen Francesco della Sala mit Anmerkungen versehen. Es wurde von Giuseppo di Zamora ins Italienische und auf Befehl des Königs von Preußen durch Otto von Graben zum Stein aus dieser Sprache ins Deutsche übersetzt. Wir finden in diesem interessanten Werk eine für unseren Zweck höchst willkommene Schilderung des Hospitalwesens jener Zeiten. Indem ein Theil derselben dem Leser nicht vorenthalten werden kann, muß es dessen Scharfsinn überlassen bleiben, gewisse Analogien nicht unbemerkt vorübergehen zu lassen, die sich ihm unmittelbar zwischen dem damals und jetzt aufdrängen müssen und auf welche besonders hinzuweisen aus mannigfachen Gründen unterlassen werden muß. Es sei noch erwähnt, daß die Anmerkungen Francesco della Salas sich in das Gewand einer Unterredung kleiden, bei welcher ein alter Soldat einem Rechtsgelehrten die einzelnen Artikel des Reglements in ächt soldatischer und getreuer Weise zu erklären bemüht ist.

Seine Königliche Majestät verordnet in dem 38. Artikel seines Kriegsreglements, wie folgt:

„Da denn auch in allen vorfallenden Nöthen unsern getreuen Kriegsknechten auf alle Art und Weise beizustehen ist; insonderheit aber denenjenigen, die in einer Action blessiret worden sind, so verordnen wir erstlich, daß unsere Generals denenselben sogleich zum voraus ein oder zweimonatlichen Sold sollen auszahlen lassen. Die Lazarethe aber, wohin dergleichen Verwundete gebracht werden, sollen in einem solchen Stande sein, daß wegen der Reinlichkeit und Verpflegung, diejenigen so darüber die Aufsicht haben, bei unserer höchsten Ungnade, allezeit im Stande seien, unsere Königl. Person selbst hineinzuführen, wenn wir unsere treuen Knechte besuchen wollten. Ferner sollen sie mit Betten

und Weißzeuge wohl versehen sein, in Speiß und Trank aber dergestalt versorget werden, wie es unsere erfahrenen Chirurgi oder Wundaerzte vor gut befinden, damit dieselben entweder von ihren Blessuren geheilet oder von allen vorfallenden Krankheiten bald wieder hergestellet werden, unsere Königlichen Dienste nach wie vor zu bekleiden. Deßwegen befehlen wir, daß in allen unseren Lazarethen tüchtige Aufseher verordnet werden und eine jede Compagnie so viel Leute abgebe als zur Bedienung unserer Kranken und Blessirten **nöthig** sind. Die Generals sollen selbst ihre Kranken öfters besuchen. Die Fähndrichs aber, als welchen die Kranken-Verwaltung eigentlich oblieget, sind verbunden, dieselben täglich zu besuchen, damit sie den schuldigen Rapport davon abstatten können. Unserm General-Ober-Kriegscommissariatamt aber befehlen wir hiermit, daß sie **genau** untersuchen sollen: Welche Gegend in dem Felde, oder welches Haus in einer Garnison sich am füglichsten zu einem Lazareth schicke; weiter daß sie solche Feld-Medicos, Stab-Chirurgos, Regiments- und Compagnie-Feldscheers choisiren, von denen wir uns zu getrösten haben, daß sie nach ihrer Kunst alles zu praestiren capable sind, was zu unseren Diensten erforderlich ist. Widrigenfals aber, wenn dieselben durch ihre Nachlässigkeit etwas versehen und sich einer Kunst anmaßen, die sie nicht verstehen, sollen dieselben vor unsern Regimentern vor infam declariret und weggejaget werden. Und zwar aus der Raison, weil bei unsern Vorfahren die klägliche Erfahrung lehret, daß durch dergleichen unerfahrne Künstler der Kern unserer Königl. Armee fast gänzlich aufgeopfert worden ist."

Man muß gestehen: eine wahrhaft königliche Verordnung, voll Sorgsamkeit und Umsicht für das Wohl der Kriegsleute, und um so mehr die volle Anerkennung verdienend, weil sie einer Zeit entstammt, wo man zwar der tapfern Arme sehr bedürftig war, sich aber sonst nicht eben sehr um das weitere Geschick der „getreuen Kriegsknechte" kümmerte.

In der That eine wahrhaft königliche Verordnung!

Wie aber steht es auch hier mit der Ausführung? — Hören wir, welche Bemerkungen unser Soldat an den hier angeführten Artikel aus dem Schatz seiner Erfahrungen zu knüpfen weiß.

„Dieses, mein guter Freund," — so spricht der alte Soldat nämlich, — „dieses ist eine solche Verordnung, die wohl der Mühe werth, daß sie mit mehrerer Ueberlegung betrachtet werde, als die Herrn Befehls-

haber und Versorger derer Lazarethe, die Doctores nebst allen ihren Helffers-Helffern zu thun pflegen. Denn wenn einem ehrlichen Kerl vor dem Soldatenhandwerk grauen sollte, so wäre dieß alleine schon genug, wenn er nur an das Wort Lazareth gedenket. Zu geschweigen, daß er als Blessirter oder Kranker dasselbe beziehen soll. Ich bin diese Schule nach allen ihren schmerzhaften Geheimnissen durchkrochen und wohl öffters mit hundert andern von meinem Regimente in dem Lazareth gelegen, als ich noch ein gemeiner Soldat war, worin ich mir die menschliche Armseligkeit recht eigentlich habe vorstellen können. Die Königl. Verordnung lautet freilich wohl, man solle denen Blessirten und Kranken Geld zum Voraus bezahlen, die Proveditеurs sehen es auch gar gerne, noch lieber aber, wenn der Blessirte oder Kranke bald stirbt, damit sie dieses Geld in ihren Beutel stecken können und wissen sie dabei ihre Verpflegung schon darnach einzurichten, weil sie sich einbilden, der König könne von allen Orten her, Recruten genug bekommen. Es heißt ferner: man solle denen Kranken gute Betten und Weißzeug verschaffen; allein die Wolle zu denen gewöhnlichen Matratzen ist noch nicht abgeschoren und der Flachs zu dem Weißzeuge ist auch noch nicht gesponnen. Das Geld davor ist besser für die Aufseher, welche dennoch dergleichen Sachen als abgenutzte Dinge in die Rechnung bringen. Der arme Blessirte oder Kranke muß sich indessen seinem allgemeinen Mutterschoß, der Erden, anvertrauen, die ihm bei einem Wundfieber oder anderen hitzigen Krankheit zum Labsaal dienen, der Himmel aber sein Pflegevater sein muß. Wem das Glück endlich noch wohl will, der bekommt ein Bund Stroh und eine alte Decke, womit er sich einhüllet. In Ermanglung derselben aber decket er sich mit seiner Montur zu, das Kopfkissen muß die Patrontasche, der Hut aber die Schlafmütze sein, unter welcher Bedeckung er freilich wohl schwitzen mag, daß ihm die Zähne in dem Munde klappern. Noch ferner heißt es: Die Kranken und Blessirten sollen die nothwendige Verpflegung in Essen und Trinken haben. Aber leider bekommen diese Bedrängten nur die mageren Suppen; das Fette aber und die Hühner fressen die Aufseher, mit welchen die Doctores und Chirurgi gemeiniglich in Cammeradschaft leben, damit sie doch denen Oberproveditеurs die richtige Rechnung des Aufganges abstatten können. Denn nach ihrer Meinung ist der Wein denen Blessirten und Kranken nicht das geringste nütze, weil derselbe eine Entzündung verursachen könnte; dahero müssen sie desto

mehr trinken, damit sie den Gestank bei denen Kranken desto besser vertragen können, verursachen sich aber selbst dadurch öfters solche Kopfschmerzen, daß sich die Wärter zu denen Kranken niederlegen müssen, bis sie den Rausch ausgeschlafen, unterdessen liegen die Kranken und Blessirten ohne Hülffe. Die Königl. Verordnung lautet freilich wider die Herrn Medicos und Stabs-Chirurgos und ihren Anhang sehr scharf; wenn man aber wider alle diejenigen, solcher Gestalt verfahren sollte, wie es der König fordert, wo würde man dann wieder andere hernehmen; zumal sich lauter solche Leute zu Feld-Doctores oder Chirurgos angeben, die entweder aus denen Städten wegen ihrer unglücklichen Curen durch einen politischen Staubbesen bannisiret sind oder denen die Praxis nicht vor dem Verhungern geholfen hat. Darum ziehen sie zu Felde, weil sie glauben, daß sie ihre ferneren Proben an denen Soldaten besser ins Werk setzen können und behaupten die allgemeine Regel, daß wenn einem König seine Leute todtgeschossen werden oder unter denen Händen eines Medici sterben dieselben mit gleicher Münze recrutiret werden können. Kommen nun solche Leute bei diesem oder jenem Regiment zu Brod und zu Sold, so wissen sie um desto geschwinder dem armen Soldaten von dem Brod zu helfen. Und ist niemand der wegen der Ausübung ihres Handwerkes über sie gesetzt wäre denn eine Krähe hackt einer anderen niemalen die Augen aus. Kommt es aber zu einer Belagerung, Action oder Sturm so bringt man die Blessirten ins Lazareth oder besser zu sagen auf dem Richtplatz; da braucht es denn nicht großer Ueberlegung, wozu sie auch keine Zeit zu finden hätten, die Herrn Doctores und Chirurgi halten nach ihrer vermeinten Kunst ein Standrecht. Da geht es denn auf die Metzgerbank los und es heißt: Fuß weg, Hand weg, Arm weg, warum nicht gleich: Kopf weg, wobei doch der arme Blessirte sich nicht so lange quälen dürfte. Da heißt es, „wir müssen das möglichste thun, damit wir doch wenigstens das Leben erhalten, wenn auch der König die Dienste verliert." Und hätten öfters doch Viele durch viel geringere Curen, als die Schneidekunst dieser Meister wieder hergestellt werden können. Ich muß auch noch das gründliche Verfahren solcher Doctoren hier erzählen, wie sie es bei anderen grassirenden Krankheiten zu machen pflegen. — Ich lag in Neapolis in den sogenannten Quartieren auf dem Picefalkone in Garnison, wo auch unser Lazareth, so einstmals mit unterschiedlichen Krankheiten und 75 Personen angefüllt war. Der Stabs-Medicus, Don Pietro Alano,

welcher keinem in seiner vermeinten Wissenschaft etwas nachgeben wollte, kam täglich seiner Pflicht gemäß um 8 Uhr in das Lazareth, käuete aber allezeit etwas in dem Munde, damit er nicht einige böse Dünste in sich ziehen und ein so theurer Mann verloren gehen möchte. Er ging von Kranken zu Kranken und griff ihnen den Puls, er errieth auch gleich durch das einzige Fühlen und Ansehen, was einem jeden fehle, ohne daß der Kranke etwas reden durfte. Er war kein Particularist, daß er auf dieses oder jenes Pulver einen festen Glauben gesetzt hätte, sondern es hieß bei ihm: jede Krankheit erfordert eine andre Medicin. Die Chirurgi und Krankenwärter folgten ihm als seine Befehlsträger nach, um zu exequiren, was er verordnen würde. Dem Einen verordnete er Tartarum emeticum, dem Andren bittre Magentropfen, diesem die Wermutheſſenz und ein Clystier, jenem die Salia antifebrilia; hier Extractum Rhebarbarae, dort temperirtes Coloquinthen-Pulver. Dieser soll durch präparirte Krebsaugen schwitzen, wiederum ein anderer soll ein starkes Laxativ bekommen, noch ein anderer aber etwas leichtere Purganz haben und so fort. Mann an Mann, bis die Reihe herum war. Die Chirurgi und Krankenwärter mußten in ihrem Gedächtniß starke Magazine und mehr Augen als ein Apocalyptisches Thier haben, um alles zu fassen und alle Kranken zu kennen, denen dergleichen Arzneien verordnet waren. Da die Tour um, wusch der Herr Doctor seine Hände in Wasser und Unschuld und so ging er wiederum nach Hause. Die Herrn Chirurgi aber schritten zur Execution, kratzten sich hinter den Ohren, wenn sie die Patienten nicht kannten, welchem sie diese oder jene Medicin appliciren sollten und arbeiteten darauf los. Der hatte schwitzen sollen, bekam ein Clystier, obwohl er doch niemals über einige Hartleibigkeit geklaget; mancher arme Teufel, der sich etwan den Magen etwas erkältet und Magenstärkung nöthig gehabt hätte, mußte vomiren, daß er wider dergleichen Doctores mit Auswerfung der halben Lunge und Leber nach Speyer hätte appelliren mögen, wäre dieses hohe Gericht nicht von dorten verlegt worden. So ging es auch mit den andern. Und auf die Application erfolgten denn auch dergleichen Effecte, daß man öfters an einem Tage wohl 12—15 in die Grube schmeißen mußte. Ueber solche Todte aber hat niemals ein ordinairer, zu geschweigen ein aesculapischer Hahn gekrähet. Die Chirurgi durften dem Herrn Doctor und vice versa wegen der starken Erb-Verbrüderung so dergleichen Leute zusammen haben, keinen Einwurf

thun. Unterdessen verlor der König seine Soldaten, sie aber blieben Doctores dem Namen nach. Von diesem allen, mein werther Freund, bin ich selbst ein Zeuge; zur selbigen Zeit aber würde mein Zeugniß wenig gegolten haben. Gott behüte alle ehrlichen Mutterkinder, daß sie nicht unter solche Hände gerathen. Ich schiebe es denen Vorgesetzten in ihr Gewissen, welche dergleichen Leute promoviren und bestellen und nicht erst untersuchen, was Sie vor Subjecta vorschlagen." —

Also unser Soldat. Seine Schilderung dürfte wohl dem Leben, aber zugleich auch einer Zeit angehören, welche weit hinter uns liegt.

In der That waren jene Feldhospitäler wahrhafte Höllen und wo man immer in kriegsgeschichtlichen und glaubwürdigen Darstellungen auf sie trifft, wendet man sich nicht ohne Grauen von den Schilderungen ihres nackten Elendes ab.

Hospitalfieber und Hospitalbrand waren die gewöhnlichen Begleiter dieser Anstalten, welcher die Tradition mit einem düsteren Grauen gedenkt.

Der Name Lazareth war gleichbedeutend mit Kirchhof und der Schrecken des Soldaten, welcher es mehr fürchtete als den Feind. Niemals entschloß er sich freiwillig, seine Hülfe aufzusuchen.

Man erkennt am besten, wie nachhaltig und tief der Eindruck war, den diese Orte, bestimmt, Hülfe zu bringen und gesegnet zu werden, ihrer Zeit hervorriefen und, wir müssen es beklagend sagen, hier und da in einigen, jedoch nur wenigen Armeen vielleicht noch heute hervorrufen, wenn man bedenkt, daß aller Orten in den tieferen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft an jene Namen sich noch gegenwärtig unbestimmte Schauer knüpfen, daß noch heute, wo wir sie doch in gutverwalteten Armeen in ganz anderer Gestalt wiederfinden, eine oft unbesiegbare Scheu gegen sie wahrzunehmen ist.

Es liegt uns ein altes deutsches Reglement vom Jahre 1753 vor, welches den Dienst der Armee im Lande und Felde bis in das kleinste Detail ordnet. Diejenigen Bestimmungen, welche sich auf den Sanitätsdienst und das Hospitalwesen beziehen, sind die kürzesten. Es ist nichts in ihnen, was auf besondre Sorgfalt für das Wohl der Kranken zu schließen erlaubte, keine Controlle, welche der gewissenlose Sanitäts-Beamte zu fürchten hätte, ist über ihn gestellt und die wenigen Vorschriften, die es enthält, beziehen sich meistentheils auf den Dienstgang, auf

Listen und Rechnungswesen. Es unterscheidet sich darin sehr wesentlich zu seinem Nachtheil von jenem älteren spanischen Reglement.

Da indeß derartige Schriftstücke werthvolle historische Momente bilden und wohl geeignet sind unser Verständniß zu klären, sei es gestattet auch aus diesem Reglement Bemerkenswerthes anzuführen.

„Von **Conservation** der Kranken" ist der betreffende Abschnitt überschrieben, welcher nur aus einem einzigen Paragraphen besteht. Er beginnt:

„Bei der Königlichen Armee hat der Capitaine die Wirthschaft und der Regiments-Feldscheer den Medicin-Groschen. Sobald aber ein Kranker ins Lazareth gebracht worden, wird dem Regiment die Verpflegung und Medicin-Kosten zugeschlagen."

„Aus diesen Ursachen pressiren sich die Regimenter nicht, die Kranken zu transportiren, daraus aber folgen viele Inconvenienzien: Die Kranken werden auf denen Wagen von einem Lager oder einem Quartier ins andere geschleppt und dadurch ihre Krankheit nicht vermindert, die Bagage aber vergrößert. Dieses schwächt die Compagnien und mehret die Maroden; die Montirungs-Equipage — und Armatur-Stücken werden auf denen Proviant-Wagen geführt, die doch zu andern Gebrauch destiniret sind. Unter dem Prätext derer Kranken und Maroden bleiben vielleicht die besten Leute bei der Bagage.

Alle diese Mißbräuche abzustellen, soll hinführo der Major davor reponsiren, daß ein jeder unpäßliche Soldat, sobald er nicht mehr Dienste thun kann, im Rapport angezeiget und nebst seiner Montirungs-Equipage — und Armatur-Stücken vor jedem Marche der Armée in das näheste Lazareth gebracht wird. Außer denen Regiments- und Compagnie-Feldscheers, die dazu commandirt sind, sollen **auf 10 Kranke 1 Mann und 1 Soldatenfrau zur Wartung** derer Kranken mitgegeben werden."

Das ist alles, was von unmittelbarem Bezug auf die Kranken, das wenige, was noch folgt, enthält einige Bestimmungen für die Verwaltung. Man wird gestehen, daß in Hinsicht auf die Sanitätspflege dem Reglement keine allzugroße Tiefe vorzuwerfen ist. Kurz ist es, ob auch gut? —

Nur an einem anderen Ort findet sich noch eine Bestimmung, welche der Kranken gedenkt. Bei dem Wirkungskreis der Capitaine heißt es

unter anderem: „Ein jeder Capitaine, der vor seine Compagnie gehörige Liebe und Sorgfalt träget, soll sich nicht entbrechen, denen Kranken mit Bouillons und andern Refraîchissements zu assistiren.“ Das ist selbstredend!

Wir nehmen indeß namentlich von der Bestimmung Notiz, welche befiehlt, daß auf 10 Kranke 1 Soldat und 1 Frau als Wartepersonal zu geben sind. Eine sehr gute Bestimmung, von der allerdings anzunehmen ist, daß sie keine Ausführung fand. Wir kommen später auf sie zurück.

Im Uebrigen mußte die Heilpflege innerhalb der Armeen früherer Zeiten schon deßhalb eine um so niedrigere Stelle einnehmen, als die Vertreter derselben mit wenig Ausnahmen auf einer sehr untergeordneten Stufe standen, und sich durch ein mehr als bescheidenes Wissen kennzeichneten. Ein Regimentsfeldscheer rangirte zwischen Pauker und Profos und genoß das Glück, den Stab zu rasiren. Der Compagniefeldscheer kam hinter dem Corporal und konnte gefuchtelt werden. Das war immer ein Fortschritt zum Besseren, denn noch früher und bis in das 14. Jahrhundert galten die Bader und Scheerer, wie die Schäfer und Abdecker, nicht einmal für ehrlich und erst Karl V. erklärte zuerst beide für eben so ehrlich als jedes andere Handwerk.

Irrt man schon im Allgemeinen nur wenig, wenn man den Zeitpunkt nicht allzuweit hinausrückt, in welchem die gesammte Heilkunst aus einer Wüste von Formeln und handwerksmäßigem Schlendrian sich flüchtete, um durch Herbeiziehung der schnellgereiften rationellen Naturwissenschaften mit ihren Entdeckungen in dem Bereich der Mikroskopie, der Chemie, der Thermometrie u. s. w. in das Sonnenlicht wahrer Wissenschaft zu treten, so irrt man gewiß noch weniger, wenn man in jenen früheren Militärärzten der Mehrzahl nach die Parias ihrer Kaste sucht.

Die besten unter ihnen waren Männer, die mit Messer, Heftnadel und Pflaster gut umzugehen wußten und den Ruf tüchtiger Practiker genossen. Sie hatten fast alle das Studium ihres Berufes von hinten angefangen, das heißt vom Barbierbecken, oder um es anders auszudrücken, sie waren durch die Praxis zur Theorie gelangt.

Wie ein Feldscheer jener Zeit gewesen sein mag und welches die Nebenbegriffe waren, die man an seine Stellung und Fähigkeiten knüpfte,

das lehrt am besten der Volksmund, welcher jenes Namens noch heute als Curiosität und nur in Verbindung mit jenen Subjecten gedenkt, welche unter dem Schutz besonderer Privilegien als Bruchschneider, Steinschneider, Castrirer, Oculisten und Zahnbrecher die Länder durchirrten; er erinnert sich noch lebhaft jener Bader- und Scheererstuben, in welchen damals die Chirurgie ihr Unwesen trieb.

„Wenn keine Feldscheers-Gesellen beim Stabe sind," steht in jenem schon einmal angezogenen deutschen Reglement von 1753, „soll dem Regiments-Feldscheer von den Compagnieen etwas gereichet werden, einen Barbier vor die Stabswacht zu halten."

„Die Regiments-Feldscheers," heißt es weiter, „die in ihrer Schuldigkeit sich saumselig erzeigen, können zwar von den Chefs und Commandanten derer Regimenter zur Beobachtung alles dessen, was ihnen obliegt, aufs schärfste angehalten, in ihren Vornehmungen und Bestrafungen aber nicht anders als die Subalternenofficiers tractirt werden, mit dem Unterschied, daß der Chef eines Regimentes seinen Regiments-Feldscheer, wenn er es verdient ohne Kriegsrecht mit Vorbewußt der Generalität abschaffen kann."

„Die Compagnie-Feldscheers sollen von dem Regiments-Feldscheer engagiret, examiniret und dem General-Stabs-Medico zur Approbation zugeschicket werden. Die Capitaines sollen sie zwar bescheiden und glimpflich tractiren, aber wohl und schroff zu ihrer Schuldigkeit anhalten."

„Der Compagnie-Feldscheer genießet einen kleinen Zuschuß unter der Benennung des Becken-Geldes."

Vom ärztlichen Standpunkt kann man überhaupt die Militärheilpflege in drei Perioden theilen:

1) Die Zeit des Feldscheererthums;
2) die Zeit der Militär-Chirurgen mit dem Compagnie-Chirurgenwesen und endlich
3) die Periode der Militärärzte.

Die Zahl der angestellten Aerzte, der Kreis ihrer Thätigkeit, gewisse reglementarische Bestimmungen haben sich fast durch alle drei Perioden mit einer bewunderungswerthen Zähe und Lebenskraft erhalten. Was sich in ihnen veränderte, bezog sich nur auf die äußere Stellung und auf eine erhöhte wissenschaftliche Bildung der Aerzte. Denn was die letzteren anlangt, auf welch anderem Standpunkt befinden wir uns hierin heute,

wo an vielen Universitäten die Kriegsheilkunst ihren besondern Lehrstuhl besitzt und einen wichtigen Zweig der medicinischen Wissenschaft bildet. Ausgezeichnete und bewährte Männer, deren Ruf über die Grenzen ihres engeren Vaterlandes reicht, bilden die Spitzen der Sanitätsdirectionen und sind bemüht, das ihnen untergebene ärztliche Personal zu eben so tüchtigen Männern zu bilden, als sie selbst es sind. Die Stellung des Militärarztes ist eine allgemein geachtete und gesicherte, und wir werden demnach hier nicht die Schwierigkeiten zu suchen haben, welche bisher der wahrhaft zweckmäßigen und nutzbringenden Anwendung so vieler vorhandener brauchbarer Elemente innerhalb des Sanitätsdienstes entgegenstanden. Denn trotzdem, daß das ärztliche Personal, wie wir es gegenwärtig bei den meisten deutschen Armeen finden, mit nur wenig Ausnahmen, aus gründlich und wissenschaftlich durchbildeten Männern besteht, trotzdem daß dieselben mit muthiger Entschlossenheit ihre Pflichten auf dem Schlachtfeld erfüllten, trotzdem **bewährte sich das Sanitätswesen nicht;** —— denn sie konnten nur theilweise und in beschränktem Maße den ihnen obliegenden Pflichten nachkommen, viele Soldaten starben an ihren Wunden, ehe sie in die Hände eines Arztes kamen, viele andere Kranke und Verwundete gelangten zu ihnen, als es für jegliche Hülfe zu spät war. So starben zum Beispiel im letzten Kriege in einigen Hospitälern alle, in anderen die meisten der Amputirten in Folge der zu spät vorgenommenen Operation. Daß hierbei den Arzt kein Vorwurf trifft, ist leicht einzusehen. Jene Verwundeten kamen viel zu spät in ihre Pflege, und doch war die Amputation noch das Einzige, was die Aussicht ihrer Rettung ermöglichte.

Das sind schwerwiegende Thatsachen, von denen anzunehmen ist, daß ihnen vorgebeugt werden kann.

IV.

Die Kriegsheilpflege der Gegenwart.

„Der Gesundheitsdienst hat die schöne Mission, den Lorbeerkranz des Siegers vor jenen dunkeln Flecken zu wahren, welche der verschuldete Mangel an Fürsorge für die Opfer des Krieges darauf absetzt. Aber es heißt die Bedeutung seiner Aufgabe verkennen, wenn man meint, sie beschränke sich nur auf jene Mission. Wenn man vergißt, daß er auch berufen ist, für den Kriegszweck selbst zu wirken. Ihm dienen beide Zweige des Gesundheitsdienstes, die Krankenpflege, wie die Gesundheitspflege. Je vollkommener die letzte ist, desto weniger umfänglich und desto vollkommener lösbar wird die Aufgabe der ersteren. Je mehr es ihr gelingt, das Lichten der Reihen durch Krankheiten zu verhindern, desto schneller und sicherer wird der Heildienst die entstandenen Lücken durch Rückgabe der Genesenen wieder ausfüllen können."

Die Aufgabe dieses Werkes beschränkt sich selbstverständlich nur auf die Krankenpflege und ihre Hülfsmittel.

Der Gesundheitsdienst, wenn auch nicht minder wichtig, würde an sich ein Buch nöthig machen, um über ihn zu sagen, was etwa zu sagen noth thut. Sein wichtigstes Hülfsmittel ist die Verpflegung. Und man weiß, was es sagen will, mit ihr zu thun zu haben und von ihr reden zu müssen. Nicht minder wichtig ist für ihn die ebenfalls noch niemals gründlich erledigte Bekleidungs- und Gepäckfrage. — Darüber sind Bücher an sich geschrieben worden, und doch hat man noch nicht, was man braucht. Ein andermal wenden auch wir uns wohl dem Gesundheitsdienste zu. Für jetzt und für dieses Buch haben wir mehr als vollauf mit der Krankenpflege zu thun.

Es sollen hierbei nur die Verhältnisse innerhalb der deutschen Armeen in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Abgesehen von einem etwas „mehr oder minder", einigen Formen der Organisation sind sie dem äußeren Wesen nach einander ziemlich gleich. Das preußische Feldsanitätswesen ist ohne Zweifel am weitesten vorwärtsgeschritten und hat wahre Fortschritte aufzuweisen. Aber auch bei ihm bleibt noch zu wünschen übrig.

Außer von der Heilpflege in dem letzten amerikanischen Krieg, über

welchen später ausführlich zu reden, dessen imposante Leistungsfähigkeit bedingt, können wir von allen Anderen wenig oder nichts lernen. Selbst von Frankreich nicht, welches sonst eine so practische Richtung verfolgt und auf allerlei Schlachtfeldern erprobte Einrichtungen besitzt. Entwüchsen die Verbesserungen allein dem Boden der Kriegsübung, so müßte ja auch das östreichische Feldsanitätswesen ein Muster von Vollkommenheit sein. Ist es das? — Kaum. Nur bei Umsicht, Gewissenhaftigkeit, Sorgfalt und redlichem Willen können die verschiedenen Zweige der Armeeverwaltung zu gedeihlicher Entwickelung gelangen, können gemachte Erfahrungen Nutzen bringen. Von ihnen indeß nicht zu lernen, ist die Gewohnheit oder das Fatum einiger sonst so bevorzugter Staaten.

Es fanden sich bereits in den italienischen Kriegen in der östreichischen Armee die Sanitätscompagnieen vollständig eingerichtet, aber sie bewährten sich nicht in dem Maße, wie es diese zweckdienliche Schöpfuug zu versprechen scheint; indeß aus Gründen, welche nicht innerhalb der Institution zu suchen sind.

Im übrigen Deutschland war, wie es schon einmal gesagt wurde, während eines langen Friedens wenig oder nichts zur eigentlichen Hebung der Feldsanität geschehen. Es trat in seiner Gesammtheit (mit Ausnahme Oestreichs, dessen Gesandter damals in Kopenhagen verblieb) zuerst mit kämpfenden Armeen in Schleswig-Holstein 1849 auf.

Es handelte sich nur um einen kleinen Krieg, ein Feldzug kaum dieses Namens werth, und was er erreichte, stand bekanntlich nicht im Verhältniß zu den aufgewandten Mitteln. Ein Anfangspunkt, dessen blutigeres Ende 1866 bei Königsgrätz erstritten wurde.

Es findet dieser Krieg erst hier Erwähnung, weil er das eigentliche Deutschland als solches und namentlich die deutschen *Mittel-* und *Kleinstaaten* in die erste Linie stellte. Das Sanitätswesen derselben war so ziemlich noch auf dem Standpunkt, auf welchem es der zweite Pariser Friede gelassen. Sogar das alte schwerfällige Material, welches theilweise schon über alle Schlachtfelder zwischen dem Niemen und dem Rhein gefahren war und den Staub aller Etappenstraßen von Kaisers- und Morlautern her geschluckt hatte, war bei vielem noch das nämliche. Nur neu angestrichen waren die Medicin- und Krankenwagen. Aber sonst alles genau, wie in der so guten alten Zeit von Jena bis Leipzig. Unbezahlbare Meisterstücke für jede Antiquitätensammlung, welche sich

bis auf alte, unlenksame, schwerfällige Wagenkästen ausdehnt, anscheinend die Modelle für schüchterne Versuche in der Kunst Wagen zu bauen.

Da nur ein Theil der Contingente mobil gemacht worden war, fand sich alles nominell wohl ausgestattet ein, auch fehlte es nicht an der hinreichenden Anzahl tüchtiger Aerzte. Man durfte also erwarten, daß bei einem so kleinen Krieg, einem so beschränkten Operationsfelde, bei solch umfassenden Hülfsmitteln dem Sanitätswesen eine solche Aufmerksamkeit geschenkt worden sei, daß es seinerseits keinen Anlaß zu gerechtem Tadel geben und erfüllen würde, was ihm obliegt.

Man irrt in dieser Annahme! —

Jene maroden, halb verschmachteten Soldaten, welche marschirende Colonnen in den Gräben der Straße zurücklassen, lebendige Zeiger ihres Weges, und welche innerhalb der Feldhospitäler eine so zahlreiche Klasse schwerkranker Männer bildet, gab es dort wenig, weil es im Ganzen nur selten wirklich anstrengende Märsche gab, auch hinreichendes Fuhrwerk und schnelles Unterkommen bei der Hand war. Auch war die Zahl der Fieberkranken im Verhältniß zu den Effectivbeständen nur eine geringe, für die Bivouacs gab es gesunde Luft und festen Boden, und Stroh und Holz, so viel dessen der Soldat nur wünschen konnte, die Verpflegung war durchgehends eine vorzügliche, die Witterungsverhältnisse zeigten sich günstig. Es bewegte sich alles in einem ziemlich normalen Zustande, und wären die geladenen Gewehre, der Vorpostendienst und die Schanzen von Düppel nicht gewesen, die deutschen Soldaten hätten denken können, daß sie sich daheim in irgend einem Herbstcantonnement befänden.

Da kam das Gefecht von Düppel. Das einzig bedeutende, welches in diesem Feldzug von regulären deutschen Truppen geschlagen wurde und welches ebensowohl durch die in ihm bewiesene Tapferkeit, als durch das erlangte günstige Resultat, so wie durch einen anderen, nicht wohl zu erwähnenden Umstand, über die eigentlich ihm zustehende Bedeutung hinaus berühmt geworden ist.

Es waren bei diesem Gefecht keine außergewöhnlichen Umstände in Anschlag zu bringen, weder vor noch nachher. Man wußte seit Tagen, daß es irgend einmal stattfinden würde, es gab Communicationswege nach allen Richtungen, und Fuhrwerke so viele als man zu haben wünschte. Auch selbst bei einem ungünstigeren Verlauf konnte bei der Ueberzahl der deutschen Truppen von einer Verfolgung durch den Feind nicht die Rede sein

Man hätte also erwarten können, daß die Verwundeten eine wahrhafte Musterbehandlung finden würden, genau wie man sie in den Medicinalbestimmungen geschildert lesen kann.

Bewahre! — Von dem allen das Gegentheil.

Es konnte wirklich scheinen, als sei von etwas plötzlich lähmendem ein Mechanismus betroffen worden, der an sich sehr einfach sein mag, den aber auf dem Schlachtfeld auszuüben und in Thätigkeit zu erhalten, auch selbst bei den denkbar günstigsten Verhältnissen und dem glücklichsten Verlauf des Kampfes, mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist.

Es giebt noch Zeugen, welche bestätigen werden, daß es sehr bald auf den sehr stiefmütterlich eingerichteten Ambulancen an den nöthigsten Verbandmitteln fehlte, und man wußte sich auf einem oder dem anderen dieser Verbandplätze nur zu helfen, indem man zur Annection einiger alter Wäsche schritt, welche leichtsinnigerweise in einem Garten von Düppel zum Trocknen aufgehangen war.

Die Verbandplätze selbst waren durch keine weithin sichtbaren Signale erkennbar. Niemand wußte weder zu Anfang des Gefechtes, noch lange nachdem es begonnen, ob und wo sie vorhanden. Einige waren zu weit ab vom Gefechtsfeld; zwar für die Sicherheit derselben ein sehr günstiges, für die zu leistende Hülfe aber ein desto ungünstigeres Verhältniß. Durchgehends aber fehlte es an Fuhrwerken für den Transport der Schwerverwundeten und erst sehr spät gelang es, dieselben theilweise zu beschaffen. Der Weg zu den nächsten in Flensburg etablirten Feldhospitälern war ein zu weiter. Einige der Schwerverwundeten wurden auf Kosten ihres Zustandes und ihrer späteren Heilung dorthin geschafft, sie litten auf dem Transport unsägliche Schmerzen und waren mir zwei derselben persönlich bekannt, welche seine Folgen nicht überlebten. Einige andere, deren Transport man nicht wagte, mußten in sehr nothdürftig und mangelhaft eingerichteten Ambulancen in den nächsten Dörfern um Düppel untergebracht werden. Es wurde so wenig für dieselben gesorgt, daß, um nur ein Beispiel anzuführen, Schreiber dieses noch 4 Tage nach dem Gefecht Verwundete, welche am Oberschenkel amputirt worden waren, auf Stroh liegen sah. Dieß sollte nicht nach einem großen Schlachttage möglich und denkbar sein und nun erst hier nach einem so unbedeutenden Gefecht.

In der That: nachahmungswerthe, selten ungeschickte Zustände!

Vor allem muß als wohl am nachtheiligsten wirkend der gänzliche Mangel einer durchgreifenden und maßgebenden sanitätlichen Oberleitung während und unmittelbar nach dem Gefecht erkannt werden. Wenigstens will Niemand etwas von ihr bemerkt haben und es ist daher noch das Beste anzunehmen, daß sie nicht vorhanden war.

Wir wollen diese Schilderung nicht mit weiterem belastenden Detail schmücken; die gerügten Uebelstände, die sich mehr oder minder hohen Grades immer wiederholen, sind freilich um so schwererwiegender, als ein jeder derselben Menschenleben kostet, aber trotzdem hüte man sich, ihnen gegenüber allzuschnell zu verurtheilen. Um überhaupt zu einem solchen Urtheil berechtigt zu sein, muß man selbst in dem Feuer der Schlacht gestanden haben, umhüllt von ihren brüllenden Donnern und all dem blutigen Pomp, mit dem sie plötzlich und im schnellsten Wechsel sich neugestaltender Lagen an uns tritt, die Phantasie und das Herz auch des Muthigsten mit einem augenblicklichen Beben erfüllend. Es bedingt Nerven von Stahl und eine unerschütterliche Energie des Geistes inmitten dieses dräuenden Gewirres von Feuer und Eisen, in dieser Fluth entfesselter Elemente, in diesem Gähren aller menschlichen Leidenschaften, in diesem unbeschreiblich furchtbaren Getöse Herr seiner selbst und des Augenblicks zu bleiben, jedem Zufall sich dienstbar zu machen als sei er nur das erwartete Resultat einer klugen Berechnung; jeden Wechsel der Situationen nutzenbringend zu gestalten, als habe man gewußt, daß er gerade so sich gestalten müsse; durch nichts sich überraschen und jeden Mechanismus des Dienstes ruhig spielen zu lassen!

Die Commandirenden jeden Grades sind so ganz mit dem beschäftigt, was sich vor ihnen zuträgt, daß sie weder Zeit noch Gedanken finden für das was hinter und neben ihnen fällt.

Dafür müssen andre, völlig selbstständige, allen anderen Eventualitäten fernstehende, unabhängig und in ihrem Wirkungskreis frei befehlende **Gewalten** sorgen.

Eine Armee des Friedens neben der Armee des Krieges: **Die neutrale Armee der Sanität** mit ihren besonderen Befehlshabern.

In dem völlig Selbstständigen, in der Unabhängigkeit von anderen Eventualitäten liegt vielleicht ein großer Theil vom Geheimniß des neuzugestaltenden Feldsanitätswesens. Für jetzt

gestatte man mir den Beweis schuldig zu bleiben, ich bringe ihn später.

Die Bestimmungen für den Medicinaldienst im Felde am grünen Tisch und mit der Feder in der Hand auszuarbeiten und sich mögliche Fälle zu vergegenwärtigen, ist an sich nicht schwer; aber ein Anderes ist es um die Ausübung auch des wohlerwogensten Reglements im heißen Kugelregen, im Sturme der Schlacht oder unter dem Drange einer zurückweichenden oder fliehenden Armee, deren Fluthwelle alles vor sich herspült und wo der hundert und einte Fall eintritt, welcher zufällig der Erwägung am grünen Tisch sich nicht unterworfen fand.

Was die Folgen des Gefechtes von Düppel anlangt, so zeigten sich dieselben schon 4 Wochen nach demselben, indem man zur Beseitigung eines „längst gefühlten Bedürfnisses" Binden und Compressen an die Mannschaften derjenigen Contingente verabfolgen ließ, welche solche noch nicht besaßen. Das bald folgende Ende des Krieges machte diese späte Maßregel überflüssig.

Aber so wenig umfänglich auch die Erfahrungen sein konnten, die man in jenem unbedeutenden Feldzug für das Sanitätswesen gemacht, so gaben sie doch allen denjenigen Staaten, welche zu seiner Hebung noch nichts gethan hatten, Veranlassung Hand an die Verbesserung desselben zu legen und mit Entschiedenheit an seine Umgestaltung zu denken.

Es wurde in den nächsten Friedensjahren in den Kriegsmedicinaldirectorien ein reges Leben sichtbar, und da bei einigen dieser Armeen gerade in dieser Epoche an den Spitzen der Sanitätswesen talentvolle Männer standen, wurde der Eifer groß, welchen man der Gewinnung einer neuen und sichereren Basis für die Anwendung der Kriegsheilpflege zuwendete.

Wir finden die Bemühungen dieser Männer aber fast immer bekämpft durch eine vorsichtige Sparsamkeit der Verwaltungsbehörden, welche für Versuche in diesem Zweige des Armeewesens keine Mittel zu besitzen schien, aber doch wiederum auch nicht Lust hatte große Kosten auf ein neues Material zu wenden, welches man noch nicht durch Versuche erprobt hatte.

Während man den practischen Dienst des Soldaten immer und auch während des Friedens bedarf, ist der des Sanitätswesens während seiner leicht zu ersetzen und bietet keine Schwierigkeit. Etwas anderes aber ist es im Krieg, wo sich dasselbe plötzlich und ohne allen Uebergang in die complicirteste Thätigkeit geworfen sieht, welche unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen Ausführung finden muß.

Da aber der Krieg mit Recht immer nur als ein Ausnahmezustand zu betrachten ist, unterstützt man auch diejenigen Schöpfungen und Institute, welche einzig bloß für ihn bestimmt sind, nur wenig. Man widmet ihnen eine bequeme Laßheit und setzt ihren Anforderungen eine beschauliche Schweigsamkeit entgegen. —

Die Feldhospitäler und Ambulancen sind wie die Oefen im Sommer. In eine Ecke gestellt, erinnert man sich kaum mehr ihrer Dienste, welche sie leisteten, als der kalte Winter über den Zaun gestiegen kam. Wenn er aber wiederkehrt, eilt man sie vorzurichten und wundert sich, wenn die lange vernachlässigten rauchen, anstatt Wärme zu spenden.

Sie gleichen einem Mantel. Wenn es stürmt und regnet, sucht man Schutz bei ihm und hält ihn wohl in Stand und bei Ehren. Ist das Wetter schön, eilt man, ihn in die Ecke zu werfen, und denkt der Risse, die er erhalten hat, erst wieder, wenn man ihn von neuem brauchen möchte.

Blickt man dagegen auf alle diejenigen Einrichtungen, welche auch der tiefe Frieden für die äußere Ausstattung des activen Heerwesens bedingt, für seinen verlockenden Glanz und alle die Pracht, die es umgiebt, so staunt man über die Leichtigkeit, mit welcher die Mittel hierzu beschafft werden, und über die Vollkommenheit, in welcher sich alles befindet.

Kehren wir indeß nach dieser für das Feldsanitätswesen nicht erbaulichen Betrachtung zu dem zurück, was es an Beisteuern für seine dereinstige bessere Gestaltung zusammentrug.

Es ist dabei in der Hauptsache Folgendes anzuführen:

1) Es wurden fast in allen Armeen, wo sie noch nicht bestanden, Sanitätssoldaten ausgebildet und in Compagnieen zusammengestellt. Wo solche schon bestanden, wurde ihre Zahl vermehrt.
2) Es wurde das alte unbrauchbar befundene Material beseitigt und durch besseres von neuer Construction ersetzt.

3) Die Stellung der Militärärzte wurde allseitig gehoben und auch von den unteren Graden eine wesentlich andre und mehr wissenschaftliche Bildung beansprucht.
4) Endlich wurde das Bedeutungsvollste von allen und als ein Schlußstein, der das andere erst wahrhaft brauch- und nutzbar machen wird, die „Idee" der Genfer Convention gefunden.

Es ist später nothwendig auf eine oder die andere dieser an sich wesentlichen Verbesserungen nochmals zurückzukommen, für jetzt nur so viel:

1. Die Sanitätscompagnieen.

Was erstlich die Sanitätscompagnieen anlangt, so danken wir ihre erste Schöpfung Frankreich. Sie wurden schon 1813 durch Napoleon auf Larrys Vorschlag als Brancardiercompagnieen errichtet und in den deutschen Armeen zuerst 1850 in Oestreich vollständig organisirt. Jene Brancardiers bestanden aus Compagnieen von 32 Mann und waren mit Stangen versehen, wovon 2 eine Bahre bilden konnten, um Verwundete an geschützte Orte außerhalb des Schlachtfeldes zu transportiren.

Die daraus entstandenen Sanitätscompagnieen sind im Durchschnitt 200 Mann stark und soll je eine solche einem Armeecorps von 20—25,000 Mann beigegeben sein. Die Mannschaften der Sanität werden im Felde den Ambulancen und Hospitälern zugetheilt. In den letzteren haben sie den Dienst als Krankenwärter zu leisten, bei den Ambulancen bilden sie deren Bedeckung und sollen auf dem Schlachtfelde ebenfalls theils als Krankenwärter fungiren, theils das benöthigte Material requiriren, theils den Truppen ins Gefecht folgen, um die Verwundeten, nachdem sie ihnen die erste Hülfe an Ort und Stelle geleistet haben, nach den Ambulancen zu bringen. Sie sind ausgerüstet mit Tragbahren und Verbandzeug; die zum Transport der Verwundeten eingerichteten Wagen werden von ihnen bedient. Die Leute haben außerdem Feldflaschen mit Wein und Essig bei sich und sind von den der Compagnie zugetheilten Aerzten theoretisch und practisch im Blutstillen, Beschienen und anderen Hülfsleistungen der niederen Chirurgie unterrichtet.

Die Idee, welche diese Compagnieen schuf, ist eine vollständig correcte

und wir finden in ihrem Vorhandensein eines der hauptsächlichsten und nöthigsten Elemente für die rationelle Ausführung des Sanitätsdienstes im Felde. Ohne ihre Hülfe noch heute zweckentsprechende Leistungen zu erwarten, würde nicht denkbar erscheinen, und doch ist auch diese heilsame Institution von bewährter Nützlichkeit gegenwärtig immer nur als eine halbe Maßregel zu beachten, da sie noch nicht an Körper und Geist diejenige Vollkommenheit erreichte, durch welche allein sie befähigt wird, das ganz zu leisten, was man in sehr ernsten Stunden von ihr beansprucht. Fürs Erste sind diese Compagnieen, für die Sphäre ihrer verschiedenen Dienstleistungen und die heutigen Verhältnisse viel zu **schwach** dotirt, denn obwohl ein jeder ihrer Dienstzweige an sich von gleicher Wichtigkeit ist, kann doch auf Keinen die für ihn nothwendige Mannschaftszahl verwendet werden. Eine solche Compagnie wird durch die verschiedenen Bestimmungen, welche sie zu erfüllen hat, bei Beginn eines Feldzuges dermaßen auseinandergerissen und zersplittert, daß die einzelnen überall nur schwach auftretenden Sectionen den gestellten Anforderungen nicht nachzukommen vermögen. Man weiß, daß die Sanitätscompagnieen vorhanden, man trägt die ganze Summe ihrer Stärke im Kopf, man vergißt, daß dieselbe längst in einzelne Theile sich zerspaltete, die an verschiedenen Orten wirken, und man ist erstaunt, im entscheidenden Augenblicke von Mannschaften keine Hülfe zu finden, welche dazu bestimmt und ausgebildet wurden. Für kritische Lagen ist das Bewußtsein keine Hülfe finden zu können außer derjenigen, die man sich selbst zu schaffen vermag, zweckdienlicher, als sich der Täuschung hinzugeben, eine solche Hülfe in der Nähe zu besitzen und ihrer vergeblich zu warten.

Man formire getrost diese Sanitätscompagnieen in doppelter, ja in dreifacher Stärke und man wird finden, daß sie für gewisse Momente des Krieges immer noch nicht zureichen, wenn man nicht durch andere, weiter zu treffende Maßregeln am Tage einer Schlacht das ganze gesammte Sanitätscorps auf dem Schlachtfelde zu concentriren vermag.

Es dürfte bei dem Sachverständigen kaum ein Zweifel obwalten, daß dem so ist; um aber dem sich bildenden eignen Urtheil eine bequeme Handhabe zu bieten, sei in Kürze folgende Berechnung aufgestellt.

Die Sanitätscompagnieen berechnen sich dermalen durchschnittlich für ein Corps von 25,000 Mann in Summa auf 200 Soldaten und mit Officieren und Unterofficieren auf 225 Mann.

Es werden davon gewöhnlich besetzt 3—4 Ambulancen und 3 Feldhospitäler. Zu diesem Zweck zerfällt die Compagnie in 4 Stationen zu je 1 Officier und 45 Soldaten, in Summa 180 Mann für die Ambulancen und giebt den Rest ihres Bestandes an die 3 Feldhospitäler ab, um daraus Krankenwärterabtheilungen zu bilden. Es bleiben hierzu nur 40 Sanitätssoldaten übrig; auf ein Hospital, welches bestimmt ist circa 500 Kranke und Verwundete aufzunehmen, also 13—14 Wärter. Es kommt sonach fast erst auf **30—31 Kranke 1 Pfleger.** Es ist nicht nothwendig darüber etwas weiteres zu sagen. Ein Jeder mag sein eigenes Urtheil über diese Art für Kranke und Verwundete zu sorgen bilden.

Dem gegenüber ist jedenfalls noch das Reglement von 1715 als Muster zu betrachten, denn es bestimmte, wie wir lasen, für je 10 Kranke 1 Soldaten und 1 Frau zur Wartung und Pflege. Sehen wir, wie es auf dem Schlachtfeld steht.

Nach einer für die gegenwärtigen Kriege aufgestellten, nur mäßigen Durchschnittsrechnung wird das 25,000 Mann starke Corps ungefähr 12 Proc. Gefechtsverluste erleiden, das ist 3000 Mann.

Eine indeß sehr günstige Annahme, denn zu diesem Zweck früher gegebene Notizen weisen weit größere Verluste nach. Aber bleiben wir bei diesen 3000 Mann und rechnen wir davon $^1/_3$ als todt und nur $^2/_3$ als Verwundete, welche einer schleunigen Hülfe bedürfen.

Wir haben für den Dienst auf dem Schlachtfeld in 3 oder 4 Ambulancen 180 Sanitäts-Unterofficiere und Soldaten. Aber wenn auch diese Zahl wirklich vollzählig auf dem Platz, so geht doch mindestens davon für andere Dienstleistungen, deren später gedacht werden wird, $^1/_3$ ab. Es bleiben sonach für jene 2000 Verwundeten 120 Mann und es kommt auch hier, wo die Hülfsleistungen weit schwieriger und zeitraubender, wo alle Verhältnisse verwickelter sind, auf 16 Verwundete nur 1 Helfer. Nimmt man nun noch an, daß diese Verwundeten erst auf entfernten Punkten des Schlachtfeldes aufgesucht und nach den außerhalb des Gefechtsfeldes liegenden Ambulancen getragen und gefahren werden müssen, womit ein großer Zeitverlust verbunden ist, so wird man es sehr erklärlich finden, wenn der größte Theil der Schwerverwundeten auf dem Schlachtfeld ohne Hülfe sich befindet, und wenn der Leser sich später selbst auf dieses Schlachtfeld versetzt sehen wird, ist nicht zu fürchten, daß er dem vor ihm entwickelten Bilde den Vorwurf der Uebertreibung mache.

Auch in denjenigen Armeen, welche die Sanitätscompagnieen, deren numerische Schwäche anerkennend, verstärkten, erschien sie für den Umfang ihrer Dienstleistungen auf dem Schlachtfelde selbst in einer noch viel zu geringen Zahl.

Aber nicht nur ihrer Zahl nach zu schwach, betritt gegenwärtig noch die Sanitätsmannschaft den Schauplatz ihrer Thaten, sie erscheint auf demselben auch theilweise nicht in der wünschenswerthen und gleichmäßigen Weise für ihre wichtige Aufgabe vor- und durchgebildet.

Die Instructionen, welche ihnen zu ertheilen sind, umfassen ein weites Feld, sie sind theoretisch meistentheils gut durchgearbeitet, aber der todte Buchstabe wurde nicht lebendig. Es fehlt dazu Gelegenheit und Zeit. Gewöhnlich wird die Sanitätsmannschaft nur alljährlich auf 4 Wochen zum Dienst gezogen, in diesem kurzen Zeitraum sollen Theorie und Praxis gelernt und geübt werden. Außer dieser Zeit werden Sanitätssoldaten zu dem Dienst in die Garnisonhospitäler commandirt. Solcher Hospitäler sind aber nicht viele, im Frieden sind sie schwach belegt, und vor allem kommen in ihnen die Krankheitsbilder, welche der Krieg hervorruft, namentlich Verwundungen, Knochenbrüche 2c. fast nie zur Behandlung. Es ist da meist vorwaltend eine Krankheitsform vertreten, die glücklicherweise im Kriege eine sehr untergeordnete Stelle einnimmt. Die wenigen Sanitätssoldaten, die also überhaupt in den Hospitälern Verwendung finden, um die Krankenpflege practisch zu erlernen, haben auch da nur geringe Gelegenheit, sich für den Dienst im Felde auszubilden. Ein Feldhospital ist etwas ganz anderes, als das Friedenshospital. Für den Dienst auf dem Schlachtfelde ist vollends aber die ihnen gebotene Uebung eine viel zu geringfügige, als daß sie dabei wirklich viel zu lernen vermöchten. Sie folgen den Truppen bei ihren Friedensmanövern, aber so wenig wie diese Manövers den Soldaten ein annähernd richtiges Bild von dem Ernst des Krieges und dem zu geben vermögen, was sie auf dem Schlachtfeld zu erwarten und zu leisten haben und wie diese Manövers sich einem tapferen Feinde gegenüber gestalten, eben so wenig kann die Sanitätsmannschaft bei ihnen, wo es keine Verwundeten, keine Kugeln und Angriffe, keine Verwirrung, keinen Sturm und Drang giebt, wo sie weder von strömendem Blut, noch von dem Schmerzensschrei der Fallenden beirrt werden, viel von dem lernen, was sie im Ernst auszuüben hat. Die Kürze der Zeit zwingt die Aerzte, denen der Unterricht obliegt und

welche sich demselben wohl auch mit wünschenswerthem Eifer unterziehen, ihren Cursus auf das Nothwendigste zu beschränken, und da ihren Schülern für denselben meist alle Vorbegriffe mangeln, so erlernt die Mehrzahl von ihnen nichts als einige Handgriffe, welche sie am lebenden Körper mit nur wenig Geschick in Anwendung bringen.

Leider lehrt die Erfahrung, daß man ferner bei der Ernennung zu Sanitätssoldaten sehr unbedenklich verfährt. Es sind allerdings auch hiefür wohl allerwärts gesetzliche Bestimmungen gegeben, und da es keinem Zweifel unterliegen dürfte, daß zum Sanitätsdienst nicht der erste beste Soldat passend ist, daß man seinen Anforderungen gegenüber vielmehr sorgfältiger als sonst bei einem Dienst individualisiren muß, so sollen auch nur ganz passende Männer zu ihm commandirt werden, Männer, welche den Beruf für ihn in sich tragen und die zu einer Stellung befähigt erscheinen, die in ihren Augen sowohl, wie in denen ihrer Kameraden als ein auszeichnender Vertrauensposten angesehen werden sollte.

Wie ist es aber damit in der Praxis. Die Compagnieen haben die betreffenden Unterofficiere und Soldaten aus ihren Beständen für den Sanitätsdienst auszuwählen und zu bezeichnen. Sie commandiren sehr häufig den ersten besten Namen, der ihnen in der Nationalliste unter die Augen kommt, wenn es sonst nur ein ruhiger Mann ist, von dem etwas auffallend Nachtheiliges nicht bekannt. Oder was noch trauriger ist, man commandirt von der Compagnie ab, was man eben gern los sein möchte, Soldaten, welche nicht marschiren können und leicht marode werden, die nicht verläßlich oder innerhalb der Compagnie unbeliebt sind. Man benützt die willkommene Gelegenheit, sich ihrer zu entledigen, und es kommt dadurch leider nicht selten vor, daß Trunkenbolde und Excedenten sich unter dem Personal der Sanitätscompagnie finden, welche doch, wie es wohl jedem Unbefangenen einleuchtend sein dürfte, durchgehends aus ausgesuchten, völlig erprobten Leuten bestehen müßte.

Es gehört in der That eine eigene Art von Gewissensfreiheit dazu, Männer von zweifelhafter Führung zum Sanitätsdienst zu bestimmen, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil man sie selbst nicht mehr zu Untergebenen haben will. Ebenso ist die Nachsicht zu bewundern, welche derartige Elemente innerhalb des Corps duldet, da man bei den

Friedensübungen hinreichende Gelegenheit finden kann, ihre Unfähigkeit für einen so ernsten, ja heiligen Dienst zu bemerken. Indeß es ist oft schwer einen einmal ein- und zugetheilten Mann wieder abgelöst und durch einen anderen ersetzt zu sehen.

Sollte das hier Gesagte noch gründlicher bewiesen werden, bedürfte es vieler Worte. Man glaube getrost dem, was der Erfahrung entnommen wurde. Nur ein Beispiel:

Zu einem fremden Hospital waren 4 Oberkrankenwärter (Unterofficiere) und 24 Sanitätssoldaten commandirt. Von Ersteren mußte einer wegen wiederholter Trunkenheit seines Dienstes enthoben werden, ein zweiter zeigte ebenfalls Neigung zu diesem Uebel und war unzuverlässig; der dritte war ein sehr kränklicher, schwacher Mann von geringer geistiger Befähigung, und in keiner Weise einem Dienst gewachsen, den er noch nie geübt hatte. Nur der vierte war durchgehends tüchtig und brauchbar.

Von den 24 Soldaten hatten nur 8 wirkliche Krankenwärterdienste geleistet und erfüllten ihre schweren Pflichten mit Aufopferung, Treue und Geschicklichkeit, die andern erwiesen sich theils unbrauchbar und mußten außerhalb der Krankenstuben zu andern Diensten verwendet werden, oder sie lernten im Laufe der Zeit mehr oder minder gut Kranke zu pflegen, und die dabei nöthigen Handleistungen zu verrichten. Es ist selbstverständlich, daß der Dienst hierbei nicht ausführbar gewesen sein würde, wenn nicht Hülfe von anderwärts sich gefunden hätte. Ich füge hier bei, daß indeß alle, namentlich die den Ambulancen zugetheilten Unterofficiere und Sanitätsmannschaften ihren schweren Dienst, so fremd er ihnen theilweise auch war, mit todesverachtendem Muth erfüllten und daß man sie mitten im dichtesten Feuer bemüht sah, ihren gefallenen Kameraden Hülfe zu bringen.

An ihrem Muth und ihrem guten Willen liegt es sicher nicht, wenn sie im Verhältniß der vielen Verwundeten für nur wenige als rettende Brüder erscheinen können.

2. Das todte Material.

Was die Verbesserungen an dem für den Feldsanitätsdienst erforderlichen todten Material anlangt, so fand sich dafür in dem vorhandenen älteren ein eben so weites als dankbares Feld.

Dieses vielgeprüfte, ehrwürdige Material erlaubte trotz seiner überkommenen Dienstunfähigkeit einen Schluß auf frühere Culturstufen zu ziehen und wenn die Soldaten an diesen in Parks aufgefahrenen Veteranen vorübermarschirten, durften ihre Führer ihnen sagen: „hier schaut ein Jahrhundert zu Euch herab."

Wenn man in früherer Zeit den Park einer Ambulance oder eines Feldhospitales fahren sah, war man versucht zu glauben, daß irgend ein benachbartes Alterthumscabinet seine Seltenheiten auf die Straße geworfen habe, und man hätte sich nicht gewundert, diese sonderbaren Wagengestelle von eigenthümlichen Formen erzählen zu hören, daß sie den alten Frundsberger bis unter die Mauern Roms begleitet und nicht minder bei der Befreiung Wiens von den Türken sich thätig erwiesen hätten.

Das Beste wäre gewesen, dieses gediegene Material mit sammt der Erinnerung an seine würdige Modellirung den unsterblichen Göttern in einem Brandopfer darzubringen. —

In einigen Staaten brach man auch gänzlich mit diesem veralteten System in der Construction der Kranken-, der Medicin- und Transportwagen und schuf durchaus Neues, Zweckgemäßes, oft Elegantes. In andern Staaten gönnte man den Rücksichten einer weisen Oekonomie gebräuchlichermaßen die entscheidende Stimme. Von dem Alten blieb was möglich und noch nicht wurmzerfressen war, eine fromme Pietät wußte sogar die alte Construction zu erhalten. Man stutzte nur alles bestens zu, flickte aus, wo es angehen wollte, überstrich die alten Jahreszahlen mit frischem Lack, welcher glänzte, setzte neue Zahlen darauf und gelangte dadurch in den Besitz eines trefflichen Chaos von Altem und Neuem, was nirgends recht passen noch seinen Zweck erfüllen konnte.

Wieder an andern Orten war die Ansicht maßgebend, daß man zwar einiges Neue schaffen, daß es aber jedenfalls von einer eigenthümlichen Construction sein müsse. Obwohl es nun für das Neue in den Staaten, die hierin mit gutem Beispiel vorangegangen, durchaus nicht an Modellen fehlte, die sich bereits bewährt hatten, so stürzte man sich doch, wie es häufig zu gehen pflegt, auf die Idee etwas Besonderes, Selbstgeschaffenes, etwas durchaus Originelles zu besitzen. Man baute daher frohen Muthes Kranken- und Sanitätswagen von ganz neuen Formen, wie man sie sonst nicht fand. Man genoß auch der Genugthuung etwas Eigenthümliches zu besitzen, aber das Eigenthümliche war leider nicht immer

weder schön noch zweckentsprechend. Außerdem ist es wohl mit nur wenigen Ausnahmen bei den meisten Armeeverwaltungen Gebrauch, alles Material in den eigenen Militärwerkstätten erbauen zu lassen. Nun genießen aber die in ihnen angestellten Militärarbeiter einen anerkennungswerthen Ruf in dem compacten und massigen Ansehen, welches sie allem zu geben wissen, was aus ihren productiven Händen hervorgeht; auch soll das in diesen Werkstätten gefertigte Material bei der möglichst längsten Haltezeit, welche schon seinem äußeren Character aufgeprägt liegt, das möglichst wenigste kosten, und so bildet denn eine schlichte Einfachheit in Verbindung mit einer derben, schweren, jedoch meist nur scheinbaren Feste nicht den am wenigsten in die Augen fallenden Schmuck der fertigen Arbeit.

Indeß gerade das zum Sanitätsdienst im Felde bestimmte Fuhrwerk muß aus leicht begreiflichen Gründen, namentlich soweit es zu dem Transport für Schwerverwundete und Kranke bestimmt ist und unmittelbar auf dem Schlachtfelde und auf unwegsamen Terrainabschnitten seinen Dienst leisten soll, sich durch eine leichte, lenkbare Construction auszeichnen, um jede Bodenschwierigkeit besiegen und sich überall hin bewegen zu können. Es darf die ihnen Anvertrauten nicht erschüttern und sollte mit einem Worte bei einer größeren inneren Räumlichkeit alle die Eigenschaften besitzen, wie man sie an den elegantesten Salonwagen bewundert, in deren üppigen Polstern die üppigen Glieder der elegantesten Damen sich wiegen.

Der heutigen Industrie wird es leicht fallen, mit allen diesen Anforderungen auch diejenige der Dauer und Festigkeit in Verbindung zu bringen, aber Fuhrwerke derartiger Vervollkommnung gehen anerkanntermaßen nur selten oder nie aus Militärwerkstätten hervor.

Man sage, was man für dieselben bedarf, eröffne eine Concurrenz innerhalb der bedeutenden Wagenbauetablissements, und man wird sich bald in dem Besitz des möglichst Vollkommenen finden. Indeß es wird etwas theuer sein! Ist aber überhaupt etwas zu theuer, wenn es gilt, das Loos des verwundeten Soldaten zu sichern und zu mildern? Kann ihm gegenüber heutigen Tages im Ernst der Kostenpunkt entscheidend sein? — Wenn das möglich wäre, dann allerdings ist jede Hoffnung aufzugeben, dieses Geschick minder schwer und bedrohlich zu gestalten.

Außerdem ist dieses gesammte Material in viel zu geringer Anzahl vorhanden. Die Ambulancen, d. h. die sogenannten fliegenden Hospitäler, welche auf dem Marsche den Truppen unmittelbar folgen, im Kampf unmittelbar hinter der Schlachtlinie ihre Aufstellung nehmen sollen, um ersteren Falles die Aufnahme von Kranken, im letzteren Fall den Verband der Verwundeten bewirken und für deren weiteren Transport in die Hospitäler sorgen zu können, die Ambulancen verfügen für ein Corps von ca. 25,000 Mann durchschnittlich über 6—8 Krankenwagen für Schwerverwundete. Es liegt auf der Hand, daß hiermit den Anforderungen nicht zu genügen ist, welche eine Schlacht von heute mit ihrer großen Zahl von Schwerverwundeten den Ambulancen stellt. Es ist nicht nöthig, über eine so selbstredende Thatsache weitere Worte zu verlieren. Man gebe einer jeden der in **wenigstens** gedoppelter Zahl vorhandenen Ambulancen zwölf solcher Wagen, theile ihr außerdem noch 20—30 gewöhnlicher Krankenwagen und 40—50 Krankenkarren zu, wie sie bei den Johannitern üblich waren, und versuche, ob man damit alles zu leisten vermag, was auf dem Schlachtfelde zur Rettung der Verwundeten geleistet werden muß.

3. Das ärztliche Personal.

Die verbesserte und gehobene Stellung, in welcher wir heutigen Tages die Militärärzte innerhalb der Armeen finden, wurde namentlich dadurch herbeigeführt, daß einestheils die wissenschaftliche Ausbildung der ehemaligen Compagniechirurgen für die gesteigerten Anforderungen der Gegenwart nicht mehr ausreichen wollte, und daß anderentheils junge wissenschaftlich durchbildete Männer einer Stellung fern blieben, welche äußerlich und pecuniär eine sehr untergeordnete Bedeutung einnahm.

Es wird für diesen Punkt genügen, wenn wir den Fortschritt anerkennen und dem beifügen, daß die unzureichenden Dienste und die Mängel des Feldsanitätswesens wohl nicht in der Thätigkeit des ihm zugetheilten ärztlichen Personales zu suchen sind. Der Eifer desselben und dessen Tüchtigkeit verdienen volle Anerkennung und mit nur wenig beklagenswerthen Ausnahmen erfüllte es mit Muth und Ausdauer auch unter schwierigen Verhältnissen seine schweren Pflichten. Aber trotz der für diesen Stand herbeigeführten Verbesserungen fehlte es doch in der fühl-

barsten Weise an guten Aerzten und alle die unsäglichen und kostspieligen Auskunftsmittel, durch welche man versuchte, bei Ausbruch des Krieges die zahlreichen Lücken im ärztlichen Personal der Armee zu füllen, waren nur von einem sehr zweifelhaften Erfolg begleitet.

Schon im Frieden mußten in denjenigen Armeen, welche bisher nicht so glücklich waren, sich durch den Modus der allgemeinen Wehrpflicht zu ergänzen, eine bedeutende Anzahl Stellen offen gelassen werden, weil es zu ihrer Besetzung an brauchbaren Aerzten mangelte. Die Bemühungen der Sanitätsdirectionen, diesen Mangel zu beseitigen, fanden nicht die gewünschten Erfolge.

Während des Friedens hatte das indeß an sich nicht viel zu bedeuten, denn diese Armeen, welche nach einem anderen System sich zusammensetzten und demgemäß auch ihre Ausbildung auf andere Ansichten begründeten, hatten aus nationalökonomischen Rücksichten während des Friedens meistentheils nur einen geringen Bestand an Mannschaft unter den Waffen. Ein System, welches — dieß sei nur beiläufig gesagt — vielleicht einige Nachtheile besitzt, aber trotz ihrer die nach ihm ausgebildeten Truppen nicht verhinderte, sich in der **besten** Weise zu schlagen und **allen** Anforderungen zu entsprechen, die man an kriegstüchtige und gute Soldaten für gewöhnlich stellt. Sie wußten sich durch ihre Tapferkeit, ihre Ordnung und Disciplin bei Freund und Feind volle Achtung zu verschaffen und lieferten einen nicht zu leugnenden Beweis, daß bei innewohnender Intelligenz und einer guten Instruction auch eine kürzere Präsenzzeit tüchtige Soldaten erzieht.

Für diese geringen Etats war auch eine Minderzahl von Aerzten mehr als ausreichend, denn selbst sie waren namentlich in den kleineren Garnisonen ohne entsprechende, der Fortbildung so nothwendige Beschäftigung. Wäre es gelungen, im Voraus diejenigen Maßregeln treffen zu können, welche für den Kriegsfall den Eintritt der nothwendigen Zahl mit der Kriegsheilkunst vertrauten Aerzte sicherte, so hätte in jenen Lücken nichts bedenkliches gelegen. Aber diese Maßregeln wurden nicht getroffen, obwohl sich ihnen vielleicht nicht so viele Schwierigkeiten entgegenstellen, als es geschienen haben mag, und es nicht allzuvieles Nachdenken erfordern würde, eine gesicherte Abhülfe zu schaffen.

Als nun der Ausbruch des Krieges plötzlich außer Zweifel stand und man selbst innerhalb der activen Armeen nicht im Stande war, die feh-

lenden Stellen zu besetzen und noch obendrein für die Hospitäler und Ambulancen wenigstens einige der älteren, erprobten und dienstkundigen Militärärzte als Dirigenten und Oberärzte abzucommandiren genöthigt war, dadurch jene Lücken empfindlich vergrößernd, als endlich die Etats dieser Hospitäler und Ambulancen mit weit über 60 Aerzten zu ergänzen waren, da herrschte an den betreffenden Stellen eine leicht erklärbare Verlegenheit. Unter dem Druck derselben suchte man nach Auskunftsmitteln, welche nahebei den Rang von Nothbehelfen einnahmen und deren Wiederholung im Interesse der kämpfenden Soldaten und des Feldsanitätswesens nicht gewünscht werden darf.

Es ist indeß das alles vorüber. Reden wir nicht weiter von Zuständen, deren Wiederkehr mit der allgemeinen Wehrpflicht eine Unmöglichkeit geworden ist.

Dank aber sei hierbei jenen patriotisch gesinnten Männern der Wissenschaft gesagt, die damals dem Nothruf des Vaterlandes folgend, ein glückliches Familienleben, eine reiche Praxis, welche ihre Lehrstühle verließen, auf denen sie ein segensreiches Wirken entfalteten, um ihre ärztlichen Dienste den Feldhospitälern zu widmen, bei denen sie in den trüben Tagen schwerer Zeiten mit wackerem Muthe aushielten, ihnen ungewohnte Beschwerden ertragend.

Auch viele angehende Aerzte, die Blüthe der Universitäten, hoffnungsreiche Jünglinge folgten dem Ruf und eilten herbei, Erfahrungen zu sammeln, oder sich mit den bereits gewonnenen nützlich zu machen. Aber trotz alledem wurde dennoch der schreiende Mangel nur nothdürftig beseitigt und überall, namentlich bei den Etats der Hospitäler, blieben offene Lücken. Diese Hospitäler zählten eine lange Zeit kaum $^1/_3$ der Aerzte, welche bei ihnen angestellt sein sollten, niemals wurde ihr vorgeschriebener, nicht allzuhoher Etat ganz erfüllt.

Außerdem fehlte es namentlich an erfahrenen Aerzten. Der verwundete Soldat dürfte vermuthlich nicht die Bestimmung in sich tragen, nur ein Material für das Studium zu bilden und bloß verwendet zu werden, um an ihm den Heilproceß erlernen und beobachten zu können. Er darf verlangen, daß man an sein schmerzensreiches Lager wohlerprobte und erfahrene Aerzte stellt. Auch hatte man, wie es in solchen Fällen immer geht, bezwungen durch die Gewalt der äußersten Noth unter denjenigen, welche sich zur Besetzung der offenen Stellen meldeten,

keinerlei von Auswahl getroffen. Oft bewirkten Civilbehörden, welche von der ärztlichen Befähigung und dem wissenschaftlichen Ruf der sich ihnen Vorstellenden nicht viel mehr wußten, als etwa von der Sprache eines Grönländers, deren Aufnahme und Anstellung und in fast allen Fällen nahm man, was man eben erhalten konnte. Es wurde Mancher als Arzt angestellt, der später seinem Stand wenig zur Ehre gereichte und die hohen Pflichten desselben nicht mit der Aufopferung erfüllte, mit welcher der Soldat gewohnt ist, den ihm obliegenden nachzukommen und sie von denen erfüllt zu sehen, welche sich ihm zurechnen. In der Hauptsache aber muß zu Ehren jener Männer gesagt werden, daß sie sich in der Mehrzahl bewährten, und daß die Armeen, denen sie ihre Dienste widmeten, Ursache hatten, ihnen ein dankbares Gedächtniß zu bewahren. Mehr als eine Armee rückte indeß ins Feld mit allem wohl versehen, nur gerade mit dem nicht, dessen sie in der Stunde der Noth so sehr bedarf: mit der hinreichenden Zahl guter, geübter Aerzte.

Nur in der preußischen Armee hat es in Kriegszeiten und bei Mobilisirungen niemals an Aerzten gefehlt. Sie standen in hinreichender Zahl und wohl auch mit den nothwendigen Eigenschaften ausgestattet dem Staate zur Verfügung, ohne demselben dafür große finanzielle Opfer aufzubürden, oder mit der Aussicht auf noch größere zu bestürmen.

4. Die Genfer Convention.

Es bleibt nun noch des letzten, aber auch des bedeutendsten Fortschrittes zu gedenken, welchen das Sanitätswesen in seiner gesammten Wirksamkeit zu machen im Stande war, eines Fortschrittes, der, wenn er sich aus der ideellen zu der concreten Form entfaltet haben und in das Bewußtsein der kämpfenden Armeen gedrungen sein wird, die ausgiebigste Verwerthung aller anderen Vervollkommnungen und Fortschritte nicht nur herzustellen, sondern auch ihre Verwerthung und Anwendung im Felde überhaupt zu ermöglichen vermag.

Es ist das die Genfer Convention, deren Beschlüsse in 10 Artikel formulirt und von vielen Staaten als rechtsgültig anerkannt worden sind. In ihr liegt ein Stück Geschichte eingeschlossen; ihre Entwickelung erfolgte stufenweise und langsam von Schritt zu Schritt, und auch jetzt haben wir in derselben noch keinen Abschluß zu erblicken. Diese den

Bestrebungen unseres Zeitalters so sehr entsprechende Convention wird erst dann ihren wahren Segen spenden, wenn sie nicht bloß nominelle, sondern auch factische Rechtskraft gefunden hat und das Bewußtsein derselben in jedes kämpfenden Mannes Herz gedrungen ist; wenn vor der weißen Fahne mit dem rothen Kreuz auch mitten im grimmigsten Schlachtenwetter jedwede Leidenschaft beschwichtigt und sie nicht nur von den Führern, sondern auch von dem wildesten Krieger als ein Symbol des Friedens betrachtet wird! —

Obwohl bereits unter dem 22. August 1864 rechtsgültig zwischen mehreren Staaten abgeschlossen, bildete sie doch im Verlauf des letzten Krieges nur eine schöne Idee. Gerade für ihn und seine außerordentlichen Zustände wäre sie ein großes Glück gewesen, stünden ihrer practischen Brauchbarkeit nicht noch einige Artikel entgegen. Nur erst mit ihrer Beseitigung wird der ganze Vertrag mehr als eine „schöne Idee" sein. So hat aber die Convention für die kriegführende Armee in ihrer Gesammtheit und für deren Verwundeten und Kranken keinerlei von Vortheil gebracht.

Gerade Oestreich als der eine der zwei großen kriegführenden Staaten, Oestreich, von dem Rivarol sagt, „daß es immer um ein Jahr, um eine Idee, um eine Schlacht, und um eine Armee zurück sei", hatte die Genfer Convention anzuerkennen nicht für gut befunden. Es trat derselben bei, nachdem bereits die Schlacht von Königsgrätz geschlagen worden und alles Unheil über seine fliehende und zerstäubte Armee hereingebrochen war.

Sein treuester Bundesgenosse, das Königreich Sachsen, welches seiner Zeit die Conferenz durch einen seiner tüchtigsten Fachmänner beschickt hatte, trug damals aus politischen Gründen, welche außerhalb dieser Betrachtung liegen, Bedenken, den Vertrag zu vollziehen, trat ihm aber noch an der Schwelle des Krieges bei.

Daß es trotzdem für seine Armee die Vortheile der Convention nicht zur Geltung brachte, lag wohl in den Verhältnissen der Bundesgenossenschaft. Wenigstens erscheint ein anderer Grund nicht wohl denkbar. Uebrigens erfolgte auch in Sachsen die Publication des Vertrages auf gesetzlichem Wege erst unter dem 9. Juli 1866. In der Armee selbst herrschte über den Beitritt längere Zeit vollkommene Ungewißheit.

Die Idee, welche dieser humanen Convention zum Grunde liegt,

ist eine so edle und unserm sittlichen Standpunkt so entsprechende, eigentlich sich von selbst verstehende, daß man seine Verwunderung kaum bergen kann, wie sich dieselbe erst so spät Bahn zu brechen und Anerkennung zu finden vermochte.

Sie ist einfacher, als selbst das Ei des Columbus, und gewährt mit einemmal dem Feldsanitätswesen die volle Möglichkeit einer vollkommeneren Gestaltung und mit ihr die Gewähr, ferner eine ausreichende Hülfsleistung bieten zu können.

Aber diese einfachen Ideen, welche eine Zeit lang zu schlummern scheinen, während welcher sie doch nur reifen, waren von jeher diejenigen, welche am befruchtendsten wirkten. Sie sind der Leuchte gleich, an welcher tausend andere Lichter sich entzünden.

Einmal vorhanden, gehen solche Ideen nie wieder verloren. Sie werden Eigenthum der Völker, an welchen es ist, sie nutzbar zu gestalten und ihren Ausbau zu vollenden.

Ich erwähne der Genfer Convention für jetzt nur kurz, indem ich nur die Thatsache dieses großen Fortschrittes feststelle.

Aber eine Schöpfung von solcher umgestaltender Bedeutung, welche die Kraft einer Revolution in sich trägt, muß selbstverständlich die eingehendste Besprechung finden und verdient historisch entwickelt zu werden. Das wird am geeigneten Orte in einem besonderen Abschnitt erfolgen.

So wurde denn in Kürze und mehr übersichtlich dessen gedacht, was der Hauptsache nach in den letzten Jahrzehnten gethan, geschaffen oder unterlassen wurde, das Sanitätswesen zu heben und seine Mängel mehr oder minder zu beseitigen.

Indeß, noch bestehen diese Mängel mehr oder minder. Ihr blühendes Vorhandensein wurde durch traurige, eben gewonnene Erfahrungen bestätigt. Ein Gang durch die Feldhospitäler des letzten Krieges, die noch in unsern Herzen lebenden Erzählungen der Leiden, welche kranke und verwundete Soldaten erduldeten, entkräften jeden Zweifel und bezeichnen die etwaige Versicherung, daß die getroffenen Maßregeln zweckerfüllend und ausreichend waren, einfach als eine Täuschung.

Wir dürfen daher den Schluß für vollkommen berechtigt halten, daß mit allen jenen neuen Schöpfungen nur wenig erreicht wurde und daß

die besten unter ihnen nicht mehr als Stückwerk sind; starke und willkommene Bausteine zwar, aber doch nur Bausteine für den großen gemeinsamen Tempelbau, welchen die alles durchdringende Idee der Barmherzigkeit aufrichten und in dem die Feldsanität die Weihe endlicher Vollkommenheit erhalten wird.

Es genügt daher auch von all den neugeschaffenen nur das Hauptsächlichste zu erwähnen. Die Nebendinge bilden nur ein Beiwerk des Ganzen. Sie sind in ihm nur die Wässer der Quelle in dem sie vereinigenden Strome.

V.

Auf dem Marsch und im Bivouac.

Was hat nun, um positiv zu fragen, die Feldsanität zu leisten, um wirklich ihre Pflichten zu erfüllen und mit ihrer Hülfe nicht erst zu einer Zeit zu erscheinen, wo dieselbe entweder zu spät kommt oder von anderer Seite her eben so gut und besser geleistet werden kann?

Was ist der kämpfende Soldat berechtigt, von ihr zu erwarten, um mit **Vertrauen** nach ihr zu blicken, wenn er ermattet von Anstrengungen niedersinkt oder von feindlichen Kugeln verwundet auf die Erde gestreckt wird?

Die Fragen sind eben so leicht zu beantworten, als zu stellen; weit leichter als wie sich die Mittel finden werden, diesen Antworten Erfüllung zu geben.

Die Feldsanität muß einem jeden erkrankten Soldaten die Bürgschaft gewähren, daß er sie zu jeder Zeit und an jedem Ort im Bereich der marschirenden und manövrirenden Armee bereit finden wird, ihm beizustehen, ihn aufzunehmen und ihm eine vollkommene, nicht bloß eine nothdürftige Pflege zu gewähren. Denn eine nur nothdürftige Pflege ist für den kranken Soldaten in Betracht der hier auftretenden Krankheitserscheinungen erfahrungsgemäß oft nachtheiliger, als gar keine Pflege.

Der Soldat aber, welcher in das Gefecht rückt, muß den guten und wohl begründeten Glauben in sich tragen, daß wenn er verwundet wird, sei es schwer oder leicht, ihn die Organe der Feldsanität alsobald finden und in sichere Obhut nehmen werden. Er muß wissen, daß seine Wunde der Hülfe und Pflege nicht entbehren wird, welcher sie bedarf, und zwar ohne den Aufschub, welcher so oft tödtlich wirkt oder mindestens den Verlust des verletzten Gliedes zur Folge hat. Er soll nicht befürchten, daß er mit brennenden Schmerzen, nach Labung und Hülfe lechzend, verlassen und vergessen auf dem blutigen Schlachtfeld zurückbleibt, umgeben von jammernden Leidensgefährten und bei dem letzten Röcheln Sterbender, die, wie er selbst, keine befreundete Hand der Rettung fanden. Nicht soll seiner das noch gräßlichere Schicksal erwarten ein entsetzliches Opfer jenes beutegierigen Gesindels zu werden, welches — die Hyänen des Schlachtfeldes — plündernd sich über die Wehrlosen stürzt, die noch Lebenden mordend, um sie gleich den Todten um so sicherer berauben zu können.

Er soll auch nicht zu fürchten haben, daß er mit zerschmetterten oder schwerverletzten Gliedern, um der ihm drohenden Gefangenschaft zu entfliehen, unverbunden stunden-, ja **tagelang** umherirrt, ehe er einen Helfer oder ein schützendes Asyl findet.

Es ist hier nicht die Rede von dem, was möglich ist, von Gebilden der Phantasie für die Phantasie; auch nicht von dem, wie es vor langen Zeiten war, es ist von dem die Rede, wie es in jüngster Zeit gewesen ist. Aber geben wir uns der frohen Hoffnung hin, daß diese Zustände niemals wiederzukehren vermögen, und daß die Mittel nahe liegen und Benutzung finden werden, welche bei den Kriegen civilisirter Nationen gestatten, ihrer nur noch als einer kaum glaubhaften Mythe zu gedenken.

Das ist, was die Feldsanität zu leisten hat. Sie besitzt den Willen dazu; daß ihr die Möglichkeit der Ausführung gegeben wird, ist eine eben so unbedingte als heilige Pflicht des Staates.

Nachdem sich die Trefflichkeit der preußischen Militärorganisation in einer so ungeahnten, siegreichen Weise kundgegeben hat, sieht man alle Staaten beeilt, ein an sich so natürliches System wenigstens in den äußeren Formen nachzuahmen. Selbst Frankreich, seit Jahrhunderten gewöhnt, auch bei militärischen Fragen ein mustergültiges Vorbild zu

sein, selbst Frankreich beugte sich vor dem Erfolg und unterwarf sein eigenes System einer eingehenden Prüfung.

Der vornehme Reichthum, wie die behäbige Wohlhabenheit sehen in den Staaten, wo diese allgemeine Wehrpflicht nur der fromme Wunsch einer klar blickenden Minderzahl war, eines ihrer ungerechtesten Privilegien verschwinden; sie müssen sich bequemen für die Vertheidigung des Staates mit ihrer eigenen Person einzutreten und können diese Ehrenpflicht nicht ferner mit einem Griff in ihren Geldbeutel ablösen. Sie werden sich, jedenfalls zu ihrem Trost, erinnern, daß die Vertheidigung des Vaterlandes eine Tugend der alten, classischen Zeit bildete, welche nicht leisten zu dürfen oder zu wollen brandmarkte.

Der große norddeutsche Bund besitzt wenigstens in seinen Staaten diese allgemeine Wehrpflicht. Er wird durch sie in Verbindung mit der seinen Völkern innewohnenden Intelligenz und Tapferkeit zu dem mächtigsten und bestorganisirtesten Kriegsstaat der Welt, welcher Gesetze vorzuschreiben er sich bald genug in der Lage finden dürfte.

Aber eben diese allgemeine Wehrpflicht macht es auch für jeden Bürger dieses großen, kriegerischen Bundes zur eigenen Sache, nach seinen Kräften bemüht zu sein, daß die Kriegsheilpflege der Armee, welcher er selbst vielleicht noch angehört, und in welcher er seine Söhne weiß oder wissen wird, die Sicherheit gewährleistet, welche von ihr beansprucht werden kann.

Die Heilpflege für den kranken und verwundeten Soldaten ist zur Nationalsache geworden, seitdem einer jeden Mutter Sohn in der Gefahr schwebt, in schweren Stunden von dieser Pflege Hülfe und Rettung zu erhoffen.

Das Vaterland, welches einerseits vollkommen berechtigt ist, zu seiner Vertheidigung das Blut und Leben seiner Bürger zu beanspruchen, darf andererseits *kein Opfer scheuen*, um das Blut zu stillen und bedrohtes Leben zu retten. Die Verluste, welche hierbei seine Saumseligkeit verschuldet, würden Anklagen bilden.

Man rühmt oft den Glanz, welcher den Stand des Soldaten umgiebt, und welcher hell genug strahlt, viele und oft so schöne Augen zu blenden. Diejenigen, welche ein Heer unter dem kriegerischen Klang der Trompete, dem wirbelnden Schall der Trommel, mit wehenden Fahnen beim Leuchten des jungen Tages in den ernsten Kampf rücken

sehen, können sich einer emporwallenden Begeisterung nicht erwehren und fühlen unter dem gewaltigen Eindruck die ganze ritterliche Poesie, welche den Schmuck eines Standes bildet, der seines Gleichen nicht hat auf der Erde.

Die langen dichtgeschlossenen Colonnen, beschattet von einem Wald blitzender Waffen, wohlgeordnet und gleichmäßig dahinschreitend, zwischen ihnen feurige Rosse mit Reitern, welche von Jugend und Kraft strahlen, funkelnde Geschütze, stumm zwar, aber dräuend mit dem Prunk ihrer stattlichen Bespannung, die bunte Schaar der Marketender und Marketendermädchen, das wilde Volk des Trosses, zigeunerähnlich folgend, mit Federn und Sträußen auf den Hüten und an den Kummeten der Pferde, alles so hell, so frisch und so voll Feuer wie der Morgen, der dieses bunte, lebendige Gemälde mit seinem Lichte übergießt.

Man sehe dann diese Armee am Abend des Tages, am Abend eines *siegreichen* Tages, man sehe diese decimirten, zerrissenen Colonnen von Staub und Blut bedeckt, diese gelichteten, blutigen Schwadronen, die noch rauchenden Geschütze mit zersplitterten Laffetten, zerschossenen Protzen, die so stolzen Pferde ermattet, mit einem schmutzigen, festgewordenen Schweiß bedeckt, man sehe umher — —, doch wir werden später uns auf einem Schlachtfeld am Abend eines solchen Tages finden. Und nun erst, wenn diese glänzende Armee unglücklich focht! Wer sucht dann ihre Trümmer und wie wird er sie finden? Dann verschwindet jede Poesie, um einer entsetzlichen Prosa den Platz zu überlassen.

Wer den Krieg und die Schrecken einer Schlacht nur aus interessanten und spannenden Erzählungen kennt, wie wir sie gern hören an eines kurzen Tages langem Abend, umlichtet von dem flackernden Schein eines lauschigen Kaminfeuers, oder wer in müssiger Stunde, umgeben von allem Comfort des Lebens, nur es liest, wie das Leben des Soldaten so aufregend und wechselvoll sich gestaltet, wie es ihn heute hierhin, morgen dorthin, heute zu dem armen Bauer, morgen zu einer reichen Fürstin ins Quartier wirft, wie er heute kaum trocknes Brod findet, während ihm morgen schöne Hände Champagner kredenzen werden, wie er: „Burgen mit hohen Mauern und Zinnen“ und „Mädchen mit stolzen höhnenden Mienen“, Beute und Liebe gleichmäßig gewinnt, — wie irrt er, wenn er diese Bilder auf die Kriege der heutigen Zeit anwendet.

Man frage die Sieger von Curtatone, Custozza und Novara, von

Pered, Komorn und Temeswar; man frage die Soldaten von der Alma, von Inkermann und Balaklawa, die Erstürmer des Malakows und der Karabelnaja; man frage die Kämpfer von Magenta und Solferino, was sie von alledem gefunden haben?

Alle jene poesiereichen Schilderungen entstammen einer früheren, einer weniger realistisch gesinnten Zeit. Diese gute, alte Zeit! Sie hatte ihre Bequemlichkeiten, es war Methode in ihr. Dazumal wurden die Kriege anders und nicht ohne allen Comfort geführt. Es war auch bei ihnen eine bequemere Manier. Es lag Gemüth in der Sache. Die Feldherren trugen nicht bloß den eignen, sondern auch den Gewohnheiten ihrer Soldaten eine gebührende Rechnung, und obwohl sie im unmittelbaren Dienst vor dem Feind ihre Anforderungen an sie stellten, gönnten sie ihnen doch außerhalb dieses Dienstes die möglichsten Freiheiten, sich der süßen Gewohnheit ihres immerhin nicht ganz zweifellosen Daseins zu erfreuen. Der Soldat endlich war Berufssoldat, der Krieg war sein willkommenstes Gewerbe, seine Feiertags- und gute Zeit.

Die Märsche waren meist so bemessen, daß sie so ziemlich etwas ausgedehnten Spaziergängen ähnelten, zwischen den einzelnen Gefechten und Schlachten, oder den großen Actionen lagen Monate. Man schlug in jedem Feldzug nicht gern mehr als eine solche Schlacht und war nach ihr beeilt, sich zu erholen. Bei dem Anbruch der schlechten Jahreszeit, welche nicht der Menschen Freund ist, zeigte man sich nie säumig, gute und sichere Winterquartiere in geschonten Gegenden zu beziehen, worüber man nicht verfehlte, sich in schuldigster Hochachtung eine gegenseitige Mittheilung zukommen zu lassen. Der Krieg fand seine Fortsetzung, wenn die Schwalben wiederkehrten und mildere Lüfte das Wandern lustig machten. Neben alle dem gab es Beute und Mädchen in Fülle; es war für die Leute, welche in jenen Kriegen kämpften, in der That ihrem Sinne nach: eine Lust Soldat zu sein. Es machte für sie nicht das geringste aus, ob er dreißig oder ob er sieben Jahre währte. Zumeist war er für sie die Blume: Je länger, je lieber!

Und was die Gefahr anlangte, die von dem Beruf nicht ganz hinwegzuleugnen war, und das Sterben auf dem Schlachtfelde, so trug man diesen Kleinigkeiten keine ungebührliche Rechnung. Sicher störte Niemand die quartiermeisterliche Ruhe durch die unbescheidene Frage nach dem Vorhandensein einer Sanitätscompagnie, und wer kümmerte sich

vollends um die Lazarethe. Man war froh zu wissen, daß sie nicht in der Nähe. Was fiel, das fiel; was verdarb, verdarb. Wer fragte nach dem Schicksal dieser Söldlinge? Nach diesen geworbenen Leuten, die um des Soldes und der Beute willen dienten; es gab ihrer genug, um ihre Lücken zu ersetzen. Ihr Leben kostete nicht mehr, als der Werbeofficier dafür bezahlte. Sie hatten sich verkauft als Mittel für einen Zweck. War dieser erreicht, wer kümmerte sich noch um diese Mittel. Hatten sie eine Heimath, hatten sie Eltern? — Wer wußte es! Weinte um sie eines alten Vaters Auge, brach einer Mutter Herz für sie? Wer fragte, ob über ihre Leiche ein Grabhügel sich wölbe, oder wohin sie als jammervolle Krüppel ihr elendes Dasein geschleppt?

Jetzt ist das alles anders.

Jetzt stehen die Kinder des Volkes im Feuer der Schlacht, Väter, Brüder und Söhne; — die Bürger führen ihre Kriege selbst, wie es war in den besten Zeiten der ewigen Roma, ehe sie Weltherrscherin geworden.

Jetzt folgen die Blicke Tausender mit theilnahmvollem Bangen den Bewegungen der Armeen; des Vaters und der Mutter Sorge betet für den kämpfenden Krieger und das Vaterland nennt die seine besten Söhne, welche es vertheidigen, und reicht ihnen seinen Lorbeer.

Nicht mehr der Ehrgeiz des Einzelnen vermag heute die Fackel des Krieges zu entzünden, nicht mehr ist es Ländergier oder Eroberungssucht, welche die Völker zu den Waffen ruft; nur für gewaltige, große, geistbewegende Principien, deren Austrag auf allen anderen Feldern vergeblich versucht wurde, zur Abwehr des Unbilligen, zur Vertheidigung des heimischen Heerdes, für das Recht und um es zu schirmen, nur dafür finden wir die civilisirten Nationen noch auf den Feldern stehen, auf denen das Glück der Waffen das letzte Wort redet. Und wie die Söhne des Vaterlandes den Krieg führen, so ermessen sie auch am besten die Schwere, mit welcher er dasselbe belastet. Unser Zeitalter, großgezogen im Dienst der vorwärtseilenden Cultur, alt geworden bei den Huldigungen aller Wissenschaften, mit den philosophischen Lehren der Weisheit genährt und stark durch den Reichthum einer blühenden Industrie, deren Interessen mehr als heilsam sich vor die Spitze jeder Bewegung drängen, — unser Zeitalter kann Kriege von langer Dauer nicht ertragen. Sie sind unmöglich geworden. Wenn ihre nicht zu stillende Flamme emporlodert, bewir-

ken gigantische Anstrengungen in schnellgeführten, vernichtenden Schlägen ihre baldige Dämpfung.

Armeen, an Stärke den Völkerwanderungen gleich, eilen in forcirten Märschen nach den Brennpunkten der Entscheidung, jedes Opfer wird für sie gebracht und keine Anstrengung gescheut, nicht die Hitze des Tages, noch die Kälte der Nacht, nicht die wilde Unfreundlichkeit der Witterung, noch der herbe Mangel, nicht Hunger oder Durst: man trägt, kämpft, blutet oder stirbt; aber man schlägt den Feind oder — — man wird geschlagen!

Man erkennt die fremde oder die eigene Obmacht und ist beeilt zu dem Frieden zu kommen.

Das „Nosce te ipsum" hat freilich hierbei einen höheren Kaufpreis als sonst irgendwo. Indeß, es ist dann und wann von Nöthen, daß er gezahlt wird.

Aber während der Krieg entbrennt, weilt das Auge des Vaterlandes auf seinen kämpfenden Söhnen. In seinen Fahnen ist es bei ihnen. Sie schlagen sich „frisch, frei und fromm", aber die Fröhlichkeit, welche man bei dem Berufssoldaten von ehedem und in den alten Feld- und Kriegslagern fand, ist dem tiefen Ernst gewichen, mit welchem der intelligente Soldat von heute, der Sohn eines gebildeten Volkes, den Krieg betrachtet, dessen zweifelhafter Ausgang sein Vaterland bedroht.

Daheim weiß er seine Familie, deren liebende Zärtlichkeit sein Geschick an das ihre bindet. Es fällt zwar auch heute noch, was fällt und geht unter, was untergeht, aber Thränen, ungesehene und offene, fließen über die todten Helden, und ihre Gräber werden geschmückt, wenn es dem klagenden Schmerz gelingt, sie zu finden. Ihre Namen gehen nicht verloren, sie bleiben ein Beispiel für die tapferen Genossen, eine Erinnerung für treue Freundschaft, für die Liebe ein Gegenstand des Segens und einer verlorenen Hoffnung.

Man ist bemüht, die Zahl der Opfer auf ein Minimum zu beschränken, man scheut die Leben, so weit es die gebieterischen Verhältnisse und der rauhe Krieg gestatten.

Endlich ist es die Feldsanität, die in ihr **volles Recht** treten und zu ihrer **ganzen rettenden Thätigkeit** sich entwickelt sehen wird.

Und dann: „Soldaten, für einen Tag wie der heutige", sagte Wel-

lington am Morgen einer Schlacht zu den Seinen, „lohnt Euch das Vaterland lang Eures Lebens!“

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu dem Thema zurück. Sie lag ihm nahe genug, um auf Entschuldigung rechnen zu dürfen.

Es wurde auf den vorhergehenden Seiten gesagt, der erkrankte Soldat habe das Recht, nicht nur eine nothdürftige, sondern eine vollkommene Pflege zu beanspruchen.

Es sei dieß nochmals betont und die Gegenrede zurückgewiesen, daß dieß nicht unter allen Verhältnissen möglich wäre, ja daß es bei dem Ausnahmezustand des Krieges überhaupt nicht möglich sei. Diese Entschuldigung ist eine zu bequeme, als daß sie Geltung finden könnte. Ein reifliches Nachdenken über diesen Gegenstand, unterstützt durch fremde und eigne Erfahrungen, gewährt mir die Ueberzeugung der Möglichkeit, wenn dieselbe namentlich von dem oft mißbräuchlich angewendeten Dogma getragen wird, daß innerhalb des Militärwesens alles möglich ist, was möglich sein muß.

Um allerdings diese Möglichkeit zu erzielen, darf man der Feldsanität die Mittel, welcher sie bedarf, nicht spärlich zumessen, und das ist der leidige Punkt, über welchen sich dieselbe so oft mit gutem Recht zu beklagen hat.

Man spart nicht, wenn es gilt die Ausrüstung der Armee zu vervollkommnen, man giebt ihr werthvolle und ausgesuchte Waffen, erhöht die Summe ihrer Bestände und trägt willig die Ausgaben für ihren äußeren Glanz und ihre innere Stärke.

Aber man spart noch in vielen Armeen, wo man am wenigsten sparen sollte, und glaubt nur zu oft den Punkt für eine weise Oekonomie bei dem Sanitätswesen gefunden zu haben, welchem im Frieden weder bei Paraden noch bei Revüen irgend eine hervortretende Rolle zugetheilt ist. Und doch bedarf sie eben so gut wie jeder andere Zweig der Armee, und vielleicht mehr noch, während der Zeit des Friedens der durchgreifendsten Ausbildung und Vorbereitung für kommende, ernste Tage.

Damit der Verwundete oder Erkrankte eine vollkommene Pflege finde, muß das gesammte Feldsanitätswesen schon im Frieden in einer Weise und für jede Eventualität geübt und eingerichtet werden, die allen Zweifel, alle Unsicherheit im Handeln ausschließt und welche alle Mittel

an Mannschaft und Material in dem nöthigen und reichen Maße zu ihrer Verfügung stellt.

Ziemt es dem Vaterland hier zu kargen? Giebt es etwas, das zu kostspielig wäre, wenn es gilt den verwundeten Krieger zu heilen, sein Schmerzenslager freundlicher zu gestalten, ihn die Gefahr seiner Lage, und wäre es nur für Stunden, vergessen zu lassen? —

Nachdem man die zarte Sorgfalt gesehen hat, welche verwundete Soldaten in den Familien eines fremden Landes fanden, die willig ihre oft so mühsame Pflege übernahmen, nachdem sie erkannten, daß die Armeeanstalten sie in gleicher Weise zu bewirken nicht fähig sind, darf man füglich erwarten, daß der eigne Staat, die eignen Führer der Armee hinter dieser rührenden Theilnahme nicht ferner zurückbleiben werden. Und wenn auch diese Privatpflege als ein willkommenes Hülfsmittel für außerordentliche Fälle von der Kriegsheilpflege nicht ausgeschlossen, sondern vielmehr ihrem System einverleibt werden soll, so sind doch Staat und Heerführer verpflichtet, wenigstens in Concurrenz mit dieser Sorgfalt zu treten, um sich nicht unbedingt auf sie verlassen zu müssen. Die Fälle können sich ja doch ereignen, daß bei einem Krieg im feindlichen Land, umgeben von einer erregten Bevölkerung, die Privatpflege außer Mitwirkung bleibt, denn weder durch einen Befehl noch durch Gewalt läßt sie sich erzwingen.

Mag daher auch diese Art der Verpflegung für den Staat eben so bequem als billig, wie für den Verwundeten gut sein, so wäre es doch vollkommen unpractisch, auf sie zu rechnen und es ist außerdem unsoldatisch, von dem Fremden etwas zu erwarten, was man zunächst selbst zu thun hat. Im Uebrigen benachtheiligt sie in nicht zu unterschätzender Weise das Interesse des Dienstes, denn wie es zum Beispiel in dem letzten Krieg der Fall war, lagen die in Privatpflege befindlichen Verwundeten auf weite Landestheile zerstreut und ihre Truppe wußte weder wo sie sich aufhielten, noch ob sie überhaupt vorhanden. Einer jeden Controlle entzogen, war es mühsam, oft unmöglich, genauere Nachricht über sie einzuziehen.

Sie befanden sich völlig außerhalb des Armeeverbandes.

Die nachtheiligen Consequenzen einer solchen Verpflegung, welche nur zu leicht eine geradehin mißbräuchliche Ausdehnung gewinnen würde, sind bei längeren Kriegen und wiederholten Schlachten leicht zu ermessen.

Es ist ihnen nur dadurch zu begegnen, daß die Regelung dieser Privatpflege unter gewissen Vorbedingungen den Sanitätsdirectionen überlassen wird.

Was dem Soldaten im Felde von der Heilpflege werden soll, wurde gesagt; sehen wir, wie weit hierzu ihre bisherigen Mittel ausreichten.

Es finden sich natürlich für die Art und Weise ihrer Thätigkeit in ziemlich umfangreichen Feldmedicinalreglements ausführliche Bestimmungen. Die hier in Frage kommenden Vorgänge, die wechselnden Lagen und alle sonst eintretenden Modalitäten lassen aber jedes vorherbestimmende Detail meist nur als „werthvolles Material" erscheinen.

Das Wenigste gestaltet sich, wie die Reglements dachten, daß es sich gestalten würde, und es werden oft sogar sehr wesentliche Haupt- und Grundzüge desselben durch Unvorhergesehenes gänzlich beseitigt oder wenigstens bis zum Unkenntlichen verändert.

Außerdem leiden einige dieser Reglements an dem Uebel, woran so vieles andere mit leidet: Altersschwäche. Der Geist der neuen Kriege blieb ihnen fremd. Sie überlebten sich und hätten umgearbeitet werden sollen.

Ein altes Soldatendogma entzieht zwar die Bestimmungen eines Reglements jeder kritischen Beurtheilung. Auch mag dieser Grundsatz bei unmittelbar auf den activen Dienst bezüglichen Dienstbestimmungen seine Berechtigung finden; in diesem Falle aber, wo es sich um allgemeines Wohl handelt und von einem exacten Dienstzweig nicht die Rede ist, möge es gestattet sein, von jenem Grundsatz keinen Gebrauch zu machen.

Die gute Absicht möge die Entschuldigung übernehmen. Im Zweifel liegt das Erkenntniß, und ein Verbot, Dinge von allgemeinem Interesse zu besprechen, welche noch obendrein auf Gesundheit und Leben einer großen Mehrheit von Staatsbürgern von innigem Bezug, ist heutigen Tages wenigstens außerhalb der chinesischen Mauer gegenüber der denkenden und freien Vernunft kaum zu erwarten. Gegenwärtig bildet die Oeffentlichkeit einen Theil unserer Existenz, und jedes Ding, welches sie nicht vertragen kann, verdiente niemals einen Platz weder in ihr noch sonst irgendwo zu finden.

Es bedarf auch für die Organe der Feldsanität nicht eines großen, kunstgerecht durchgearbeiteten Reglements. Für ihren angewandten Dienst ist kaum ein großes Detail möglich und ihre Thätigkeit im Felde leicht bestimmbar. Einige große und feste Züge bezeichnen dieselbe hinreichend. Man übergebe ihr die Mittel, ordne den Dienstgang und das Formelle, welches von dem Kriegswesen unzertrennlich ist, um die Ordnung der gewaltigen Maschine zu erhalten, und überlasse dann getrost alle Ausführung der Intelligenz dieser Organe.

Bei dem Ausbruch eines Krieges wird das eigentliche Feldsanitätswesen erst formirt und tritt mit dem Uebergang auf den Kriegsfuß unter die Leitung und die Befehle eines Generalstabsarztes. In der Hauptsache sind die für die besonderen Dienstleistungen im Felde bestimmten Sanitätsanstalten: die Ambulancen oder die beweglichen (leichten) und die stehenden (schweren) Feldhospitäler.

Bei den mobilen Truppen versieht den unmittelbaren Dienst das denselben schon in Friedenszeiten zugetheilte ärztliche Personal, muß aber natürlich, da es in dieser Zeit nur selten vollzählig ist, ergänzt werden. Dieser Dienst soll wesentlich in derselben Art betrieben werden, wie in der Zeit des Friedens, und sind jeder Partei hierzu eine Anzahl von Medicinwagen beigegeben, welche zum Transport der Vorräthe an Medicamenten, Instrumenten, Bandagen u. s. w. dienen. Schwere Kranke sollen ehemöglichst in die Hospitäler gebracht werden. Leichte Kranke dagegen, deren Herstellung bald zu erwarten steht, sollen der Truppe so lange folgen, als deren Transport und ihre Unterbringung auf zweckmäßige Weise und ohne sie zu gefährden möglich ist, damit die Hospitäler nicht ohne Noth gefüllt werden.

Diese Bestimmungen haben an sich etwas sehr natürliches und vorsorgliches. Sie scheinen in der Natur der Sache zu liegen, und die Feder, welche dieselben an dem grünen Tisch niederschrieb, durfte gewiß mit Befriedigung aus der Hand gelegt werden. Wenden wir uns der Wirklichkeit zu und sehen wir, wie sie sich gestaltet:

Die mobile Armee befindet sich auf dem Marsch. Man darf wohl glauben, daß unter den vielen Männern, die aus allerlei dem Kriegshandwerk fernstehenden und friedlichen Beschäftigungen, dem Schreibepult, dem Werktisch, von dem Pfluge, aus Comptoiren und Fabriken zu den Fahnen berufen wurden, sehr viele sind, für welche schon ein einfacher

Marsch von 6—8 Stunden Weges, unter dem Druck einer Gesammtbelastung von ca. 40—50 Pfd., in der gegenüber der bequemen Civilkleidung immerhin einengenden Uniform zurückgelegt, zu einer bedeutenden Anstrengung wird. Sind es doch Viele, welche schon den Stiefel als eine große Last betrachten. Aber das Ehrgefühl oder die Furcht verspottet zu werden, hält sie aufrecht. Mögen auch unter dem glühenden Brand der Sonne ihre Schritte schwerer, ihre heißen Füße müder und die Schmerzen wunder Stellen fühlbarer werden, so schreiten sie doch in ihrer Rotte vorwärts und erreichen das Ende des Tagemarsches. Vielleicht brennt auch die Sonne nicht, war die staubige Landstraße nicht hart wie Stein; vielleicht strömt eine Fluth von Regen auf den marschirenden Soldaten nieder und verwandelt seinen Weg in einen flüssigen Morast, gewährt ihm aber bei jedem Schritt die angenehme Ueberzeugung, daß auch die bodenloseste Straße nicht ohne allen Grund ist.

Doch das ist an sich der Rede nicht werth. Ein junger, sonst gesunder Körper, auch wenn er der Unbilden der Witterung wenig gewohnt ist, lernt sie schnell wie etwas ertragen, das sich von selbst versteht. Ein kräftiger Körper fragt nicht nach ihnen und wird um so gesünder. Indeß, wir haben es mit denen zu thun, welche an sich *schwächlich* sind, mit jenen Constitutionen, — und es sind ihrer nicht wenige, — welche am Tage der Aushebung die Zweifel der Aerzte bilden, ob sie „*tüchtig*" oder nicht sind. Zwischen diesen Constitutionen, der Witterung und den Marschanstrengungen beginnt schon vom ersten Tage an ein Ausgleichungs- und Acclimatisationsproceß, dessen Ausgang zwar von Glückszufällen abhängig ist, dem jedoch meist eine ungünstige Prognose gestellt werden kann. Sehen wir den weitern Verlauf.

Der erste Marschtag wird von Jedem übel und gut zurückgelegt. Die Colonne ist gegen das Ende desselben etwas lockerer und gedehnter, als sie am Morgen war, bei dem und jenem fällt uns ein Schwanken im Gange, ein nicht mehr zu verbergendes Hinken auf, indeß, wenn die Tamboure beim Einrücken in die Quartiere — man bivouaquirt noch nicht — den Feldmarsch schlagen, wenn die Hörner ertönen, da rafft sich jeder Mann zusammen und richtet sein Haupt empor — — *alles* ist im *vortrefflichen* Zustand!

Es giebt nur einige leichte Fußkranke. Davon spricht man nicht. Wer fragt nach ein paar Blasen, und nun vollends nach etwas Brust-

schmerz, den der Druck des Tornisters erzeugte. Lächerlich! — Es wird morgen besser gehen.

Die gewöhnlichen Hülfsmittel gegen wunde, aufgegangene Füße und gegen Blasen sind bekannt. Sie werden den Soldaten gelehrt. Auch giebt der bei der Truppe befindliche Arzt den Hinkenden noch einige gute Lehren auf den Weg. Er ist selbst müde wie sie, denn er hat wie sie den Weg auf seinen Füßen zurückgelegt, welche vielleicht auch wund sind. Es ist wider die menschliche Natur, zu erwarten, daß er alle diese leichten Fußkranken in den oft stundenweit entfernten Quartieren aufsuchen wird, sich zu überzeugen, ob sie die bekannten Hülfsmittel auch anwandten.

Der zweite Marschtag kommt. Der Morgen findet alle bei gutem Muth und frischen Kräften. Dießmal aber wird das Hinken und der schleppende Gang Einzelner zeitiger sichtbar. Zeitiger krümmen sich die Rücken unter der drückenden Last, und der muntere Gesang erstirbt früher. Die schwachen Constitutionen zeichnen sich schärfer ab, und manches sogenannte „guter Leute Kind" trägt jene verdächtigen Linien in seinem Gesicht, welche die Barometer für die schnell fallende Kraft bilden. Wenn dieser zweite Marsch sehr anstrengend, die Hitze sehr groß ist, so kann es schon heute treffen, daß der Arzt sich genöthigt sieht, einzelne Marode auf die Bagagewagen zu senden, welche dem Bataillone folgen. Auch wirft sich wohl schon heute hin und wieder ein „fertig gewordener" Soldat in den Graben, etwas Erholung zu suchen. Einzelne Tornister müssen gefahren werden.

Aber die Leute werden dafür das Marschiren auch immer mehr und mehr gewöhnt. Am dritten Tage geht es noch besser. Gewohnheit und Nothwendigkeit sind beides so mächtige Agentien, daß jede lebendige Maschine durch sie in einen vollkommenen Gang gebracht und erhalten werden kann. Doch über das Unmögliche kann Keiner! Wie steht es mit den schwachen Naturen, die sich nach und nach kennzeichnen?

Es geht mit ihnen schlechter anstatt besser. Ihre Füße sind in einem Zustand, der das Marschiren von selbst verbietet. Andere sind durch die Last des Tornisters, des Feldgeräthes, der Armatur, durch die beengenden Kleidungsstücke, die ungewohnte, veränderte Lebensweise, durch alles sonst auf sie Einwirkende, durch eine gedrückte Gemüthsstimmung, deren Einfluß auf vorhandene Krankheitsdispositionen, namentlich im Bereich

des Nervensystemes eine zerstörende Kraft übt, endlich durch die nicht minder sie bekümmernde Furcht, was mit ihnen werden wird, wenn sie nicht weiter können, und durch den aus ihr sich entwickelnden Gedanken des hülflosen Verkommens im fremden Lande, — durch alles das körperlich und geistig so abgespannt, daß sie sich zwar noch fortschleppen, daß aber ihr eingefallenes Auge, ihr glasiger Blick, der leidensvolle Ausdruck ihrer Gesichtszüge, die Haltung des schlaffgewordenen Körpers mehr sagen, als der matte Klang ihrer Stimme, mit dem sie ihrem theilnahmvoll sie aufmunternden Hauptmann versichern: „daß es schon noch gehen werde".

Und es muß auch gehen. Die berühmten Medicinwagen, von denen übrigens bei jedem Bataillon nur einer sich befindet, und die Bagagewagen sind bereits mit Maroden überfüllt. Sie haben für neuen Zuwachs keinen Platz. Aber man darf dieser Leute keinen mehr marschiren lassen. Kämen sie jetzt noch in gute Pflege, sie würden sich schnell erholen, die Natur, noch im Kampfe mit der sich entwickelnden Krankheit, würde ihre Jugendkraft sammeln und sie zurückwerfen; sie würde dabei sich den Verhältnissen accommodiren lernen und den moralischen Acclimatisationsproceß überstehend, bald genug, kräftig wie die der andern Kameraden, bereit sich finden, den ferneren Eindrücken zu widerstehen.

Aber sie sind anscheinend noch nicht so schwer krank, um sie zurück zu lassen, und wo auch sollte man sie lassen? Sie beschwören ihren Hauptmann, daß er es nicht thut. Es werden Wagen requirirt und man hofft, daß sie sich bald erholen werden. Sie sind jung und es waren gesunde Männer.

Es kommt der vierte Tag. Nach den Bestimmungen fast aller Reglements soll jeder 4. Tag einen Rasttag bilden. Eine sehr weise Bestimmung, die, wenn sie innegehalten würde oder werden könnte, die Zahl der Maroden und die aus ihnen sich recrutirende Krankenliste der Typheusen um einen bedeutenden Procentsatz vermindern dürfte. Denn die Ruhe dieses 4. Tages würde für Viele hinreichen, die geschwundenen Kräfte zu ersetzen, die gesunkene Vitalität zu heben, die kranken Füße zu pflegen. Die plötzlich eintretenden Krankheitserscheinungen vollkommenster Erschöpfung könnten wenigstens bei einigen sich ihr zuneigenden zurückgehalten werden. Aber die Verhältnisse sind in den heutigen Kriegen meist gebietender als der Wille. Der einmal begonnene Feldzug findet selten Zeit für Rasttage.

Es wird fortmarschirt.

Einzelne Compagnieen, denen durch eine mangelhafte Verquartierung besonders starke Märsche oblagen, kommen oft Abends mit der halben Mannschaftszahl an dem Ort ihrer Bestimmung an. Indeß die Zurückgebliebenen finden sich nach und nach ein. Nur einige müssen in dem nächsten Frührapport als „Vermißt" eingetragen werden. Wer mag wissen, wo sie sind. Die Mannschaften der Arrieregarde haben sie zuletzt in einem Graben oder an einer Hecke am Wege liegen gesehen. Sie waren nicht zum Aufstehen zu bewegen. Das blasse, von kaltem Schweiß triefende Gesicht, das schnelle, oberflächliche Athmen, die schwindende Besinnung bekunden die wirkliche Erlahmung der Nervenkraft. — „Die Gefahr einer Auflösung des Truppenverbandes und die drohenden Verluste an Menschenleben knüpfen sich an die schlimmsten Formen der Marschwirkung und wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise an den Kriegsmarsch in der Gluth und im Staube des Hochsommers. Da, wenn kein kühlender Luftstrom die dichte Staubwolke lichtet, die Hitze mildert, da wankt auch der Bravste, und auch der Stärkste fühlt sich ermattet."

Die requirirten Wagen für den Transport der Fuß- und anderen Kranken haben sich auf bedenkliche Weise vermehrt. Was nach den ersten Tagen nur ein leichtes Wundsein war, ist jetzt eine bösartige Entzündung geworden. Die leichten Kranken zeigen die bedenklichen Symptome eines überreizten Nervensystemes. Während des Tages haben sie auf offenen Wagen gelegen, den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, von irgend einer sonstigen Pflege konnte keine Rede sein. Die Aerzte der Truppe trifft kein Vorwurf, es stehen ihnen keine Hülfsmittel zu Gebote.

Schon der äußere Anblick dieser Kranken gewährt eine bedenkliche Diagnose: in dem gerötheten Augenweiß, der bläulichen Färbung des glühenden Gesichtes, dem erschwerten Athmen, dem unregelmäßigen Herzschlag beginnt sich das bedrohliche Bild des Sonnenstiches zu entwickeln.

Man beginnt, sich dem Feind zu nähern. Zu den Anstrengungen der Märsche kommt die Abwechselung der Bivouacs.

Es ist etwas anmuthiges um einen Bivouac, wenn man ihn in illustrirten Zeitungen oder in pikant gehaltenen Feuilletons geschildert findet.

Da leuchten ringsumher lodernde Feuer, über denen in Dutzenden von Feldkesseln gebraten, geschmort und gekocht wird. Da steigt wie durch Zauber aus der Erde empor die Stadt des Soldaten, zwar nur aus Stroh und allem sonstigen Material was eben zur Hand ist, aber immerhin von sehr malerischem Effect; da lagern im Scheine dieser Wachtfeuer in bunten Kreisen martialische, kecke Gestalten, welchen hochgeschürzte Marketendermädchen in der kleidsamen Tracht der Regimentstöchter, wallende Federn auf dem allerliebsten Hütchen, das Wasser des Lebens kredenzen; heitere und ernste Gesänge durchhallen in vollen Chören den dämmernden Abend und die Regimentsmusiken spielen ihre lustigsten Weisen auf. Die Polka mazurka tönt mit Trommelwirbel und banda turca. Man tanzt um die Kochplätze, und die schelmischen Regimentstöchter sehen aus, als kämen sie direct aus der großen Oper der Residenz, um auf den Bivouacplätzen eine Gastrolle zu spielen. Ringsumher rauschen natürlich majestätische Bäume, deren grüner Wall sich nach vorn zu einem weiten Blick über dieses lebendige und poesiereiche Kriegsbild öffnet. Sanft ansteigende Höhen werden von dem Licht des Mondes übergossen, welches sich in den Waffen der Vedetten spiegelt, die auf ihnen ihre einsame Wacht halten.

Das alles ist anmuthig zu lesen und zu denken, aber um mit Wahrheit zu reden: es ist blühender Unsinn, über welchen der erfahrene Soldat lächelt und ihn einer kindlichen Phantasie verzeiht. Es mögen wohl dann und wann auch heute noch, namentlich auf den Bivouacplätzen sich concentrirender Truppen, oder bei den jetzt so selten innerhalb eines Feldzuges eintretenden Pausen, in den Tagen, die einem Waffenstillstand vorhergehen oder ihm folgen, solche poetische Momente sich finden, die, exclusive der Regimentstöchter, Aehnlichkeit mit diesen bekannten Schilderungen haben, doch das sind seltene Ausnahmen. In der Wirklichkeit und in dem raschen Thatendrang eines Feldzuges von heute bieten die Bivouacs Bilder eines gänzlich anderen Gepräges.

Der Soldat kommt Abends, müde bis zum Aeußersten, auf irgend einem Platz an, der ihm bestimmt ist oder welchen auszusuchen weder Zeit noch Umstände gestatten. Glücklich genug, wenn der Boden trocken

ist und die Umgebung ihm Schutz gegen das Wehen des Sturmes verspricht. Häufig sind die Bivouacplätze in feuchten Niederungen gelegen oder der Boden ist durch den Regen des Tages, welcher vielleicht noch herniederströmt, zu einem zwar sehr weichen, aber etwas nassen Bette geworden. Doch der Soldat ist zu müde, darnach zu fragen. Der sich ihm aufdrängende Schlaf wird die durchnäßten Kleider an seinem Leibe trocken werden lassen. Mögen auch die geschwollenen und wunden Füße in den nie trocknenden Stiefeln schmerzen und erstarren, wer kann es ändern? — Die Wachen werden ausgestellt, die Gewehre angesetzt, die Tornister abgelegt. Er kennt nur das eine Bedürfniß zu ruhen. Sei der Boden wie er wolle, kalt oder naß, möge sein abgespannter Körper vom Schweiße triefen, er wirft sich auf ihn nieder und versucht zu schlafen. Nichts vermag ihn davon abzuhalten als der Dienst, der ihn zum Wachen bestimmt. Er hat zwar noch nichts gegessen, aber er fragt auch darnach nicht. Nur der Durst quält ihn. Ein Commando wird abgeschickt, Wasser zu holen, wenn es nicht am Platze ist. Oft muß es weit gesucht werden, wenn es trinkbar sein soll. Indeß der Soldat ist in diesem Zustand nicht wählerisch. Mit Behagen schlürft er es aus jedem Wassergraben, der Inhalt einer Pfütze wird für ihn nur zu häufig ein Labsal. Und dann wirft er sich von neuem nieder.

Zu essen giebt es überhaupt noch nichts. Die Wagen mit den gefaßten Lebensmitteln sind noch nicht auf die Bivouacplätze dirigirt oder haben sie noch nicht aufgefunden. Sie kommen oft erst spät in der Nacht auf ihnen an und bringen natürlich keine zubereiteten Speisen, sondern Säcke voll harter Erbsen, Reis oder Graupen und dazu günstigsten Falles Speck oder geräuchertes Fleisch. Im ungünstigeren Fall bringen sie rohes Fleisch; oder aber, wie es gewöhnlich, es wird auf dem Bivouacplatz geschlachtet und das noch warme Fleisch muß dann alle Stadien durchlaufen, die es bedarf, um genossen werden zu können.

Der müde und schlaftrunkene Soldat mag von dem allen nichts wissen. Er betheiligt sich nur gezwungen an der langen Arbeit des Vertheilens der Lebensmittel, er will nichts von dem Bivouacfeuer wissen, welches die Wachmannschaft nur mit Mühe aus ebengelieferten, oft noch halbgrünen oder durchnäßten Holzscheiten, die erst gespalten werden mußten, zu entflammen sucht. Er bleibt liegen und schläft in halber Betäubung einen Schlaf, der ihn unter solchen Umständen weder kräftigt noch erquickt.

Nur die starken, festen und frischen Naturen finden ein paar Stunden erquickenden Schlafes; und müßten sie ihn mitten in der Lache eines Sumpfes abhalten, so fühlen sie sich doch durch ihn gekräftigt genug, um an die andern Arbeiten zu gehen und ihres hungernden Magens zu gedenken. Sie fassen für sich und jene Fleisch und Gemüse und versuchen es zuzubereiten, so gut es gehen will. Aber oft, ehe alles das beendet, überrascht sie das Alarmsignal. Alle Mühe umsonst! Die halbgahren Speisen werden aus dem Feldkessel geschüttet, das halbrohe Fleisch gegessen oder mitgeführt, die Kessel aufgeschnallt, die Tornister übergeworfen, die Müdigkeit aus den Gliedern, der Schlaf aus den Augen geschüttelt und weiter geht es. Vorwärts — nur vorwärts, nüchtern in den nüchternen Morgen hinein!

So sind die Bivouacs im Allgemeinen. Es giebt dann und wann welche von anmuthigerer Gestalt, wenn der Soldat in ihnen weniger ermüdet anlangt, wenn sie vorbereitet sind und günstige Umstände sie beeinflussen, aber in der Hauptsache sind sie, wie es geschildert wurde. Oft etwas weniger schlimm, öfter noch schlimmer! —

Man begreift, daß ein Bivouac keine Heilanstalt ist und daß, wenn die in ihm so reichlich vorhandenen schädlichen und gesundheitszerstörenden Einflüsse auf einen an sich schon durch das Vorhergehende geschwächten, geistig niedergedrückten Körper fallen, ihre Zugänglichkeit bedeutend erleichtert und um so gefährlicher gemacht ist.

Und deßhalb weiß auch jeder practische Soldat, Jeder, der die Mysterien seines Standes kennt, daß nicht das Schlachtfeld und die tödtliche Wirkung der Waffen es ist, welche die Hospitäler und die Todtenlisten füllen, sondern die Märsche und die Bivouacs mit ihren Entbehrungen und den reichhaltigen Quellen zerstörender Einwirkungen, die ihnen entfließen.

„In der That," sagt Dr. Löffler, „nicht in dem Einflusse des ungewohnten Klimas oder ungünstiger Witterung, welchem eine Feldarmee ausgesetzt ist, nicht in den epidemischen oder endemischen Krankheitsverhältnissen, dem sie auf dem Kriegsschauplatz begegnet, liegt für sie die verhängnißvolle Erkrankungsursache. Mögen alle jene Momente einzeln und vereint der Opfer genug fordern können, so ist *jene* doch zunächst in der Eigenthümlichkeit des Kriegslebens selbst zu suchen, namentlich in dem unausgesetzt starken Verbrauche an Muskel- und Nervenkraft, und

in der Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, die Bedingungen zu erfüllen, von welchen der entsprechende Erfolg abhängt. Bis zu welcher Höhe sich diese Mißverhältnisse entwickeln, hängt ab von ihrer Dauer und von dem Grade, bis zu welchem man es steigen läßt, oder steigen zu lassen durch die Umstände gezwungen ist."

Die specifische Ursache kann eine lange Zeit hindurch, gleich dem Wurm, welcher die Wurzel des Baumes benagt, im Verborgenen wühlen und an den Kräften der Armee fressen. Sie erreicht dann einen gewissen Punkt, aus welchem hervor sie plötzlich mit zerstörender Kraft an die Oberfläche tritt, gleich wie die Blätter des wurzelkranken Baumes mit einemmal vom Stamm bis zum Wipfel verwelken.

Irgend ein mit besonderer Stärke einwirkender Moment, eine größere Action, bis zu welcher alle Kräfte durch Enthusiasmus und Ehrgeiz sich getragen und gespannt sehen und hinter welcher der Rückschlag liegt, alles das führt jene in einer Armee bedenklichen Perioden herbei, welche bei hinzutretenden Unglücksschlägen oft zur Entscheidung eines Krieges mehr beitragen, als die Waffen und die Geschicklichkeit des Gegners.

Hierin liegen nur zu häufig die kleinen Ursachen, deren Multiplication die großen Wirkungen erzeugen.

Nach einer Reihe von Bivouacs häuft sich die Zahl der Kranken. Sie sind nicht mehr leicht, sie sind bedenklich, sind schwerkrank. Die physische Constitution der Armee hat sich verschlechtert, die Verarmung und Entmischung des Blutes, das Sinken der Muskelkraft und der Nervenenergie sind ernste Symptome, welche sich mehr und mehr entwickeln. Fieberzustände treten ein, der Typhus baut an seinem Heerd. Jeder nicht ganz gesunde, fieberfeste Körper bildet eine Sammelstelle für ein bereits vorhandenes Gift, welches noch unsichtbar einherschleicht. Bald genug wird die Sanität ihren Feldzug gegen dasselbe beginnen müssen. Leider oft vergeblich, weil meistentheils zu spät und ohne die nothwendigen Hülfsmittel.

In diesen anscheinend so kleinen Anfängen verbergen sich nur zu oft die großen Epidemieen.

Das rasche Sinken der Kräfte beweist, wie gering die Energie ist, welche der Krankheit gegenübersteht. Wo früher eine sorgsame Pflege,

etwas Diät ausreichten, bedarf es jetzt der Hülfe der Kunst. Der allgemeine Gesundheitszustand beginnt einer bedenklichen Wandlung entgegen zu reifen, — die Gefahr wird durch das Hinzutreten unberechenbarer, zufälliger Umstände dringender — — noch ein Schritt weiter und die Epidemie beginnt ihr giftiges Haupt zu erheben und aus dem Boden zu wachsen.

Mag indeß innerhalb einer wohldisciplinirten Armee auch die Hälfte der Soldaten über Ermattung und Benommenheit des Kopfes klagen, mögen andere Symptome dem aufmerksamen Feldarzt verrathen, was die wettergebräunte Haut der Wange verbirgt, so ist doch durch geeignete Maßregeln dem letzten Stadium vorzubeugen.

Bleibt aber das Flattern der Sturmvögel unbeachtet, erkennt die Feldsanität die Lage nicht rechtzeitig und werden die Maßregeln nicht ergriffen, ihrer Verschlimmerung vorzubeugen, schätzt man die Gefahr nicht hoch genug, oder machen es die Umstände unmöglich, ihr zu begegnen, schiebt man hinaus, was sofort zu thun ist, so lichten sich alsbald die Glieder in erschreckenden Progressionen und die Entwickelung der bösesten Krankheitsformen ist nur noch eine Frage an die Zeit.

Für die sich häufende Krankenzahl aller Art muß ernstlich gesorgt werden. Mit requirirten Wagen ist nicht mehr zu helfen. Die Zahl dieser Kranken ist zu groß; sie in solchen Wagen noch ferner den Truppen folgen lassen, hieße sie mit einemmale tödten. Die Aerzte bei denselben sind in nicht geringer Verlegenheit.

Aber das Reglement! Was sagt das Medicinal-Reglement? Ein Reglement hat für einen jeglichen Fall immer einen guten Rath.

Es sagt: Die Aerzte sollen derartige Kranke in die Feldhospitäler senden. Richtig! Die Feldhospitäler.

Wo befinden sie sich?

Auf dem Marsche, wie die Truppen selbst! Es sind noch keine Feldhospitäler etablirt. Sie marschiren und bivouaquiren gerade wie die übrigen Truppen auch, sie haben auch unter den eigenen Mannschaften Kranke, mit denen sie nicht wissen wohin; reich sind sie wie alles andere an Sorgen und Beschwerden. Sie haben zwar viele Wagen und Pferde, aber die Wagen sind voll Kisten. Sie haben Medicamente zweier ganzer

Wagen voll davon, und alles sonst haben und führen sie, was man bedarf, Kranke gesund zu machen; Aerzte, wenn auch nicht in genügender, doch in ziemlicher Anzahl, sie sehnen sich darnach, ihre Thätigkeit entfalten, ihre Hülfe geltend machen zu können. Ist das alles vergebens vorhanden? Ist die offene Landstraße ihre einzige Bestimmung?

Außerdem sind sie von den marschirenden Colonnen um mehr als einen Tagemarsch entfernt, da sie sich in zweiter Linie und bei den übrigen Parks befinden.

Aber wo sind die Ambulancen? Sie haben die Bestimmung, den Truppen unmittelbar zu folgen. Sie sind im Gefecht dicht hinter ihnen, sie sind es während des Marsches. Führen sie nicht Krankenwagen? Wirkliche und sorgfältig eingerichtete Krankenwagen?

Eine jede hat einen, manchmal auch zwei, je nachdem es kommt, und im Ganzen sind bei dem marschirenden Corps von 30,000 Mann für gewöhnlich 3 solcher Ambulancen vorhanden.

Man ermesse, ob auch bei dem besten Willen von ihnen eine umfassende Hülfe geleistet werden kann.

Längst auch sind ihre Krankenwagen besetzt, sie haben noch eine Menge anderer Wagen requirirt, sie sind fast dem Bestand ihrer Kranken nach vollständig fahrende Hospitäler geworden. Aber sie können jetzt keine Kranken mehr aufnehmen, und selbst wenn es möglich, was können sie, die sich ebenfalls auf dem Marsch befinden und alle Wechsel desselben gleich mit zu tragen, auch die unmittelbaren Gefahren eines etwa eintretenden Kampfes zu theilen haben, was können sie einem kranken Mann für wesentliche Pflege, für Schutz und Schirm angedeihen lassen?

Die zu ihnen gesendeten Kranken müssen zurückgewiesen werden.

Was nun?

Befindet man sich bei dem allen in befreundetem Lande, ist man nicht verfolgt von einem siegreichen Feinde, und ist der Krieg nicht an zu ungünstige Chancen gebunden, so lassen sich wenigstens Unterkünfte für die Kranken finden, obwohl dieselben bei weitem nicht so sind wie sie sein sollten, nicht so, wie eine *sorgsame wohlausgebildete* Heilpflege sie dem krankgewordenen Soldaten bieten darf, oder wie ein Vater wünschen würde, seinen darnieder liegenden Sohn auch selbst im Felde untergebracht zu wissen.

Man schickt in der Hauptsache die Kranken ohne weiteres in die ersten

besten fremdländischen Militär- oder Civil-Hospitäler, die man gerade erreichen kann oder in der Nähe weiß. Welche Nachtheile sich an solche Maßregeln knüpfen, liegt auf der Hand, außerdem decimirt man die Armee durch Abzüge, über welche alle Controlle und alle Kenntniß verloren geht. Man erfährt oft von solchen Zurückgebliebenen erst etwas, wenn der Feldzug bereits vorüber; oft werden sie hin- und hergeworfen von einem Ort zu dem andern, Niemand weiß, wo eigentlich sie noch zu suchen sind. Von Hospital zu Hospital. Gingen sie dabei nicht zu Grunde, so sind sie wenigstens so weit niedergebracht, daß sie in dem Kriege selbst kaum noch etwas zu leisten vermögen. Wie die Verpflegung war, welche die Meisten dabei fanden, darüber bitten wir, solche Soldaten selbst zu fragen, da es ja überall nach dem letzten Feldzug Männer giebt, welchen dieses Schicksal und die Aufnahme in fremden Hospitälern zu Theil wurde und welche auch die genossene Pflege überlebten. Es sei diesen Hospitälern nichts Uebles nachgeredet, sie waren ebenfalls in bedrängten Verhältnissen und sind wahrscheinlich im Frieden sehr schön, auch gab es unter ihnen einige, es seien hierbei namentlich die Civil-Hospitäler und die frommer Brüderschaften benannt, welche dem ihnen übergebenen fremden Waffenbruder die treueste Sorgfalt widmeten. Aber schon im Allgemeinen liebt es der Soldat nicht, einem fremden Hospital übergeben zu werden. Auf dem einsamen Krankenlager fühlt er sich doppelt vereinsamt, und bei Krankheiten, wo es namentlich darauf ankommt die gesunkene Gemüthsstimmung durch freundliche Ermunterung zu heben, ist es gefährlich, sie den trüben Bildern der Phantasie zu überlassen.

Trotz aller Rücksichtnahme auf die gefundene fremde Hospitalität möge man es nachsichtig beurtheilen, wenn die Liebe zur Wahrheit mich zu der Meinung zwingt, daß es nicht immer wünschenswerth ist, den kranken Soldaten, das Kind unsers Vaterlandes, unsern Bruder, den Wohlthaten fremder Hospitäler zu überweisen, von deren innerer Verwaltung wir nur wenig wissen. —

Es liegt dann und wann hierin für den Kranken eine Wohlthat von an sich so zweifelhafter Art, daß man ihren Genuß oft mit gutem Recht lieber seinem Feind als sich selbst gönnt!

Bei dem allen wurde nur der günstige Fall angenommen. Denken wir uns den minder günstigen Fall. Der Krieg wird im feindlichen Land geführt. Die Bevölkerung besitzt etwas von jenem stolzen Nationalsinn, sich nicht vor dem Erfolg knechtisch zu beugen, und haßt wenigstens da mit dem Herzen, wo sie nicht mit dem Arme zu streiten vermag. Es giebt außerhalb der in Eisen gehüllten Armee nirgends eine Sicherheit; oder nehmen wir an, die Armee ist auf der Flucht. Durch ein solches Land auf der Flucht! Der verfolgende Gegner ist mit Schwerdt und Feuer auf ihren Fersen, die Soldaten sind gejagt wie scheue Hirsche — was wird dann aus jenen Kranken und Maroden, wo sendet man sie dann hin? Wo bereitet man ihnen Schirm und Schutz? —

Ich weiß es selbst nicht, aber wie es bisher damit war, davon erzählen die Hecken, die Gräben, die Steine an den Straßen und die stillen Wälder, die sich längs der marschirenden und fliehenden Colonnen ausdehnten, ihre eigne Geschichte. Hört sie an, wenn ihr wollt. Eure Thränen werden fließen. Was fällt, das fällt da wirklich. Da giebt es wenig Rettung, und hierin liegen auch zumeist die ungeheuren Verluste der geschlagenen Armeen, darin die Resultate des Siegs für den verfolgenden Sieger, darin allein der Zwang zu einem schimpflichen Frieden.

Solche Verhältnisse werden jetzt noch in so frischem Gedächtnisse getragen, daß Niemand den Muth haben wird, sie als unwahrscheinlich hinweg zu lächeln oder was noch bequemer ist, die Mahnung, ihnen vorzubeugen, todt zu schweigen! — Folgt doch schon den siegreichen Armeen, die ihre Hülfsmittel hinter sich, ihre Operationsbasis nicht verloren haben, welche ihre Hospitäler etablirten, folgt doch ihnen schon ein Leichengeruch, und ist ihr Weg hinreichend bezeichnet durch die Hügel frisch aufgeworfener Gräber. Muß doch auch für sie ein jeder verlassene Bivouacplatz als eine Kirchhofsstätte bezeichnet werden.

Und nun erst die weichende, die flüchtende Armee! Raben flattern über ihren Pfad und sind nicht mehr hungrig. Er ist gezeichnet durch die Hunderte, welche fast im Angesicht der rückwärts drängenden Fluth gestorben sind, ohne Erbarmen, ohne Hülfe, — verschmachtend, ermattet bis zum Tode, verblutend an ihren Wunden.

Die Geschichte erzählt von solchen meilen- und tagelangen Etappenstraßen, welche zu Sterbe- und Leidenspfaden wurden; da liegen überall an den Rändern und in den Gräben dieser Straßen arme, verlassene und

verschmachtende Soldaten, vergebens nur nach einem Tropfen Wasser lechzend. Ihre Gesichter sind von einer erdfahlen Farbe, welche in das Grünliche übergeht, in der Pupille ihrer tief eingesunkenen Augen liegt das Licht eines unheimlichen Glanzes, oft ist ihr Antlitz schwarz von Mücken, welche es bedecken, und die sie nicht mehr die Kraft haben zu verscheuchen. Meist lagern sie still und theilnahmlos am Wege, beschattet von der beginnenden Bewußtlosigkeit, ein krampfiges Zucken, welches den ganzen Körper überläuft, verkündet das Ende ihrer Leiden. Sie denken noch einmal daheim an die Ihren, und wie es sein wird, wenn die Nachricht dahin kommt, daß sie todt, wie die Mutter weinen wird, die Schwester — — das Auge der Braut — — der Gedanke daran verleiht ihnen eine letzte Kraft, sie versuchen noch einmal sich empor zu richten, vergeblich; — sie graben ihre Nägel in die Erde —, sie füllen ihren Mund mit dieser steinichten Speise, in der Hoffnung, den brennenden Durst zu kühlen, — — vergeblich — vergeblich — der Tod allein wird diesen Durst stillen! — —

Es kommt vor, daß man Kranke zu einem Feldhospitale sandte, von dem man wußte, daß es sich zufällig in der Nähe der Truppe befand. Die Armen warfen sich nieder unter den Schatten eines Baumes oder an den Rand eines Weges, und erwarteten die Ankunft eines dieser mit den Parks marschirenden Hospitäler, sie hoffen auf Hülfe, da, wo sie ihnen möglicherweise werden konnte. Indeß die reichausgestatteten Feldhospitäler, ein Gefühl von Nutzlosigkeit von Straße zu Straße schleppend, müssen jene Kranken zurückweisen, inmitten auf der Landstraße haben sie nicht einmal leere Wagen, sie unterbringen zu können.

Und dann, diese Hospitäler, welche hülfloser sind als jede andere Truppe und für welche der geringste aus selbstständigen Entschließungen hervorgegangene Schritt den Grund zu einer schwerwiegenden Verantwortung bildet, woher sollen sie, die mit Menschenhänden nur karg ausgestattet sind, Hülfe für die Kranken schaffen, außer diejenige, welche in einer an Ort und Stelle geleisteten Hülfe an Rath und Erquickung besteht?

Es ist eine inhumane Handlungsweise, wenn man, statt irgendwie für die Kranken wirksam zu sorgen, sich ihrer um jeden Preis nur zu entledigen sucht, indem man sie fortschickt, zwar mit einem augenblicklichen Trost versehn, aber mit einem Trost, von dessen Nichtigkeit der betreffende Arzt wenigstens annähernde Ueberzeugung hat. Einer solchen Handlung sollte die schwerste Verantwortung folgen. Jedenfalls darf man in diesen

und anderen Fällen die Bereitwilligkeit der Hospitäler, Hülfe zu leisten, annehmen. Die Verhältnisse der Kriegsführung verhinderten dieß bisher. Eine breitere Grundlage des Genfer Vertrages kann sie allein umgestalten.

Schließen wir diese Schilderung. Das, was festzustellen war, dürfte durch sie auch ohne weiteres Eingehen in unliebsamere Details festgestellt sein.

Märsche und Bivouacs können im Kriege nicht vermieden werden. Es wäre lächerlich das zu denken. Trotz der sich einstellenden Lungen- und Brustfellentzündungen wird man nicht weniger schnell marschiren, wegen der den Anstrengungen Erliegenden kann unmöglich sich ein großes Ziel in Zweifel gestellt sehen. Es können eben so wenig diese Anstrengungen, diese Entbehrungen und Gefahren verhindert werden, welche mit dem Kriege verbunden sind. Er bildet eben für Niemand ein erheiterndes Vergnügen. Er ist kein Stärkungsmittel für den kranken Körper, welches gesunden macht. Im Gegentheil: es ist ihm kein Körper stark genug, den er nicht niederwerfen könnte.

Der Krieg ist mit allem, was zu ihm gehört, eine offene Leichenkammer, und alles, was er für die Ausführung seiner Combinationen benöthigt, kostet Blut und Leben, ein jeder seiner Wege wird durch Opfer erbaut.

Da läßt sich nichts ab-, nichts dazuthun. —

Aber es ist diesen Opfern gegenüber, welche die Märsche und die Bivouacs bisher in so erschreckender Weise und in einem so ungeheuren Procentsatz forderten, eine hohe Pflicht der Feldsanität, endlich auch auf einem Feld sich wirksam zu zeigen, auf welchem sie bisher nur sehr wenig leistete und, durch die Umstände bezwungen, leisten konnte.

Gerade hier findet sie einen sehr dankbaren Boden für ihre vorbeugende Thätigkeit, hier ist es, wo sie in der wirksamsten Weise das Leben Tausender zu retten und zu erhalten vermag.

Und da es viel mehr Märsche und Bivouacs, als Schlachten giebt, und die Kriegsheilpflege doch nicht für letztere allein vorhanden ist, so scheint es unbegreiflich, daß sie nicht auf diesem Feld schon von Anfang des Feldzugs und nicht erst von dem Zeitpunkt an, wo es ihr endlich gelungen ist, Feldhospitäler zu etabliren, wirksam eintritt.

Es ist überhaupt nicht zu begreifen, wie dermalen bei einer rückgehenden Armee jemals Feldhospitäler zur Etablirung kommen sollen.

Vor dem Genfer Vertrag wurden sie sofort Beute der Feinde, und noch jetzt ist, wie wir sehen werden, die Etablirung des Hospitals mit der Gefahr verbunden, sammt allem Material in Gefangenschaft zu gerathen.

Es bedarf im Uebrigen für den Sanitätsdienst auf dem Marsch und im Bivouac nicht einmal eines großen Aufwandes an Kunst und Geschick, sondern nur eines größeren Materials, vieler Hülfsmittel, des rechtzeitigen bei der Hand Seins, einer theilnahmvollen Pflege und der umsichtiger Einrichtungen, sie zu gewähren. Die Bivouacs können an sich nicht aus dem Wörterbuch des Krieges gestrichen werden, wohl aber ihre für die Gesundheit des Einzelnen und den Effectivbestand des Ganzen so nachtheiligen Folgen.

Fußkranke und todmüde Soldaten wird es nach forcirten und doppelten Tagemärschen immer geben, aber sie werden künftig bei einer sorgsam geleiteten Feldsanitätspflege eine sichere und schnelle Hülfe finden, deren allein sie bedürfen. Sie werden dann in kurzer Zeit gekräftigt in die Reihen der Kameraden zurücktreten und ihnen die Ueberzeugung bringen, daß kein Soldat, welcher kraftlos zusammenbricht, verlassen ist, sondern daß über ihn das Auge der Sanität wacht und viele Arme sich öffnen, ihn aufzunehmen.

Unter der Last des Tornisters wird noch mancher Rücken sich krümmen und manche Brust krank werden, es läßt sich vielleicht Einiges dabei bessern, aber es ist noch nicht recht einzusehen wie. Die Sanität jedoch muß bis dahin wenigstens zur Hand sein, die unmittelbarste Gefahr abzuwenden, welche bei großer Hitze und langen Märschen durch den Druck des Gepäcks für schwächere Constitutionen besteht. Kurzum ihre Thätigkeit ist gerade auf dem Marsche und auf den Bivouacs eben so umfangreich und bedeutend als im Lauf einer Schlacht, nur ist sie dabei um so erleichterter, als sie sich zu ihren Maßnahmen nicht allzu sehr gedrängt findet.

Im Uebrigen wurde bei dem Geschilderten nichts übertrieben, sondern nur in der einfachsten Weise erzählt, wie es ist. Fragt alte und junge Soldaten des letzten Feldzugs, welche in Reih und Glied gestanden, fragt die kriegsgewohnten Officiere, die eine practische Schule hinter sich haben, und nicht allein von hohem Roß herab in die Marschcolonnen blickten, fragt sie, ob sich diese Schilderung über die Wahrheit erhebt, oder

ob sie nicht um so viel unter derselben steht, als der Unterschied zwischen der lebendigen Thatsache und dem leblosen Wort beträgt.

Täuschen wir Soldaten uns selbst nicht, denn diese Täuschung kostet Leben und Gesundheit. Es sind hier Uebelstände vorhanden. Gehen wir daran, über die Mittel nachzudenken, welche uns die Möglichkeit gewähren von ihnen zu sagen: „sie **waren** vorhanden."

Mit einem gewissen selbstbewußten Lächeln, mit der kalten Phrase: „Das ist eben der Krieg", mit der so viel abgethan und beim Alten gelassen wird, selbst mit einem kategorischen Befehl ist hierbei nichts erreicht.

Wir haben diese Uebelstände überkommen und sind kaum verantwortlich für sie, aber wir würden es werden, wenn wir nach ihrer Erkenntniß nicht auch nach Mitteln zu ihrer Beseitigung suchten. Und diese Mittel sind in der That geboten. Sie liegen zum großen Theil in der verbreiterten Gestaltung des Genfer Vertrags und einer daraus hervorgehenden Umformung des Feldsanitätswesens, welche demselben bei einer Ausstattung mit weit umfangreicheren Hülfsmitteln an lebendem und todtem Material eine vollkommene Freiheit in allen Maßnahmen sichert. Man hat dabei wahrlich nicht zu fürchten, daß die gerühmte, allerdings anderwärts höchst nothwendige Einheit des Oberbefehls verloren geht.

Die Feldsanität muß elastisch gestaltet werden. Man hat auch dies vorgesehn, und wir finden in einigen Medicinalreglements Andeutungen, welche zu beabsichtigen scheinen, eine Kette kleinerer Feldhospitäler von Etappe zu Etappe anzulegen. Aber das sind nur Andeutungen. Eine Ausführung in diesem Sinne haben sie im Drange der Ereignisse wohl noch niemals gefunden.

Und doch ist diese Maßregel leicht ausführbar und scheint eine rationelle Abhülfe zu versprechen.

Wir haben gesehen, wie wenig das Feldsanitätswesen auf dem Marsche und bei den Bivouacs zu leisten vermag, so lange ihre Feldhospitäler noch nicht in entsprechender Weise etablirt sind. Da dieselben aber gebräuchlicherweise erst in der Nähe muthmaßlicher Schlachtfelder aufgeschlagen werden, so dürfte man sich, bleibt es wie es war, während der ersten Zeit des Feldzuges, welche für den jungen an Strapazen nicht gewöhnten Soldaten die schwerer wiegendste ist, und deßhalb schon die

meisten Maroden und Fieberkranken liefert, niemals der Wohlthat erfreuen, eigene Hospitäler in Thätigkeit zu wissen.

Sehen wir jetzt, wie die Leistung der Feldsanität auf dem Schlachtfelde und nach der Schlacht sich gestaltet.

Hierfür erst scheint überhaupt, verstehn wir den Sinn der gegebenen Bestimmungen recht, die Feldsanität organisirt. Hier erst ist ihr thatsächliches Einschreiten zu erwarten, hier erst treten die Ambulancen und Feldhospitäler in eine fest vorgeschriebene und reglementarisch bestimmte Thätigkeit.

Für diesen eigentlichen Feldsanitätsdienst wird erst bei Ausbruch des Krieges das gesammte Personal gebildet oder durch Abcommandirungen aus den Truppen zusammengestellt.

Es besteht aus Aerzten, Apothekern und Verwaltungsbeamten. Seine Stärke soll sich nach der des Armeecorps richten, dem es zugetheilt wird und es sollte, nach den jetzt obsolet gewordenen Bundesbestimmungen, in Bezug auf die Feldhospitäler von dem Grundsatz ausgegangen werden, daß im Lauf eines Feldzugs im Durchschnitt der 9—10. Mann krank oder verwundet wird, und daß auf 500 Kranke 1 Stabsarzt, 3 Oberärzte, 16 Unterärzte, 2 Militärapotheker zum Dienst unumgänglich nöthig sind. Außerdem käme hierzu noch das für die Stäbe und die Ambulancen nöthige Personal, sowie das der Commandos und der Verwaltung, welches letztere allerdings so karg bemessen ist, daß es nach keiner Seite hin den höchst mannigfaltigen an ihn gestellten Anforderungen zu entsprechen oder wesentlichen Dienststörungen vorzubeugen vermag.

Ehe wir weiter gehen, noch ein Wort über die Etats des ärztlichen Personals und die Zahl der Krankenwärter. Es mußte ein solcher Etat, der für 10—12,000 Mann berechnet war, auch für 30,000 Mann als hinreichend angesehen werden, da der Mangel an ärztlichem und Wärter-Personal nicht zu beseitigen war. Die Ambulancen fanden sich mit diesem Personal nur zur äußersten Nothdurft versehen, und bei den Feldhospitälern herrschte der offenbarste Mangel. Oberkrankenwärter und Krankenwärter waren großen Theils bei weitem nicht ausreichend für den Dienst eingerichtet, viele waren am Krankenbette gänzlich ungeübt und zeigten weder Geschick noch Beruf für diesen so schwierigen Dienst, der mehr, als jeder andere, Eigenschaften des Herzens und Geistes beansprucht, die angeboren, nicht angelernt sein wollen.

Die Ambulancen oder fliegenden Hospitäler haben, wie schon erwähnt, die Aufgabe, den kämpfenden Truppen auf dem Fuße zu folgen, in der Nähe des Schlachtfeldes auf günstig gelegenen Punkten sich zu etabliren, von ihnen aus durch ihre Sanitätspatrouillen, welche mit Tragen versehen und, so weit diese reichen, von ihren Krankenwagen begleitet werden, während des wogenden Kampfes das Schlachtfeld absuchen zu lassen, um den Verwundeten sofortige Hülfe leisten zu können. Sie haben bei Tage ihren Standplatz durch weithin sichtbare Zeichen, rothe Fahnen, bei Nacht durch angezündete, an Stangen befindliche Laternen kenntlich zu machen. Sie sind mit einem Krankenwagen für schwer Verwundete, und mit 1—2 Wagen für leicht Verwundete ausgerüstet. Ihre übrigen Wagen, welche sie in mehr oder minder großer Zahl bei sich führen, sind für den Transport des zu ihrem Dienst nothwendigen Materiales bestimmt. Sie können ihrer untauglichen Construction halber eine Verwendung für den Krankentransport nicht finden.

An Aerzten und sonstigem Personal soll einer jeden Ambulance gewöhnlich zugetheilt sein:

1 Dirigent (ein höherer Militärarzt), 6—7 Assistenzärzte, 1 Apothekenprovisor. Von der Sanitätscompagnie: 1 Officier als Commandant und Administrator, 4 Unterofficiere, 1 Signalist und 41 Sanitätssoldaten als Krankenwärter und zu den übrigen nothwendigen Dienstleistungen. Wir werden später sehen, wie weit diese Mannschaftszahl ausreichend ist. Wenn die Verwundeten in der Ambulance verbunden und wenn nöthig operirt oder amputirt worden sind, werden sie auf Wagen, die hierzu vorhanden sein sollen, nach den Feldhospitälern gesandt, welche in nicht allzu großer Ferne, indeß ebenfalls ihre Etablirung zu bewirken haben. Innerhalb ihrer soll dann der Verwundete alle ihm gebührende sorgsame Pflege und Abwartung finden, bei ihnen soll seiner das Asyl warten, das ihn, wenn es sein Zustand nur halbwegs erhoffen läßt, der Heilung entgegenführt.

Es waren im letzten Kriege auf ca. 30,000 Mann 4 Feldhospitäler in Thätigkeit, ein jedes mit 5—600 Betten ausgerüstet. Sie führen diese Ausrüstung in einem umfänglichen, wohlbespannten Park mit sich, sind aber weder mit Krankenwagen, noch mit andern Zurüstungen versehen, um während des Marsches Kranke aufnehmen, oder sie transportiren zu

können. Ihre Wagen von meist schwerfälliger Bauart sind nur für den Transport des todten Materials ausreichend.

Der Etat an Krankenwärterpersonal war für ein jedes Hospital anfangs auf 3 Oberkrankenwärter und 18—20 Krankenwärter bestimmt, auf **500** Kranke **18—20** Krankenwärter! —

Und von diesen zwanzig Wärtern mußte natürlich auch noch der Dienst in der Küche und in der Apotheke bestritten werden, von anderen Dienstleistungen nicht zu reden. Es konnten also nach einer Schlacht in 4 Hospitälern 2000 Kranke sichere Unterkunft finden. Nach der Schlacht von Solferino, erzählt Dunant, befanden sich außer den Tausenden von Verwundeten, die in Castiglione, Montechiaro, Volta, Desenzano, Rivoltella, Lonato, in Pezzolengo, Bergamo und Cremona ꝛc. ꝛc. Unterkunft gefunden hatten, allein in Brescia 20,000 verwundete und kranke Soldaten. Die ganze Stadt war ein ungeheures Hospital. Ihre zwei Domkirchen, die übrigen Kirchen und Paläste, die Klöster, die Schulen und Kasernen, kurz alle ihre Gebäulichkeiten waren mit Schlachtopfern von Solferino gefüllt. 15,000 Betten waren von einem Tag zum andern aufgeschlagen worden. In der Mitte der Stadt schloß die alte Basilika, il Duomo vecchio oder la Rotonda genannt, mit ihren 2 Kapellen allein 1000 Verwundete in sich. Das Volk drängte sich in Masse herbei, und besonders die Frauen jeden Standes, um Orangen, Gallerte, Biscuits, Zuckerwerk und Leckerbissen zu bringen; die arme Witwe, die geringste Bettlerin will nicht zurückbleiben, wo es gilt, in einer oft an sich kleinen Gabe ihr Mitgefühl auszusprechen. Dieselben Vorgänge wiederholten sich im neuen Dome, einem prachtvollen Gebäude aus weißem Marmor, mit einer großartigen Kuppel. Hunderte von Verwundeten waren da zusammen geschaart, eben so in den 40 andern Gebäuden, Kirchen und Spitälern. Die Summe der Verwundeten und Kranken stieg auf ca. 30,000. Die Militärsanitätspflege erwies sich, solchen ihr über das Haupt wachsenden Verhältnissen gegenüber, *gänzlich machtlos*.

Der *Stadtrath von Brescia* legte statt ihrer Hand ans Werk und wußte sich auf der Höhe der Pflichten zu behaupten, die ihm so feierliche Umstände auferlegten; er blieb selbst unausgesetzt thätig und umgab sich mit einem Rathe der einsichtsvollsten und achtungswertheften Bürger, welche ihn kräftig unterstützten. Es wurde zuvörderst eine oberste Aufsichtsbehörde für die Spitäler ernannt, sodann eine Centralcommission,

welche für jedes Hospital einen besondern Verwalter und einen Oberwundarzt einsetzte, dem einige Aerzte und eine Anzahl Krankenwärter beigegeben waren. Sobald sie ein Kloster, eine Schule oder eine Kirche öffnen ließ, wußte sie auch in wenigen Stunden und wie durch einen Zauberschlag Spitäler daraus zu machen, sie mit Hunderten von Betten auszurüsten und mit einer Küche und einem Waschlokale, mit Leinenzeug und Allem, was sonst nützlich oder nothwendig war, zu versehen. Diese Maßregeln wurden so schleunig und mit so viel Herz ergriffen, daß man sich nach wenigen Tagen über die gute Ordnung und den regelmäßigen Gang der so sehr vervielfältigten Hospitäler verwundern mußte; und diese Verwunderung ist um so natürlicher, wenn man bedenkt, daß sich die etwa 40,000 Seelen zählende Bevölkerung von Brescia plötzlich durch gegen 30,000 Verwundete und Kranke verdoppelt sah. Vom 15. Juni bis zum 31. August nahmen die Spitäler von Brescia, nach den amtlichen Berichten, allein an Fieber- und andern Kranken 19,665 Soldaten auf, von welchen mehr als 19,000 dem franco-sardinischen Heere angehörten. — Die Oestreicher hatten ihrerseits in ihren Spitälern im Venetianischen mindestens 20,000 Kranke, ohne die Menge von Verwundeten zu zählen, welche ebenfalls in denselben verpflegt wurden.

Die Schlacht von Solferino ist freilich die einzige des 19. Jahrhunderts, welche in Rücksicht auf die in ihr vorgekommenen Verluste den Schlachten von Borodino, Leipzig und Waterloo an die Seite gestellt werden kann. Man zählte als Ergebniß des 24. Juni 1859 an Gebliebenen und Verwundeten in dem östreichisch und franco-sardinischen Heere 3 Feldmarschälle, 9 Generäle, 1560 Officiere jeden Grades und gegen 40,000 Unterofficiere und Soldaten. Zwei Monate nachher mußte man für die 3 Heere zusammen noch 40,000 Fieberkranke oder solche hinzuzählen, welche an Krankheiten, theils in Folge der ungeheuren Strapazen des 24. Juni oder der unmittelbar vorhergehenden oder nachfolgenden Tage, theils in Folge der klimatischen Einflüsse, theils auch der mangelhaften Pflege und der daraus hervorgehenden eignen Unvorsichtigkeit den Tod fanden. Ist es nicht wahrscheinlich, daß wir uns eines Tages wieder in der Lage finden, eine Schlacht zu schlagen, welche sich, ihren Verlusten nach, jenen als fünfte anreihen wird?

Will man dann dieselben Erfahrungen nochmals machen? Wie war es bei Königgrätz? Diese Schlacht kostete unmittelbar nicht so viele Opfer,

aber mittelbar kostet sie im Verhältniß zu der Stärke der streitenden Armeen eben so viele, wenn nicht mehr. Und endlich, was will dem allen gegenüber eine Ausrüstung von 2000 Betten für ein Corps von 30,000 Mann besagen, wenn auf diese Stärke mindestens 4—5000 Kranke und Verwundete zu rechnen sind?

Heißt das nicht ganz unbedingt diese Verwundeten auf die Unterstützung, auf den guten Willen und die Barmherzigkeit des Volkes und der Landeseinwohner verweisen, auf die Hülfsmittel, welche freiwillige Vereine beschaffen?

Wohlan! Erkennen wir dieses Hülfsmittel an; sorgen wir indeß, daß es ein zuverlässiges und ausreichendes wird. Fügen wir es dem System der Sanität bei und organisiren wir es im Frieden, um genau zu wissen, wie es im Kriege zu handhaben ist. — Man darf dabei nichts dem Zufall, nichts den Verhältnissen überlassen, will man sich nicht an der Pflicht der Humanität versündigen.

Man darf die armen Verwundeten nicht unbedingt der Mildthätigkeit einer vielleicht feindlichen Bevölkerung überweisen, ohne für die Sicherung ihres Looses das Seine gethan zu haben. Denn wie es mit dieser Mildthätigkeit oft beschaffen ist, davon ein Beispiel aus dem oft angezogenen Buch Dunants: In einem der Hospitäler von Cremona hatte ein italienischer Arzt gesagt: „Wir behalten unsere guten Bissen für die Freunde in dem verbündeten Heere und geben unsern Feinden knapp das Nöthigste, um so schlimmer, wenn sie sterben." — Eine edle Dame von Cremona, die Gräfin ***, welche diese Worte gehört hatte, und die mit ganzem Herzen sich der Pflege in den Hospitälern widmete, sprach darüber ihre Mißbilligung aus und erklärte, daß sie den Oestreichern und den Verbündeten dieselbe Pflege angedeihen lasse und durchaus keinen Unterschied zwischen Freunden und Feinden mache; „denn", setzte sie hinzu, „unser Herr Jesus Christus hat keine solche Unterschiede unter den Menschen aufgestellt, wenn es sich darum handelt, ihnen Gutes zu thun."

Wir kommen hierauf noch einmal zurück. Jetzt: „in die Schlacht!"

VI.

In der Schlacht!

Es ist ein blutiges, ein schweres Tagewerk, welches die Kriegsheilpflege hier findet, und zu seiner Erledigung bedarf es der höchsten Eigenschaften, welche in die Natur des Menschen gelegt sind: der Tapferkeit des Soldaten, der ernsten Entschlossenheit des seelenstarken Mannes, der Kunst und Wissenschaft des Gelehrten.

In die Schlacht denn! —

Die Bestimmungen, welche die Feld-Medicinalreglements für solche schwerwiegende Tage geben, beschränken sich selbstverständlich auf allgemeine, seit langem festangenommene Grundsätze, nach denen die Officiere des Sanitätsdienstes ihre Thätigkeit und ihre Maßnahmen zu regeln haben.

Details für die ärztlichen Hülfsleistungen eines Tages geben zu wollen, dessen Physiognomie von Stunde zu Stunde wechselt, und wo tausend undenkbare, unvorhergesehene Wechselwirkungen jedem Augenblick ein anderes Gepräge verleihen, ist etwas, welches an sich unmöglich wäre! Im Allgemeinen nimmt man wenigstens auf dem Papiere an, daß die Sanitätsanstalten zur Hülfe für die Verwundeten sich in eine dreifache Reihe gliedern, deren Dienst sich folgendermaßen ordnet:

Um nicht vorzeitig die Vorräthe in den Verbandtaschen der Sanitätssoldaten und Aerzte zu erschöpfen, soll fürs erste jeder Soldat mit einer 6—8 elligen leinenen Binde, einer mittleren Compresse und etwas Charpie versehen sein. (Zwischen diesem Soll und Haben ist leider häufig auch hierbei der gebräuchliche Zwiespalt vorhanden.)

Da die Zahl der Aerzte bei den Truppen nur gering ist, können sie bei ihrer Zerstreuung nicht die nöthige Hülfe leisten, vielmehr verlangt es das Wohl der Kämpfenden, daß auch die Aerzte ihre Kräfte concentriren. Da die Hospitäler und Ambulancen oft zu entfernt von den einzelnen Gefechtsmomenten sich finden werden, so sind am Tage eines Gefechts von den höhern Commandos, je nach der Größe des engagirten Truppentheils, einige Punkte hinter der Gefechtslinie zu bestimmen, wo Verbandplätze zu errichten sind.

Auf diesen gegen das feindliche Feuer möglichst geschützten Plätzen haben sich die Aerzte und Sanitätssoldaten der Truppen zu sammeln,

auch sind aus den nächsten Ambulancen so viel als möglich Aerzte und Sanitätssoldaten, die der Dirigent bestimmt, dahin abzugeben.

Die nöthigen Krankenwagen, und da diese unmöglich auslangen, auch Leiterwagen mit Stroh oder Heu, sollen nach den oben bemerkten Punkten dirigirt werden.

Ist das Personal und Material versammelt, so haben die Aerzte Operationstische, Verbände, Heftpflaster, blutstillende und Erquickungsmittel, Schreibmaterial vorzubereiten, Wasser, womöglich erwärmtes, herbei zu schaffen; die Sanitätspatrouillen, die Wachen und die Gehülfen bei dem Verband aus den Sanitätssoldaten zu bestimmen. Sobald das Gefecht selbst beginnt, begeben sich die Sanitätspatrouillen mit Tragen und Verbandtaschen in die Linie, suchen die Verwundeten auf und nachdem sie ihnen die erste dringende Hülfe geleistet, bringen sie dieselben auf den Verbandplatz, wo dann die Aerzte weiter für sie sorgen. An den Zugängen des Verbandplatzes werden Wachen ausgestellt, um den Eintritt nicht verwundeter und nicht befugter Soldaten abzuhalten.

Die Aerzte haben ihre Aufmerksamkeit besonders auf folgende Punkte zu richten:

1) Blutstillung.
2) Entfernung fremder Körper, als Projectile, Kleiderfetzen ꝛc. aus der Wunde, da dieses bald nach der Verwundung leichter und weniger schmerzhaft ist, als später.
3) Aderlässe bei innern Blutungen.
4) Amputationen kleiner Glieder.
5) Amputationen großer Glieder sind nur dann auf dem Verbandplatze vorzunehmen, wenn deren Unterlassung Gefahr für den Verwundeten bringt.
6) Eine besondere Sorgfalt ist auf die Lagerung und den sicheren Verband zu verwenden, denn davon hängt oft das Leben des Verwundeten ab. —

Jedem Verwundeten und Verbundenen ist mit Stecknadeln ein Zettel am Rock zu befestigen, auf dem die Art der Verwundung und die Art der geleisteten Hülfe, namentlich ob noch fremde Körper in der Wunde sind, anzugeben ist.

Sobald einige Wagen mit Kranken belegt sind, werden diese in Begleitung eines Unterofficiers und zweier Sanitätssoldaten nach der näch-

sten Ambulance oder Hospital geschickt. Dieselben haben aber so schnell als möglich wieder zurückzukehren, und ungefähr so viel Binden, Compressen, Aderpressen ꝛc., als sie an den Verwundeten zur Ambulance bringen, von dieser wieder auf den Verbandplatz zu nehmen, damit dort kein Mangel eintrete. Diese Wagen sollen vom Verbandplatz zur Ambulance mit den Verwundeten nur Schritt fahren und haben ihnen die Sanitätssoldaten auf dem ganzen Wege die möglichste Aufmerksamkeit zu schenken, auf dem Rückwege von der Ambulance zum Verbandplatz dagegen Trab. — Leute, welche gehen können, haben sich zu Fuß nach der Ambulance zu begeben.

Man wird auf den ersten Blick finden, daß alle diese Maßregeln meistentheils gute und entsprechende sind, und wenn sich in einer Schlacht von heute alles so regelmäßig entwickelte und gestaltete, wie man es vorher oder nachher zu denken vermag, so wäre darüber etwas weiteres nicht zu sagen, vorausgesetzt, daß überhaupt die nöthige Anzahl Sanitätsbeamter vorhanden wäre, um alle die vorgeschriebenen Maßregeln auszuführen. An diesem Mangel allein würde die Mehrzahl von ihnen scheitern und eine oberflächliche Berechnung würde hierbei leicht das schreiende Mißverhältniß aufdecken, welches zwischen den verlangten Leistungen und den für sie vorhandenen Mitteln besteht.

Aber noch anderes stellt sich der Ausführung dieser gegebenen Bestimmungen entgegen. In den frühern Kriegen waren die Schlachten wohlvorbereitete Momente, man wußte Tage, oft Wochen vorher, wo sie geschlagen werden würden, man richtete sich oft auf dem bestimmten Schlachtfelde förmlich ein, man erwartete auf ihm den Feind, es war eine Kunst des Feldherrn, an keinem andern Ort sie zu schlagen, als den er planmäßig ausersehn.

Heutigen Tags geht es dabei meistentheils weniger methodisch zu. Von den großen Entscheidungsschlachten der neuesten Kriege trugen nicht wenige den Character des Plötzlichen, Ueberraschenden an sich. Aus oft unscheinbaren Vorpostengefechten entwickelten sie sich mit rascher Vehemenz. Man wollte zwar schlagen, aber man wußte nicht, ob das Aufeinandertreffen der Avantgarde und vorgeschobenen Blänkerketten die Einleitung zu dem großen Schlage der Entscheidung bilde.

Der concise Verlauf jetziger Kriege setzt an die Stelle der frühern Methode das Ueberraschende. In kurzer Zeit und kurzem Raume drängt er das Ende an den Anfang. Für jene Vorbereitungen, welcher bisher das Sanitätswesen bedurfte, ehe es sich im Felde leistungsfähig gestaltet hat, wird sich nur in wenigen Fällen die Zeit finden.

Aber, wenn auch schon am Abend vorher die Befehle für die Schlacht des nächsten Tages gegeben wurden, so ist die Aufstellung der Truppen für diesen Tag selbst von so viel schnell und unerwartet eintretenden Umständen abhängig, daß die Verbandplätze, eben so wie die Ambulancen, sich nur zu etabliren vermögen, wenn jene erste Aufstellung erfolgt. Dieselbe wird aber häufig nach Beginn des Kampfes eine so wesentlich andere, daß die kaum eingenommenen Plätze mehr oder minder unpassend erscheinen und verändert werden müßten, sollen sie ihren Zweck erfüllen. Daß aber eine solche Veränderung in der Gluth des entbrannten Kampfes, inmitten eines Gewirres kämpfender Massen, welches jeden freien Umblick erschwert, wo nicht unmöglich macht, und wo der ruhigen Ueberlegung wenig Zeit gelassen ist, ihre Schlüsse zu ziehen; daß überhaupt die Veränderung eines einmal eingerichteten Verbandplatzes, der unter allen Verhältnissen mit dem Anbeginn des ernsten Kampfes sehr bald mit Hülfesuchenden überfüllt sein wird, leichter gesagt als gethan ist, bedarf nicht der Erklärung.

Es ist ferner klar, daß die Truppen auch in einer ganz regelrecht verlaufenden Schlacht nur selten an ihren Platz gebunden bleiben. Sie gehen vorwärts, oder sie weichen zurück. Schon nach Verlauf einer Stunde werden oft diejenigen, welche die ersten Schlachtlinien bildeten, sich an andern Orten befinden. Die von ihnen verlassenen Plätze besetzen nachfolgende Abtheilungen.

Einzelne Bataillone und ganze Brigaden zweigen sich ab, um ihnen speciell ertheilte Aufgaben zu lösen. Sie verschwinden in dem Pulverdampf, der eine neblige Wolke über sie breitet. Die zu ihnen gehörigen Aerzte befinden sich auf den Verbandplätzen, wo man von diesen Detachirungen nichts erfährt.

Es sind sehr bald eine Menge Truppen im dichtesten Kampf engagirt, ohne irgend in der Nähe ärztliche Hülfe zu besitzen, oder zu wissen, wo sie aufzusuchen ist. Die Physiognomie eines Schlachtfeldes verändert sich oft und schnell. Der Geist der Kämpfenden ist so sehr von dem in

Anspruch genommen, was von allen Seiten auf ihn eindringt, daß er die Orientirung auf einem ihm meistentheils fremden Terrain verliert. Weder die Verbandplätze, welche in der Praxis ohnedem sehr bald verschwinden, wenn sie überhaupt zur Einrichtung gelangten, noch die Ambulancen sind in der weiten, in Dampf und Feuer gehüllten Gegend leicht zu finden. Die äußeren Zeichen, welche dieselben kenntlich machen sollen, sind so wenig hervorragend, daß man sie erst bemerkt, wenn man sich in ihrer Nähe befindet. Man denke sich etwas in die Lage und man wird dieß ohne eingehende Erläuterungen begreifen.

Wer eine Schlacht nicht selbst gesehen, kann sich allerdings nur schwer ein Bild von dem scheinbaren Wirrwarr, dem wilden Durcheinander machen, welche innerhalb ihres Umkreises herrschen. Wäre nicht das Alles von der Macht der Disciplin und der Einheit des Befehles wie durch ein Zauberband umschlossen, welches für gute Soldaten unbrechbar ist, so würde es nicht bloß den Schein des Chaotischen an sich tragen, sondern zu demselben übergehen, wie es bei schlecht disciplinirten Truppen sehr bald der Fall ist. Aber alles, was innerhalb dieser vernichtungsreichen Sphäre nicht fest an eine unwandelbare Ordnung sich gebunden sieht, welche es Jahre hindurch mit minutiöser Pünktlichkeit übte, was nicht unbedingt durch mechanisch gewordne Normen an die Ausübung einer festvorgezeichneten Thätigkeit gewöhnt wurde, alles das unterliegt mehr oder minder einer zersetzenden, unwiderstehlich auflösenden Kraft. Es versagt unter dem Eindrucke unbeschreiblicher Schreckniſse seinen Dienst. Die Maschine, deren Gang hierbei nicht für jeden Fall genau regulirt ist, beginnt zu stocken, sie findet sich überlastet, ihr Räderwerk stößt auf Hemmnisse, welche zu besiegen sie niemals eingerichtet wurde: sie hört auf zu wirken.

Für die Stunden der Schlacht darf Niemand etwas zu lernen haben, es muß für sie alles gelernt sein. Niemand darf erwarten, der Augenblick werde hier dieß oder das gestalten; dem Augenblick muß es gestaltet zugetragen werden, er ist zu kurz, ihm die Zeit für eine schaffende Idee zu rauben. Niemand denke: das wird sich finden; in der fürchterlichen Schlacht findet sich nichts von selbst, es wäre denn schon da.

Nur dem Genius des Feldherrn allein bleibt es vorbehalten, Neues zu schaffen und der Gunst des Augenblickes zu vertrauen. Seinem Geist

und seiner Macht allein steht es zu, Hülfsquellen zu benutzen, welche er selbst erst fließend macht.

Aber das Feld dieses Wirkens ist nicht das, von welchem hier geredet wird. Hier handelt es sich, *positiv Vorhandenes zweckmäßig* zu benutzen!

Hier muß geschaffen sein, wessen man bedarf; geübt muß sein, was man anwenden will, und zur Gewöhnung muß sich diejenige Thätigkeit gestaltet haben, welche sich in einem so sinnenbetäubenden Ernst mit sicherer Leichtigkeit entwickeln soll. Und damit ist alles gesagt, was zu sagen ist, um nachzuweisen, daß und warum der Sanitätsdienst auch bei dem besten Willen und der seinen einzelnen Vertretern innewohnenden Aufopferungs- und Leistungsfähigkeit nicht im Stande ist, während und nach der Schlacht in genügender Weise seine Zwecke zu erfüllen.

Vor allem fehlt in diesen Leistungen das System. Es mangelt die bindende Kette einer langjährig geübten Organisation. Denn diese Organisation bildete erst das Schlachtfeld selbst; sie schmilzt in seinem Feuer, sie ist nicht Gewohnheit geworden. Allem gleich neu, ist sie allem auch gleich fremd. Es fehlt eine feste Hand, welche innerhalb der Heilpflege alles leitet. Die oberste Behörde der Sanität, der Generalstabsarzt ist an solchen Tagen durch vielerlei bedrängt, tausendfache Anfragen wollen durch zu treffende Anordnungen erledigt sein. Er ist ein Fachmann, kein Soldat von Beruf, technische Vorgänge fesseln und beschäftigen seinen Geist, er ist auch durch das Herkommen zumeist an die Nähe des Höchstcommandirenden gebunden; ihm fehlen passende Organe, die das hier Nöthige zu leisten vermögen, Männer, die mit der Kraft des Befehlens ausgestattet auch das Verständniß besitzen, richtig zu befehlen. Es bedarf des Ordnens, des Gewöhnens, des Einrichtens, um mit den vorhandenen geringen Hülfsmitteln wenigstens das Möglichste zu leisten.

Um *alles* zu erfüllen, bedarf das Feldsanitätswesen einer *vollständigen* Organisation im Frieden, unter Beiziehung aller benöthigten Hülfsmittel. Dann, wenn sie eingeübt, gleich den andern Truppenkörpern, das Schlachtfeld betritt, werden ihre ordnenden Organe den gestellten Anforderungen entsprechen können. Aber sie muß eben vorhanden sein, nicht bloß auf dem Papiere, nein, in Fleisch und Blut: *das gesammte Feldsanitätswesen*, vom ersten bis zu dessen letztem

Beamten. Wie es jetzt ist, mag zwar beim Beginn der Schlacht noch System in den Maßnahmen der Sanität herrschen, aber es ist kein Zweifel, daß es schon nach kurzer Zeit, und wenn der Kampf heißer entbrennt, verschwindet. Die einzelnen Verbandplätze lösen sich zuerst auf, wenn sie überhaupt bestanden, sie verbinden sich mit den Ambulancen, oder die Aerzte derselben irren, ihre Truppe suchend, rathlos umher, und werden oft an Orten gesehen, wo ihre Anwesenheit Staunen erregt. Die Ambulancen werden überfüllt, und die Plätze, welche man ihnen am Morgen angewiesen, oder die sie sich vielmehr in den meisten Fällen selbst gesucht haben, sind aus tausend Gründen nicht mehr passend, und doch ist es nicht Zeit, sie zu ändern.

Ein Nachtheil der Verbandplätze liegt auch schon darin, daß sie, um ihren Character aufrecht zu erhalten, sich hinter den Feuerlinien, überhaupt in der Nähe der fechtenden Truppen befinden.

Dadurch sind sie allen Gefahren des Kampfes preisgegeben. Es giebt bei der ausgedehnten Fernwirkung der vervollkommneten Feuerwaffen und dem großen Rayon, den sie bestreichen, in der Nähe eines Schlachtfeldes kaum einen Punkt, der als sicher bezeichnet werden könnte. Die zweite Linie, die Reserven, früher sich in vollkommener Sicherheit wiegend, sind jetzt, wenn sie nicht besonders günstige Terrainvortheile benutzen können, eben so gut der feindlichen Feuerwirkung ausgesetzt, wie die erste Linie.

In gleicher Lage sind die Ambulancen.

Nun ist zwar ein Schlachtfeld eben keine Lebensversicherungsbank, und wessen Beruf es ist, die Gefahren, die es in tausendfältiger Art bietet, nicht zu scheuen, der darf auch ihrer nicht achten. Auch wird in der Schlacht Niemand fragen, wie viele der Menschenleben für die Erreichung irgend eines wichtigen Zweckes geopfert werden müssen, es ist eben ein bitterer, mitleidloser und blutiger Ernst, der seinen Bann über alles wirft, was in seine Nähe kommt. Viele muthige Aerzte haben mitten im heißesten Kugelregen ihre Pflicht mit derselben Ruhe und derselben Kaltblütigkeit erfüllt, mit welcher sie in einem klinischen Lehrsaal eine Operation leiten würden. In keinem Fall wird sich ein ehrenhafter Arzt bedenken, wenn es gilt, sich in das Kugelfeuer zu stürzen, um den verwundeten Soldaten die Hülfe seiner Kunst zu bringen.

Das sollten indeß nicht im gewöhnlichen Verlauf liegende Vorkommnisse sein.

Die oberste Leitung müßte ihr Augenmerk darauf richten, sie zu verhindern, denn wenn der Soldat in der Schlacht bestimmt ist, sein Leben preiszugeben, so soll hingegen das Leben des Arztes behütet werden; er, welcher die Aufgabe hat, Wunden anderer zu heilen, soll sich möglichst nicht dem Zufall ausgesetzt sehen, selbst verwundet zu werden. Am Tage einer Schlacht ist er eine zu schwer zu ersetzende und nothwendige Kraft, als daß man sie leichtsinnig aufs Spiel setzen darf.

Die Feldsanität wird sich nie entbrechen, auch mitten im Feuer ihr Amt zu erfüllen, aber es heißt ihren Geist mißverstehen, wenn diese Thätigkeit zu einer Regel wird. Wenn man es nicht möglich zu machen weiß, ihren Ambulancen feuer- und angriffssichere Oertlichkeiten zu verschaffen, dann möchte es fast besser sein, während des Kampfes davon abzusehen, sie überhaupt zu errichten.

Oder glaubt man dem verwundeten Soldaten wirklich einen großen Dienst zu erweisen, wenn man ihn in eine Ambulance sendet, wo er, kaum angelangt, von neuem verwundet wird, oder doch jeden Augenblick unter der Gefahr steht, es zu werden?

Und sollte es hier wirklich keine Abhülfe geben, außer derjenigen, die Ambulancen allzuweit zurück zu legen?

Für jetzt: — noch einmal in die Schlacht!

Sie ist entbrannt, der Boden zittert unter dem Brüllen der Geschütze. Die vorrückenden Bataillone hüllen sich in Wolken von Dampf und Feuer. Auch die festesten Herzen fühlen in dieser heißen Atmosphäre einen Augenblick lang ein eisiges Beben.

Die Verbandplätze haben sich in der Nähe verschiedener Abtheilungen, welche von den Ereignissen nicht verhindert wurden daran zu denken, gebildet.

Hier und dort wehen die rothen Fahnen der Ambulancen. Die Thätigkeit beginnt, denn schon bedeckt sich der Boden mit fallenden Soldaten, von denen viele nicht wieder erstehen; viele aber, obwohl schwer verwundet, der Hülfe warten. Noch andere, minder hart verletzt, suchen blutend, vielleicht mit zerschmetterten Gliedern sich mühsam fortschleppend, die Orte, wo man sie verbinden wird.

Oft finden sie, umherirrend und ermattet von Blutverlust, diese Orte

gar nicht, oft erst zu spät. Sie sind bereits überfüllt mit Hülfebedürfenden, die Aerzte können die Arbeit nicht mehr bewältigen, sie wächst ihnen zu Häupten. Auch fehlt es auf den Verbandplätzen sehr bald an Verbandzeug. Man hat das vorhergesehen und die Maßregel angewendet, daß die Ambulancen so viele Verbandstücke zurücksenden sollen, als sie mit den Verbundenen erhielten.

Lieber Himmel! wer denkt im Drange solcher Augenblicke an so etwas. Wer denkt daran, dieses subtile Tauschgeschäft in Gang zu erhalten! Reden wir nicht davon.

„Nach der Ambulance, geht nach der Ambulance" —

Aber der Weg ist weit dahin. Der Verwundete, der ihn suchen will, ist bereits todesmatt. Er versucht es indeß, sinkt auf dem Wege nieder und bleibt liegen. Viele dieser Soldaten, welche heute kämpfen, haben seit gestern nichts gegessen. Die Schlacht kam so überraschend. Man hatte vor ihr einen forcirten Marsch von 12 Stunden gemacht und fand keine Zeit zum Kochen. Sie fochten trotzdem tapfer, aber sie sind müde, todmüde. Sie fühlen erst, wie erschöpft sie sind, wenn der Schmerz der Wunde an sie tritt.

Andere, glücklicher als jene, finden zwar die Ambulance, aber auch in ihr die Ueberfüllung. Auch hier für den wichtigen Zweck zu wenig Helfer. Auch hier wirft schon jetzt dann und wann eine springende Granate Staub und Eisen über den Operationstisch.

Und wo sind die Wagen, welche die Verwundeten von den Verbandplätzen zu den Ambulancen, von den Ambulancen zu den Hospitälern führen sollen, die Wagen „mit Stroh wohl versehen"? die in „hinreichender Anzahl" vorhanden sein sollen, wie es die Reglements besagen?

Ach, diese Wagen, sie sind zumeist da, wo so vieles ist, von dem es besser wäre, es hätte seinen rechten Platz gefunden.

Es wurde wohl noch niemals eine Schlacht geschlagen, wo diese Wagen zu diesen speciellen Zwecken in hinreichender Zahl vorhanden gewesen wären. Es ist das vielleicht ein Zufall, vielleicht auch eine Merkwürdigkeit! —

Die Schlacht kam auch hierfür so schnell. Sie war da, ehe man Zeit hatte, sie zu beschaffen. Es gab auch an so vieles andere zu denken, das unbezweifelt noch wichtiger erschien, und „es würde sich wohl auch

selbst geben und finden", hoffte man. Es findet sich so vieles von selbst; jeder mag dabei sehen, wie er sich zu helfen vermag! —

Letzteres hat im Drange solcher Stunden etwas für sich, und es ist innerhalb ihrer am besten, jeder sorgt für sich selbst, so weit er es kann. Der arme Verwundete ist leider aber so hülflos, daß er es nicht im Stande ist, und die Aerzte haben so überwältigende und ihre ganze Thatkraft in Anspruch nehmende Arbeiten, daß sie jetzt nicht mehr an die Wagen denken können. Niemand war da, es vorher zu thun.

Sie sind also in den seltensten Fällen und auch da nur in viel zu beschränkter und unzureichender Zahl vorhanden.

Man darf das Schlachtfeld aus tactischen Gründen nicht mit zu vielem Fuhrwerk überladen und was von demselben überhaupt aufzutreiben war, ist in einer Gegend, wo Armeen operiren, längst weit und breit aufgetrieben und bei dem Verpflegungswesen und den Commandostellen in Verwendung. Beide bedürfen zahlreicher Transportmittel und sichern sich durch einen zeitlichen Ueberfluß gegen spätern Mangel. Die Sanität kommt meist zuletzt und Niemand erinnert sich ihrer gewöhnlich eher, als in dem Augenblick, wo er ihrer Hülfe für sich selbst bedarf. Ist es zu verwundern, wenn diese Hülfe dann nicht schnell zur Stelle ist? —

Gelang es ihr indeß eine Anzahl von Wagen zu erhalten, so sind dieselben sehr bald von dem Dienst, in dem sie verwendet werden, aufgebraucht. Sie haben die Schwerverwundeten von den Verbandplätzen zu den Ambulancen oder von hier zu den Hospitälern zu transportiren. Schon vom ersten Wege kehren die wenigsten zurück. Es sind dieß natürlich alles Spannfuhrwerke, die nur nothgedrungen und zwangsweise ihre Dienste verrichten, und welche den Aufenthalt auf dem Schlachtfelde nicht den Stunden beizählen, welcher sie sich mit Behaglichkeit und gern erinnern. Sie benutzen die erste Gelegenheit, wo sie unbewacht sind, um sammt ihrem Fuhrwerk oder wenigstens mit ihren Pferden zu entfliehen. Es soll zwar jedem solchen Wagentransport ein Sanitätssoldat als Wache und zur Hülfe der Verwundeten beigegeben werden, aber wenn selbst dem großen Pompejus keine Soldaten aus seiner flachen Hand wuchsen, so hat auch das Sanitätswesen dieses feine Kunststück in Betreff seiner Mannschaften noch nicht gelernt.

Wenn man die Anzahl der Sanitätssoldaten kennt, über welche auf den Verbandplätzen und Ambulancen in Wirklichkeit zu disponiren ist,

so muß man staunen, zu was allem sie verwendet werden und ausreichen sollen.

Und nun erst der Transport nach den Hospitälern! In jedem Fall würden dieselben nach den bisher befolgten Maximen stundenweit entfernt sein, und kein Wagen könnte von ihm rechtzeitig zurückkehren, da dieselben hinwärts langsam fahren müssen, oder wenigstens es sollen. In Wirklichkeit kommen auch die an sie abgegangenen Wagen niemals wieder auf dem Schlachtfeld in Thätigkeit. Man ist also bald in der Ambulance ohne Fuhrwerk, wäre es auch vorhanden gewesen.

Aber die Ambulancen führen ja selbst Krankenwagen! —

Freilich wohl, drei oder vier! —

Sie sind für das Schlachtfeld selbst und stets auf dem Wege, hin und her. Was wollen diese Wenigen gegen die Menge derer sagen, die ihre Hülfe beanspruchen?

Es wurde früher erwähnt, daß auf ca. 30,000 Mann 3 Ambulancen gerechnet waren. Wenn diese 30,000 Mann in ein Feuer kommen, wie man es heute findet, so ist es ein sehr günstiges Verhältniß, wenn sie nur 4000 Mann oder gegen 15 Proc. verlieren. Nehmen wir davon den 3. Theil als todt, die übrigen $^2/_3$ als zur Hälfte leicht, zur Hälfte schwer verwundet, so würden immer ca. 1300 Mann auf jenen vorhandenen 10—12 Wagen zu transportiren sein. Der Weg vom Schlachtfeld zur Ambulance sei nur 15—20 Minuten weit. Man rechne ferner, daß von dem Augenblick an, wo man den Verwundeten findet, bis zu dem, wo er in den Wagen gelagert wird, weitere zehn Minuten nothwendig sind zur Anlegung der ersten blutstillenden Verbände, welcher Zeitraum durch das Aufladen von noch anderweit 5 Verwundeten sich wenigstens auf 40 Minuten erhöht, dabei angenommen, daß der Verband von 2 — 3 gleichzeitig erfolgen kann, so haben wir im günstigsten Fall zwischen den jedesmaligen Ab- und Zugängen der Wagen mindestens einen Zeitverlust von $^3/_4$ Stunden zu rechnen. Die sich im Gange befindenden Wagen werden also in einem Zeitraum von 3 — 4 Stunden von gegen 1300 Schwerverwundeten noch nicht 400 Mann auf die Ambulance zu transportiren vermögen. Und dabei wurden die günstigsten Verhältnisse und keinerlei Störungen vorausgesetzt, wie z. B. daß einer dieser Wagen zerschossen wird, daß er auf dem Schlachtfeld nicht umwirft, wo vom Benutzen der Wege nur selten die Rede ist, wo die Geradheit einer Linie zu gleicher

Zeit der Maßstab ihrer Brauchbarkeit wird, wo weder Graben noch Hügel für Menschen, Thiere und Fuhrwerk ein Hinderniß abgiebt, daß er nicht mit gebrochner Achse in einem Graben liegen bleibt —, man nehme das alles nicht an, und doch nur gegen 400 Mann durch sie geborgen! — der Theorie nach in dieser Höhe geborgen, denn die Erfahrung bleibt selbst unter dieser geringen Summe zurück.

Was wird aus den übrigen 900—1000 Verwundeten, die meistentheils noch in der Nähe des Platzes liegen, wo sie gefallen sind? Früher wurden diese verwundeten Männer durch Kameraden zurück und aus dem Bereich des Gefechts auf einen Verbandplatz getragen. Seitdem man die Sanitätscompagnieen besitzt, darf zu diesem Zweck kein activer Soldat mehr Reih' und Glied verlassen. Die Sanitätssoldaten haben alles das zu besorgen.

Sobald der Kampf beginnt, durchstreifen denn auch die Sanitätspatrouillen das Gefechtsfeld, sie sind mit Tragen und allen sonstigen Hülfsmitteln versehen, welche eine erste nothdürftige Beistandsleistung erheischt.

Wäre die Sanitätsmannschaft stark genug, um derartige Patrouillen in hinreichender Menge zu entsenden, so würde diese Maßregel zwar noch nicht ganz, aber doch so ziemlich ausreichen, den betreffenden Zweck zu erfüllen. Aber sie ist ja viel, viel zu schwach. Wir haben bereits angenommen, daß, wie es durchschnittlich der Fall sein wird, eine jede Ambulance außer den Aerzten noch aus 1 Officier, 4 Unterofficieren und ca. 40 Sanitätssoldaten besteht, es würden also bei drei Ambulancen 132 Unterofficiere und Soldaten ihre Thätigkeit entfalten. Wenigstens die Hälfte dieser Mannschaft ist aber unbedingt innerhalb der Ambulancen erforderlich, theils um nur einigermaßen die nothwendigste Ordnung aufrecht zu erhalten, theils zu verschiedenen durch die Umstände gebotenen Hülfsleistungen und Unterstützungen. Es bleiben also ca. 60 Mann und 6 Unterofficiere disponibel, wenigstens für die erste Zeit. Zu der Bedeckung und Hülfsleistung bei nur 10 Krankenwagen rechnen wir abermals je 4 Mann, also 40 Mann ab, es bleiben ca. 20 Mann. Eine jede der zu entsendenden Patrouillen soll wo möglich durch einen Sanitätsunterofficier geführt werden, und finden hierdurch noch 6 vorhandene Unterofficiere bei Entsendung von eben so vielen Patrouillen ihre Bestimmung.

Bei dieser Berechnung ist aber nicht berücksichtigt, daß Sanitätssoldaten sich anderswo, z. B. bei bereits abgegangenen Wagentransporten, commandirt befinden oder selbst krank oder verwundet wurden.

Unter allen Fährnissen, welchen der Soldat in seinem bedrängnißvollen Beruf begegnet, ist gewiß keines, was von dem Gang einer Sanitätspatrouille auf dem Schlachtfelde übertroffen wird.

Ihr Weg führt sie an allen Schrecken des tobenden Kampfes vorbei. Oft von seinen Fluthen fortgerissen, theilen sie alle Gefahren ihrer fechtenden Brüder, ohne jedoch des Ruhmes derselben theilhaftig zu werden. Denn ihre segensreiche, wenn auch nicht minder gefahrvolle Thätigkeit wird in ruhiger, pflichtgetreuer Stille vollbracht. Nicht unter dem Auge der Führer entwickeln sie dieselbe, sondern hinter den Colonnen und Linien sammeln sie die blutigen und verstümmelten Körper.

Selbst bedroht dürfen sie der eignen Gefahr nicht achten, um den verwundeten Kameraden Hülfe und Rettung zu bieten.

Folgen wir eine Zeitlang einer solchen Patrouille auf ihrem Kriegspfad, um zu sehen, was ihr zu leisten obliegt.

VII.

Die Sanitätspatrouille.

Sie gehen vorwärts und überschreiten den mit Bäumen bewachsenen Hügelrücken, welcher sich vor der Ambulance schützend ausbreitet. Vor ihnen liegt das weite, in Dampf gehüllte Feld, auf welchem der Tod sein Erndtefest feiert.

„Wenden wir uns rechts," sagt der Corporal, „nach links ist eine andere Patrouille auf dem Weg. Nach der Niederung, in welche jene Batterie so eben ihr Feuer eröffnet!"

Schuß auf Schuß! Die kurzen Feuerzungen durchreißen wie zuckende Blitze den grauen Schleier, der sie umwallt. Schuß hin, Schuß her! —

In die dichten Wolken des von den Geschützen aufsteigenden Dampfes mischt sich die von den einschlagenden Kugeln aufgeworfene Erde und aufwirbelnder Staub.

„Helft uns, Kameraden. Wir können nicht mehr weiter." Ein bärtiger alter Wachmeister, den ein Jäger führt, sinkt bei diesen Worten dicht vor der Patrouille nieder. Eine Kugel ist ihm durch den Leib gegangen. Der Jäger, dessen rechter Arm zerschmettert ist, hat den Veteran trotzdem bis hierher geführt.

„Zu mir," ruft der Sanitätscorporal seinen Leuten zu. Sie sammeln sich, und sechs Hände sind thätig, das aus dem zerschossenen Arm strömende Blut zu stillen und den Wachmeister auf die Trage zu legen.

„In meinem Leibe ist es wie in einer Schmiedeesse," sagt er, „aber ich hoffe, es geht nicht ans Leben."

„Ein böser Schuß!" entgegnet der Corporal, über die Wunde eine Compresse drückend.

„Ein böser Schuß, meint Ihr? Ein tüchtiger Grundschuß ist's, an dem jeder Mutter Kind genug hat für sein Leben. — Gebt mir etwas zu trinken; seit gestern habe ich nichts über meine Lippen gebracht. Gestern 12 Stunden auf dem Marsch, Nachts 2 Uhr auf dem Bivouac, um 4 Uhr Alarm — — das ist ein glattes Exempel. Gebt mir zu trinken."

Der Wachmeister thut einen langen und tiefen Zug aus der dargereichten Flasche, sie entsinkt seiner Hand, welche nach der Fallenden vergeblich hascht.

„Mir dunkelt's vor den Augen. Noch einmal trinken" — lallt er mit erlöschender Stimme. Seine Sinne verwirren sich, sein graues Haupt sinkt nieder, eine fahle Bläße überdeckt sein Antlitz, seine Arme greifen in die Luft — — der ganze Körper streckt sich — — er ist todt! —

„Vorwärts!" commandirt der Sanitätsunterofficier, nachdem sie den Gestorbenen in die Furche eines Ackerfeldes gebettet und dem Jäger den Weg zur Ambulance bezeichnet haben. —

„Vorwärts!"

Sie gehen weiter. Was liegt dort bei einer Baumgruppe, welche einen Hügel krönt, an dem Steingerölle seines Hanges? Es gleicht einem blutigen Knäuel. Aber es regt sich darin, ein Wimmern dringt aus ihm, einige Stimmen rufen um Hülfe. — Es sind Verwundete aller Truppengattungen, die kampfunfähig vergeblich nach einem Verbandplatze

suchten. Auf ihrem weiten Weg von neuem verwundet, immer in einem Kugelregen sich befindend, haben sie, erschöpft von Blutverlust, hinter dem Hügel Schutz gefunden. Die Kugeln summen über sie hin und werfen dann und wann einen zersplitterten Ast von den Bäumen zu ihnen nieder. Einige dieser Braven sind wiederholt, trotz ihrer Wunden und ohne einen Verband für sie erlangt zu haben, in das Feuer zurückgekehrt, neu empfangene Wunden machen sie für den Kampf unfähig. Andere lechzen nach Wasser, nach Brod, nach irgend etwas, womit sie die innerliche trockene Gluth zu kühlen vermögen.

Ein Officier, dessen Schenkel durch eine Granate fürchterlich zerrissen worden ist und dessen Bein nur noch durch Flechsen und Muskelstreifen an dem Körper zu hängen scheint, liegt unter ihnen. Er ist, trotz seiner entsetzlichen Wunde, bei klarem Bewußtsein und spricht den Uebrigen Hoffnung und Muth zu. Sein Diener und ein anderer Verwundeter hatten ihn zurückgetragen. Beide wurden auf dem Wege zur Ambulance durch Kugeln getroffen, welche die Erfüllung ihres Zweckes unmöglich machen.

Die Sanitätspatrouille findet einen schweren Dienst. Sie sind ihrer so wenig, und hier sind so Viele.

Der Officier soll mit Vorsicht auf die Trage gelagert werden.

„Laßt mich, meine Freunde," sagt er, „ich bin hier gut aufgehoben, es liegen noch viele auf dem Felde mitten im Feuer; sie sind schlimmer daran, als ich. Helft ihnen erst. Nehmt mich auf dem Rückweg mit. Bis dahin werde ich aushalten. Es ist mir auch wenig zu helfen. Helft jenen, denen Hülfe nützlich ist. Aber wenn Ihr wollt, so gebt mir und meinen Braven etwas zu trinken."

Der Sanitätsunterofficier legt hier und da Verbände an, wie es der Augenblick gestattet. Er überlegt, ob er dem edelmüthigen Verlangen des Officiers nachgeben soll. Es ist wahr, diese Verwundeten sind für den Augenblick geborgen, und andere sind gewiß in schlimmerer Lage. Indeß sie verlassen, heißt sie aufgeben, denn die meisten haben Wunden, wo Gefahr auf dem Verzug ist. Er kehrt vielleicht erst in einer Stunde an diesen Platz zurück, wie viel wird er da noch finden, die seiner bedürfen?

Ein Sanitätswagen fährt vorbei. Er wird angehalten. Ach, er kommt eben von dem Schlachtfelde zurück. Er ist voll Verwundeter.

Nicht ein Platz ist frei. Bei den Meisten derer, welche er zur Ambulance fährt, ragen aus zerschossenen Gliedern zerschmetterte Knochen empor. Aber er fährt trotzdem schnell über die Unebenheit des Bodens, über die Aecker, über Raine und Furchen hinweg. Jedem seiner Stöße folgt ein Schmerzensschrei.

Was hilft das! Der Wagen hat so viel zu thun, so viele warten unter Todeszuckungen auf sein Wiederkommen, es ist unmöglich, daß man langsam fährt. Vorwärts, vorwärts! —

Der Sanitätscorporal kann bei ihm keine Unterstützung finden. Auf seiner nächsten Fahrt vielleicht. Aber dort jagt ein anderer Wagen über das Feld, nach der Richtung, wo er steht.

Er ist leer. Es ist einer von den Wagen, welche anderen Zweigen der Verwaltung in reichlichem Maße zu Gebote stehen. Sein Führer ist offenbar beeilt, einen Platz zu verlassen, der ihm wenig Vergnügen verspricht. —

„Halt da, mein Freund," ruft der Corporal, ihm in den Weg tretend.

„Ich bin im Dienst des Verpflegamtes," spricht der Führer des Wagens, widerwillig vor der Mündung des Gewehres die Pferde hemmend.

„Ihr werdet jetzt erst uns dienen. Steigt ab," befiehlt der Unterofficier.

„Das werde ich nicht. Ich habe Befehl, für die Pferde der Suite Fourage zu fassen." Er versucht seine Thiere anzutreiben und an dem Unterofficier vorüber zu jagen.

„Halt!" ruft dieser, drohenden Tones, „erst die Menschen, dann die Pferde. Ihr werdet Zeit genug für sie finden. Nein, haltet! oder ich jage Euch eine Kugel durch den Kopf. Gehorcht! —" ein Knacken des Hahnes, und das angeschlagene Gewehr giebt diesen Worten Nachdruck. —

Das Geschirr hält. Sorgfältig werden die Verwundeten, nachdem sie erquickt worden sind, auf ihm gelagert. Sorgfältig wohl, soweit das möglich, aber immerhin wie? —

Doch es geht nicht anders. Ein Sanitätssoldat setzt sich mit fertiggemachtem Karabiner neben den Fuhrmann. „Wenn Du nicht richtig fährst, mein Junge, schieße ich dich nieder," — sagt er ihm mit freund-

licher Pantomime nach dem gespannten Hahn, und dann fahren sie der Ambulance zu.

Der Corporal, welcher die Zurückgebliebenen verbunden hat, setzt seinen Marsch fort. Sie müssen jetzt über das offene Kampffeld. Sie nähern sich einem Brennpunkt der Schlacht. An ihm vorüber wanken und gehen, schleppen sich, oder werden geschleppt dichte Schwärme von Verwundeten aller Art. Sie können eben noch gehen. Die Patrouille theilt den Inhalt ihrer Feldflaschen unter sie aus, legt hier und da eine Binde auf eine quellende Ader, stillt das springende Blut durch ein Turniket, giebt den minder schwer Verwundeten guten Rath, wie sie ihre härter getroffenen Kameraden führen sollen, und bezeichnet ihnen die Richtung des Weges.

Kugeln umschwirren sie so dicht, daß man sie zu sehen glaubt. Es ist als befänden sie sich inmitten eines summenden Bienenschwarmes. Ueber ihnen, neben ihnen, überall die pfeifenden Töne, die Musik der Schlacht, nur unterbrochen durch das tiefere Summen und Rauschen der Voll- und Hohlkugeln, welche die Geschütze schleudern.

Geschlossene Bataillone rücken an ihnen vorüber, zum Sturm; sie werden bald genug ihre Trümmer von der Erde aufzusuchen haben.

Andere stäuben vor dem Feuer zurück, auf das sie getroffen, wie die Welle zerstäubt und in Tropfen aufgelöst, von der Klippe geschleudert wird, gegen welche sie die Fluth geworfen hat.

Sie tauchen aus wogenden Nebelwolken auf, wie schwankende, unbestimmte Gestalten, um von neuem in diesen Wolken zu verschwinden. —

Die Erde zittert, wie bei einem tobenden Orkan. Sie stäubt hier und dort empor, wenn die in Dampf gehüllte Kugel sie aufwühlt.

„Vorwärts, Kameraden," sagt der Unterofficier zu seinen stutzenden Leuten, — sie beugen dann und wann ihre Häupter. Dem Einen streift eine Kugel den Arm. Man legt einen Verband an. Wer fragt weiter darnach? Einem Andern wird die Verbandtasche von einem Granatsplitter zerrissen. „Besser, als wenn es der Leib gewesen wäre," meint sein Kamerad. Einem Dritten wird der Schaft seines übergehängten Karabiners durch ein Projectil zerschossen. Sie achten dessen nicht, sie eilen vorwärts, getreu ihrer Pflicht. — An Todten vorüber, denen sie nicht mehr zu helfen vermögen, vorbei an Hügeln von Leichen. Einige dieser Todten haben den Ausdruck der Ruhe auf ihrem Antlitz. Es sind die,

welchen die Kugeln ein schnelles Ende, den wahren seligen Soldatentod im „Jubel der Schlacht" gaben. Aber eine weit größere Zahl trägt die Spur eines entsetzlichen Todeskampfes an sich. Mit starren ausgestreckten Gliedern, die Hände in die Erde gebohrt, die Augen weit und unnatürlich geöffnet, die Haare des Bartes borstig aufgerichtet und mit einem klebrigen Schleim überzogen, oft ein unheimliches und krampfhaftes Lächeln um den Mund, welches die zusammengepreßten Zähne sehen läßt, — so liegen sie da, hier, dort, überall, Bilder des Todes, welche eine lange Zeit hindurch, wachend und schlafend, vor unserm geistigen Auge zu schweben scheinen.

An den Hängen der Hügel, in den Hohlwegen liegen sie aufgethürmt, und eine träge, dunkle Fluth sickert von ihnen aus und sammelt sich in den Senkungen des Bodens zu blutigen Lachen, welche dampfen. Es riecht nach Pulver und nach Blut, und es ist nicht ohne Grund, wenn man diesem eigenthümlich specifischen Blutgeruch eine betäubende und wilderregende Kraft zuschreibt. Indem er durch die Sinne zu dem Gehirn und bis zu den Quellen des Lebens steigt, gießt er in die Adern eine fieberhafte Aufregung.

Die wilden Völker trinken Blut, ehe sie sich mit der Wuth und der Gier des Tigers in ihre grausamen Kämpfe stürzen. —

Die Patrouille befindet sich vor einer Falte des Terrains, welche tief genug ist, um einigen Schutz zu versprechen. Sie ist gefüllt mit Verwundeten, welche die Mannschaft der Sanität wie rettende Engel begrüßen und ihre Hülfe mit flehenden, oft schon gebrochenen Stimmen anrufen. Einige von ihnen kennen den einen oder den andern der Sanitätssoldaten, sie sind aus einem Ort. Sie beschwören ihren Landsmann bei der Erinnerung an die gemeinsam durchlebte Jugend, bei ihren Eltern, welche Nachbarn sind, sie nicht zu verlassen, und ihnen beizustehen.

O, auch hier bedürfte es hundert Arme, um diese berechtigten Hoffnungen zu erfüllen. Die Vorräthe der Sanitätssoldaten sind erschöpft, und doch lechzen noch viele der Armen, die, wie Tausende ihrer Kameraden, seit vielen Stunden ohne jegliche Stärkung sind, und welche doch die Hitze und den Kampf des Tages redlich trugen, mehr nach der Erquickung eines Trunkes, als nach der Hülfe des Arztes. Wer sie nicht selbst fühlte, ermißt sie nicht, die Qualen des Durstes, wenn sie durch die Hitze des Fiebers bis zum Wahnsinn gehoben sind.

„Laßt mich nicht sterben!“ rufen Einige dieser Unglücklichen. — „Gebt mir nur einen Tropfen Wasser! Mein Gott, nur etwas Wasser!“ Sie versuchen sich empor zu richten und fassen nach der sich ihnen entgegenstreckenden Hand. Aber die Kräfte sind der Anstrengung nicht gewachsen. Sie sinken zurück. Der Tod steht ihnen näher noch, als die Hülfe.

„O! meine arme Mutter“ — seufzt ein junger Mann von geistvollem Gesicht — wie schön mußte es sein, als es am Morgen des Tages in der rosigen Farbe der Jugend glühte, als der Blick der Hoffnung es erleuchtete. Jetzt ist dieser matte Blick von Thränen erfüllt, er denkt an daheim! „O, meine arme Mutter“ — seufzt er, indem er es ruhig zuläßt, daß der Corporal sein aus tiefer Brustwunde fließendes Blut durch einen Verband zu stillen versucht. „Es ist zu spät,“ fährt er fort, sich zurück lehnend. „Der Schuß ist ans Leben gegangen.“

„Den Muth nicht verloren, Kamerad,“ tröstet der Corporal, „ich habe tiefere Wunden gesehen, und die Aerzte heilten sie doch zusammen. Hierher die Trage, und nach der Ambulance. Vorsichtig, Freunde.“

„Ich danke Ihnen,“ sagt der Verwundete. „Ich würde nicht klagen, sterben zu müssen. Aber ich möchte für meine Mutter leben. Wie würde sie weinen, wenn man ihr meinen Tod mittheilte. Sie hat nichts sonst auf der Welt außer mir!“

„Der Himmel wird ihre beste Freude erhalten. Reden Sie nicht mehr, es greift Sie an und vermehrt die innere Blutung. — So, Sie sind gut gelagert. Nun ruhig, mein Kamerad, wir sehn uns wieder. Gott sei auf Ihrem Weg. Tragt ihn fort, Kinder, aber tragt ihn behutsam, als wäre er von Glas.“

Ja, wie würde seine Mutter weinen, wenn sie jetzt in sein blasses Gesicht blickte, in den verloschenen Blick, einst voll Liebe den ihren suchend, wenn sie den müden Klang der matter werdenden Stimme hörte; wie würde sie weinen, wenn sie seinen blutigen Körper sehen sollte auf einer schmalen Bahre gelagert, um bald einer schmerz- und zweifelhaften Operation unterworfen zu werden.

„Verlassen Sie uns nicht — nehmen Sie *ihn* mit sich“ ruft eine andere klagende Stimme. Ein Arm streckt sich flehend aus. Es ist ein Oberjäger, der neben dem entweder schon todten oder bewußtlosen Körper eines Kameraden ausgestreckt liegt, welchen er mit seinem andern Arm umschlungen hält. „Es ist mein Bruder,“ fügt er erklärend bei.

„Als ich geschossen wurde, traf auch ihn die Kugel, aber nicht so schwer als mich, nur durch den Schenkel, und trotz ihrer trug er mich auf seinen Armen aus dem Feuer. Wenige Schritte von hier traf ihn ein zweiter Schuß. Er stürzte mit mir nieder, und mit Mühe schleppten wir uns hierher. Er hat jetzt das Bewußtsein verloren, aber ist nicht todt. Er ist der jüngste von uns beiden und der Stolz unsers Vaters. Er hat ihn mir auf das Herz gebunden. Ich kann nicht ohne ihn zurückkehren. Sieh selbst, Kamerad, es ist noch Leben in ihm, und wenn Du ihn zu den Aerzten bringst, so wird er gerettet sein."

Der Sanitätsunterofficier beugt sich zu dem Bewußtlosen, öffnet die blutgetränkte Uniform und sieht nach der Wunde. Er schüttelt wehmüthig sein Haupt. „Der Schuß ist in die linke Seite gedrungen. Noch schlägt aber das Herz. Es giebt Beispiele, daß solche Wunden heilten." — Aber er hat keine Trage mehr, nur noch drei Mann stehen zu seiner Verfügung.

„Vielleicht ist er zu retten," spricht er, mehr mit sich redend — „aber wie ihn fortschaffen?"

„Es wird gehen," antwortet der Bruder mit besorgter, aber doch freudiger Stimme.

Die kleine Hoffnung läßt ihn der eignen Gefahr vergessen. „Es wird gehn. Vielleicht kann ich selbst helfen." Er versucht es, sich zu erheben. Aber der Sanitätsunterofficier sieht jetzt erst, daß sein Bein von einer Kartätsche dicht unter der Kniescheibe zerschmettert ist und der untere Theil desselben nur noch an den Kleiderfetzen hängt. Eine Blutlache bezeichnet die Stelle, wo er gelegen. Ehe er sich noch halb auf dem gesunden Fuße emporgerichtet, fällt er, einen Schmerzensschrei ausstoßend, nieder.

„Es geht nicht," stöhnt er, „ich bin ein elender Krüppel. Mich laß sterben, Kamerad, aber ihn rette. Schnell, ehe es für ihn zu spät. Nein, kümmre Dich nicht um mich. Um ihn sei besorgt, als wäre es *Dein* Bruder. — Gott vergelte es Dir!"

Hernieder zu den Gruppen, tönt der langgezogne Ton eines Signals. Man hört es durch das Feuern und die grollenden Donner hindurch. „Der Sanitätsruf, Corporal, man verlangt uns. Er wird wiederholt geblasen. Von dort," meldet ein Mann der Patrouille, der auf den Rand der Senkung getreten ist.

„Als ob es einen Ort gäbe, wo man unserer nicht verlangt," entgegnet der Corporal.

Und wieder und wieder ruft das Horn: „Sanität vor!" — Es ist ein klagender Ton, er tönt nicht wie das Schmettern der hellen Fanfaren, nicht wie das kecke „Vorwärts". Er dringt weithin, wie der Schrei des Todtenvogels weithin durch die Nacht dringt, von allen andern Stimmen unterscheidbar.

„Man braucht unserer dort dringend," meint der Corporal. Er zögert. Er wirft einen schmerzlichen Blick auf die Brüder. Dem Oberjäger ahnt, daß die letzte Hülfe sich von ihnen wenden wird.

„Verlaß ihn nicht, Kamerad," fleht er; „wenn Du selbst einen alten Vater hast, so denke seiner und hilf meinem armen Bruder."

Ein Adjutant kommt gesprengt.

„Mannschaften der Sanität?"

„Zu Befehl —"

„Ist kein Arzt bei Ihnen?"

„Sie sind auf der Ambulance."

„Folgen Sie mir, nach dort!" Er zeigt ihm die Richtung und sprengt zurück.

„Ich komme wieder, Kamerad, verlasse Dich darauf," sagt der Sanitätscorporal. „Nur etwas Geduld, dann bringe ich um so sicherere Hülfe."

Der Oberjäger glaubt nicht daran, er drückt den noch immer bewußtlosen Körper seines Bruders an sich, als wollte er ihm den Rest des eigenen scheidenden Lebens abtreten, — dann winkt er der Sanitätsmannschaft zu: — „Lebt wohl. Eure Hülfe kommt zu spät für ihn und für mich! — Es wird bald aus sein."

Ein Anderer ist minder ergebungsvoll. Das Unvermeidliche ist ihm um so entsetzlicher. In grimmiger Verzweiflung kreischt er: „Nehmt mich mit. Ich kann nicht sterben. Ich will es nicht. Ich bin noch jung. Ich habe meine Pflicht gethan! Verdammt, wenn Ihr mich verlaßt, daß ich sterbe, wie ein Hund, — — ich will —" seine Stimme verhallt, die Sanitätspatrouille eilt, den ihr gewordenen Befehl zu erfüllen. Sie kann nicht hören auf die Stimmen, welche sie rufen, welche zu ihr vom kugeldurchfurchten Feld emporbringen, klagende Laute verscheidender Seelen, letzte Anstrengungen, welche von emporquellendem Blut erstickt werden.

Ueberall, rechts und links liegen unter dem Schmerz ihrer Wunden sich krümmende Menschen, zertreten von über sie hinjagenden Rossen, mit Gliedern, welche zermalmt wurden von den Rädern der Geschütze, welche über sie fuhren. Sie bäumen sich nochmals in ihrer Verstümmlung empor, die aschfahlen Gesichter erglühen einen Augenblick lang von einem Funken Hoffnung: — Rettung, Rettung! — — sie erscheint ihnen so nahe — vielleicht können sie noch gerettet werden — — vielleicht! Das Leben ist zähe, es klammert sich an die jungen Körper und will nicht von ihnen lassen ——, wenn man sterben soll, fühlt man, daß man es liebt, das helle süße Leben — sie klammern sich an den letzten Anker: — — drei Sanitätssoldaten mit ihrem Corporal — das ist diese letzte Hoffnung! —

Was vermögen sie, diese Wenigen, ohne alle Hülfsmittel inmitten dieser Unzahl von Hülfsbedürftigen, von Verschmachtenden, von Elenden? Was vermögen sie, wo der Tod seine Erndte hält und Tausende von Armen ihm dienstbar sind, sie allein unter den gemähten Garben? —

Vorbei — vorbei — —

„Wir kommen wieder — — Geduld, Kamerad — wir kehren zurück, dann nehmen wir Dich mit, — Muth bis dahin — haltet den Kopf oben — wir kommen" —

Vorbei, vorbei — —!

O! diese wissen, daß ihre Hoffnung nicht wiederkehren wird, oder doch daß es dann zu spät für sie ist, daß sie sterben müssen, wie ihre letzte Hoffnung erstarb, mit der sie von der Sonne scheiden werden, deren Licht sie noch überfluthet, um in brechenden Augen sich zu spiegeln. Schaum tritt auf die Lippe, die emporgerichteten Körper sinken nieder, der Blick erstarrt — — die lechzende Zunge klemmt sich zwischen die Zähne — die Nägel graben sich in die Erde — —

Vorbei — vorbei! — —

Hier giebt es nur eine Erlösung: den Tod! —

Hinter einem Gemäuer, welches einigen Schutz gegen das mörderische Feuer gewährt, das ringsum die Ebene überfegt, hat sich eine Gruppe um zwei gefallene Officiere gebildet.

Der eine ist ein älterer hoher Officier. Er hatte den Befehl erhalten, den überlegenen Gegner aus einer festen Stellung zu werfen. Mit der Gewohnheit des Gehorsams und dem Muth des Soldaten ist er an

der Spitze seiner Tapfern zum Sturme vorgerückt. Der Feind erwartet sie stehenden Fußes, aber in dem Bereich seiner Gewehre empfängt sie ein verheerendes Feuer, welches die feste Linie lichtet. Sie schmilzt in demselben wie Schnee, auf welchen die Sonne trifft.

Der Commandant sinkt vom Pferde, von zwei Kugeln fast gleichzeitig verwundet. Die eine trifft ihn, als er seinen wankenden Soldaten ein „Vorwärts!" zuruft und mit der ausgestreckten Hand nach dem Feinde weist. Sie dringt bei der Handwurzel ein, zersplittert die Knochenröhre des Vorderarmes und tritt bei dem Ellenbogen wieder aus. Sie braucht weniger als einen Augenblick, um einen gesunden Arm in einen blutenden Stummel zu verwandeln. Die andere Kugel hat unterhalb des linken Schlüsselbeines einen Weg in den Körper gesucht und jedenfalls, wie aus der Blutung zu schließen ist, edle Organe verletzt. Soldaten haben den gefallenen Führer hierhergetragen, nachdem er vergeblich versuchte, sich wieder auf sein Pferd zu schwingen. Eine Ohnmacht warf ihn nieder, aber ihre Schatten weichen jetzt von ihm, er blickt auf seine Umgebung. Es ist kein Arzt bei ihm. Dieselben sind zu irgend einem Verbandplatz abgegangen, und hatten ihre Truppe nicht wiedergefunden. Jetzt sind sie bei den Ambulancen thätig. Keine Kunsthülfe ist in der Nähe, die heftige Blutung zu stillen. Er wird daran sterben. Er fühlt, daß es ausgeht mit ihm.

„Ich habe es geahnt," sagt er zu seinem Adjutanten, der an seiner Seite steht und dessen Augen Thränen füllen. „In der Tasche meiner Uniform ist ein Brief an meine Frau. Senden Sie ihn ab, er enthält einen letzten Gruß und segnet das Haupt meiner Kinder. O! meine Kinder!" — — bei dem Schmerz, den diese Erinnerung in ihm weckt, stockt seine Stimme, er hält inne, um an seine goldlockigen Kinder zu denken, auf welche er im Geist nochmals seine Hand legt — er betet — —!

„Fügen Sie", fährt er dann fort, „einige Zeilen bei und sagen Sie, wie es mit mir geworden. Ich sterbe als Soldat, und treu meinem König." — Sein Blick fällt jetzt auf den andern Officier, der nicht weit von ihm auf der Erde liegt. Er ist jünger. Es ist der Adjutant, welcher ihm den Befehl zum Vormarsch brachte, und der bald darauf von einer Kugel in die Brust geschossen worden ist.

„Auch Sie, mein armer Freund?" spricht er zu ihm; „ich hoffe, Sie sind minder schwer getroffen als ich."

„Ich habe nur einen Schuß," entgegnet der junge Mann, „doch ich fürchte, daß er ausreichen wird, meine Frau zu einer Wittwe zu machen."

Er war der Liebling seiner Kameraden, einer jener auserwählten Männer, deren Herz immer offen ist und deren Mund für Jeden ein freundliches Wort hat. Von allen geliebt, lag eine reiche Vergangenheit an Glück und Erinnerungen hinter ihm. Nichts war dabei, einen Schatten auf seine vielleicht letzte Stunde zu werfen.

Es ist der Sanitätsruf wiederholt geblasen worden. Man hofft, daß irgend ein Helfer ihn vernehmen wird.

„Es ist vergebens," sagt der junge Officier, „fügen wir uns darein," und zu dem Adjutant gewendet, fährt er fort, „bringe meiner Frau meinen letzten Scheidegruß, wenn es mit mir vorbei sein sollte."

Die Sanitätspatrouille kommt jetzt athemlos auf dem Platze an. Was wird sie helfen? Sie legt eine Aderpresse und Verbände an, so weit sie es vermag. Aber die Augen des Commandanten haben sich geschlossen. Nur leise, leise bewegt sich die Brust.

„Einen Wagen, wer nur einen Wagen schaffen könnte," sagt der Sanitätscorporal. „Der Transport auf einer Trage ist unmöglich. Es wäre der sichere Tod."

Wo sollen solche Wagen hierherkommen? —

Schon strömen die Wellen des Rückzugs an ihnen vorüber.

Da ist kein Halt. Kugeln schlagen rechts und links ein und werfen Erde, Eisen und Feuer umher. Bis hierher dringt keine Hülfe.

„Tragt uns fort," ruft der verwundete Adjutant — „nur fort von hier, auf jede Gefahr hin. Nur nicht in Gefangenschaft, nicht in jener Hände fallen — fort!" — Die Anstrengung, mit welcher er diese Worte ausstößt, sprengt den nur oberflächlich angelegten Verband. Ein heller Blutstrom entquillt der Brust.

Er hatte sich erhoben, aber jetzt sinkt er zurück, von Nacht umflort.

Die Sanitätsmannschaften rufen ein paar Leichtverwundete herbei, es ist kein Mangel an ihnen, sie bilden aus Gewehren eine Trage und wollen auf jede Gefahr hin die Rettung der Officiere versuchen.

Da dringt durch das Getöse des Kampfes das Rasseln eines schnellfahrenden Wagens. Durch den Pulverrauch hindurch werden in weißen Schaum gehüllte Pferde sichtbar — Das rothe Kreuz in weißem Felde leuchtet ihnen entgegen — Die Johanniter sind es — ihr Krankenwagen

hat sich Bahn gebrochen — sie eilen herbei, die Verwundeten aufzusuchen und der eignen Ambulance zuzuführen. Es sind Hände genug mit ihm, und unterstützt von den Sanitätssoldaten ist bald gethan, was zu thun ist. Die Schwerverwundeten sind schnell und gut gelagert. Der Wagen wendet und geht zurück, dießmal langsam und vorsichtig, von einer verständigen Hand geleitet. —

„Dorthin, Sanität," sagt ein Hauptmann zu der Patrouille, die sich zurück zu den Verwundeten begeben will, denen sie ihre Hülfe versprach. „Dorthin, von meiner Compagnie liegt mancher Brave dort, den ich nicht zurücklassen will, und dem zu helfen ist, wenn Ihr Euch beeilt."

Der Befehl kann nicht ungehört bleiben. „Sie werden noch einen Augenblick länger warten," denkt der Corporal und dann eilt er mit seinen Leuten von neuem vorwärts in die brennende Schlacht. Aber ihre Flammen schlagen nach rückwärts.

„Zurück," blasen die Hörner, „Zurück!" tönt die Stimme der Officiere.

In stolzer Ordnung treten die tapferen Soldaten den Rückmarsch an. Sie haben ihre Lücken geschlossen, sie nehmen ihre Verwundeten mit sich, so weit sie es können, ihre zerschossene Fahne weht noch hoch in der Luft, aber sie hinterlassen eine blutige Spur.

Der verfolgende Feind ist ihnen dicht auf den Fersen. Eine Compagnie stellt sich ihm entgegen, unterstützt von einer Schwadron, welche versucht seine Bläkerkette unter die Hufe ihrer Rosse zu werfen. Es ist ein Kampf mit Bajonnet und Kolben. Mann gegen Mann. Eine grimmige Erbitterung blitzt aus den glühenden Augen und giebt dem Raufen einen Character der Verzweiflung. So kämpft der Löwe mit dem Tiger um den getödteten Hirsch, so stritt man in jenen blutigen Racenkämpfen, in denen sich Geschlechter vernichteten, — — so ringt der Haß mit dem Haß! — Der Platz wird ein Todtenacker; die, welche aus diesem Gefecht verwundet zurückgehen, sind schwer gezeichnet. Mit Mühe nur schleppen sie sich fort. Sie treffen auf die Sanitätspatrouille, die sich bereits in einen Kreis von anderen Verwundeten eingekeilt findet und nicht mehr vorwärts, nicht zurück kann.

„Gebt mir einen Trunk — einen einzigen Schluck der Kühlung," tönt es ringsumher. „Lasse mich nicht verschmachten, Kamerad. Ich habe Weib und Kind und kann nicht fort" — klagt dort ein alter Unteroffi-

cier, der einen Schuß in den Schenkel und zwei Bajonnetstiche in den Arm erhalten hat und eben zusammengebrochen ist.

„Carl, Carl, Du bist es!“ — ruft die Stimme eines jungen Soldaten, aus dessen Gesicht ein Säbelhieb ein Stück Wange gerissen und der es mit einem blutigen Tuch umwunden hat, um die Reihen der Brüder nicht verlassen zu müssen, der aber eben jetzt noch einen Schuß erhielt, welcher ihm die linke Hand durchbohrt. — „Carl, kennst Du mich nicht? Ich bin es, Friedrich, Dein Bruder!“ — und er streckt einem der Sanitätssoldaten die noch gesunde Rechte entgegen, welche dieser mit Innigkeit drückt. „Nun, Bruder, schnell ein Tuch um diese, damit sie nicht so blutet, und gieb mir etwas zu trinken, Carl, sonst muß ich umkommen. Schnell — —“

„Ach, Friedrich, ich habe längst nichts mehr, aber ich werde Dich tragen, Du sollst nicht hier zurückbleiben.“

Er bückt sich, um den Bruder auf seine Schultern zu heben; doch dieser wehrt ihn ab. „Nein, nein,“ sagt er, „es giebt deren genug, die schlimmer daran sind als ich. Sie trage. Ich habe noch gesunde Füße, und meine Wunden sind nicht der Rede werth. Es war nur des Blutes halber. Wenn Du nichts zu trinken hast, ist es um so schlimmer für Dich; man muß Geduld haben. Auf Wiedersehen, Bruder!“

In der That, die Sanitätssoldaten haben nichts mehr. Ihre Verbandtaschen, ihre Flaschen mit den Stärkungs- und Erquickungsmitteln, alles leer. Ihre Rolle inmitten aller dieser Hülfeheischenden ist eine traurige.

Wie viele sind darunter, welche unter dem Mutterauge groß gewachsen sind, jeden Wunsch erfüllt sahen, von denen jedes Ungemach fern gehalten wurde und welche unter der liebevollen Sorgfalt des Elternhauses bei dem geringsten Leid sich von vielen Händen umgeben und gepflegt wußten.

Und hier? — Hier schwanken sie hin, dem Verschmachten nahe, matt bis zum Sterben, aus schweren Wunden blutend, mit zerrissenen Körpern, und flehen zu diesen Sanitätssoldaten, welche so hülflos wie sie selbst sind, um einen Trunk Wasser, um einen Bissen Brod, um einen wenn auch flüchtigen Verband, ihr strömendes Blut zu stillen.

Daheim bei ihnen herrscht vielleicht der Ueberfluß des Reichthums und wirft hinweg, was sie retten könnte. Man denkt daheim ihrer mit Sorgen zwar, aber man denkt nicht, daß es so sein könne.

„Nach der Ambulance, kommt mit uns zur Ambulance! — dort werdet Ihr alles finden!“ ruft der Corporal der Sanität, um die Flehenden zu beschwichtigen; „folgt uns, wir werden Euch stützen und wollen die tragen, welche nicht gehen können, so viele wir zu tragen vermögen.“

Zu spät! — Der siegende Feind hat jedes Hinderniß durchbrochen. Er drängt mit Uebermacht vor. Ein Theil der Verwundeten flieht, so gut er kann. Nur nicht gefangen werden! — Die Sanitätspatrouille, mit den Verwundeten beschäftigt, welche sie nothdürftig zu verbinden bemüht ist, sieht sich umringt.

„Ergebt Euch, Ihr seid Gefangene!“

„Wir sind Mannschaften der Sanität. Man nimmt uns nicht gefangen.“

„Wir wissen nichts davon,“ herrscht ihnen ein Unterofficier entgegen, „legt Eure Waffen ab!“

„Wir stehen unter dem Schutze des Genfer Vertrags.“

„Was da, Genfer Vertrag! Ich kenne das Ding nicht. Keine Umstände. Es sind unsere Gefangene, fort mit ihnen!! ——“

Und was wird aus denen, zu welchen die Patrouille zurückkehren wollte?

Wer wird ihnen helfen? — Der Tod! — Er wird es sicher thun.

Sterbt denn, sterbt! denn wir alle werden sterben, und der Tod des Soldaten ist nicht der am meisten schlimmste. Grämt Euch nicht, fern von den Eurigen zu sterben, und nicht von ihnen begraben zu werden. Ihr werdet nicht ihr Weinen, nicht ihr Seufzen, nicht das Ringen ihrer Hände sehen, wenn man ihnen sagen wird, daß ihr gefallen seid auf dem Felde der Ehre. —

Dünkt Euer Leben Euch zu kurz? Haltet Ihr Euch für zu jung? Für den Tod ist kein Leib zu jung, kein Körper zu stark. Das Ende ist der Maßstab Eures Lebens. Mag Euer Ende Euch schwer geworden sein, es war dennoch ein schönes, denn Euch beklagt das Vaterland.

Die Dauer trägt nichts dazu bei, ein Leben glücklich zu machen. Ein großer Kreis ist nicht weniger rund, als ein kleiner.

Seid Ihr unzufrieden, die Welt verlassen zu müssen, die Euch trotz

Eures Leidens nie schöner erscheint als heute? Warum? — Ihr habt alles gesehn. Ein Tag ist dem andern gleich. Es giebt kein anderes Licht, keine andere Nacht, keine andere Sonne, als welche jetzt scheint, um von Eurem Sterben Zeugniß zu geben. Man sieht alles in einem Jahre: den Erdkreis in seiner Kindheit, Jünglingskraft, Mannheit und Alter. Sterbt in Gott, Ihr habt alles gesehn und es lohnt sich nicht für den Rest zu leben.

Ihr klagt, daß Ihr Verwandte und Freunde verlassen müßt! Wo Ihr hingeht, werdet Ihr Verwandte und Freunde finden, und die, welche Ihr hier laßt, werden Euch bald folgen.

Ihr trauert, daß Eure Kinder Waisen sind, und Euer Weib eine Wittwe! Denkt an Gott und an das Vaterland. Jener liebt sie mehr als Ihr, und dieses wird hienieden Eure Stelle vertreten.

Ihr sterbt nicht allein, nicht allein geht Ihr über die Schwelle, welche das Diesseits von dem Jenseits trennt. Glaubet! — Der Glaube baut Euch eine Brücke über den Abgrund des Todes. Mit vielen Eurer Brüder werdet Ihr sie überschreiten. Glaubet! damit Eure Gedanken Euch sanft an jenes Ufer bringen.

Nur Feige fürchten das Sterben. Der Heldentod ist erhaben und nur der Hausvatertod gewöhnlich, denn er ist alltäglich. Das Leben ist eine Schuld. Bezahlt sie als Männer, und Ihr werdet es sein, die den Gewinn finden.

Und Euer Grab —? Was kümmerts Euch, wenn Ihr gestorben seid. Euer Grab wird sein, bei den Gräbern derer, die mit Euch sterben: auf dem Feld, oder im Wald, unter der Hecke oder an dem Steinhügel. Wo es aber sein mag, es liegt in der großen Flur des Lebens, und wird beschienen von der Sonne des Lebens, gleich jeglichem andern Grabe. —

Wer jung stirbt, der stirbt wohl, und wen Gott liebt, der wird in seiner Blüthe in frischen Sand gelegt.

„Harte Bissen giebt es zu kauen;
Wir müssen erwürgen oder verdauen."

Also dichtet Goethe. —

VIII.

Die Sonne und die Schlacht neigen sich.

Die Schlacht hat während dem ihre volle Höhe erreicht: sie culminirt! —

Der unaufhörliche Donner speiender Geschütze rollt unausgesetzt von Flügel zu Flügel. Es giebt da keine Kunstpausen, und das Ohr ist an diese ohne Unterbrechung hallenden dumpfen Schläge so gewöhnt, daß es ihrer nicht mehr achtet.

Dichter Pulverdampf hüllt die weite Gegend in blaue Nebel, welche emporsteigen, eine Zeit lang in der Luft schweben und, von ihrem Wehen zerrissen, durch neue Wolken ersetzt werden. Dicht geschlossene stürmende Colonnen drängen vorwärts. Man hört nichts von kriegerischer Musik, nichts von jenen schönen Märschen, deren Erfindung man nur für die Paraden und einige seltene, hervorragende Momente gemacht zu haben scheint.

Nur die Trommeln schlagen einen eintönigen Rhythmus, das ist der Sturmmarsch. Ihre Wirbel hört man, wenn das Feuer einen Augenblick weniger laut brüllt. Man sieht eine lange Linie wohlgeordnet vorrücken, sie wirft den Abglanz ihrer strahlenden Krieger in der hellen Sonne weit von sich, der Fahnenträger mit dem wehenden Panier vor der Mitte ihrer Front festen Schrittes mit erhobenem Haupte voranschreitend.

Eine schwere Rauchwolke wälzt sich ihr entgegen, — wenn sich der Schleier dieser Wolke öffnet, wird man die Breschen sehen, welche die Kugeln in das Gefüge dieser stattlichen Linie gerissen haben. Die Fahne wird in eines andern Hand doch nicht minder hoch wehen und noch immer marschirt sie muthigen und festen Schrittes vorwärts; so gleichen Fußes und so wohlgerichtet, wie daheim bei dem Parademarsch auf dem Exercierplatz. Es sind deutsche Soldaten, welche also vorrücken, unaufhaltsam, wie eine Feuerflamme oder wie eine Sturmwolke, welche Blitz und Donner in sich trägt.

Die Fahne über ihren Häuptern schlingt vor der wehenden Luft ihre ermuthigenden Falten und sagt: „Vorwärts! — wir werden siegen!"

Da zieht es dunkelgewandig und mit dumpfem Rollen über den

zitternden Boden. Eine rasselnde Batterie fliegt stäubend über Gräben und steile Hügel empor —, die Pferde sind weiß von Schaum; als ob sie wüßten, was es gilt, jagen sie gestreckten Laufes hin; die Bedienungsmannschaften werden auf ihren luftigen Sitzen hoch emporgeschleudert und klammern sich an, um nicht herabgeworfen zu werden, aber vorwärts jagen sie mit dem sichern Boten der Verheerung.

„Abgeprotzt!" Trompeten schmettern.

Wie Bräute des Windes fegen die Rosse umher und wenden die Geschütze; die Mannschaft stürzt zu den Protzen und Laffetten, die schwarzen Mündungen senken sich:

„Kartätschen!" Noch einmal stößt der Setzkolben die Patrone fest und dann: „Feuer!" Feuer überall!

Die entfalteten Schlünde brüllen ihren Todesruf über Berg und Thal hinaus in das weite Feld. Wie ein Orkan bricht es über den nahenden Feind los und überschüttet ihn mit Kugeln. Schlag auf Schlag, Schuß auf Schuß, und „eine jede Kugel trifft ihren Mann".

Die vorwärts rückende Linie schwankt einen Augenblick, aber das Schwanken hört sogleich auf.

Die Rotten schließen sich enger zusammen, die Fronten rücken eben so lautlos und dicht, das Gewehr über, ohne zu schießen, ohne sich zu beeilen, ohne zu zögern, vorwärts. Eine zweite Lage wirft einen Hagel von Eisen über sie. Dasselbe Schwanken, das gleiche Schweigen; man sieht nur, wie die Bataillone sich enger zusammenziehen, gleich einer Riesenschlange, die sich unter ihren Schuppen ringelt, wenn das Eisen ihren Kopf berührt. Nochmals donnern die Geschütze, verstärkt durch ein von Flügel zu Flügel laufendes Pelotonfeuer und dann, wenn der Schleier nochmals vor jener tapfern Linie sich zerreißen wird, dann finden wir nur noch einen fliehenden Trümmerhaufen, zerschmetterte und gelichtete Reihen, eine blutige Fährte hinter sich lassend. Zwei Drittheile der Tapfern bedecken den Boden, die geladenen Gewehre neben sich liegend, oder in den Armen haltend.

Dorthin, dorthin, Mannschaft von der Sanität, eilt dorthin auf jener Spur. Eure müden Arme werden reiche Erndte finden, und es sind schlimme, unheilbare Todeswunden, welche die Kanonen reißen.

Und abermals zittert unter uns der Boden und zittert die glühende Luft. Stampfende Tritte hinter uns. Es braust und schnaubet, und die

sich zertheilenden Nebel lassen die noch unbestimmten Umrisse einer Masse erkennen, welche einherwogt, wie von Wellen getragen. Geschlossene, blitzende Schwadronen jagen zum Angriff vorwärts, die Säbel über die Häupter geschwungen, die Führer voran, die Trompeten schmetternd, ein kühnes kriegerisches Bild. —

Dichter schließen sich die Glieder der Infanterie; fast mit der Schnelle des Gedankens und der Sicherheit, welche die Disciplin verleiht, bilden sich die Carrés; ein Wald von Bajonnetten starrt nach allen Seiten. Blinkende Läufe senken sich reihenweise. Eine Wolke von Feuer und Rauch sprüht auf Roß und Reiter.

Sie jagen hindurch, — weiter.

Noch einmal schlägt eine Flammenschicht ihnen entgegen, als wenn der Blitz in einer Wolke spielt — der Lauf der Pferde wird kürzer, die Zügel werden angezogen, viele Sättel sind leer, — — ledige Rosse jagen über die Ebene — — noch eine Salve, heiß und in der nächsten Nähe — — Reiter und Pferde wenden, sie fliehen, zerstäubt an diesem Walle von Eisen und Feuer. Eine Batterie faßt sie in der Flanke, Shrapnels heulen in der Luft und werfen über sie einen vernichtenden Hagel. —

„Vorwärts, Sanität, vorwärts!“ dorthin mit den Krankenwagen, im Trabe vorwärts! — Die Signale rufen dich — nur dich! Vorwärts!

Und dann wiederum dort im Centrum jenes Dorf.

Es bildet das, was man einen Schlüsselpunkt nennt. Seit Stunden kämpft man darum. Aber bei solchen Auftritten werden die Stunden zu Minuten. Man hat sich Haus für Haus geschlagen, man kämpfte unter brennenden Trümmern, bis das einstürzende Gebälk Freund und Feind begrub, man hat es genommen, wieder verloren, und abermals gewonnen. Seine Eingänge sind geschlossen durch Barrikaden aus Leichen, hinter denen Sterbende einen Schutz finden, welchen ihnen die von Kugeln zerrissenen Hecken nicht mehr gewähren. Verwundete jammern aus dem Graben, der an der Umfassung dieses Dorfes hinläuft.

Es soll von neuem gestürmt werden. Unter den Augen ihrer Führer formiren sich die Colonnen mit bewunderungswürdiger Mannszucht. Die Blänkerketten eilen vorwärts, ein vernichtender Kugelregen gießt sich über sie aus. Der Feind hat sich hinter Mauerwerk festgesetzt, in seine Trümmer eingenistet und bildet sich aus den Leichen der Gefallenen

Brustwehren. Auf beiden Flügeln speien feuernde Batterieen ihre tödtlichen Geschosse auf die Stürmenden. Aber andere Batterieen werden ihnen entgegengestellt und fahren in Kernschußweite auf.

Vorwärts, vorwärts!

Schwerer, dichter Rauch umhüllt alles; er wird nur von den Feuerblitzen zerrissen, die fortwährend seine Wolken durchzucken.

Die Colonne wird zurückgeworfen, ein blutender Haufen wälzt sich feldeinwärts. Doch die Ermahnungen und der Commandoruf der Führer ordnet sie von neuem; der Geist soldatischer Disciplin läßt die gestörte Festigkeit und das wankende Vertrauen zurückkehren. Verstärkt durch frische Bataillone rückt sie zu einem neuen Angriffe vor.

Sie dringt über die Mauer; wie eine See, welche die Dämme durchbrochen, gießt sie sich aus, — Kolben und Bajonnett schlägt und stößt nieder, was ihm entgegensteht; über die Leichen und die fallenden Brüder hinweg drängt diese Fluth vorwärts, von Gemäuer zu Gemäuer einen jeden Schritt mit Blut bezeichnend. — Man schlägt sich in den Flammen, welche die Kämpfenden von Gasse zu Gasse trennen.

Ringsum Aschen- und Leichenhaufen.

Gefallene Pferde, in die Luft gesprengte Pulverwagen und verstümmelte Leichen bedecken den Boden und färben das Grün der Felder mit der vorherrschenden Farbe des Tages.

Dorthin eilen von den Ambulancen die Patrouillen und die vorhandenen Wagen, um zu helfen, so weit es die schwachen Mittel erlauben, zu retten, soweit eine Rettung möglich ist. Und hätte die Sanität Tausende von Armen und Hunderte von Wagen, es wäre nicht zu viel. Ueberall ruft und jammert man nach ihr, hofft man auf sie.

Ihre Bandagentaschen wurden wiederholt geleert, ihre Stärkungsmittel, ihre Flaschen mit Essig und Wein verbraucht. Sie sind selbst matt bis zur völligen Erschöpfung.

Ihre Wagen fahren im Trabe ab und zu. Was will das alles sagen? Zu wenig! — zu wenig!

Die Verbandplätze sind in die Ambulancen übergegangen. Sie haben sich überall gebildet, die Bewegung der Schlacht hat sie vorwärts und rückwärts getrieben.

Hier und da sieht man auf dem blutigen Felde einzelne Aerzte an Ort und Stelle thätig. Alles aber, was noch gehen oder wanken kann,

drängt nach den Ambulancen. Sie sind überfüllt. Ihre Aerzte, über und über mit Blut bedeckt — können nicht mehr die schwere Arbeit bewältigen. Sie sind selbst Menschen, und was ihnen zu thun obliegt, ist über die Kraft des Menschen.

Oft schon sind sprühende Granaten über ihre Häupter gesaust, oft schon haben sie sich ohnweit ihrer in die Erde gebohrt, und neben ihnen wurde schon Mancher, den sie eben verbunden, von neuem verwundet.

Sie achten dessen nicht. Aber sie fühlen ihre Kräfte schwinden. Ihr Tagewerk wird durch Erschöpfung unterbrochen. Und doch ist es noch lange nicht am Ende, und wenn der Tag sich neigt, wird die Nacht ihre Thätigkeit um so mehr erfordern. Erst wenn der Kampf schweigt, wird es möglich sein, die Tausende von Verwundeten aufzufinden und ihnen zuzuführen, die der Wuth der Schlacht nicht entzogen werden konnten, und die um so mehr der Hülfe bedürfen, je verspäteter sie ihnen wird.

Wie werden diese ermüdeten Aerzte dem zu entsprechen vermögen?

Dunant erzählt aus der Schlacht bei Solferino:

„Während des Kampfes waren überall fliegende Feldlazarethe in den Höfen, Häusern, Kirchen und Klöstern in der Nachbarschaft oder selbst unter dem Schatten der Bäume im Freien errichtet worden; hier wurde den verwundeten Officieren während des Morgens eine Art Verband angelegt, und nach ihnen den Unterofficieren und Soldaten; alle französischen wie östreichischen Wundärzte zeigten eine unermüdliche Hingebung und gönnten sich während vierundzwanzig Stunden auch nicht einen Augenblick Ruhe; zwei von jenen, bei dem unter Dr. Mercy, dem Oberarzt der Garde, stehenden Feldlazarethe hatten so viele Glieder abzunehmen und Verbände anzulegen, daß sie vor Ermattung bewußtlos zusammenbrachen; bei einem andern Lazarethe war einer ihrer Collegen, erschöpft von Mattigkeit, gezwungen, seine Arme von zwei Soldaten stützen zu lassen, um seine Pflicht weiter erfüllen zu können." —

Es ließen sich dem ähnliche Beispiele aus neuerer Zeit beifügen.

Aber auf dem Schlachtfelde beginnt die Krisis einzutreten. Die Sonne hat die Mittagshöhe überschritten, und der Tag, der Manchem so lang erschienen und Vielen um so kürzer geworden ist, beginnt sich zu neigen.

Noch schleudern Hunderte von Feuerschlünden einander ihren Eisenhagel zu und durchackern mit ihren Kugeln den Boden. Aber der Donner unserer Geschütze ist im Verhallen. Unsere Batterieen verlassen ihre Positionen, um andere, rückwärts gelegene zu suchen, von denen aus sie die feindlichen Colonnen aufzuhalten vermögen, welche aus unbewachten Défilés der rechten Flanke dringen. Man hat es unterlassen, da oder dort einen Ort, einen Terrainpunkt, ein Stück Wald zu besetzen.

Nirgends in der Welt, in keiner denkbaren Lage menschlicher Verhältnisse rächt sich ein säumiger Augenblick, eine Nachlässigkeit des Denkens, ein träges Gehenlassen der Ereignisse, die Indolenz eines müde gewordenen Geistes, das Aufschieben einer That auch nur auf eine Stunde hinaus, fürchterlicher, als auf dem Schlachtfelde. Selbst die Blitze des Genies finden hier, wo Handlung auf Handlung sich häuft, That an That gereiht ist, und eine jede nur die Folge der vorhergehenden bildet, — Glied zu Glied, — nur selten Zeit, den Fehler eines versäumten Augenblicks wieder gut zu machen. Die Lücken, welche er in die geschicktesten Combinationen reißt, vermag man mit den Leichen von Tausenden geopferter Soldaten zwar auszufüllen, die Folgen aber kann man nicht abwenden.

Jahrhunderte fordert oft das Gedeihen eines Staates; nur einer einzigen solchen unbewachten Stunde bedarf es, ihn in den Staub zu beugen.

Wenn man die Summe der Menschen nennen könnte, welche durch kurzsichtige Gedankenarmuth genieloser, unglücklicher oder beschränkter Generale unnütz geopfert wurden, um hinter diesem vergossenen Blut, diesem gestörten Leben den Mangel ihrer Befähigung zu verbergen, man würde sich mit Entsetzen und Ekel von dieser blutigen Rechnung abwenden.

Ueber das Schlachtfeld hinweg, durch die Reihen der tapferen Kämpfer läuft das wie immer den kommenden Ereignissen voraneilende unbestimmte Gerücht. Bange Ahnungen, halbe Gewißheiten lähmen den freudigen Muth.

„Es steht nicht gut" — — flüstert man sich zu.

Officiere des Generalstabes jagen hierhin, dorthin.

„Die Reserven vorwärts!“ —

Vorwärts alles, was noch nicht im Feuer, das bedrohte Centrum zu verstärken.

Wo sind die Reserven! — Man weiß es kaum mehr, man sucht nach ihnen, die zum Theil schon längst bei bedrohten Punkten Verwendung fanden. — Hier ein Bataillon, dort ein Bataillon.

Nur Flickwerk!

Unordnung beginnt überhand zu nehmen.

Sie beginnt mit unsicher ertheilten und nur halb ausgeführten Befehlen und geht mit der Eile des Mißgeschickes auf die Truppen über.

Es fehlt an Munition? Wo sind die Munitionscolonnen?

Sie sind zu weit vom Schlachtfeld entfernt, als daß sie rechtzeitigen Ersatz zu schaffen vermögen. Man hatte ihrer vergessen, denn man glaubte zu gewiß an den Sieg.

Einzelne Bataillone rücken aus Reservestellungen vor. Vereinzelt werden sie in die Breschen geworfen, um vereinzelt aufgerieben zu werden.

Pflichtvergessene Untercommandanten verlassen ihre Plätze. Aber muthige und entschlossene Führer raffen noch einmal ihre Heldenschaaren zusammen. Sie stellen sich noch einmal an ihre Spitze und selbst sich in die Gluth des Kampfes werfend, versuchen sie die bedrohte Stellung zu halten, das wankende Gefecht noch einmal zum Stehen zu bringen. Die Lücken der gelichteten Reihen schließen sich, die decimirten Bataillone dringen noch einmal vor. Heldenmüthige Officiere bemühen sich durch Worte, welche die Soldaten gern aus dem Munde geliebter Führer hören, das Vertrauen herzustellen; die Commandeure eilen von Brigade zu Brigade, Bewegung und neuen Muth unter die Truppen zu bringen, ihnen von neuem Unerschrockenheit, Todesverachtung und Pflichttreue, ihnen jenen kalten, aber unbezwinglichen Heroismus intelligenter Völker einzuflößen, der auch bei den Schrecken des Rückzuges der Waffenehre und des Ruhmes der Ahnen gedenkt.

Die Raine der angrenzenden Felder, die Wege rückwärts sind mit Verwundeten bedeckt, die sich mühsam fortschleppen, oder in den Gräben zusammen sinken, um zu verbluten.

Von den Kugeln getroffene Soldaten, Officiere und Generale, Pferde, die am Rande der Hügel verenden, der Troß, der wie immer beeilt ist,

sich mit den Fuhrwerken zu retten, beginnt in einem wirren Durcheinander sich zu bewegen und alle freien Ausgänge zu verstopfen.

Wo man noch kämpft, ist es ein letztes Kämpfen der Resignation. Unter den Füßen nichts als blutige Leichen, Pferde, Laffetten, Kanonen, zerbrochene Waffen.

Die Angriffe des Feindes sind unwiderstehlich geworden. Die winkende Palme eines glorreichen Sieges verleiht ihm die Opferfreudigkeit des Erfolges. Von Position zu Position dringen sie unaufhaltsam vor, wie ein Bergstrom, der seine Wellen über die Ebene ergießt.

Ihr Angriff stößt auf erschütterte Linien, welche nicht mehr Stand zu halten vermögen und sich zerstreuen. Das Gefühl der Niederlage ergreift die Armee; der Ruf: „Rette sich, wer kann," den niederträchtige Feigheit ausstößt, läßt die Soldaten glauben, daß sie verrathen seien.

Sie fliehen erst einzeln, dann in verworrenen Massen. Weder die Stimme der Officiere, noch die Vorwürfe der Generale vermögen sie zurückzuhalten. Das Schlachtfeld, welches sie mit ihrem Blute tränkten und das so lange Zeuge ihrer Tapferkeit war, ist mit ihren Trümmern bedeckt. Die Kugeln der feindlichen Batterieen, von den eroberten Höhen entsendet, bestreichen die Straße der Fliehenden und tragen noch einmal Tod und Zerstörung in diese sich anstauende Menschenfluth, welche sich in der aufsteigenden Dämmerung zu verbergen sucht.

Bei diesem Anblick weichen auch die letzten fechtenden Truppen, grollend, aber in festgeschlossener und guter Ordnung, ihre Fahne in der Mitte, zurück.

Ueberall sonst wilde Flucht. Der Instinkt der Selbsterhaltung scheint das einzig lebendig gebliebene Gefühl zu sein, aber es reißt alles zu Grunde, indem es den Zusammenhang der Armee aufhebt und sie in einen bunten wirren Haufen verwandelt, aus dem nur wenige geordnete Bataillone wie Felsen aus einer Brandung emporragen. Ganze Abtheilungen werfen Gewehre und Tornister weg; die Fahrer zerschneiden die Stränge ihrer Pferde, lassen Geschütze und Wagen stehen, und bedienen sich ihrer, um querfeldein zu fliehen.

Jene wenigen tapferen Bataillone bilden die Nachhut und schützen hochherzig die Flüchtenden, indem sie das Feuer der Sieger auf sich ziehen. Die geschlagene Armee verschwindet in der Dunkelheit und fragt sich, ob sie vernichtet oder gefangen sei.

Ein endloser Strom von Soldaten, Generale ohne Corps, Officiere ohne Truppen, Gepäckwagen, Fuhrwerke, zertrümmerte Protzen, wälzt sich, Alles vor sich herspülend, auf der Straße und quer über die Felder fort.

Das ist die Schlacht.

Vielleicht führt ihr Verlauf nicht allemal für den einen Theil zu einem so ausgesprochenen und großen Erfolg, für den andern nicht zu einer so vollkommenen Flucht, einer so gänzlichen Niederlage, aber wie diese Schlachten heutzutage sind, bei den immensen Mitteln, mit denen sie begonnen, bei der Energie, mit der sie genährt werden, und bei dem gewißlich beiden Theilen innewohnenden gleich starken Willen, eine schnelle und volle Entscheidung zu finden, darf man wohl annehmen, daß die großen Schlachten unserer Tage immer eine ganze Entscheidung in sich tragen und mit der halben, wenn nicht vollständigen Vernichtung des einen Theiles enden werden.

Im Uebrigen wird das überlegene Genie, das nirgends eine gleiche Gelegenheit hat, sich zu bewähren, als auf dem Schlachtfelde, an der Spitze einer intelligenten, patriotisch gesinnten Armee, stets ein solches Resultat zu erzielen bestrebt sein. Wehe dem Gegner, welcher, sich des Sieges gewiß träumend, keine der Vorsichtsmaßregeln getroffen hat, welche den Verlust der Schlacht minder empfindlich machen und die in der sorgsamsten Weise zu treffen den klugen Feldherrn kennzeichnet. Die Vorsicht wird mit Recht die Tochter der Weisheit, die Schwester des Muthes genannt.

Auch dem besten General kann das treulose und wankelmüthige Kriegsglück untreu werden, der Sieg ihm versagt sein. Aber er wird, dieser Möglichkeit gedenkend, sich für sie vorbereitet finden. Wenn nicht — — um so schlimmer. Tausende braver Soldaten kommen dann auf einem Rückzug um, welchen Niemand gefürchtet hat, für den keine Befehle bestehen, und der sie in ein Terrain wirft, dessen Schwierigkeiten sie vernichten.

Sie fallen als Opfer strategischer Fehler, ruhmlos, hülflos.

Kehren wir zurück zu unsern Ambulancen. Wir verließen dieselben mitten in ihrer Bedrängniß. Das gesammte Sanitätswesen ist vom

frühen Morgen bis zum späten Nachmittag in einer Thätigkeit, welche eben sowohl den Geist, wie den Körper aufreibt. Rings um die Ambulancen befinden sich eine Menge von Verwundeten, die sich bis zu ihr schleppten und trotz ihrer Schmerzen geduldig warten, bis die Reihe an sie kommt, während die Trage der Sanitätssoldaten und die Wagen noch unausgesetzt ihr schwere Verwundete zuführen, welche vor den Uebrigen einen traurigen Vorrang genießen. Sie alle müssen sich mit einem nur oberflächlichen Verband zufrieden geben; es ist keine Zeit für mehr. Außerdem drängt die Gefahr. Die Kugeln des Feindes fallen dichter ein. Es giebt innerhalb der Ambulancen nur noch wenig sichere Orte.

Was nun mit denen machen, welche operirt, vielleicht amputirt und verbunden wurden? Für sie ist ein guter Transport, eine fernere gute Pflege Lebensfrage.

Ein guter Transport! Lächerliche Idee. Wenn Wagen vorhanden, waren sie schon längst mit den ersten Transporten fortgefahren; sie kamen nicht wieder. Sie fuhren auf gut Glück in irgend ein fremdes Hospital, Aufnahme für die Verwundeten zu suchen, welche ihre Ladung bilden.

Gute, sorgsame Pflege! — Wo wird sie sich finden? Hoffen wir, daß sie gefunden wird. Günstige Zufälle, persönliches Glück können da allein helfen. Eine Eisenbahnstation ist vermuthlich nicht weit. Vielleicht stehen Züge für die Verwundeten bereit, sie in ferne Städte und Orte zu führen, wo der Krieg noch nicht seine Schrecken verbreitete, wo man Hospitäler und Privatpflege bei guten Menschen finden wird. Ein langer, böser Transport für Schwerverwundete, ohne sorgsam wartende Hand auf dem weiten Weg, ohne kunstgerechte Lagerung während der Fahrt; indeß doch eine Aussicht für das Ende des Weges. — Aber wie sie zu jener Eisenbahnstation schaffen? Die Krankenwagen sind gefüllt und noch sind ihrer so viele, die sie bedürfen.

„Rette sich, wer kann!“ tönt der verrätherische Ruf von dem Schlachtfelde her. — Fliehende Soldaten eilen vorüber, geschlossene Colonnen mit trotzigen, finsteren Mienen folgen — —, rückwärts, rückwärts!

Galoppirende Reiterschwärme, rasselnde Geschütze mit noch rauchenden Mündungen wirbeln den Staub über sie empor und jagen weiter. Die Blänker der Arrièregarde setzen sich noch einmal in ihrer Nähe fest.

Ein endloser Strom von Soldaten, Generale ohne Corps, Officiere ohne Truppen, Gepäckwagen, Fuhrwerke, zertrümmerte Protzen, wälzt sich, Alles vor sich herspülend, auf der Straße und quer über die Felder fort.

Das ist die Schlacht.

Vielleicht führt ihr Verlauf nicht allemal für den einen Theil zu einem so ausgesprochenen und großen Erfolg, für den andern nicht zu einer so vollkommenen Flucht, einer so gänzlichen Niederlage, aber wie diese Schlachten heutzutage sind, bei den immensen Mitteln, mit denen sie begonnen, bei der Energie, mit der sie genährt werden, und bei dem gewißlich beiden Theilen innewohnenden gleich starken Willen, eine schnelle und volle Entscheidung zu finden, darf man wohl annehmen, daß die großen Schlachten unserer Tage immer eine ganze Entscheidung in sich tragen und mit der halben, wenn nicht vollständigen Vernichtung des einen Theiles enden werden.

Im Uebrigen wird das überlegene Genie, das nirgends eine gleiche Gelegenheit hat, sich zu bewähren, als auf dem Schlachtfelde, an der Spitze einer intelligenten, patriotisch gesinnten Armee, stets ein solches Resultat zu erzielen bestrebt sein. Wehe dem Gegner, welcher, sich des Sieges gewiß träumend, keine der Vorsichtsmaßregeln getroffen hat, welche den Verlust der Schlacht minder empfindlich machen und die in der sorgsamsten Weise zu treffen den klugen Feldherrn kennzeichnet. Die Vorsicht wird mit Recht die Tochter der Weisheit, die Schwester des Muthes genannt.

Auch dem besten General kann das treulose und wankelmüthige Kriegsglück untreu werden, der Sieg ihm versagt sein. Aber er wird, dieser Möglichkeit gedenkend, sich für sie vorbereitet finden. Wenn nicht — — um so schlimmer. Tausende braver Soldaten kommen dann auf einem Rückzug um, welchen Niemand gefürchtet hat, für den keine Befehle bestehen, und der sie in ein Terrain wirft, dessen Schwierigkeiten sie vernichten.

Sie fallen als Opfer strategischer Fehler, ruhmlos, hülflos.

Kehren wir zurück zu unsern Ambulancen. Wir verließen dieselben mitten in ihrer Bedrängniß. Das gesammte Sanitätswesen ist vom

frühen Morgen bis zum späten Nachmittag in einer Thätigkeit, welche eben sowohl den Geist, wie den Körper aufreibt. Rings um die Ambulancen befinden sich eine Menge von Verwundeten, die sich bis zu ihr schleppten und trotz ihrer Schmerzen geduldig warten, bis die Reihe an sie kommt, während die Trage der Sanitätssoldaten und die Wagen noch unausgesetzt ihr schwere Verwundete zuführen, welche vor den Uebrigen einen traurigen Vorrang genießen. Sie alle müssen sich mit einem nur oberflächlichen Verband zufrieden geben; es ist keine Zeit für mehr. Außerdem drängt die Gefahr. Die Kugeln des Feindes fallen dichter ein. Es giebt innerhalb der Ambulancen nur noch wenig sichere Orte.

Was nun mit denen machen, welche operirt, vielleicht amputirt und verbunden wurden? Für sie ist ein guter Transport, eine fernere gute Pflege Lebensfrage.

Ein guter Transport! Lächerliche Idee. Wenn Wagen vorhanden, waren sie schon längst mit den ersten Transporten fortgefahren; sie kamen nicht wieder. Sie fuhren auf gut Glück in irgend ein fremdes Hospital, Aufnahme für die Verwundeten zu suchen, welche ihre Ladung bilden.

Gute, sorgsame Pflege! — Wo wird sie sich finden? Hoffen wir, daß sie gefunden wird. Günstige Zufälle, persönliches Glück können da allein helfen. Eine Eisenbahnstation ist vermuthlich nicht weit. Vielleicht stehen Züge für die Verwundeten bereit, sie in ferne Städte und Orte zu führen, wo der Krieg noch nicht seine Schrecken verbreitete, wo man Hospitäler und Privatpflege bei guten Menschen finden wird. Ein langer, böser Transport für Schwerverwundete, ohne sorgsam wartende Hand auf dem weiten Weg, ohne kunstgerechte Lagerung während der Fahrt; indeß doch eine Aussicht für das Ende des Weges. — Aber wie sie zu jener Eisenbahnstation schaffen? Die Krankenwagen sind gefüllt und noch sind ihrer so viele, die sie bedürfen.

„Rette sich, wer kann!“ tönt der verrätherische Ruf von dem Schlachtfelde her. — Fliehende Soldaten eilen vorüber, geschlossene Colonnen mit trotzigen, finsteren Mienen folgen — —, rückwärts, rückwärts!

Galoppirende Reiterschwärme, rasselnde Geschütze mit noch rauchenden Mündungen wirbeln den Staub über sie empor und jagen weiter. Die Blänker der Arrièregarde setzen sich noch einmal in ihrer Nähe fest.

Ihre Sorgfalt auch unseren Verwundeten zu. Gehen Sie mit Gott an Ihr Tagewerk, mein Herr."

Und die Verwundeten dieser Ambulance waren fortan in gutem Schirm und Schutz. — Dank der Energie dieses Arztes, Dank dem Palladium, welches der Genfer Vertrag in seine Hand gegeben hatte. Aber die Uebrigen? Die Vielen, Vielen, — — welche umherirren, fliehend in die einbrechende Nacht, verfolgt von dem Feind, nach Labung und Hülfe lechzend? Die Vielen, welche nicht wissen wohin, und ach! die noch Mehreren, welche auf dem Schlachtfeld liegen, stöhnend, röchelnd und wimmernd, in ihren Schmerzen sich windend — oder im letzten Kampf zwischen Leben und Tod schwebend, erfüllt nur von einer Sehnsucht, daß die brennende Lippe noch einmal genetzt werde nur mit einem Tropfen kühlenden Wassers! — Nur mit einem Tropfen!! —

Aber die Hospitäler, die Feldhospitäler, wo sind sie mit ihrer reichen Ausstattung, mit ihren Pferden, ihren vielen Wagen, mit ihren Aerzten, mit allen ihren Hülfsmitteln? Die großen Feldhospitäler, wo sind sie? —

Warum haben sie, welche den guten Willen, Eifer, Geschick und Hände dazu besitzen, sich nicht längst in der Nähe des Schlachtfeldes, dicht bei demselben irgendwo, und sei es in schnell errichteten Baracken, sei es in Scheunen oder Hütten, zwischen Trümmern, ja selbst, wenn nicht anders, unter den Bäumen des Waldes, aber nur irgendwo — —, warum haben sie sich nicht längst aufgeschlagen und bieten ihre reichen Mittel den Verwundeten? Ihre Aerzte beben vor Ungeduld, helfen zu können. Sind sie nicht deßhalb weit hergeeilt von Universitäten, von Lehrstühlen und aus ihren bürgerlichen Stellungen?

Warum sind sie jetzt nicht zur Stelle, gerade jetzt, wo es so sehr gilt? Jetzt in den ersten Stunden, welche über die Zukunft der Verwundeten entscheiden? Jetzt, und hier, wo es so sehr an Aerzten fehlt?

Wo sind sie, diese Hospitäler, welche so bequem auf den Landstraßen fuhren, als die Armee marschirte? Sie haben damals den Kranken nicht geholfen, werden sie auch jetzt es nicht thun? Wann überhaupt denn?

Wann soll von ihnen Hülfe kommen, wenn nicht jetzt in so großer Noth, wo sterben oder leben von dieser Hülfe abhängig wird?

Wozu sind sie denn, wenn nicht für solche Augenblicke, wenn nicht für die Schlacht? —

Und jene Aerzte, sind sie alle müßig, die doch so bereit waren zu helfen, alle — glühend im Drang darnach! — Wo weilen sie? —

Fragt darnach Andere! Constatiren wir für jetzt nur die Thatsache, daß die Hospitäler, welche zu dem Corps gehören, das wir annahmen, drei schöne, wohl und sorgsam ausgestattete Hospitäler, mit einem Material, das für 1500 Kranke vollkommen ausreichend ist, von der Stecknadel bis zur gut eingerichteten Lagerstätte, von dem Faden Charpie bis zu den complicirtesten Verbänden, daß diese Hospitäler stundenweit hinter der Schlachtlinie in irgend einer Stadt, oder auf irgend einem Bivouac liegen. Sie hörten den Kanonendonner, wußten, daß die Schlacht geschlagen wurde, sie harrten von Stunde zu Stunde auf den Befehl, der sie zu einer heilbringenden Thätigkeit rufen würde, aber ein solcher Befehl kam nicht. Die Schlacht war geschlagen, die Armee floh.

Die Flucht rauschte an ihnen vorüber, sie hörten erzählen von dem Jammer des Schlachtfeldes, von dem Hülferuf der Verwundeten, von dem Todesröcheln Verkommender und Verschmachtender — — von dem Mangel an Aerzten und von all dem Schrecken, der die Schlacht umgiebt, — sie hörten das alles, aber sie konnten nur noch der fliehenden Armee folgen, um mit ihr etwas anderes nicht zu theilen als die Bedrängnisse eines verzweiflungsvollen Rückzuges. Der Befehl hierzu mußte unter den obwaltenden Umständen und der gestalteten Lage gegeben werden, denn es blieb **jetzt** für diese Hospitäler etwas *besseres nicht übrig*.

Artikel 4. des Genfer Vertrags besagt ausdrücklich: daß das Material der Feldhospitäler, welche *nicht* in Thätigkeit sind, dem Kriegsgesetze unterworfen ist. Das heißt, *man nimmt es weg, wo man es findet*. Es ist Kriegsbeute, wie jede andere. Sie waren noch nicht in Thätigkeit, sie mußten demnach mit fliehen, wollten sie ihr kostbares Material retten.

Daß die Aenderung eines so wesentlichen Punktes für den Genfer Vertrag zu erhoffen ist, dürfte kaum bezweifelt werden, und es ist schwer einzusehen, wie dieser Artikel Platz finden konnte.

Und was nun? — —

Was wird aus allen den Verwundeten, die noch das Schlachtfeld bedecken; was wird aus ihnen werden, die, sich mühsam fortschleppend, es versuchen, auf der Spur der fliehenden Armee zu bleiben?

Oder fragen wir: was ist aus ihnen geworden?

Eine heikligе Frage; indeß auch ihr muß ins Angesicht gesehen und sie mit Wahrheit behandelt werden, wenn sie auch hier und da eine mißfällige Auslegung finden sollte.

Diejenigen, welche noch auf dem Schlachtfeld liegen, in den Falten desselben, hinter Hecken, unter den Wipfeln der Bäume, in Kornfeldern, in denen sie sich verbargen, unter den Trümmern zerschossener Gebäude, in Höhlungen und Schluchten, aus denen ihr leises Wimmern emporsteigt, wird man nach und nach finden, die einen früher, die andern später. Viele erst nach Tagen, nachdem längst der Tod ihrer Leiden Erlösung war. Es blieb bisher und bei den dermaligen Verhältnissen von der fliehenden Armee eigentlich Niemand zurück, der sich um sie kümmerte. Sie waren dem Mitleid des Siegers überwiesen. Und wenn auch, wie es erzählt wurde, die Aerzte und einige Sanitätssoldaten von einer Ambulance es für ihre Pflicht erkannten, das Schlachtfeld nicht zu verlassen, so verdient diese Absicht zwar vollkommene Anerkennung, aber in erschöpfender Weise zu helfen, fehlten diesen allein auf sich angewiesenen Männern alle Mittel.

Nun steht allerdings von der Großmuth eines edlen Siegers und von der Humanität unseres Zeitalters überhaupt mit Sicherheit zu erwarten, daß auch die Verwundeten der jenseitigen Armee Hülfe finden und hierbei kein Unterschied zwischen Freund und Feind stattfindet, — auch besagt Artikel 6. der Genfer Convention, daß die verwundeten und kranken Militärs ohne Unterschied der Nationalität aufgenommen und verpflegt werden sollen; indeß es liegt auf der Hand und ist ein natürlicher, leicht verzeihlicher Zug der menschlichen Natur, daß sie zuerst des eignen Bruders und Freundes gedenkt, zuerst ihm zu helfen eilt, ehe sie dem Fremden beisteht, wenn derselbe auch aufgehört hat ein Feind zu sein. Da nun eine jede Armee mit den eignen Verwundeten mehr als zu viel zu thun hat, so kommt die Reihe an den fremden Bruder etwas spät, oft zu spät! Darin liegt kein Vorwurf; es ist erklärlich, daß es so ist. Sehe ein Jeder zu, daß er selbst für die Seinen zu sorgen vermag, richte ein Jeder das eigne Haus ein, daß er nicht des Fremden zweifelhafte

Hülfe bedarf und daß es so mit ihm steht, diese Hülfe eher *selbst* leisten und anbieten zu können, als sie annehmen zu müssen.

Und dann möge auch den weniger Glücklichen, die noch rechtzeitig Aufnahme in den feindlichen Hospitälern finden, welche ihnen aller Orten mit entgegenkommender Bereitwilligkeit geworden ist, möge ihnen auch dieselbe Pflege werden, wie sie dem eignen Soldaten wird, so begreift man trotzdem leicht, daß sich der Fremde in diesen Hospitälern immer fremd und verlassen fühlt, daß er sich immer zurückgesetzt glauben wird, und daß die ihn umgebenden Verhältnisse seinem Zustand, für welchen die Hebung der Gemüthsstimmung ein so wesentlich heilendes Agens bildet, nicht zuträglich sind.

Man frage hierüber sich selbst, man frage jene Soldaten, die aus hinter ihnen liegenden Erfahrungen sprechen. Sie haben mit wenig Ausnahmen eine gute ärztliche Pflege gefunden, aber es war bei alledem *etwas*, von dem sie wünschen es nicht wieder zu finden.

Ein Auge, welches von Theilnahme spricht und sich sanft auf das Lager des Kranken senkt, der Druck einer warmen Hand, der Ton einer Stimme, in deren milder Dämpfung das Mitgefühl zittert, die treue Sorgfalt der Liebe und des Herzens, welche die kleinen unausgesprochenen Wünsche am Krankenlager erräth — —, das alles findet man nur bei dem Bruder, dem Freund, bei dem Vaterland!

Und nun zu dem Schicksal derer, welche noch im Stande waren, übel oder gut sich fortzuschleppen, um irgendwo, fern von dem Schlachtfelde, einen ruhigen Ort zu finden, der ihnen Schutz und vielleicht Hülfe bringen konnte. Unter ihnen sind so schwer Verwundete, daß man sich des Staunens nicht erwehren kann, wie es diese Leute bei ihren Verstümmelungen möglich machten, die ihrer wartenden Anstrengungen zu ertragen.

Daß sie es vermochten, ist ein Beweis, welche Lebenskraft einem jungen Körper innewohnt, den ein fester Wille trägt. Einem Theil von ihnen wird in den nächsten Orten Unterkommen. Mitleidige Menschen nehmen sie bereitwillig auf und Civilärzte behandeln sie. Sie liegen in einem weiten Umkreis um das Schlachtfeld zerstreut und erst später wurden sie in etablirte Hospitäler aufgenommen, oder blieben wohl auch bis zu ihrer Genesung bei ihren menschenfreundlichen Pflegern. Bei ihren Compagnieen oft auf die Todenliste gesetzt und fast vergessen, ist man erstaunt, wenn sie sich eines Tages zum Dienst melden.

Wieder andere führt der Strom der Fliehenden mit sich fort. Treue Arme unterstützen sie; hier und da findet sich ein Fuhrwerk, das sie aufnimmt, wenn sie es vermögen, den Schmerzen zu widerstehen, welche die harten Stöße eines schnellfahrenden Proviant- oder Munitionswagens ihren gebrochenen, wunden Gliedern verursachen. Das über den Wunden geronnene Blut, eine darum geschlungene Binde schützt sie vor Verblutung. Sie finden auch wohl einen Arzt, der eilend und stehenden Fußes einen ersten Verband anlegt. Von einer Untersuchung der Wunde, einer Operation, der Extraction einer Kugel kann natürlich unter solchen Verhältnissen keine Rede sein.

Sie fliehen so lange und so weit es geht, bis auch sie irgendwo eine Aufnahme finden.

Noch andere, welche sich landeinwärts wandten, treffen auf für sie unbesiegbare Hindernisse.

Gräben voll Wasser, Flußarme sperren die Rückzugslinie.

Es sind keine Brücken vorhanden, oder wenn sie geschlagen wurden, weiß Niemand, wo sie zu finden. Der Feind und die Zeit drängt.

Es giebt da keine Wahl. Die Gesunden haben sich vor ihnen in die Fluthen geworfen; ein guter Theil ist ertrunken — die Verwundeten theilen meist dieses Schicksal.

Ein anderer Theil, der schwimmen kann, der helfende Arme oder, von Glück begünstigt, eine seichtere Stelle findet, arbeitet sich durch, vielleicht auf Kosten seiner Gesundheit, aber er erreicht doch das rettende Ufer, um, zitternd vor Kälte, die Flucht fortzusetzen.

Tagelang harren Verwundete aus, und obwohl kaum glaublich, so ist es doch nicht minder wahr, daß sie so lange sich umhergeschlagen haben, ohne Hülfe und Pflege zu finden.

Sie erreichen Eisenbahnstationen; es sind Aerzte da, Aerzte der verbündeten Armee; aber sie haben nicht mehr Zeit, sie sind vielleicht auch zu ermattet, da sie heute den ganzen Tag und die halbe Nacht ihre Berufsgeschäfte ausüben mußten. Auch wartet der Eisenbahnzug nicht.

Fahrt mit, trotz Eurer offnen Wunde, Eurer zerschmetterten Knochen, fahrt mit!

Weiter! nur weiter, den fremden, wenn auch fernen Hospitälern zu. —

Es sind Hospitäler, welche den Bundesgenossen gehören. Stehende,

in ihrer Art gewiß gute Hospitäler. Sie finden wenigstens ein Bett, sie finden endlich eine Stärkung und ärztliche Hülfe. Was sie aber oft sonst noch finden, ist wenig genug. Indeß, man möge es sich von solchen Männern selbst erzählen lassen, um jedem etwaigen Zweifel gegen Schilderungen zu begegnen, für welche sie selbst einstehen müssen.

Es sei nur bemerkt, daß sie oft, wenn sie das Hospital verließen, ihre Habseligkeiten, — es waren zumeist wenig genug — nicht mehr fanden. Neben ihnen liegende fremde Männer, weniger schwer krank als sie, hier und da wohl auch ermiethete Krankenwärter hatten sie der ferneren Sorge um diese Habseligkeiten enthoben. Was des Aneignens werth gehalten wurde, bildete für begehrliche Wünsche ein Erbe, welches gleich der Gabe eines freundlichen Schicksals genommen wurde.

O! wie sehnten sich alle diese Leute nach den eigenen Hospitälern, nach der Pflege von eines Kameraden Hand.

Sie wurde ihnen später zum großen Theil, als diese Hospitäler aufgeschlagen worden waren, aber in welchen Zuständen wurden sie von ihnen oft aufgenommen! —

Schon diejenigen, welche, zwar den Gefahren der Schlacht entronnen, doch nicht den ihr folgenden Strapazen zu widerstehen vermochten, kamen, als ihnen endlich eine späte Pflege wurde, in einem körperlich und geistig so niedergebrachten Zustand in diese Hospitäler, daß die Hoffnung, sie zu erhalten, nur eine geringe war.

Sie wurden zu Hunderten von schweren typhösen Fiebern niedergeworfen. Und nun erst jene, welche schwer verwundet, Strapazen theilen mußten, von denen Niemand sich auch nur einen schwachen Begriff machen kann, der den Krieg nur aus den Büchern kennt, oder ihn höchstens aus einer sicheren Perspective gesehen hat.

Man begreift, daß dadurch selbst leichte Wunden einen höchst bösartigen Character annahmen, daß sie meist brandig wurden. Wenn dem gegenüber der Typhus nicht epidemisch, der Hospitalbrand in den Feldhospitälern nicht contagiös wurde, so hat man das nur den Anstrengungen, dem Eifer und der Durchbildung der verständigen Aerzte zu danken, welche in diesen Hospitälern thätig waren, so wie der sorgsamsten Pflege und allen den übrigen Maßregeln, welche hier zum Wohle der Kranken sich getroffen fanden.

Die Privatpflege, die auch später sich noch vieler solcher Schwerver-

wundeter annahm und deren entgegenkommende Hülfe ein Zeugniß ist für die Humanität unserer Zeit, für die Theilnahme der Menschen an fremden Leiden, hat viele gerettet, die sonst vielleicht nicht zu retten gewesen wären.

Sie war bei den unzureichenden Maßregeln, welche der Feldsanität zu Gebote standen, ein wahrer Segen. Und wenn es möglich ist, sie in ein geordnetes System zu bringen, wird sie unter allen Hülfsmitteln des seinen Wirkungskreis ausfüllenden Feldsanitätswesens eines der ersten und mächtigsten bilden.

Bei siegenden Armeen gestaltet sich bei dem allen mancherlei anders und besser, wenn auch lange nicht vollkommen. Seine Truppen beziehen an den Grenzen dieses Schlachtfeldes ihre Bivouacs und beginnen ihre Wachfeuer anzuzünden. Ihre Verwundeten wissen, daß ihre Kameraden ihnen nahe, sie dürfen erwarten, daß die theilnahmvolle Liebe derselben sie nicht vergessen wird. Und in der That sieht man schon nach dem Verhallen der letzten Schüsse, nach dem Schweigen des Kampfes Officiere und Soldaten nach Freunden, Bekannten und Verwandten suchen. So sehr auch sie alle von dem tagelangen Kampf ermüdet sind, ihr Mitleid, ihre Theilnahme ist es nicht.

Unter den Haufen der Leichen, in den Furchen der Felder, unter den brennenden Trümmern, überall suchen sie nach denjenigen, welche ihnen theuer sind. Und wenn sie halbgebrochne Augen finden, deren letzter Lebensstrahl ihnen einen stummen Dank sagt, knieen sie nieder, und obwohl selbst ohne Labung, versuchen sie doch solche für den zu schaffen, welchem sie damit einen letzten Dienst erweisen. Sie eilen nach Hülfe für die Verwundeten, sie verbinden ihre Wunden und ihre zerschmetterten Glieder, sie gießen Trost in ihre Herzen, sie hören ihre letzten Wünsche und versprechen sie zu erfüllen. Hier zeigt sich die Menschennatur von ihrer edelsten Seite und ohne die Hintergedanken des Egoismus drückt sie ihre Theilnahme, ihr Wohlwollen und ein tiefes Mitgefühl in aufopfernden Beweisen von Hingebung aus.

Ungesehen fließen da stille Thränen, und durch den geheimnißvollen Schatten dieses weiten Blachfeldes steigen Gebete empor zu den Sternen, welche am nächtlichen Himmel aufglühen.

So bei dem Gegner! — Bei uns, wer kümmert sich um unsre Verwundeten? Wer ist, der sie aufsucht?

Wessen Hülfe dürfen sie erwarten, welche Freundeshand wird ihre starrgewordene warm drücken, wessen Thräne auf ihr Antlitz fallen? Die Feinde werden für sie sorgen, wenn sie mit den Ihren fertig; das kann nicht anders sein.

Aber bis dahin — bis dahin — —?

Wer schafft ihnen einen Tropfen Wasser, wer speist sie mit Hoffnung und Brod — wer wird sie verbinden — —?

Die Ihren sind fort, fliehend, zerstreut, Niemand, der für sie zurückgeblieben ist.

Hat doch auch die siegreiche Armee kaum Wasser für sich und ihre Verwundeten; wie dürfen sie denken, daß die Reihe an sie kommen wird?

Jenseits steigen überall rothe Laternen empor. Ueberall etabliren sich Ambulancen. Die Feldhospitäler eilen herbei und beginnen mit geschäftiger Eile in den nächsten Orten in den besterhaltenen Baulichkeiten, in Kirchen und Schulen, ihre Lagerstätten aufzuschlagen und nehmen Hunderte von Verwundeten auf, die man unablässig zu ihnen bringt. Fackeln beleuchten die Pfade, Wagen werden aufgetrieben, man gönnt sich nicht Ruhe, um nachzuholen, was man in der Schlacht versäumte.

Und die Unsern! — Sie werden auch in jenen Hospitälern aufgenommen sein, aber wann? — Man wird sie auch finden, aber wie? —

Dem gegenüber darf man mit Wahrheit ein „vae victis!“ sagen. „Was bleibt uns?“ fragten die besiegten Römer den Brennus, als er sein Schwerdt in die Wagschale warf, auf welcher die an ihn zu zahlende Contribution gewogen wurde. „Augen, um zu weinen,“ antwortete der stolze Sieger.

Wenn in dem Verlauf friedlicher Zeiten die Ruhe durch irgend eines jener traurigen Ereignisse unterbrochen wird, welche dann und wann eintreten, die Ohnmacht der Menschen im Kampf mit den Elementen zu beweisen, oder eine Mahnung für sie zu werden, nicht allzu sorglos sich den alltäglich gewordenen Verkehrsmitteln anzuvertrauen; — wenn in den Bergwerken, auf den Eisenbahnen, oder auf der See durch Feuers- oder Wassersnoth sich plötzlich Unglücksfälle ereignen, welche Menschenleben kosten oder bedrohen, so finden wir je nach dem Umfang des Ereignisses alle Schichten der bürgerlichen Gesellschaft aufgeregt, eine allgemein sich kundgebende Theilnahme ist bemüht, die Folgen von den Betroffenen ab-

zuwenden und zu mildern, öffentliche Sammlungen gewähren ihnen, wenn nöthig, Hülfe, und sichern das Loos der Hinterlassenen.

Und doch zählen hierbei die Betroffenen nur in seltenen Fällen nach Hunderten.

Wie sollte diese Theilnahme, die so sehr in dem Wesen des Menschen liegt und welche ihm bei der Erzählung des fremden Mißgeschickes Thränen entlockt, wie sollte diese Theilnahme sich nicht dem kranken und verwundeten Soldaten zuwenden, wie sollte sie nicht bemüht sein, die Mittel zu beschaffen, die auch sein Loos mildern, die ihm wenigstens die positive Gewißheit geben, daß er Pflege findet, er, der Soldat, welcher seine Gesundheit, sein Leben dem Vaterland opferte. Oder sollte die große Zahl der hier in Frage kommenden leidenden Brüder einen andern Maßstab für die zu leistende Hülfe gewähren, sollte die Fülle des Elends das Gefühl für dasselbe abstumpfen?

Man darf zur Ehre der Menschheit das nicht annehmen. Man muß vielmehr hoffen, daß, nachdem einmal die Blicke der Staaten auf diese düstere Seite gezogen worden sind, sie selbst nicht eher ruhen werden, als bis sichere und den Erfolg verbürgende Mittel gefunden und geschafft wurden, wodurch man den kämpfenden Sohn des Vaterlandes in der Stunde der Noth nicht mehr dem Zufall, oder dem fremden Mitleid zu überweisen braucht. Es werde ihm die Beruhigung, mit welcher er getrost in den Kampf ziehen mag, daß er, ein Opfer desselben, sich wohlgeborgen finden soll in den Armen des dankbaren Vaterlandes.

Und nun noch eines, ehe wir zu etwas anderm übergehen und damit das Gesagte Vervollständigung finde: noch einen Gang über das Schlachtfeld!

IX.

Auf dem Schlachtfeld.

Der letzte Schuß ist gefallen. Noch rauchen zwar die gähnenden Mündungen der Geschütze, noch lagert über der weiten, von Niederungen durchschnittenen Gegend ein leichter Dunstschleier, der sich nach und nach hebt, aber doch beginnt nach dem Kampf der Menschen der Frieden Gottes sich über Fluren zu lagern, welche am Morgen des Tages noch in ihrer üppigen Fülle die Hoffnung und die Freude des Landmanns waren, die aber jetzt nur das traurige Bild einer gewaltsamen Zerstörung bieten. —

Das Ohr, an den stundenlangen, ununterbrochenen Donner, an schmetternde Fanfaren und an all das Getöse des Kampfes gewöhnt, findet diese Ruhe unnatürlich und trügerisch; es ist noch zu betäubt, das leise Wimmern des Schmerzes, das Stöhnen der Verwundeten, das letzte Röcheln der Sterbenden zu vernehmen, was allerorten aus diesem weiten, so stillgewordenen Feld emporsteigt.

Und diese Gegend selbst, wie anders ist sie geworden, jetzt, da der Mond über die waldumsäumten schwarzen Hügelrücken des Hintergrundes emporsteigt, als sie war, da die aufgehende Sonne wogende Kornfelder und lachende Auen überleuchtete.

In dem zertretenen Erdboden bildeten sich röthlich schimmernde Sumpfstellen und trübe Pfützen, die sich in den Spuren menschlicher Füße und Pferdehufe sammelten; sie zeigen in den Strahlen des Mondes einen purpurnen Glanz.

Wo ist das von Ulmen umschattete friedliche Dorf, welches den Mittelpunkt dieser Landschaft bildete, wo ist der Meierhof, dessen hoher stattlicher Giebel durch dichtbelaubte Lindenbäume von der Höhe jenes Hügels blickte? Wo ist des Pfarrers stilles Haus, über welches alte Rüstern ihre knorrigen Aeste breiteten? —

Trümmer und Schutt, Bäume und Häuser: — Trümmer und Schutt! —

Die Saaten, welche hier gesäet wurden, reifen zu keiner Erndte; das sandige Bett eines versiegten Baches wird gefärbt durch eine langsam sickernde Blutwelle.

Die Stämme der Bäume sind verkohlt, ihre Aeste zerknickt von den Kugeln, die ihren Weg durch sie suchten, die grünen Hecken von Kartätschen zerrissen, von Feuer angefressen, von der Axt der Sappeure niedergeworfen. An manchen Stellen ist der lehmige Boden versumpft, an anderen festgestampft wie eine Tenne. Nur hier und da steht abseits noch ein unberührtes Stück Feld mit wogenden Halmen.

Und diese ganze in ihrer Blüthe zerstörte Natur angefüllt mit sterbenden Menschen!

Welche Schauer umgeben nicht schon das friedliche Todeslager *eines* Menschen, welche Fülle von zärtlicher Theilnahme umgiebt nicht *ein* Sterbebett!

Treten wir auf dieses Blachfeld, da liegen Tausende in dem letzten und schwersten Kampf ihres Lebens. Ohne Hülfe, ohne Beistand —, da ist nicht Geistlicher, nicht Arzt, nicht Vater, nicht Mutter, nicht Bruder oder Schwester bei ihm —, daheim haben sie das alles, daheim denkt man gerade jetzt vielleicht mit banger ahnungsvoller Sehnsucht ihrer —, vielleicht betet jetzt gerade die Gattin mit ihrem Kinde zu Gott für das Geschick eines dieser Sterbenden. Wohl! betet, daß die letzte Stunde Deines Gatten, Deines Vaters eine leichtere sei! —

O, wer all den unerkannten Jammer eines solchen Blachfeldes zu fassen vermöchte, der an eine jede seiner Leichen sich knüpft, wer sie alle erzählen könnte, die Geschichten von Schmerz, der ihnen geweiht wird, wer sie trocknen könnte die heißen Thränen, die um einen jeden dieser kalten Todten fließen!

Es bietet einen furchtbaren Anblick, ein Schlachtfeld, welches von den Kämpfenden verlassen worden und über welches das ungewisse bleiche Licht des Mondes sich ergießt.

Der Himmel bewahre einen Jeden vor den Geheimnissen, welche der mit Leichengeruch beladene Wind von dieses Tages Arbeit und dem Sterben dieser Nacht erzählt.

Glänze, einsamer Mond, glänze über diese Wahlstatt und leuchte uns, wenn wir sie durchschreiten; — blicket, ihr Sterne, blicket immerhin

trauervoll nieder, bald werdet ihr über die großen Gräber eure bleichen Strahlen senden, manches Jahr hindurch, ehe ihre Spuren verwischt sind. —

Hütet Eure Füße im Gehen, daß sie nicht auf dem von Blute schlüpfrigen Boden ausgleiten, tretet auch nicht auf starrgewordene Leichen, welche oft genug Eure Schritte hemmen werden.

Das weite Feld ist mit Kriegsmaterial aller Art bedeckt, abgeschossene Gewehre, Säbel, Bajonnets, Tornister, welche die Soldaten von sich warfen, ehe sie flohen, alles liegt durcheinander, als hätte eine Rüstkammer ihre Vorräthe hier ausgeschüttet. Zwischen inne umgestürzte Munitionskarren, neben verlassenen Geschützen mit zerschossenen Rädern und zertrümmerten Laffetten.

An jenem Abhang steht noch eine Reihe Kanonen; ihre Rohre sind geschwärzt von Rauch und ihre Mündungen sind noch in das Thal gerichtet, als wollten sie ihre blutige Arbeit noch einmal beginnen. Aber ihre Räder sind in dem weichen Boden eingesunken; die Kanoniere hatten Eile; sie dachten mehr daran sich, als ihre Geschütze, zu retten. Aber vielleicht war nur die Bespannung geflohen, und die Bedienungsmannschaft bei den Feldstücken gefallen.

Blutig genug ist der Boden umher, und wenn wir näher treten, finden wir der todten Artilleristen viele, von Kugeln zerrissen, mit von Schmerz verzerrten Angesichtern unter und neben den Kanonen gebettet. Wer ist jene halbsitzende Gestalt, welche sich an eine Laffettenwand zu lehnen scheint? Ein leises Wimmern geht von ihr aus. Armer Soldat! Seine beiden Beine sind unterhalb des Knies zerschmettert. Er ruht auf den blutigen Stümpfen in einer Lache von Blut; seine Augen sind geschlossen, aber das Zucken seines Körpers, und der schmerzliche Laut, der sich dann und wann den Lippen entwindet, zeigt, wie er leiden muß. Unweit seiner liegt neben einer Protze eine kräftige Gestalt; sie streckte sich noch einmal aus, ehe das Leben schied. Welch' schönes Gesicht! Die Auszeichnung seiner Uniform sagt, daß es ein Officier. Es war ein junges, vielleicht ein hoffnungsvolles Reis.

Eine Kugel ist in seine Stirn gedrungen. Der Tod kam plötzlich; er hatte nicht Zeit die edlen Züge dieses jugendlichen Antlitzes zu entstellen, um welches sich dunkles Lockenhaar ringelt, als wollte es die Wunde verbergen. Man könnte denken, er schliefe nur.

Das Auge deiner Mutter wird um dich weinen, vielleicht das Herz einer jungen Braut brechen.

Gehen wir weiter.

Der Boden ist mit Kugeln und Eisensplittern bedeckt, als seien sie gesäet für eine neue Erndte. Aus jeder Vertiefung flimmert trübe das Licht des Mondes zurück, wenn es sich in einer rothen halbgeronnenen Lache spiegelt. Er scheint hell genug, um uns alles erkennbar zu machen, und er verleiht dem starren Antlitz der Todten mit den unnatürlich geöffneten, verglasten Augen einen gespensterhaften, fürchterlichen Ausdruck.

Hier war die Feuersphäre gewaltiger Batterieen, die stundenlang Kugel auf Kugel entsandten.

Hier liegen die Leichen theils dicht nebeneinander, Rotte bei Rotte, als hätten sie auch im Tode nicht von dem Band der Ordnung lassen wollen, theils einzeln und zerstreut, je nachdem es kam. Die meisten dieser starben den hellen und schnellen Soldatentod, welchen die Dichter in ihren Liedern preisen und neidenswerth finden, obwohl sie ihn zumeist lieber ihren braven Mitmenschen, als sich selbst gönnen, und von dem gesagt ist „daß es köstlich sei zu fallen im Jubel der purpurnen Schlacht, in Mitten Tausender!"

Nicht allen ward dieser gepriesene, selige Soldatentod zu Theil. Die krampfhaften Verzerrungen, in denen ihre sterbenden Glieder erstarrten, der wilde Todeskampf, der die Züge ihrer Gesichter unter dem Gepräge eines unsäglichen Schmerzes entstellt, die halbgeöffneten Lippen, durch welche die weißen Zähne blinken und zwischen denen die Zunge sich klemmt, die emporgerichteten starren Haare sind Zeuge, wie schwer ihnen die Stunde des Todes wurde.

Einige haben die Nägel ihrer Hände tief in die Erde gegraben. So dort jener Officier, über dessen zermalmte Kniee offenbar die Räder zurückgehender Geschütze gefahren sind, und der wahrscheinlich noch lebend sich diesem entsetzlichen Schicksal entziehen wollte. Neben ihm liegt ein Jäger, dessen eine breiige, blutende Masse bildendes Gesicht von Pferdehufen zertreten wurde, die ihre Spuren auf demselben hinterließen.

Weiter, weiter von diesen entsetzlichen Bildern!

Unsere Schritte werden gehemmt durch tiefe Schmerzenslaute. Auf

steinigem Geröll, welches Wasserstürze in die Telle eines fallenden Hanges schwemmten, gelehnt an den halbverkohlten Stamm einer Fichte, erkennen wir zwei aneinander geschmiegte Gestalten, halb sitzend, halb liegend. Das todesbleiche Haupt des Einen ruht an der Brust des Andern, der mit dem einen freien Arme bemüht ist, einen zerrissenen Mantel über dessen Körper zu ziehen, welcher bei jeder Bewegung wie unter dem Hauch eines eisigen Fröstelns zuckt. Ein leises Wimmern entwindet sich von Zeit zu Zeit seinen Lippen. Der Andere hat nur den einen Arm, womit er seinen Kameraden zu behüten vermag, denn an Stelle des andern befindet sich nur noch ein blutiger Stumpf, den er gegen die neben ihm emporsteigende kalte Erdwand drückt, das Blut zu stillen und das glühende Feuer zu kühlen.

„O, nur einen Tropfen Wasser —, nur einen Tropfen," sagt er, mit einer von Thränen erstickten Stimme; „es ist mein Sohn, nur für ihn etwas Wasser! Er ist so schlimm verwundet." —

Er lüftet dabei den Mantel etwas. Welche entsetzliche Wunde! Eine streifende Kanonenkugel hat den Unterleib zerrissen, die Eingeweide liegen offen zwischen den Schenkeln des Unglücklichen, der mit den Händen mechanisch bemüht scheint, sie in den Leib zu drücken.

„Nicht wahr, es ist schlimm — aber wenn Gott will, kann er gerettet werden; wenn ich nur zu einem Arzte könnte — er wäre gewiß zu retten — o, er dürstet so sehr — — nur einen Tropfen Wasser!" —

Weiter, weiter! — —

Wir stehen am Fuß eines Berges; dicht neben uns befindet sich das kiesige Bett eines versiegten Baches. Das wenige, stehende, übelriechende Wasser, was sich an tieferen Stellen sammelte, hat eine unheimlich schmutzige Farbe angenommen. Viele Todte in allerlei Gestalten liegen um uns her, doch nicht ihr Mund, nur ihre klaffenden Wunden schreien zum Himmel empor. Aber unterhalb der steilen Ränder, welche das schmale Ufer bilden und in den Büschen, welche dieselben hier und da umkleiden, herrscht ein unheimliches Leben. Von da dringen durch die stille Nacht das letzte Stöhnen Sterbender, die Schmerzenslaute der Verwundeten, die hier Schutz und Wasser suchten. —

Hierher schleppten sich und krochen allerlei Verstümmelte, mit zerschossenen Schenkeln, mit Beinen, welche niemals wieder ihren Körper tragen werden, ohne Arme, oder mit Armen, welche ihrer Hände beraubt

wurden, mit Handstumpfen, deren Finger zerschmettert sind; mit Brustwunden, die jedem zischenden Athemzug einen Strom Blut zugesellen.

Das Gesicht jenes Soldaten ist mit Blut überdeckt. Eine Kugel bahnte sich einen Weg quer durch beide Wangen. Es wird ihn später eine Narbe zieren, wie sie tapfere Soldaten lieben. Er ist bemüht, die Feldflasche eines Kameraden mit diesem abscheulichen Blut und Sumpfwasser zu füllen, welcher denselben Schuß erhielt, nur daß er bei ihm einen Zoll höher streifte und das Licht beider Augen erlosch. Der Unglückliche hat sich bis an den Uferrand getastet. Er konnte nicht weiter; jetzt trinkt er mit gierigen Zügen das ekle Labsal und netzt sein Taschentuch damit, um es auf die brennenden Augenhöhlen zu drücken.

„Komm, mein Kamerad," lallt sein Freund, nicht ohne Mühe, aus dem durchschossenen Mund, „laß uns die Chirurgen aufsuchen, daß uns geholfen wird."

„Nein — nein —" sagt der Blinde, „laß mich sein, Bruder; gieb mir noch einmal zu trinken, und wenn Du mir eine Liebe anthun willst, so schieße mich vollends todt."

Weiter, weiter!

Eilen wir an diesem wogenden Kornfelde vorüber. Eines der wenigen, welches wie durch ein Wunder verschont geblieben ist. Es lag etwas abseits von dem Wahlplatze; eine sumpfige Wiese machte es für Angriff und Vertheidigung gleich ungeschickt.

Aber es wurde für viele Verwundete eine Zufluchtsstätte, welche sich darin verbargen. Gleichen die Armen nicht dem Strauße, welcher glaubt, die Gefahr, welche er nicht mehr sieht, sei vorüber? Als ob die Kugel nicht in diesem Kornfelde einen jeden finden würde, welchen das Geschick bezeichnete, von ihr gefunden zu werden. Unheimliche Töne dringen aus diesen Halmen hervor. Es ist, als ob diese sich neigenden Aehren Seufzer und Klagen ausstießen über das, was sich neben ihnen ereignete.

Die Beklagenswerthen, welche in diesem Kornfelde Schutz suchten, werden in ihm auch die ewige Ruhe finden. Denn durch Schwäche und Blutverlust in tiefe Ohnmacht geschläfert, werden sie aus derselben nicht wieder erwachen. Niemand wird sie hier suchen und retten, und erst nach Tagen, wenn vor der Sense des Schnitters diese verschwiegenen Halme fallen, wird man auf ihre von Würmern benagten Leichname stoßen.

Wir kommen über eine Ebene. Hier haben Reiterschaaren gekämpft.

Hier brach sich die Wucht ihrer massigen Angriffe an der granitenen Festigkeit der Bataillone. Hier zerstiebten die geschlossenen Schwadronen vor den Spitzen der Bajonnette. Todte Pferde bedecken den Boden; andere sind im Verenden, ihre gesunden Hufe schlagen die Erde; sie stützen sich auf den Füßen, die ihnen geblieben sind, um von neuem zusammen zu stürzen. Sie erheben die Köpfe und stoßen sterbend jenen Klageruf aus, so eigenthümlich durchdringend, so mit Schmerz beladen, daß er weithin schallt, das menschliche Ohr durch den ungewohnten dämonischen Ton mit Grausen erfüllend.

Das Schlachtfeld birgt viel lebendig gewordene Schrecken. Der Schrei des sterbenden Pferdes ist nicht der geringsten einer. Einige Pferde stehen neben ihren gefallenen Reitern, ihre gesenkten Köpfe sind nach ihnen gerichtet, und sie berühren sanft mit ihrem Vorderfuß den todten Körper, wie um ihn zu ermuntern, daß er aufstehe, um sie zu besteigen. Dann wiehern sie, aber in einem andern Ton als sie wieherten, wenn sie mit ihm in das heitere Morgenroth eines jungen Tages sprengten.

Noch weiter, es bleibt genug.

Vor uns liegen die rauchenden Trümmer jenes Dorfes, an dessen Besitz, wie man sagte, sich die Entscheidung des blutigen Tages knüpfte. Wir stehen an einem ausgeglühten Heerde des feurigen Kampfes. Etwas abseits von diesem Dorfe lag ein Gehöft. Man hatte es in seinem Innern zu einem Verbandplatz eingerichtet. Eine Menge Verwundeter hatten hier Hülfe gesucht, waren zu ihm getragen und in ihm niedergelegt worden. Man glaubte sie wohlbewahrt. Zündende Granaten ließen es in Feuer aufgehen. Es rettete sich, wer es konnte. — Jammervoll tönte das Geschrei derjenigen Verwundeten, die nicht zu fliehen vermochten.

Man hörte es durch die Gluth der prasselnden Flammen, durch das brechende Gebälk, durch das Heulen des Kampfes und den Donner der Kanonen; durch alles hindurch hörte man den ersterbenden Hülferuf dieser Unglücklichen, welche in diesem Gebäude lebendigen Leibes verbrennen mußten.

Es waren ihrer viele, Officiere und Soldaten.

Auch sieht man hier und da von einem verkohlten Stück Menschenfleisch den Rauch aufsteigen, sieht eine häßlich aufgedunsene klebrige Masse von Schutt und Asche geschwärzt und ahnt aus der Aehnlichkeit

der Form, daß sie den Körper eines Menschen bildete, der noch vor wenigen Stunden lebte.

Längs der zerrissenen Einfassung des Dorfes, am Morgen des Tages noch grünende Hecken von Weißdorn, liegen fast reihenweise die Gefallenen; unter ihnen sind noch viele am Leben; sie warten in stoischer Ergebung, bis auch zu ihnen entweder die Rettung, oder der Tod kommen wird.

Der Eingang zu dem Dorf wird durch einen Wall menschlicher Körper bezeichnet, aus denen man Brustwehren errichtete. Sicher ist auch unter diesen anscheinend Todten noch mancher, in dessen Brust der Lebensfunke nicht erstorben und der bei nur geringer Hülfe von neuem dem Leben und den Seinen wieder gegeben werden könnte.

Vermöchte ein Mensch die ganze Summe all dieses Elendes, die ein Schlachtfeld in sich birgt, mit einem male zu überschauen und die ganze Fülle des Erbarmens, welches das vorhandene Elend erheischt, auf einmal in seinem Herzen zu fühlen, er könnte es nicht ertragen, er würde sterben.

Auf solch einem Felde vermöchte ein gequältes Herz an der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit des ewigen Gottes zu zweifeln, aber zum Ruhme der Braven, welche hier ihr Leben verbluten, und die, wenn sie verzweifelten, in den unsäglichen Schmerzen ihres Körpers gewiß eine Entschuldigung finden würden, muß man sagen, daß auch in ihnen fromme Ergebung und reiches Gottvertrauen, eine Summe wahrer und kindlicher Religiösität vorhanden bleibt. Von allen vergessen, hoffen sie es nicht von Gott zu sein.

An der Lagerstatt dieser Sterbenden, welche die nackte Erde ist, wurde kein Priester gesehen, aber viele sandten ihre letzten Gebete nicht minder inbrünstig zu dem Himmel empor.

Nicht in den kleinen Leiden des alltäglichen Lebens giebt sich die Majestät der Religion kund. Nicht in dem Elend der Hütte, in welcher wenigstens, wenn es auch hart und trocken ist, doch das Brod des Friedens genossen wird, noch am üppigen Kranken- und Sterbebett der Reichen beugen wir uns so tief vor dieser Majestät, als hier auf der Wahlstatt, wo Tausende schmerzzerrissen sich noch einmal zu ihrem Schöpfer emporrichten und mit dem Gebet zu ihm ihre letzten Gedanken an ihre Zurückgelassenen vereinigen.

Hier ist ein Golgatha, zu zeugen für die Stärke des Glaubens, womit der Arme der Erde begnadigt wurde, das Elend, das ihm so reichlich zugemessen wird, erträglich zu finden.

Dort unter jener breitästigen Buche, bei dem Eingange des Dorfes steht ein hölzernes Kreuz. Kugeln haben es zwar zersplittert, aber sie warfen es nicht um. Auf dem feuchten, vom Blut schlüpfrig gewordenen Rasen, der es umkleidet, liegen neben schon Verblichenen Sterbende auf den Knieen und richten ihre Blicke empor nach dem geheiligten Symbol der Christenheit. Unter ihnen streckt sich starr der Körper eines älteren Mannes aus. Es ist ein Feldwebel, dessen Brust mit Ordenszeichen geschmückt ist. Der Tod hat die ernsten Züge dieses Soldatengesichtes nicht entstellt. Wenig graue Haare fallen über die breite Stirne; seine Augen sind geschlossen. Ein junger Soldat hat den ihm so theuren Körper, als noch Leben in ihm war und er hoffen durfte es zu erhalten, hierher getragen, und obwohl selbst schwer verwundet, den sterbenden Krieger hier gebettet; er ist von ihm gesegnet worden, denn es war sein Vater.

Der Sohn liegt jetzt geneigt über des Vaters Leiche, dem er die Augen schloß; seine Thränen fließen über das edle stille Antlitz des todten Helden; er hofft, daß die eigene Wunde tief genug ist, ihn bald mit dem zu vereinen, den er nicht retten konnte.

Längs der Dorfgasse im Innern der eingestürzten Gebäude, in Scheunen, welche die Wuth des Feuers verschonte, betteten sich Verwundete auf bereits Gestorbenen.

Manchmal sieht man aus einem aufgethürmten Wall todter Körper einen Arm sich strecken und um sich greifen. Ein lebendig Begrabener ist aus seiner Ohnmacht erwacht und ist bemüht sich empor zu winden, oder es öffnet sich ein gläsernes starres Auge noch einmal, welches bereits geschlossen war, richtet einen entsetzten Blick auf alles, was es umgiebt; der Körper zuckt, und das Auge schließt sich von neuem, um niemals wieder sich dem Lichte zu öffnen.

Die Sohle jenes Hohlweges, welcher abseits des Dorfes führt, ist mit tief in den lehmigen Koth der Straße getretenen Körpern gefüllt. Pferde und Räder fliehender Fahrzeuge gingen über diese Menschen hinweg, welche sich hierher geschleppt hatten, um sich zu bergen. Trotz ihrer entsetzlichen Lage lebt noch ein Theil von ihnen, aber sie haben

nicht mehr die Kraft sich empor zu arbeiten. Die Erde hält sie; bald genug wird sie diese elenden Körper ganz umschließen.

Dort jenes Wäldchen, in den Tagen des Friedens der lieblich grünende Schmuck einer sanft ansteigenden Höhe, wie war es heute Zeuge so grimmigen Kämpfens. Eine Compagnie hatte sich darin festgesetzt, tapfere Männer, entschlossen, lieber den Tod, als Gefangenschaft oder Flucht zu wählen.

Sie schlugen sich mit dem gluthäugigen Muthe der Verzweiflung. Wenn der Soldat, alles Andere aufgebend, zu einem letzten Kampf sich rüstet und sein letzter Wille ist, das Leben theuer zu verkaufen, dann wächst unter allen Verhältnissen auch seine Minderzahl zu einer bedrohlichen Stärke.

Sehet nach, was ihr unter den Wipfeln der hochgewachsenen Bäume finden werdet, deren Stämme Kartätschen zerrissen und deren starke Aeste von streifenden Kanonenkugeln gespalten wurden.

Jener Wald war Stunden hindurch ein feuersprühender Vulcan, und vertheidigt bis zur letzten Patrone, ist er jetzt nur ein großer Kirchhof, dessen Kreuze und Grabmäler die alten Bäume bilden.

Was aus ihnen zu der Stille des nächtlichen Himmels empor steigt, ist nicht das leise harmonische Rauschen des Laubes, durch welches der Wind fächelt; nicht das Spiel sich neigender Zweige ist das, was die Ruhe dieses Waldes stört, noch das leise Zwitschern girrender Vögel — —, das ist der halbunterdrückte Jammer schreiender Wunden, die letzte Klage sterbender Krieger, der schrille Laut des Körpers, wenn sich die Seele von ihm reißt und die Saite des Lebendigen zerspringt! —

Ueberall, wohin wir auf diesem Feld des Sterbens blicken mögen, finden wir Zerstörung und Untergang.

Nicht ein Bild, welches für so viel trostloses Elend Befriedigung gewährt, nicht ein Punkt, auf welchem das von so viel Gräßlichem entsetzte Auge beruhigt verweilen könnte. Ueberall Werke der Vernichtung an den Geschöpfen Gottes und an den Schöpfungen der Menschen.

Geflohen sind die, welche diese niedergetretenen Felder bebauten, welche friedlich in den zerstörten Häusern wohnten; geflohen Mann, Weib und Kind von den Stätten, die ihnen so lange Schirm, Schutz und Freude boten. Geflohen alles, was auf ihm ein Eigenthum besaß, und ihr theures Daheim raucht jetzt von Feuer und Blut.

Nirgends auf dem weiten, weiten Felde etwas, dessen gegenwärtiger Zustand nicht daran erinnerte, daß in ihm ein erbarmungsloses Geschick seine Erfüllung gefunden habe.

Aber außer den klagenden Tönen, welche von diesem Felde emporsteigen, verhallende und unheimliche Zeugen der verglimmenden Lebensfunken, beginnt es sich überall zu regen und zu bewegen.

Der Sieger, welcher das Schlachtfeld als einen theuer erkauften Preis, als ein Erbstück übernimmt, streut seine Sanitätsmannschaft über dasselbe aus, um denen Hülfe zu bringen, für welche sie nicht zu spät kommt. Laternen und Fackeln entzünden sich und bewegen sich irrlichtergleich über die blutige Erndte. Commandos ohne Waffen, aber mit Tragen versehen, eilen nach allen Richtungen über die Wahlstatt und künden Freund wie Feind die langersehnte Rettung.

Hier und da steigen an Signalstangen rothe Laternen empor und bezeichnen die Orte, wo die fliegenden Hospitäler sich errichten, um auch in der Nacht ihre Thätigkeit fortzusetzen.

Soweit es das Licht des Mondes und der Fackeln gestattet, wird das Terrain in allen seinen Falten durchsucht, der Lebendige von den Todten geschieden und Erquickung und Hülfe gespendet, so weit es wiederum die auch jetzt zur durchgreifenden und raschen Erledigung dieses Samariterdienstes nicht in hinreichender Zahl gestellten Mittel erlauben.

Sollte das, was Menschlichkeit und Pflicht gebietet, wahrhaft erfüllt werden, so müßte jetzt eine dreifach dichte Blänkerkette, gebildet aus allen Sanitätsmannschaften, und da sie bei ihrer geringen Zahl bei weitem hierzu nicht ausreichen würden, unterstützt durch aufgelöste Regimenter, das Schlachtfeld nach allen Richtungen wiederholt und Schritt vor Schritt durchziehen, begleitet von Aerzten und mit allen Hülfsmitteln versehen, welche zu bestimmen die Sache derselben ist. Hunderte von Fackeln müßten dazu leuchten, welche im Verein mit mächtigen Feuern, auf dem Felde selbst entzündet, der Nacht eine dämmernde Helle verleihen würden.

Es wird später davon geredet werden, was geschehen kann, aber man erwiedere schon jetzt nicht, daß die Tausende von Mannschaften, welche dieser Dienst erforderte, nicht vorhanden sind, weil der Soldat nach der

Schlacht zu ermüdet ist und die Truppen der Ruhe bedürfen, um sich zu sammeln, um sich fertig zu machen für die Eventualitäten des nächsten Tages, für vielleicht eine neue Schlacht.

Wer es ernstlich mit der Sache meint und den redlichen Willen hat zu helfen, wo geholfen werden muß, wer den Dienst endlich von seiner wahrhaft practischen Seite kennt, der wird auch sicher zu dieser Ausflucht nicht greifen. Auch der von den Anstrengungen des Tages noch so müde Soldat wird sicher nicht einen Augenblick zaudern, sich dem von ihm hier verlangten Dienst mit voller Aufopferung zu weihen. Er wird sich beeilen, den verwundeten Kameraden Hülfe zu leisten, damit er in gleicher Lage sie mit gleichem Recht erhoffen darf.

Indeß, man wird nicht nöthig haben die tapferen Kämpfer des Tages der ihnen so nöthigen und wohl zu gönnenden Ruhe der Nacht zu berauben.

In einer wohlgeordneten Armee wird man am Abend der Schlacht immer noch Reserven vorfinden, welche geschont wurden, um den Sieg zu vervollständigen und auf die Spur des Feindes geworfen, durch eine rastlose Verfolgung den errungenen Lorbeer fruchtbar zu machen.

Wenn man nun auch einen Theil dieser Reserven zu diesem unabweisbaren und dringend gebotenen Zweck verwendet, so werden mehr als nöthig übrig sich finden, um den nicht minder gebotenen Dienst auf dem Schlachtfelde versehen zu können, und es wird nicht zu viel sein, wenn man mit einem paar Tausend Händen die schwache Sanitätsmannschaft verstärkt. Was will das auch in Kriegszeiten sagen: „ein paar Tausend Hände!“ — Ihre Herbeischaffung kostet irgend einem Generalstabsofficier nicht mehr als einen Strich seiner Bleifeder. — Wie oft werden sie zu minder wichtigen Dingen aufgeboten, wo Niemand fragen kann und darf, ob es ihm bequem.

Ist es zu viel verlangt, eine Brigade auf das Schlachtfeld zu senden, ihr alle disponiblen Aerzte der Armee beizugeben und sie mit dem Befehl zu versehen, dieses Feld nicht eher zu verlassen, als bis der letzte Verwundete geborgen, der letzte Todte begraben ist? —

Heißt das von der Menschlichkeit des Siegers, von der Umsicht und Fürsorge der Commandirenden zu viel erwarten?

Ist das möglich, und wird diese Hülfe ausreichend sein? — Wir werden später sehen.

Es geschieht auch jetzt Einiges, namentlich sind sehr schöne Bestimmungen vorhanden, gedruckt vorhanden, wie es nach dem Kampfe und auf dem Schlachtfelde gehalten werden soll; was aber die Ausführung dieser Bestimmungen betrifft, so constatiren wir, daß sie nach den gemachten Erfahrungen den Menschenfreund nicht zu befriedigen vermögen.

Nach der Schlacht von Solferino brauchte man drei Tage und drei Nächte, um die Todten, welche auf dem Schlachtfelde liegen geblieben waren, zu begraben. Allein auf einer so ausgedehnten Strecke waren Manche in den Gräben oder Ackerfurchen, in Gebüschen verborgen und wurden erst viel später aufgefunden. Sie verbreiteten giftige Dünste in der Luft. — Drei Wochen nach dem 24. Juni entdeckte man noch auf mehreren Punkten des Schlachtfeldes todte Soldaten beider Heere.

Die Behauptung, daß der 25. Juni genügt habe, um alle Verwundeten aufzuheben und unterzubringen, ist vollständig falsch.

Aber es giebt auch noch einen anderen Grund, welcher dringend erheischt, das Schlachtfeld unter militärische und exact ausgeübte Obhut zu nehmen; mit dem Gewehr in der Hand auf der blutigen Wahlstatt eine Leichenwache zu halten, so lange als noch eine Soldatenleiche zu bestatten ist.

Kehren wir noch einmal zu dem Schlachtfelde zurück und vervollständigen wir das Bild desselben — in Wahrheit ein Nachtbild! —

Aber eine jede Schilderung wird hier weit hinter der grausigen Wirklichkeit zurück bleiben. Die bekannte Inschrift Dante's: „Eintretend hier, laß draußen jegliches Hoffen" findet an den Grenzen eines Schlachtfeldes ihre vollste Berechtigung. Es bedürfte nur eines geringen Grades von Phantasie, um inmitten des Gewinsels Verscheidender, umstarrt von den glasigen Augen des Todes, gegenüber den jammervoll entstellten menschlichen Gesichtszügen, den von Hufen Zertretenen, — einem Gewirr lebendig zuckender Glieder, — Angesichts dieser zerrissenen, verstümmelten Körper, die beim ungewissen Licht knisternder Fackeln sich zu bewegen scheinen, und welche an uns vorüber getragen werden von Gestalten, die selbst mit Blut bedeckt sind — es bedürfte nicht viel der erregten Phantasie, um sich in der Hölle zu wähnen.

Verleihen wir dem Bilde einen Characterzug mehr und erhöhen wir seine Aehnlichkeit, indem wir ihm die Kinder der Hölle hinzufügen.

X.

Die Hyänen des Schlachtfeldes.

Es ist noch eine andere Thätigkeit außer jenem Werk der Liebe durch Aerzte und Sanitätssoldaten verrichtet, welche unter dem grauen Fittig der Nacht auf dem Felde lebendig wird.

Eine Thätigkeit höchst schauervoller Art, welche hinweg zu bannen bis jetzt noch von keinem Schlachtfelde möglich war.

Hier und da, an den verschiedenen Orten der Wahlstatt, wo der gierige Tod seine größten Feste feierte, sehen wir dunkle Gestalten auftauchen; sie beugen sich zu den Todten und Schwerverwundeten nieder; sie sind mit ihnen beschäftigt; wir hören vielleicht einen grellen, markzerreißenden Schrei; dann ist es wieder still, und die Gestalten huschen weiter. Es werden ihrer mehr und mehr. Ueberall sehen wir sie; wie Bluthunde durchstöbern sie jedweden Ort, den die Verwundeten zu ihrer Ruhestatt aufsuchten, durch Schluchten und Gräben, in den Wald und in die Felder, in Schutt und Trümmer dringen sie ein, und wehe denen, welche noch lebendig von ihnen gefunden werden. Wie die Hyäne aus ihrem Schlupfwinkel und der Geier aus den Lüften von dem Geruch des Blutes und der Leichen gelockt wird, also sie! —

Die Hyänen unserer Schlachtfelder.

Doch nein, schlimmer als sie; denn die Hyäne wagt sich nicht an den lebendigen Körper, der ihr, wenn auch nicht Mitleid, so doch Scheu einflößt. Jene aber nehmen den einen wie den andern als eine gute Beute hin. Sie rauben und plündern, was und wo sie es finden, und eine reiche Beute ist es, die ihr niederträchtiges Gewerbe einträgt.

Wir bemerken dabei Männer und Frauen; ein verworfenes Gesindel, das von dem Troß großer Armeen unzertrennlich ist und niemals ganz fern gehalten werden kann, deren Aufenthalt und Brutstätte sich in den Marketenderbuden, bei den Vorspann- und Bagagewagen und bei dem zu jeder Schurkerei bereitwilligen Lieferantenpöbel befindet. Es schließt sich ihnen an, was von weiterem Gesindel in der Gegend sich umhertreibt oder die Beute witternd, den Spuren des Heeres gefolgt ist.

Nach der Schlacht fluthen diese menschlichen Bestien plündernd und

mordend über das Feld, das ihnen meistentheils schutzlos preisgegeben ist. Denn wenn auch Patrouillen es durchstreifen, und Wachen ausgestellt werden, so sind Beide zu schwach, diesem Unwesen zu steuern. Hier verjagt, werfen sie sich um so ungestümer auf einen andern Platz, der ihrem Gewerbe einen ungestörten Fortgang erlaubt. Sie durchwühlen die Taschen der Gefallenen und Verwundeten, sie reißen ihnen ihre Kleidungsstücke von dem noch warmen Leib und nur zu bald, nachdem diese Bestien ihre Arbeit begonnen, liegen Hunderte von Leichen nackt auf der Erde.

Sie fragen nicht, ob ihre Opfer verwundet, sie reißen ihnen von dem zerschmetterten Fuß hohnlachend das Kleidungsstück, von dem geschwollenen Beine den Stiefel, und kehren sich nicht an den entsetzlichen Schmerzensschrei des Unglücklichen. Den noch Lebenden schneiden sie die Finger ab, um den Ring zu besitzen, der sie reizte; von dem zerschossenen Arm, über hervorragende Knochensplitter hinweg, zerren sie Mantel und Hemde; dem von Fieberfrost Geschüttelten rauben sie höhnend seine letzte Hülle und geben seine offenen Wunden der Kälte preis.

Wehe dem, der es versucht, ihnen zu widerstehen, oder dessen Hülfeschrei allzulaut die Nacht durchdringt. Diese Männer und Weiber führen scharfe Messer und Fäuste. Erbarmen wohnt bei ihnen nicht.

Wehe dem, dessen Auge sie offen finden, und dessen Blick allzufest auf ihnen haftet. Er würde sie wiedererkennen; es ist besser, daß er stumm wird.

Dort an dem Saume des Waldes liegt ein junger, schlanker Officier. Er ist am Haupt verwundet, nicht schwer, nur ein scharfer Streifschuß, aber er reichte hin, ihn bewußtlos nieder zu werfen. Man hielt ihn für todt.

Eine Megäre neigt sich über ihn. Sollte nicht dieses Bild der Schönheit und Jugend in dem Herzen des Weibes eines jener besseren Gefühle erwecken, welches mit der Rührung verwandt ist? Lächerlich!

„Hast auch daran glauben müssen, mein Söhnchen?" sagt die Hyäne. „Ja, ja — hier hilft es nichts, wenn man auch nett und fein ist. Laß sehen, ob Du werth bist ausgezogen zu werden."

Sie durchwühlt seine Kleider. „Das lohnt," schmunzelt die Hyäne. Ihre knöchernen Finger durchsuchen seine Brusttasche; der Schlag des Herzens, so matt er ist, kann ihr nicht entgehen.

„Lebst Du noch, Schätzchen?“ höhnt sie, und ein teuflisches Lächeln umzuckt ihren zahnlosen Mund. „Sei fein klug und halte stille, bis ich fertig.“

Der Arme ist nicht klug. Er erwacht und richtet einen langen Blick auf das Weib. Er fleht mit weicher Stimme, daß sie ihm helfe; er will sie belohnen.

Ehe er noch ausgesprochen, fühlt er in seinem Gesicht etwas kaltes, und dann durchzuckt ihn ein heftiger Schmerz. Ein spitzes Eisen wird in seine Augen gebohrt. Er ist blind! —

Die Hyäne plündert ihn vollends, und dann eilt sie weiter.

Es ist wahr was ich erzähle; der, welchem es begegnet, lebt noch heute. Dieses eine Beispiel möge für hundert andere gelten, denn ihrer viele könnten ihm beigezählt werden, handelte es sich bloß darum, Entsetzliches zu berichten. Lassen wir den Vorhang über das Schreckenvollste aller Nachtgemälde fallen, welches in der Geschichte der Menschheit seinen Schauplatz findet und auf aller Erde gespielt hat.

XI.

Der kommende Morgen.

O! dieser nächste Morgen! Hell und klar steigt auch an ihm die Sonne empor und gießt ihr Licht über die Todten und Lebendigen aus. Aber sie findet mehr der Erstern als der Letzteren. Welch gräßlicher Anblick inmitten dieser ruhigen Natur, die im Strahl des jungen Tages über das grause Werk der Menschen zu lächeln scheint. Ueberall Leichen. Auf den Straßen, in den Gräben, in Gebüschen, zwischen den wogenden Feldern, überall liegen Todte — —; zwischen Mauern, und hinter von Kugeln durchlöcherten Wänden, an den Wurzeln zersplitterter Bäume, in niedergebrannten Wohnungen, deren Bewohner ihre Keller und Zufluchtsstätten verlassen und verstörten Angesichtes an das Tageslicht treten, um von Hunger und Durst gepeinigt unter dem Schutte nach

Lebensmitteln zu wühlen. Bald werden sie zu einer andern Arbeit sich gezwungen sehen.

Die unglücklichen Verwundeten, welche noch immer zahlreich genug umherliegen, sind bleich, gelb, verstört. Diejenigen, welche schwer verwundet und verstümmelt sind, blicken stumpfsinnig umher. Ihre Sinne versagen ihnen ihren Dienst. Sie hören nicht mehr, wovon und was man zu ihnen spricht. Mit stieren Augen sehen sie zu ihren Rettern empor und zucken bei jeder leisen Berührung schmerzlich zusammen, denn wenn auch an der Grenze des Irrsinns, zeigen doch ihre Gefühlsorgane eine empfindliche Reizbarkeit. Andere zittern krampfhaft, wenn die Helfer nahen, ihr ganzes Nervensystem ist gestört, ihre offenen Wunden, welche bereits von einer bedrohlichen Entzündung ergriffen sind, verursachen ihnen wüthende Schmerzen. Sie verlangen zu sterben; sie wollen, daß man sie tödte. Ihr Antlitz ist verzerrt und ihre Glieder winden sich in entsetzlichen Krümmungen, welche den letzten Todeskämpfen vorangehen.

Der kommende Tag mindert die Schrecken nicht, er verleiht ihnen nur Licht, sie in einer verständnißvollen Klarheit zu übersehen.

Der Morgen auf einem Schlachtfeld ist für jedes menschliche Herz, welches sich seiner Gefühle nicht entschlug, eben so entsetzlich als es der einbrechende Abend war. Aber während die unbestimmten Schatten der Nacht den blutigen Gebilden nur eine halbe Gestaltung verliehen und von einer grauenhaften Unheimlichkeit befangen, wir dennoch bei der Hoffnung halten konnten, daß die Nacht unsere Sinne belüge, zerstreut die emporglühende Sonne mit den Nebeln des Morgens einen jeden unserer Zweifel. Da liegen die geplünderten, halb nackten Leichen, da krümmen sich noch immer Verwundete gleich zertretenen Würmern, und ihre zitternden Glieder suchen vergeblich gegen die Kälte des Morgens Schutz, indem sie sich an die Leiche eines Kameraden schmiegen, die kälter ist als sie. Da sehen wir immer noch die Hyänen und Geier des Schlachtfeldes ihre Arbeit mit schamloser Hast betreiben, fürchtend, daß ihnen die eine oder die andere Beute durch die Gräber entzogen werden könnte, welche man beginnt aufzuwerfen.

Ueber Thal und Höhe, über Todte und Sterbende, über die ganze

Summe der Vernichtung leuchtet die ewige Sonne mit demselben klaren und ruhigen Licht, mit dem sie über das wogende Kornfeld, die blumige Aue und den rauschenden Wald, über alle die Werke des Friedens und der menschlichen Glückseligkeit leuchtet.

Aber über diesem Felde des Todes tönt nicht der schmetternde Gesang der Lerche, welche den neugebornen Tag begrüßt, nicht das Gezwitscher lustiger Vögel macht den Wald lebendig, noch gehen fröhliche Landleute an ein gesegnetes Tagewerk.

Aus den Wipfeln der Bäume ertönt das widrige Geschrei der Aaskrähe; ihr schwarzes Gefieder stäubt empor, wenn sie ihre Sippschaft herbeiruft und ihr zukrächzt, daß ihrer eine gute Nahrung wartet. Sie singen das Todtenlied über die Leichen unter den Bäumen. Hungernde Hunde kommen aus zerstörten Dörfern und ihren Verstecken herbei und lecken das Blut von den Wunden derer, welche man alsbald verscharren wird.

Es eilen hierzu von allen Seiten Männer herbei. Sie haben das äußere Ansehen von Landleuten, aber die wenigsten von ihnen sind es. Es ist zumeist der Rest von jenem obdachlosen Gesindel, welches bei dem Heer eine Heimath suchte und das Schlachtfeld noch nicht gefunden hat; es werden ihnen beigesellt die Bewohner der Armenhäuser, der Hütten und Pennen, das gewerbsmäßige Vagabundenthum, die, welche am Abend den erbettelten und erstohlenen Erwerb des Tages in den Schenken verjubeln, um die Nacht hinter der Hecke oder unter dem Laub zu schlafen — —, sie alle werden von den Civil- und Militärgewalten auf- und zusammengetrieben und beginnen mit denen, welche das Schlachtfeld schon bevölkern, willig oder nicht, den Opfern der Schlacht die letzten Ruhestätten zu bereiten. Sie graben große und weite Gräber! — hier und da, wo es eben paßt. Hacke und Spaten rühren sich in rascher Thätigkeit.

Die umwohnenden Landbewohner, heißt es, haben das zu verrichten. Aber der bessere Theil derselben ist geflohen. Der Abschaum blieb.

Man nimmt zu ihm seine Zuflucht. Nur wenig ordentliche Leute findet man unter denen, welche dem gefallnen Soldaten den letzten Liebesdienst erweisen. Die Leichen werden von diesem luftigen und lustigen Gesindel, welches Todtenbeschauer, Grabebitter und Todtengräber alles zusammen in einer Person vereinigt, auf dem weiten Felde zusammen-

gelesen und in Haufen gesammelt. Für einen jeden solchen Haufen wird dann, wenn er groß genug ist, das Grab bereitet.

Eine weite Grube, meist nicht sehr tief, wie sie eben gegraben werden kann von Händen, die der Arbeit entwöhnt sind, und am wenigsten sie lieben, wenn sie ihnen aufgezwungen wird.

Da hinein werden die todten Soldaten geworfen. Kopfüber, kopfunter, darunter, darüber, wie es eben kommen mag. Oder man macht es sich bequemer, man schichtet die Haufen dieser todten Krieger aufeinander, man wirft Erde über sie, ein oder zwei Fuß nur, und sie sind bedeckt; es genügt. Mag der nächste Regen die karge Hülle hinweg spülen und die verwesten Leichname entblößen, was thut es? Mögen ihre verfaulenden Glieder schon nach wenig Tagen aus der dünnen Decke emporwachsen, wen kümmert es! —

Hier, dort und da wölben sich solche Hügel schnell über die Haufen der todten Soldaten. Sie sehen aus wie Hünengräber, aber nach ein paar Tagen werden sie einen eklen Anblick gewähren. Hinweg von ihnen! —

Es ist bei dem allen keine Poesie. Aber das Gesindel ersetzt sie durch den frischen Humor des Galgens. Es pfeift sich lustige Lieder; es macht seine pikanten Scherze; es befindet sich wohl dabei, und sein Verdienst ist immerhin kein schlechter. Die Hyänen lachen und tanzen wohl auch einmal um die Leichen und um die Gruben, ehe man sie zuwirft.

Da drunten liegen sie alle beisammen die Helden von Gestern: Freund und Feind, Jugend und Alter, es ist kein System bei diesem Bahrrecht; es ist eben eine flotte Arbeit, je kürzer und schneller — desto besser. —

Was noch nicht geplündert ist, wird vollends geplündert, und ob in manchem Körper, der in die Grube geworfen wird, noch etwas von Leben ist oder nicht, darum kümmert sich keiner. Es mag nicht zu selten vorkommen, daß trotz der augenscheinlichsten Lebenszeichen, welche solche Unglückliche von sich geben, sie doch in das gemeinsame Grab geworfen wurden.

Der Geschichten solcher, welche aus der haarsträubenden Gefahr des Lebendigbegrabenwerdens durch einen glücklichen Zufall gerettet wurden, giebt es viele, sie werden erzählt und wiedererzählt, und Jeder denkt dabei, wie schrecklich das ist.

Dafür aber etwas zu thun, nur jeder nach seiner Kraft, daß die Wiederholung solcher Vorkommnisse unmöglich werde, daran denkt nur selten Jemand.

Die Geschichte derer, welche sich gerettet sahen, kennt man; die aber von gewiß Hunderten, die nicht gerettet, sondern lebendig begraben wurden, sie kennt man nicht. Denn jene Soldatengräber sind zwar nicht tief, doch stumm genug sind sie, und hat man die paar Fuß Erde darüber geworfen, die man ihnen als karge Hülle gönnt, so hört es Niemand, wenn Einer von denen da unten wieder erwachen sollte.

Wenn in den ruhigen Zeiten der bürgerlichen Ordnung Einer stirbt, der nicht ganz vereinsamt und verlassen ist von Liebe, wie spricht sie da noch auf dem letzten, schweren Gang sich aus und ist bemüht, die stille Wohnung des Heimgegangenen zu schmücken. Das treue Auge der Mutter oder der Gattin netzen den frischen Grabhügel mit ihren Thränen und es ist der süßeste Trost ihrer heißen Schmerzen, zu ihm sich zu flüchten, an ihm zu weinen und denken zu können, daß der Schatten dessen, welcher darunter schläft, ihnen nahe ist.

Hier auf dem Schlachtfelde ist von dem allen nichts. Niemand kann daheim dem Vater und der Mutter sagen, wo ihr Kind verscharrt wurde, keine Gattin kann den Grabeshügel des Mannes ihrer Liebe mit Blumen schmücken oder an ihm weinen und beten. Sie liegen alle in den Gräbern, aber wo der Einzelne liegt, wer weiß das?

Nur einige Wenige sind es, denen treue Kameraden, dankbare Untergebene ein besonderes Grab unter einem es kennzeichnenden Baum oder am Saume eines Wäldchens bereiten. Sie flechten vielleicht noch ein Kreuz aus Weiden, es darauf zu pflanzen, und häufen Steine zu einem einfachen Denkmal auf. Zu ihm kann dann ferne Erinnerung, thränenreiche Liebe wallfahren und hat den einen Trost: zu wissen, wo der Todte ruht.

Es ist allerdings nicht möglich, daß nach einer Schlacht, wo Tausende mit möglichster Schnelle beerdigt werden müssen, ein jeglicher sein besonderes Grab erhalten kann. Es wäre thöricht, etwas dem Aehnliches im Ernste zu verlangen, und hieße eine sehr unverständige Ansicht äußern, wenn man an solche Begräbnisse den Maßstab friedlicher und geordneter Verhältnisse legen wollte.

Daß sie aber in ganz anderer, zweckmäßigerer und jedenfalls die

Todten mehr ehrender Weise vollbracht werden können, das ist andrerseits ebenso zweifellos. Es erforderte nur wenig, um bei diesen Massenbegräbnissen eine anständige Rücksicht walten zu lassen, die man dem todten Soldaten schuldet.

Es würde keine Schwierigkeiten finden in der Zeit des Krieges, wo es nur des Befehls dazu bedarf, auf jedem Schlachtfelde ein paar Acker Landes abzugrenzen, als Kirchhof zu weihen, die Gräber in geordneter Weise daselbst anzulegen und diesen Fleck Erde zu umfriedigen.

Er möge für so lange als geweihter Ort bestehen, als es noch Zeitgenossen giebt, die den gefallenen Kriegern eine theure Erinnerung bewahren. Solche Friedhöfe würden zu gleicher Zeit das geeignetste Monument bilden, welches das dankbare Vaterland seinen Helden und dem Gedächtnisse derselben zu errichten vermöchte und als Gegenstände frommer Pietät für so viele sehr bald diejenige Ausschmückung finden, um sie als edle Denkmäler großer nationaler Entscheidungstage erscheinen zu lassen.

Es wäre bei einiger Sorgfalt nicht zu schwierig, diese Leichen wenigstens in einer gewissen Weise zu ordnen, wie es bei der französischen Armee längst Gebrauch ist, wo man die zu einer Truppe gehörigen auch in ein Grab bettet. Die hervorragenden Männer, die Lieblinge der Soldaten, die großen Namen mögen in besonderen Gräbern die Mittelpunkte der Nationalgrabstätten schmücken. Noch weniger schwierig würde es sein, Feldgeistliche auf dem Schlachtfelde zurückzulassen, um die Gräber zu weihen und über die Todten das letzte Gebet zu sprechen. Die Feldgeistlichen, die ja nur zu dem Zwecke der Armee folgen, um die Ceremonien des Christenthums zu vollziehen, würden gern diese Sorge übernehmen und zugleich darüber wachen, daß bei den Beerdigungen die Pietät gegen die Todten nicht außer Obacht gelassen wird.

Es wurde zwar schon einmal erzählt, aber gerade an diesem Platz wollen wir es nochmals wiederholen: Die Union von Nord-Amerika errichtete nach ihrem letzten Kriege:

„41 Nationalkirchhöfe“,

welche für 249,339 auf dem Felde der Ehre gefallene Krieger zu letzten Ruhestätten dienten. Die Kosten der Entfernung der Leichen von den früheren und der Beisetzung auf diese Begräbnißstätten kommen nach einer Durchschnittsrechnung 2,324,085 Dollars zu stehen.

Zu gleicher Zeit würde aber durch die oben angedeuteten Maßregeln, von denen ich nicht zu sagen wüßte, welche ernste, nicht zu beseitigende Bedenken ihrer Ausführung entgegen stünden, ein anderer Zweck erreicht, der für die allgemeine Gesundheitspflege Bedeutung genug haben sollte, um schon längst diesen Begräbnissen Seitens der civilen Obrigkeiten eine ernstere Aufmerksamkeit zu schenken.

Denn in jenen Soldatengräbern schlummert nicht allein der Tod, er steigt auch aus ihnen empor. Für die leichtsinnige Sorglosigkeit, mit welcher eine theilnahmlose Schaar diese großen Gräber bereitete, den in sie geworfenen Leichen nur eine karge Decke Erde gönnend, für diese Sorglosigkeit rächen sich diese Leichen in einer oft furchtbaren Weise an den Menschen, welche in der Gegend wohnen, wo man an ihnen sündigte.

In diesen Gräbern gährt der Stoff tödtlicher Miasmen. Wenn die Sonne auf ihnen liegt, schwängern sie die Atmosphäre mit erstickenden Dünsten; weithin künden sie ihre Anwesenheit und verbreiten ihre verderblichen Spuren nach fernen Gegenden. Wenn der Regen über sie strömt und die dünne Erddecke abschwemmt, starren halbverweste Glieder wie warnende Gespenster aus ihnen empor. Ihre Nähe vergiftet Brunnen und Quellen. Die Rache der Gräber wird nur zu bald kund in tödtlichen Krankheiten, die sie über die Gegenden senden, welche ihre Todten so schlecht begruben. Das Ungeheuer giftiger Fieber steigt aus diesen Gräbern empor, verbindet sich mit seiner Freundin Cholera, breitet sich über ganze Provinzen aus, heftet sich an die Sohle der Armeen und von ihnen weiter getragen, tausend Opfer fordernd, fällt es mit gierigem Zahn über die Länder und Völker.

Der Mangel aller Vorsorge gegen die schädlichen Einflüsse, welche von dem Verwesungsprocesse einer so großen Anhäufung todter Körper unzertrennlich sind, ist die sichere Quelle der verheerenden Krankheiten, welche man noch heute im Gefolge großer Kriege findet.

Und wenn kein besseres Gefühl dabei vorwaltend sein sollte, so müßte schon aus diesen Gründen, aus den Gründen, welche in dem alltäglichen Egoismus, in der Selbsterhaltungslehre liegen, die auch in Kriegszeiten zu üben man auf gewissen Seiten niemals vergißt, so müßte deßhalb schon von allen Civilbehörden, die in dem Bereich des Schlachtfeldes sich finden, die eifrigste Sorgfalt auf jene Begräbnisse gewendet werden.

Wenn kein anderer Cultus zu ihrer Werthhaltung beitragen kann, so möge es denn der gemeine Cultus thun, welcher in der Liebe zum eigenen Leben seine reichsten Altäre erbaut.

Und ehe wir das Schlachtfeld verlassen, wann werden alle die begraben sein, welche es bedecken? — Wer kann es sagen? Die eifrigen Todtengräber thun das ihre; wenn sie bis zu einer gewissen Zeit nicht fertig sind, wird man sie bestrafen. Sie haben Eile. Aber sie können nicht gegen die Unmöglichkeit aufkommen.

Noch nach Tagen liegen hier überall unbegrabene Leichen umher. Sie verfaulen im Lichte der Sonne, der Grabwurm darf sie im Scheine des Tages verspeisen. Er wird sie aufessen, wenn auch nicht aus Liebe.

Nach Königgrätz fand man noch am **18. October** in dem Wald von Sadowa die Leichen von östreichischen Soldaten.

Noch am 8. Juli lagen 500 gefallene Pferde auf der Höhe von Chlum, unter sich manchen erschossenen Reitersmann.

Wenn über das alles die Wärme einer heißen Sommerluft brütet, so steigt ein leichter Dunst empor, welcher die Atmosphäre mit einem widerlichen Hauch sättigt. Ein feiner Nebel lagert auf einer Gegend, in welcher der Tod gesäet und gegraben wurde, um zu einer Saat zu reifen, die wiederum den Tod als Frucht tragen wird.

XII.

Auf der böhmischen Erde.

Sind wir zu Ende mit all diesen jammerbelasteten Schilderungen, mit dieser Summe von Elend? — Noch nicht, noch nicht! — — Noch bedarf das Gemälde seiner letzten Striche. Sie dürfen ihm nicht fehlen, denn gerade sie festigen seinen Character, sie stimmen es ab.

Und was auch gesagt werden wird, man tröste sich nicht damit, daß es unmöglich sei. Möglich ist alles, was die Vernunft zu denken vermag.

Wohl giebt es Stoffe, welche einen leicht zu entzündenden Geist dem Boden der Wirklichkeit entreißen. Der hier vorliegende ist aber mit Jammer und Noth so vollauf gesättigt, daß auch eine trunkene Phantasie die Wahrheit kaum übertreffen kann.

Diese Schrecken müssen indeß geschildert, müssen nochmals durchlebt werden, denn indem sie sich vor aller Augen bloß legen, erfüllen sie eine Mission. Der Sterberuf hülflos Verkommender, das Jammern der Verschmachtenden, der Schmerzensschrei Verstümmelter soll nicht abermals vergebens bis zu uns dringen.

Jeder Mutter Sohn ist jenen Schreckniſſen ausgesetzt; nicht Rang noch Stellung schützt gegen sie, und kann auch der Tod des Soldaten einen Jeden auf dem Schlachtfelde ereilen, stehe er hoch oder tief, können weder Liebe noch Sorgfalt dagegen schirmen, so können sie doch die Noth des Todes mildern und ihn oft genug abhalten, sich dessen ganz zu bemächtigen, auf welchen er sich bereits geworfen.

Es ist eine Thatsache, die von glaubwürdiger und wohlunterrichteter Seite bestätigt und verbürgt wird, daß von der Summe der in der letzten großen Schlacht als Gefallene bezeichneten oder an ihren Folgen Verstorbenen ein nicht geringer Procentsatz *verschmachtet* und daß ein doppelt so hoher an unzulänglicher oder *gänzlich mangelnder Pflege* zu Grunde gegangen ist. *Sie wären zu retten gewesen.* Ein solches Resultat erweckt das ernsteste Nachdenken; es kann nicht unberücksichtigt gelassen werden.

Ich entrolle nicht die grauenvollen Bilder, weil es mir Genugthuung gewährt, sie darzustellen; mein Herz ist tief bewegt, indem ich sie niederschreibe; ich schildere nicht Gräßliches um des Gräßlichen willen — es ist ein edleres Motiv, welches mich leitet und welches meine Gefühle und meine Erinnerung stark macht, den Blick auf alles das zu wenden, was hinter uns liegt. Wir sind noch nicht bei der Neige des Kelches, noch nicht. Aber er werde geleert!

Die Schlacht war geschlagen — — die Nacht lag auf dem Felde des Todes und der Schmerzen und der kommende Morgen goß seine Lichter über dasselbe aus.

In den Ambulancen und den schnell errichteten Feldlazarethen des

Siegers herrscht eine schreckliche Thätigkeit. Die Säge dringt knirschend in menschliche Knochen, das Messer durchschneidet zuckende Muskeln. Auf einem Raume von nur wenigen Stunden liegen Tausende von Schwerverwundeten, deren Zahl sich von Stunde zu Stunde mehrt, und harren, bis auch an sie die Reihe kommt, operirt und verbunden zu werden, und immer noch liegen eben so viele wimmernd hier — dort, in der Nähe des Schlachtfeldes und an Orten, wo man sie erst nach vielen Tagen und längst gestorben entdeckt.

In der Schlacht an der Alma dauerte der Kampf nur 4 Stunden, aber die durch das heftige Kartätschenfeuer gerissenen Wunden waren entsetzlich. Für den Transport der Verwundeten waren nicht mehr als 6 Bauerwagen aufzutreiben; beim Anbruch der finstern Nacht blieben die meisten Verwundeten auf dem Schlachtfelde, auf dem sie noch den folgenden Tag ohne jegliche Hülfe belassen werden mußten. Erst am **dritten** Tage gelang es, unter dem Beistand der hinzukommenden Flotte und der französischen Sanitäts-Bedienung, alle Verwundeten (Engländer und Russen), im Ganzen 75 Officiere und 1536 Soldaten, unter Dach zu bringen; der letzte Transport wurde erst gegen Abend ermöglicht.

Wie es bei Solferino war, hat Dunant eingehend geschildert. Es war auch dort gräßlich, ganz unglaublich gräßlich! — Und nach Königgrätz? — Wir werden sehen. —

Das menschliche Auge trifft hier auf Bilder, an welche es nicht ohne tiefes Grauen zurückzudenken vermag, und viele, welche aus inniger Barmherzigkeit ihre Hülfsleistungen freiwillig anboten, fühlten ihre Nerven von alle dem, dessen sie Zeuge waren, so erschüttert, daß sie sehr bald von ihrem Vorsatz abstehen mußten, während andere, welche ihre Natur zu bezwingen trachteten, das Opfer dieses unnatürlichen Kampfes wurden und in hitzige Fieber verfielen. Es taugt nicht jedes Auge, Dinge zu sehen, wie die Tage nach einer Schlacht sie hervorrufen. Nicht Jeder und Jede vermag es, Verwundete zu pflegen. Dieser Dienst erfordert feste Körper und gestählte Nerven, und doch auch wieder Seele und Herz.

Wer erklärt hierbei hinlänglich das Wunder der Frauennatur, welche sich für diese Pflege begeistert und während derselben eine so außerordentliche Leistungsfähigkeit entwickelt? — Es ist nur zu deuten durch die wundersame Elasticität, welche diese so reich begabte Natur auszeichnet und anscheinende Gegensätze durch die Harmonie jenes Zaubers verbindet, der in der vollendeten Weiblichkeit sein Ideal erreicht.

In den meisten dieser um und auf dem Schlachtfeld von Königgrätz schnell errichteten Ambulancen und Hospitäler fehlte es an Erquickungsmitteln aller Art. Es fehlte vor allem Wasser; denn alle vorhandenen Brunnen sind von den Bewohnern unbrauchbar gemacht worden. In der Umgegend dieses Schlachtfeldes ist weit und breit nichts aufzutreiben und obwohl von entfernten Orten Zufuhren erwartet werden, so ist es doch der Augenblick, welcher die Hülfe verlangt, die in den nächsten Stunden schon für Viele zu spät kommt. Wenn an eine jede Minute ein Menschenleben sich kettet, wiegen Minuten schwer. Das Innere aller Räume, die ein Dach tragen, ist von dem Dienste der Sanität in Anspruch genommen worden; alles, was an Wagen aufzutreiben oder bei der Armee entbehrlich ist, wird vorgezogen, um den Transport der Verwundeten nach den Hospitälern und aus ihnen ergiebiger zu bewirken, um vor allem mangelnde Hülfs- und Erquickungsmittel zu beschaffen. Die Straßen bedecken sich mit diesen Transporten. Officiere, Unterofficiere und Soldaten bilden ihre Ladung. Alle todmatt, von Blut, Staub und Schmutz bis zur Unkenntlichkeit entstellt, mit Wunden, für welche keine Hoffnung ist, Töne ausstoßend, die nichts menschliches an sich tragen. Und doch sind die, welche noch zu schreien vermögen, nicht die Beklagenswerthesten.

Viele dieser Verwundeten sterben unterwegs, viele andere auf dem Strohlager, auf welches sie sich in einem Winkel des überfüllten Hofes geworfen; — unbemerkt, still. Durch die Hitze und den Mangel an Wasser beginnen die Wunden schnell einen bösartigen Character anzunehmen, welcher der spät folgenden Operation die schlechteste Prognose stellt. Die Pyämie gewinnt ihren Boden; sie wird später die Hospitäler vergiften, denen sie zugetragen wird. Mephitische Dünste verpesten ringsumher die Luft. Wohin man auch blicken mag, findet man Ursache

Mängel zu beklagen, die doppelt schwer von den armen Elenden empfunden werden, welche dieselben mit ihrer Gesundheit, wenn nicht mit dem Leben bezahlen müssen.

Wunden, welche unter jedem andern Verhältniß unbedenklich erscheinen würden, machen jetzt schon eine Amputation nöthig, und diejenigen, bei welchen eine solche Anfangs wenig Bedenken erregt haben würde, vermögen sie jetzt nicht mehr zu überstehen. So sehr man auch bei dem allen Gelegenheit hat, die Kraft der menschlichen Natur und ihre Lebenszähigkeit zu bewundern, so erkennt man doch, daß diese wunderbare Kraft schnell zusammenbricht, wenn sie bis zu einem gewissen Punkt verbraucht wurde.

Wenn viele dieser Männer dereinst als Krüppel in ihre Heimath zurückkehren, die sie gesund und in der Blüthe ihrer Jugend verließen, was werden sie erzählen von erbarmungslosen Vorgängen, von schreiender Noth, in welche sie der grimmige Krieg geworfen hat!

Möchte einst die Genugthuung erworben werden, von letzten Beispielen zu reden, denen keine neuen zugezählt werden sollen.

Wir treffen überall nach den Tagen einer Schlacht auf dieselben Bilder des Jammers und des menschlichen Elendes in den abschreckendsten Gestaltungen. Ueberall: bei der Alma, vor und in den Mauern Sebastopols, bei der Tschernaja, bei Solferino und in Böhmen! —

Aber warum alles das erzählen? Warum diesen Thränen- und Schmerzensreichthum nochmals schildern, das kaum bestattete und **fast schon vergessene** Elend nochmals aus seinen zugeworfenen Gräbern emporrufen, daß es in seiner Nacktheit die **beruhigte Gegenwart** erschrecke?

Eben darum, damit es nicht ganz vergessen wird und damit diese „beruhigte Gegenwart" daran geht, in guter Zeit Hülfsmittel, sichere, für jeden Wechselfall des Krieges ausreichende Hülfsmittel der Abwehr zu schaffen.

Das Gedächtniß der Menschen ist der schwächste seiner Sinne. „O Herr, gedenke der Athenienser," ließ der Beherrscher Asiens sich alltäglich durch einen Sclaven zurufen, ehe er sich an sein üppiges Mahl setzte.

Ja: „gedenket der Athenienser!"

Warum die alten Wunden aufreißen? Die Thränen von neuem fließen lassen, die sich kaum trockneten? —

Darum, damit solche Wunden nicht abermals geschlagen, solche Thränen für solches Leid nicht abermals rinnen müssen.

Warum mit einem anscheinenden Behagen Vorgänge erzählen, die zwar verzweifelt, aber vielleicht **unabweisbar** mit dem Kriege verbunden sind? —

Eben deßhalb! Sie sind nicht **unabweisbar** mit ihm verbunden. Verwundete und Todte wird es freilich im Gefolge des Krieges immer geben, doch das Loos der Ersteren zu sichern und zu lindern, von ihnen zu retten, was zu retten möglich ist, ihre Lage mild zu gestalten, das alles ist nicht **unmöglich**.

Damit man mit Eifer die Mittel für diesen Zweck sucht, damit die oft schon ausgesprochenen Wünsche nicht abermals nur „**fromme Wünsche**" bleiben, sondern verwirklicht werden, damit man nicht hier oder da sich in dem Glauben einwiegt, daß alles sei wie es sein solle, auf daß es wirklich besser werde, deßhalb diese Schilderung von dem, was gewesen ist, unzweifelhaft gewesen ist.

Wenden wir uns den Tagen zu, welche der Schlacht bei Königgrätz folgten. Verlassen wir den Boden der **Allgemeinheit**, auf dem wir uns aus guten Gründen bewegten, und blicken wir unmittelbaren Vorgängen ins Auge. —

Das preußische Sanitätswesen steht offenbar auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit, und doch! — — es war nicht im Stande, allen den hier geschilderten und noch zu schildernden Vorgängen zu begegnen. Für die engbegrenzten Verhältnisse des schleswigschen Krieges genügte es vollkommen; wie es auf den böhmischen Schlachtfeldern war, haben wir theils bereits gesehen, theils werden wir es sehen.

Auch dieses preußische System wird gestehen müssen, daß seine Anstalten noch nicht diejenige Vollkommenheit besitzen, um sich jeder Lage gewachsen zu fühlen.

Es ist gut das zu erkennen, denn der ehrliche Fortschritt hat keinen liebloseren Gegner, als ein überschätzendes Selbstvertrauen.

Als einst vom Fuß des tauriſchen Gebirges bis in das Herz von London, von den Ufern des ſchwarzen Meeres bis zu der von der atlantiſchen Welle beſpülten Küſte Britanniens ein Nothſchrei gehört wurde, ſo ſchneidend, daß er in jedem engliſchen Ohr wiederhallte, wurden alle Schichten der bürgerlichen Geſellſchaft erregt und es entſpann ſich ein von den edelſten Leidenſchaften durchglühter Kampf gegen die Schäden und die Nachtheile, welche eine jämmerliche Verwaltung, eine noch ſchamloſere Verpflegung hervorgerufen hatten.

Florence Nithingale, welche mit der Weichheit und Milde des Frauenherzens den Muth und die Energie einer männlichen Seele verband, eilte, begleitet von einer auserleſenen Schaar von Gehülfen und Gehülfinnen, auf jene Punkte, deren Noth eine ſo maßloſe, unfaßliche geworden war. Sie unterſuchte, ſie berichtete, ſie fand die Urſachen des Elendes und die Mittel ſeiner Abhülfe, ſie wurde die Retterin vieler Tauſender. —

Wir haben dem, wenn auch unter anderen Verhältniſſen und namentlich **anderen Vorausſetzungen** und in anderer Weiſe, ſo doch etwas ähnliches an die Seite zu ſtellen.

Es iſt nicht nur das Schlimme und Beklagenswerthe, welches ſeiner Wiederholung nicht müde wird: auch den Erſcheinungen des Edlen und Bedeutenden begegnen wir von Zeit zu Zeit in gleicher Weiſe.

Unmittelbar nachdem die Schlacht bei Königgrätz geſchlagen worden war, drangen nach Sachſen die Gerüchte von der grenzenloſen Noth, welche in der Umgebung des Schlachtfeldes herrſchte. Die Schilderungen mögen damals übertrieben erſchienen ſein, ſie ſtanden, wie die Folge lehrte, unter der Wirklichkeit. Aber keine zuverläſſige Kunde, keine oder nur falſche Nachrichten erreichten die beklagenswerthen Angehörigen derer, welche dort gekämpft hatten, und die alle Qualen des Zweifels und der Ungewißheit erduldeten. Der Zuſtand, in welchem die Verwundeten in Sachſen anlangten, bezeichnete genügend, daß an der Quelle des Unglücks ein bedeutender Mangel an Hülfe herrſchen müſſe.

Da entſchloß ſich eine Dame, Frau Simon, nach dem Schlachtfeld zu reiſen. Auch ihr Name hat ſich mit Ehren geſchmückt; in viele Herzen gegraben, ſchwebt er auf vielen Lippen.

Sie war bereits ſeit dem Ausbruch des Krieges in Dresdner Hoſpitälern thätig, und hatte ſchon dort geholfen, die Beſtürzung und den un-

beschreiblichen Wirrwarr der ersten Organisation zu beschwören. Den Mangel an Unterordnung, welcher die Kräfte zersplitterte und der Privatwohlthätigkeit keinen Anknüpfungspunkt bot, verstand sie zu beseitigen; man ahnte, daß sie eine deutsche Nithingale sei. Sie erbot sich, die Reise nach den böhmischen Schlachtfeldern und in die so schrecklich geschilderten Hospitäler anzutreten, und mit Dankbarkeit wurde dieses Erbieten von dem in allen seinen Maßregeln so umsichtigen internationalen Verein angenommen. Mit Empfehlungen ausgestattet, ging sie starken Muthes einer bewegten, erfahrungsreichen Zukunft entgegen.

Zu gleicher Zeit sandte auch die bestellte Civil-Regierung einen tüchtigen und bewährten Arzt, Herrn Dr. Brauer, nach jenen Plätzen, mit dem Auftrag, zu helfen und jedenfalls nach dem Augenschein über die Lage zu berichten.

Der Mann und die Frau gingen ein jedes seinen Pfad und *schwer ist er gewesen*. Was Beide leisteten, das wissen die, denen sie in der äußersten Noth nahe traten, die, denen sie wenigstens die Augen zudrücken durften, deren letzte Wünsche sie erfüllten, deren Grüße an Weib und Kind sie der Heimath zutragen konnten; das wissen jene Hunderte, welche sie retteten; sie wissen es, jene Verpflegungsorgane, denen sie helfend und berathend zur Seite standen.

Wenn man wissen will, was ein entschlossener Wille, eine bewundernswerthe Energie, was wahrhafter Christenmuth ist, dann forsche man nach den Thaten jener merkwürdigen Frau. An Bequemlichkeiten aller Art gewöhnt, scheute sie weder die Schwierigkeiten einer oft gefahrvollen Thätigkeit, noch die Drangsale eines bei Tag und bei Nacht rastlosen Lebens. Sie weilte wochenlang in Gegenden, deren Luft vergiftet war, an Orten, welche nur entsetzliche Scenen belebten. Sie ertrug den Mangel und alle Beschwerden, die das Kriegsleben unter einer feindlich gesinnten Bevölkerung in einer verwüsteten Gegend birgt. Wochenlang fand sie kaum Zeit, ihre Kleider zu wechseln; sie verrichtete in der einen Stunde die Arbeiten einer Magd mit der Demuth einer barmherzigen Schwester, um in der andern Stunde als Commandant einen Transport zu befehligen oder einen säumigen Beamten mit Vorwürfen zu belasten. Sie war bei allem von Gott gesegnet. Man suchte bald ihren Rath und ihre Hülfe; von der Aufmerksamkeit, die man ihr erwies, ging man zur Hochachtung über. Der Säumige fürchtete ihre Nähe, welche der Hülfs-

bedürftige erflehte. Sie war in der That in diesen Hospitälern eine Erscheinung, die der Geschichte jener denkwürdigen Tage angehört und ohne sie nicht gedacht werden kann.

Was ich großentheils unmittelbar über jene Verhältnisse schreiben werde, danke ich den freundlichen Mittheilungen der genannten Dame und des Herrn Dr. Brauer. Beide haben mir erlaubt über das, was ihre Gedenkbücher enthalten, zu berichten.

Königinhof war die letzte Station vor Königgrätz, bis wohin die Bahn in jenen Tagen noch fahrbar war. Auf diesem Bahnhof begann die Ahnung dessen lebendig zu werden, was weiter kommen würde. Die nur geringe Räumlichkeit desselben hatten mehrere Hundert Verwundete inne. Sie lagen überall, auf dem Perron, in den Hallen, auf Steinen und auf der Erde, zumeist nur nothdürftig verbunden. Sie sollten von hier aus weiter transportirt werden, denn Königinhof war bereits so überfüllt mit Verwundeten aller Art, daß es innerhalb seiner keinen unbelegten Raum gab.

Dirigent dieser Station war ein Stabsarzt, Herr v. S.. Obwohl er mit großer Energie und vielem Tact seine schwere Stellung behauptete, fehlte es ihm doch an allem, um ihr zu genügen. Ohne Stützen, ja ohne Aerzte, ohne Pfleger und Pflegerinnen, ohne Arznei und Geschirr konnte er diesen Hunderten von Verwundeten kaum die nothdürftigste Hülfe angedeihen lassen. Jammervolle Lage, mit der Pflicht und dem Willen zu helfen unter dem hülfsbedürftigen Elend sich zu befinden, und doch nicht helfen zu können! Es wurde zu gleicher Zeit in Königinhof und später in Turnau ein Depot für alle Hospitäler des Kriegsschauplatzes errichtet. Herr v. B. war Mitvorstand desselben und zeichnete sich durch die liebevolle Sorgsamkeit aus, mit welcher er den Kranken begegnete. Aber auch seine Stellung war eine unendlich schwierige, denn auch ihm fehlte jede Unterstützung, um seiner bedeutenden Aufgabe eine entsprechende Lösung zu gewähren. Es mangelte zunächst an Menschenhänden und Localitäten, die großen Vorräthe unterzubringen, die sich von Stunde zu Stunde häuften. Denn Wagen auf Wagen kamen mit ihnen beladen und brachten Lebensmittel, Wäsche, Erquickungen und Verbandzeug in großer Menge. Doch, was damit beginnen, wie es weiter schaffen? — Es gab nicht einmal Hände für das Abladen, geschweige denn für das Sortiren, das Umpacken, das Weitersenden. Es fehlte an allem!

Ein Verkehr, wie er damals in Königinhof stattfand, hätte Hunderte von eifrigen Beamten erfordert. Es ist nicht genug, daß man das Nöthige nach irgend einem Punkte dirigirt, man muß auch diesen Punkt mit Hülfskräften versehen, die das Gesandte verwendbar machen, sonst ist es eben für Niemanden vorhanden.

Das nächste Spital, welches von hier aus zu versorgen war, lag 2, das weiteste 6 Meilen entfernt.

Frau Simon half mit rascher Thätigkeit, so viel sie konnte, und war namentlich besorgt, die auf dem Bahnhof ohne Schutz lagernden Verwundeten in eben angekommenen leeren Eisenbahnwagen unterzubringen. Da traf sie die Nachricht, daß in Horenewos die Noth groß sei. In Begleitung eines Civilarztes, der seine Hülfe freiwillig angeboten hatte, des Dr. F., bestieg sie einen Leiterwagen, der eben einen Transport Verwundeter von dort gebracht hatte und dahin zurückkehrte.

Spät Abends, es war am 7. Juli, mithin 4 Tage nach der Schlacht, kamen sie in Horenewos an. Hier waren sie auf dem Boden des blutigen Schlachtfeldes. Seine Schrecken stiegen rings um sie empor. Der erste Eindruck war erstarrend. Hart an dem Orte befindet sich ein Kirchhof; längs seiner halbzertrümmerten Mauer lag **unbegraben** Leiche an Leiche, von denen ein unleidlicher Verwesungsgeruch ausströmte. Ein Schloß steht inmitten des Ortes. Es war jetzt nur noch der Wohnsitz des blutigen Jammers in menschlicher Gestaltung.

Dorf und Schloß waren von seinen Bewohnern verlassen und boten das traurige Bild einer gänzlichen Zerstörung aller inneren Räume, aber trotzdem waren sie alle, alle von der untersten Treppenstufe bis zu dem Dache mit hülflosen Verwundeten angefüllt. Auf dem Schloß und in dem Orte befanden sich ihrer Sechshundert! — Nicht der kleinste Raum war frei gelassen, und doch war im vollsten Sinne des Wortes hier für sie alle nichts vorhanden, nichts zu erlangen. Keine Erquickung, keine Hülfe, keine Labung; nicht für Bitten, nicht für schweres Geld — — nicht einmal ein Stück Licht. Alles war in ein unheimliches Dunkel gehüllt, aus welchem nur die Jammerlaute der Unglücklichen, ihr Stöhnen und das Röcheln Verscheidender gehört wurden.

Die sächsische Frau hatte verschiedenes mitgebracht, von dem sie glaubte damit helfen zu können. Nur an Beleuchtung hatte sie nicht gedacht, und doch war es hier das Nöthigste. Es war unmöglich, umgeben von Finster-

niß, sich auf dem vom Blute schlüpfrigen Boden zu bewegen. Sie suchte das Pfarrhaus auf und fand es zerstört wie das Uebrige. Aber auch hier zwischen den Ruinen die stummen Seufzer und die schmerzlichen Klagen der Verschmachtenden.

Der Pfarrer selbst hatte keinen Platz, sein Haupt nieder zu legen; auch er verzweifelte, im Angesicht solchen Elendes sich hülflos zu wissen. Ein preußischer Stabsarzt war vor wenigen Stunden angekommen. Er konnte nur die Gefühle der Uebrigen theilen, denn auch er hatte nicht daran gedacht, Licht bei sich zu führen. Der Morgen mußte abgewartet werden. Wie lange mochte die Nacht währen, ehe er kam; wie manches hoffnungerfüllte Auge ist da noch gebrochen! Ueberall während ihres langsamen Verlaufes ohnmächtige Hülferufe, und nirgends die Möglichkeit ihnen zu genügen.

Endlich tagte der Morgen. Frau Simon eilt in das Dorf; sie findet zwei Einwohner, welche sich dem Schutt ihrer Häuser entwunden haben. Erschreckt wollen sie fliehen. Sie hören sich in ihrer Muttersprache angeredet; die bekannten Laute erwecken ihnen Vertrauen. Sie bleiben, und versprechen die umherliegenden, in Fäulniß übergehenden Leichen zu begraben. Sie wollen versuchen, zu ihrer Unterstützung noch einige der entflohenen Bewohner aufzutreiben.

Aus dem Innern der kleinen Dorfkirche dringen dieselben klagenden Töne, welche in dieser Gegend die Stelle jedes anderen Lebenszeichens einnehmen. Treten wir ein! — Es liegen da auf den harten kalten Steinen des Bodens gegen hundert schwerverwundete, verstümmelte Menschen; ihre Gesichter spielen in allen Farben; dem Wahnsinn nahe, jammern sie in fast unverständlichen Lauten nach Wasser.

Aller Hülfe bar, war es ihnen seit Tagen nur kärglich zugemessen und mangelhaft gereicht worden. Niemand war vorhanden, der sie pflegte. Es ist ein verzweiflungsvoller Anblick, bei dessen Erinnerung das Herz stockt.

Es gab im ganzen Orte nicht ein Geschirr, noch sonst etwas, worin man hätte kochen können.

Die Sachsin führte Chocolade und Fleischextract bei sich. Das wurde wenigstens einstweilen unter die Verschmachtenden vertheilt, um sie zu erquicken.

Die böhmischen Bauern hatten indessen Wort gehalten. Es kehrten

einige Bewohner des Dorfes zu ihren Hütten zurück und fanden sich bereit, Dienste zu leisten. Endlich kamen im Laufe des Tages einige Diaconissen, die sich mit Hülfsmitteln versehen zeigten, und es wurde wenigstens ein Zustand herbeigeführt, der, so schlimm er auch immerhin sein mochte, doch im Vergleich zu dem vorhergehenden erträglich genannt werden konnte.

Um Geschirre zu schaffen, wurden die Feldkessel, die hier und da verstreut umherlagen, zusammengesucht. Die Gestorbenen und Gefallenen hatten zum Theil noch ihre Tornister bei sich; selbst die Plünderer und Diebe des Schlachtfeldes schienen diese Höhle des Elendes noch nicht aufgefunden zu haben. O, doch — —, wenn Niemand sonst, sie waren hier gewesen, denn in den wenigsten dieser Tornister fand sich noch etwas Wäsche, um für die noch Lebenden verwendet zu werden. Mehr und mehr füllte sich das Dorf mit den Bewohnern, welche zitterten und beteten, als sie das Elend sahen, welches unter ihren Dächern eingezogen war. Es wurde denen Schutz und Belohnung zugesagt, die zuerst Vieh und Lebensmittel herbeischaffen würden. Wer dem Hospitale diente, sollte frei von jeder Requisition bleiben. Die Verhältnisse gestalteten sich zwar besser, von Königinhof traf Wagen auf Wagen mit Vorräthen ein, — aber immer noch fehlte es an Händen, an Helfern — immer noch war die Noth entsetzlich. —

Indeß hier begann wenigstens das Werk der Hülfe, an anderen Orten war es vielleicht noch weit entfernt. Frau Simon hatte keine Ruhe. Sie wollte ihre Landsleute aufsuchen, denn wie mochte es wohl um diese stehen? Sie hatte ein Fuhrwerk aufgetrieben und eilte dahin, wo sie erzählen hörte, daß Sachsen ohne Hülfe verschmachteten. Eine andere sächsische Dame, die sie begleitet hatte, blieb in Horenewos zurück.

Und wie war es in Sweti, in Prim, in Problus, Hradeck und in Nechanitz? — Wie in Pardubitz, wo, als es die ersten Preußen besetzten, über tausend Schwerverwundete, Operirte und Amputirte umher lagen, theils sterbend, theils schon gestorben, Leichen zwischen Verscheidenden und solchen, welche ihr Ende ersehnten. Viele nur in blutigen Hemden, daß man nicht einmal wissen konnte, welches Landes Kinder sie waren. Alle die, welche noch die Spuren von Leben in sich

trugen, schreiend nach Wasser und Brod, sich krümmend unter den Schmerzen ihrer Wunden, und um den Tod, gleichwie um eine Wohlthat, flehend! —

Die Noth war in den ersten Tagen in den meisten Orten groß. Schildert man das Eine, so hat man das Andere einbegriffen. Auf jedem Schritt ein neuer Moment, aber nicht minder ergreifend als der, von dem man so eben geflohen war. Der Schrecken schien hier eine Geburtsstätte zu besitzen, welcher er in immer neuer Gestalt sich entwand, das Haupt der Gorgone, dessen Anblick erstarrt.

Am 8. Juli kam Herr Dr. Brauer nach Rosnitz. Er fand es hier wie seine Genossin es in Horenewos gefunden hatte. Ganz unaussprechlich jammervoll und entsetzlich!

„Rosnitz," so schreibt er darüber in seinen Briefen, „Rosnitz, dieser Ort, der nie aus meinem Gedächtniß schwinden, und dessen Bild bis in meine Sterbestunde vor meiner Seele stehen wird, Rosnitz, wohin ich **am 6. Tage** nach der mörderischen Schlacht von den Johannitern geschickt wurde, und wo das größte Elend, welches sich menschliche Einbildungskraft vorzustellen vermag, noch an diesem Tage herrschte. Ich fand daselbst unsern R..... mit etwa 650 Verwundeten, welche in elenden Scheunen und Ställen, ohne Verpflegung, mitten unter Todten und Halbtodten, theilweise seit Tagen in ihrem eignen Kothe lagen. Hier war es, wo ich, nach Errichtung des Grabhügels des gefallenen Oberstlieutenant v. F., so von Schmerz überwältigt wurde, daß ich eine Stunde lang die heißesten Thränen vergoß und mich trotz des Aufwandes meiner ganzen moralischen Kraft kaum zu fassen vermochte. Obgleich ich als Arzt gewohnt bin, menschliches Elend in allerlei Gestalt zu erblicken, und in der Ausübung meines Berufes es lernte, den Jammer der gequälten menschlichen Natur zu ertragen, so entquollen doch in der That hier meinen Augen unaufhaltsame Thränen. Hier in Rosnitz war es, wo ich am zweiten Tage, als ich erkannte, daß unsere Kräfte solchem Elende nicht gewachsen seien, den Muth verlor und zu verbinden aufhörte. „Lassen wir sterben, was sterben will," sagte ich, „und retten wir die

noch Lebenden.“ Ich mußte, wenn nicht bald weitere Hülfe erschiene, den Ausbruch heftiger Lazarethfieber voraussetzen, welche Viele der weniger schwer Verwundeten hinweg gerafft haben würden. Ich bin stolz auf den Gedanken, aus diesem Ort einige sechzig Sachsen fortgeschafft zu haben. Ich durchwanderte später den ganzen Kriegsschauplatz. Das schrecklichste Elend ist in Rosnitz gewesen.“

Ich ergänze das Schreiben des Herrn Doctors durch die weiteren Notizen, die er mir hierüber gewährte.

Alle Räume des Ortes waren überfüllt, im eigentlichsten Sinn des Wortes überhäuft mit sächsischen und östreichischen Verwundeten, Sterbenden und schon Gestorbenen.

Es waren über **Sechshundert**, darunter 31 Officiere. Von den fünf sächsischen Officieren, die sich dabei befanden, sind vier nicht allein an ihren Wunden, als vielmehr wegen der mangelnden Pflege dem gefundenen Schicksal erlegen. Nur Einer ist übrig, von jenen Drangsalen zu erzählen.

Diese Sechshundert sahen sich von allen verlassen. Von Menschen waren sie es, sie glaubten auch, es von Gott zu sein. Ein einziger östreichischer Arzt, der freiwillig zurückgeblieben war, befand sich bei ihnen.

Ein einziger Arzt ohne alle Hülfsmittel, ohne Verbandzeug, ohne Instrumente, ohne alles —— sechshundert schwerverwundeten Männern gegenüber! —

Aus allen den Räumen, aus den Gehöften, von den Steinplatten der Hausfluren, aus Scheunen und Ställen tönten Geschrei, Flüche, Lästerworte — dann wieder unterdrücktes Stöhnen, ein letztes Röcheln —— hier und da ein Gebet!.

In welchem Zustand waren alle die Männer!

Es ist unmöglich, das mit Wahrheit zu schildern. An den noch immer offenen Wunden saugten Mücken, mit denen sie bedeckt waren; in Fieber funkelnde Blicke irrten forschend umher und suchten nach irgend einer Hülfe, nach Labung, nach Wasser, nach Brod! — Mantel, Hemd, Fleisch und Blut bildeten bei den meisten eine widerliche Mischung. Würmer begannen sich darin zu erzeugen und einzufressen. Ein abscheulicher Geruch erfüllte jeglichen Raum. Alle diese Soldaten lagen auf der nackten Erde. Nur wenige fanden etwas Stroh, auf welches sie ihren

elenden, verstümmelten Körper betten konnten. Einige, welche nur den lehmigen, durchweichten Boden unter sich hatten, sind in dem Schlamme desselben halb versunken; sie vermögen nicht, sich aus ihm empor zu winden; andere liegen in einer Pfütze greulichen Schmutzes, welchen zu beschreiben jede Feder sich sträuben wird.

In den Stuben, in welchen nothdürftig Verbundene in halb bewußtlosem Zustand sich auf der Diele wälzen, steht neben ihnen auf der einen Seite ihr Czako und bildet ihren Nachtstuhl, auf der andern der Feldkessel, welcher ihr Uringlas ist! —

Es war so! — — ich erzähle keine Mährchen, ich würde für sie wenigstens eine anmuthigere Gestalt wählen.

Bei fast allen diesen handelt es sich zumeist nicht mehr darum, sie zu operiren oder zu amputiren, sondern einfach darum, diesen an Hunger und Durst sterbenden Leuten zu essen und zu trinken zu geben, dann ihre Wunden zu verbinden, und ihre blutenden, von Ungeziefer und Schmutz bedeckten Körper zu reinigen. Haben sie nach dem noch Kraft für das Weitere, möge man daran gehen, es mit ihnen vorzunehmen.

Jetzt steht an einem jeden Herzen der Tod des Verschmachtens. Nach Wasser seufzen, nach Wasser rufen die, welche noch eines Lautes und eines Gefühles mächtig sind. Es sind in den Tagen seit der Schlacht preußische Corps hindurch marschirt. Es war für sie nicht Zeit, sich mit den Verwundeten zu beschäftigen, aber die Truppenärzte hatten doch, so weit es die drängende Eile gestattete, einige der schlimmsten Wunden verbunden. Aber was unbegreiflich ist, sie hatten auch, gleichsam im Vorübergehen, einige Amputationen vorgenommen. In der That: sie hatten **amputirt** und wußten doch, daß sie die Unglücklichen ohne Pflege, ohne alle Wartung zurücklassen mußten!

Befinden wir uns wirklich in der Mitte des 19. Jahrhunderts?

„Es kann in der Hölle nicht gräßlicher sein," stöhnte einer jener Operirten, als er einen Augenblick Besinnung gewonnen hatte. —

Ist es nicht, als würden hier Ereignisse geschildert, wie sie einst dem Boden einer barbarischen Zeit entsprossen sind? Vorgänge, welche die harten grausamen Tage einer grauen Vergangenheit mit Widerstreben der Bildung, den milden Sitten, den weichen Gewohnheiten unseres Jahrhunderts erzählen.

Wer zuerst in die stinkende, ekelerregende Atmosphäre jener Räume tritt, die von Hospitälern nichts besitzen, als nur die Verwundeten, schaudert zurück vor dieser heißen, verdorbenen Luft, in welche ein Haufen lebendig verfaulender Körper seine widrigen Ausdünstungen sendet. Das unaufhörliche Wimmern und Klagegeschrei der von Schmerzen Zerrissenen beugt den Muth auch der entschlossensten Soldaten, welche sich freiwillig finden, um zu helfen und zu pflegen. Alles das erregt die Gefühle und die Einbildungskraft in so hohem Grade, daß sie, welche alle Schrecken der Schlacht als tapfere Männer bestanden, die, vor denen sie jetzt stehen, nicht zu ertragen vermögen.

Wer hier helfen will, darf nicht mit Ekel behaftet sein. Die Beschwerden einer solchen Pflege erfordern die höchste Selbstverleugnung.

Erst am 11. Juli kam eine preußische Ambulance nach Rosnitz, um zu sehen, ob hier etwas zu thun sei.

Bis dahin blieben alle jene Verwundeten nur der Hülfe zweier Aerzte überantwortet, die zwar selbst aller Hülfsmittel ermangelten, aber bis zur gänzlichen Erschöpfung ihrer Kräfte sich thätig zeigten, zu helfen, so weit sie es vermochten.

Herr Dr. Brauer setzte später seine Wanderungen in den Hospitälern des Schlachtfeldes fort und theilt in seinen Briefen noch viel des Interessanten mit. Wählen wir aus dem reichen Stoff noch einiges aus. So erzählt er, daß noch am 7. Juli Abends 5 Uhr Bauern zwei schwerverwundete östreichische Soldaten nach Horsitz brachten, die sie noch **an diesem Tage** auf dem Schlachtfelde gefunden hatten. Dem Einen war der Unter-, dem Andern der Oberschenkel zerschmettert; sie hingen nur noch an wenigen verfaulten Hautfetzen am Körper. Beide Männer waren **nicht verbunden**, beide hatten seit dem Schlachttage weder Wasser, noch Brod erhalten und doch: **Beide waren noch bei voller Besinnung.**

In Hradeck wurden die Sachsen von einem östreichischen Regiments- und einem Oberarzt behandelt, welche aber ohne Krankenwärter dorthin gekommen waren. Den Dienst derselben versahen gemiethete, nur böhmisch sprechende, ungeschickte Bauern, deren Zuverlässigkeit sehr zweifel-

haft war. „Ich habe", sagt Dr. Brauer, „gesehen, wie sie Kranke transportirten, und es wurde mir Angst dabei. Die Frau eines hier schwer verwundet liegenden Jägers aus Dresden pflegt seit Wochen speciell unsre Sachsen und wacht die Nächte durch an dem Lager der Sterbenden. Es liegen hier einige 60 Verwundete, wovon 6 Officiere, durchweg schwere Kranke. Fast alle sind so hülflos, daß es erforderlich wäre, an eines jeden Lager einen besondern Krankenwärter zu stellen. Sehr viele ringen seit Wochen mit dem Tode, und er allein ist bei einigen der einzig denkbare Ausgang: die Erlösung. An Sachsen befinden sich 16 Mann und 2 Officiere hier. Keiner von den kranken Officieren hatte einen Diener, und da sie täglich in den Garten getragen werden sollten, dieß aber viele Menschenkräfte erforderte, so stellte Herr Dr. Brauer seinen eigenen Diener zur Verfügung, der damit begann, die von den kranken Officieren bewohnten Räume zu reinigen. Bei einem dieser Herren leistete der von nur zu gerechten Besorgnissen herbeigeführte hochgestellte Vater desselben am Krankenlager des Sohnes die niedrigsten Wärterdienste. Er hatte dadurch wenigstens die Freude, ihn zu erhalten.

Während bei den Preußen an Wärterpersonal Ueberfluß herrschte, fehlte es bei den Oestreichern aller Orten."

Wir kommen später noch auf diese Momente zurück; sie sind aus den Tagen, in denen die Preußen den Rückmarsch antraten und ihre Hospitäler den Oestreichern übergaben.

Ein andermal schreibt Dr. Brauer:

„In dem Lazareth von Horenewos liegen noch etwa 80 Mann, alles Schwerverwundete. Schußfracturen der unteren Extremitäten und Amputirte. Es waren 12 Officiere da, aber sechs von ihnen sind bereits gestorben. Sie liegen in den Zimmern des Schlosses, in großen Räumen der Brauerei und in Lagerzelten der Johanniter. Zum großen Theil hatten sie keine Bettstellen, während in Hradeck unter meinem Fenster eine Menge leere Bettstellen standen. Dieser Mangel wurde durch meine Intervention beseitigt und eine gleichmäßigere Vertheilung von Gegenständen herbeigeführt, an denen in Folge nicht richtiger Dispositionen an dem einen Ort Ueberfluß herrschte, während sie an einem anderen gänzlich fehlten, der wiederum das in Fülle besaß, was jenem mangelte.

Wenn man verschiedene Hospitäler besucht, vermag man in dieser Hinsicht vieles zu nützen.

Frau Simon, welche das Lazareth in Horenewos fleißig besucht, wird dort sehr geliebt; sie heißt „die Lazarethmutter".

Auf meiner Fahrt über Chlum nach Wsestar erkannte ich an der Menge der an der Straße liegenden frischen Gräber, daß dort nachträglich viele noch gestorben. Die Cholera hatte hier gehaust und ihre Opfer gefordert. Der letzte dort befindliche Sachse war inzwischen auch gestorben. Von den vielen östreichischen Officieren waren noch zwei übrig, welchen ich durch mein Erscheinen große Freude verursachte. Sie waren glücklich in dem Bewußtsein, daß man nicht aufhören werde, ihnen auch aus weiter Ferne (Dresden, internationaler Verein) Hülfe zuzusenden. Die beiden Herren versicherten mich, daß, wenn nicht Frau Simon und Graf S. (Johanniter) sie unterstützt hätten, sie sicherlich umgekommen, verhungert, wären.

Aus Neu-Bidsow hatten wir einen Transport von 5 Schwerverwundeten nach Schloß Hradeck zu bewerkstelligen. Ich hatte zwei kleine Rollwagen und eine Trage aus Dresden mitgebracht und verlud auf jeden derselben einen Verwundeten, und in einem Sanitätswagen zwei, im anderen einen Mann. An einen jeden hatte ich einen meiner Rollwagen, mit einem Verwundeten beladen, fest angebunden, und ließ dieselben außerdem noch, wo es nöthig war, durch zwei Mann stützen und heben, um die Stöße des schlechten Weges zu verhindern. Unser Zug wurde noch durch eine Frau und einen 14jährigen böhmischen Knaben vermehrt. Jene Frau war die Mutter eines schwer verwundeten Soldaten. Aus ihrer Heimath, in der Gegend von Löbau, war sie seit einigen Wochen nach Neu-Bidsow gekommen, um ihren verwundeten Sohn zu pflegen. Das arme Mutterherz hofft, durch das Aufbieten seines ganzen reichen Schatzes an mütterlicher Liebe, den Sohn retten zu können, ich glaube aber nicht, daß er ihr erhalten werden kann. Als es sich herausstellte, daß ein jeder Rollwagen von zwei Personen bedient werden müsse, um den Stößen vorzubeugen, ist die schwerbekümmerte Mutter nicht von dem, auf welchem ihr Sohn lag, gewichen. Sie ist die ganze fünfstündige Fahrt in gebückter Stellung neben diesem Wagen gegangen

und hat den zerschossenen Schenkel ihres Kindes, für den ich am Fuße keine Stütze anbringen konnte, in ihren Armen gehalten.

Es war eine alte, gramgebeugte, weißhaarige Frau; aber sie war **eine Mutter!** — O, du wunderbares Mutterherz! — auf jedem Boden, in jeder Art von Drangsal, wird niemals der Bronnen deiner heiligen Liebe versiegen. Welcher Schatz wäre ihm an Reichthum, welches Meer an Tiefe gleich? Welches Feuer vermöchte so warm zu glühen, welcher Edelstein heller zu leuchten — — als sie: die Mutterliebe.

Der böhmische Knabe, von dem ich sprach, ist ein Bursche, dessen Vater und Mutter als Krankenwärter im Spitale von Neu-Bidsow seit dem Kriege thätig waren. Der Junge hatte wacker mitgeholfen, so viel er konnte; er und seine Eltern hatten besonders die verwundeten Sachsen gepflegt. Da ist die Cholera gekommen, um den armen Knaben zu einer Waise zu machen. Sie hat ihm seine Eltern getödtet; sie starben als Opfer ihres Dienstes an den Cholerakrankenbetten.

Das vater- und mutterlose Kind hat dann in irgend einem Winkel auf einer Strohmatratze die Nächte zugebracht und sich von den Resten der Speisen unserer verwundeten Sachsen genährt. Er war willig, thätig und brav. Als nun unsere Sachsen, seine Ernährer, fortgeschafft wurden, weinte er ebenso heiß, als es geschah, da sie seinen Vater und seine Mutter in ein Grab senkten.

Wir hatten zu viel zu thun, als daß wir uns weiter um ihn hätten kümmern können. Da, auf dem Marsche, war der Knabe wieder bei uns; er war den Verwundeten mit einer seltenen Anhänglichkeit gefolgt und ist an ihrer Seite nach Hradeck marschirt. Ich konnte den armen Jungen unmöglich zurückweisen; er wird in dem Zelte, in welchem man die Verwundeten lagerte, wohl auch ein bescheidenes Plätzchen gefunden und ein Stück Brod erhalten haben.

Hier in Hradeck kamen unsere Verwundeten in ganz ausgezeichnete Pflege, und der guten Kost verdanken wir, daß die meisten von ihnen noch am Leben sind. Jeden Tag werden sie, selbst die in den Zelten befindlichen, ins Freie getragen, einzelne sogar auf den Rollwagen im Parke spazieren gefahren. Das Schloß liegt reizend, mitten im Walde, die gesunde Luft, Pflege und Kost bekommt ihnen sehr gut. Sie werden sämmtlich auf unsere Kosten verpflegt."

„Auf einer andern Tour kam ich nach Königgrätz, um die dort befindlichen Verwundeten zu besuchen.

Der hier liegende M. v. E. sprach mit thränenerfüllten Augen sich in dankender Weise darüber aus, wie **Sachsen** für seine Landsleute sorge, wie stolz er sei, ein Sachse zu sein und einem Lande anzugehören, das sich seiner verwundeten Krieger mit so viel Liebe annehme."

In einem spätern Briefe schreibt Herr Dr. Brauer:

„Wir hörten von einem östreichischen Officier, daß in Horic ein entsetzlicher Mangel an Verbandzeug und Charpie herrsche. Frau Simon fuhr sogleich mit einem Wagen und einer Partie Charpie und Leinenzeug nach dort, um sich selbst zu überzeugen.

In der That, es war daselbst der größte Mangel vorhanden. Ich ging sofort auf das Telegraphenbureau, um vom internationalen Verein zu Dresden alles Benöthigte zu erbitten, und erfuhr auf dem Bureau, daß der Bürgermeister des Ortes ebenfalls da gewesen sei, in der Absicht, direct an den Kaiser zu telegraphiren und ihm die Noth zu klagen. Schon seit längerer Zeit war man gezwungen gewesen, Compressen aus alten und gebrauchten Leinwandstücken eilig zu waschen, um sie von neuem in Gebrauch nehmen zu können.

Horic mit seinen 6000 Einwohnern, hatte in den ersten Tagen nach der Schlacht gegen 2000 Verwundete aufzunehmen. Alle Vorräthe von alter und neuer Leinwand wurden verbraucht; es war nichts mehr davon aufzutreiben. Viele hatten alles, was sie an Leinwand besaßen, schon in der ersten Zeit freiwillig gegeben; den Uebrigen war es später genommen worden. Alles, Betttücher, Hemden, Handtücher, jedes Stück Leinenzeug, hatte man zusammen gesucht, um es zu zerreißen oder zu Verbandstücken zu verwenden. Ebenso fehlte Charpie, da es keine alte Leinwand mehr gab, um ihn zu zupfen. Und doch war sein Verbrauch ein massenhafter, denn der Zustand der hier behandelten Wunden ist ein solcher, daß ein Verwundeter oft allein so viel bedurfte, als in den ersten Tagen ein ganzes Zimmer.

Auch in Neu-Bidsow klagt man über Mangel an Charpie.

Es versteht sich, daß der internationale Verein sofort das Erbetene in hinreichender Quantität sendete. Es war binnen 24 Stunden am Ort.

Unbegreiflich aber ist es, daß der patriotische Verein in Wien nicht ebenfalls von diesem Mangel Kenntniß nahm und ihm abhalf."

Nachdem wir Herrn Dr. Brauer so weit folgten, sehen wir uns nun ferner um, welche Erfahrungen die Freundin der Verwundeten, Frau Simon aus Dresden, sammelte und welche Thätigkeit sie entwickelte.

Am 11. Juli erschien unsere sächsische Samariterin auf einem ihrer ruhe- und rastlosen Ausflüge in Maslowed. Es ist ein Ort von ungefähr 50 Nummern; es lagen in ihm über **900** Verwundete. Sie war, wie sie erzählt, nicht eher dahin gekommen, weil es nahe bei Horsitz lag, wo sich ein Johanniter-Depot befand, in dessen Nähe keine allzugroße Noth vermuthet werden konnte. Aber es lagen dort, wie gesagt wurde, 900 Verwundete. Nicht sowohl ihr Jammergeschrei, als ihre trostlose Verlassenheit drang zum Himmel empor. In einer einzigen Scheune waren allein 60 dieser Unglücklichen aufgeschichtet. Eine jede ihrer Wunden war an sich schon schwer; durch den hülflosen Zustand, den Mangel an Pflege und Nahrung waren dieselben hoffnungslos geworden; fast alle waren brandig. Zerschossene Glieder bildeten nur noch faulende Fleischstücke, Gesichter nur noch eine mit Schmutz bedeckte, geronnene Blutmasse, in welcher eine unförmliche schwarze Oeffnung den Mund vorstellte, welchem gräßliche Töne entquellen. Die fortschreitende Verwesung hat die Stelle des Messers und der Säge übernommen und trennte ganze abgestorbene Theile von diesen elenden Körpern. Lebendige liegen neben Todten gebettet, die in Fäulniß überzugehen beginnen, und für welche die Würmer sich rüsten.

Diese 60 Menschen, so wie der größte Theil der Uebrigen lagen von dem Tage der Schlacht an, seit dem 3. Juli, auf derselben Stelle.

Seit diesem Tage waren ihre Wunden entweder gar nicht, oder nur in unzureichender Weise verbunden worden; seit diesem Tage lagen sie, wo sie noch heute liegen, unfähig, sich von der Stelle zu bewegen, nur mangelhaft genährt, ohne hinreichendes Wasser. Unter sich ein durch das Blut und die Feuchtigkeit des eignen Unraths verfaulendes Lager, so verbrachten sie acht Tage! Lebendige Leichname, durch deren zuckende Glieder eine vergiftete Blutwelle nur noch träge ihren Umlauf vollendet. Sie hatten noch nicht sterben können, und doch wie durften sie erwarten, je wieder lebendig zu werden. Was ist dabei des Staunens werther, die

unendliche Lebenskraft der menschlichen Natur, welche das erduldet und noch zu athmen vermag, oder der Mangel zureichender Hülfsmittel?

Zu der Behandlung dieser 900 Verwundeten waren zwei Breslauer Studenten der Medicin am Ort, welche freiwillig auf das Schlachtfeld geeilt waren, mit ihrer Hülfe zu dienen. Sie waren dem Elend fast erlegen; ihm gegenüber machtlos, war ihr Zustand des höchsten Mitleids werth.

„So lange ich lebe, werde ich nicht vergessen, was ich dort gesehen," sagte mir jene sächsische Dame, indem bei der Erinnerung daran Thränen ihre Augen erfüllten. „Und doch hörte ich später, daß bereits ein oder zwei Tage vor mir ein Spital-Commando nach diesem Ort gerückt sei. Es muß nicht Zeit gefunden haben, seine Thätigkeit zu entwickeln; ich bemerkte von derselben wenigstens nichts."

„Oder fühlte es, befangen von der Größe dieser Noth, sich zu schwach, ihr entgegen zu treten? Man wußte hier allerdings kaum wo anfangen, wo enden."

„Jene Bilder stehen noch heute vor meiner Seele; noch immer tönt in meinen Ohren das Geschrei, welches mir entgegen drang, als ich jene Höhlen des unfaßbarsten Elends betrat. Der Zustand, in welchem ich mich befand, war zu menschlich, als daß er dem geistigen Wollen sich gefügt hätte. Ich fühlte mein Herz gebrochen unter einer bittern, unbesiegbaren Trauer."

„Und von welchen gräßlichen Wunden waren die meisten dieser Armen zerrissen! — Wie konnte man ihnen sagen: „Habt Muth, ihr werdet Hülfe finden, ihr sollt gerettet werden."

„Ihrer Lage nach, durfte es nur für die Wenigsten noch eine Rettung geben. Für die Meisten gab es nur die Anweisung auf den Tod. Hier in der Nähe lag das Gehölz Schwip. Da waren Tausende gefallen; da hatten die Batterieen von Chlum und Lipa ihren eisernen Hagel gesendet. Welche fürchterlichen Verheerungen hatte dieses grimmige Artilleriefeuer angerichtet. Wer Maslowed gesehen hat, kann davon reden."

Ich war genöthigt die Seiten dieses Buches mit so viel Bildern des Schreckens und der Noth zu füllen, daß ich mich hierbei jeder Detailmalerei enthalte; wohl liegt die Versuchung nahe, einige jener einzelnen Scenen zu schildern, doch um die menschlichen Gefühle nicht allzusehr zu beleidigen,

möge es unterbleiben. Sie sind trauriger, als alles andere, was ich zu erzählen hatte. Mögen die Mysterien jener Hospitäler sich verschlossen zeigen, wie die Gräber, in welche sie gesenkt wurden.

All diesem unbegrenzten Elend gegenüber ist mit Klagen und Zagen, mit dem Kampf widerstrebender Gefühle nichts gewonnen. Hier mußte gehandelt werden. Die sächsische Frau war der Character, es zu thun.

Der sittliche Gedanke von der Wichtigkeit eines Menschenlebens — hier zu einem vernichtenden Hohn einschrumpfend — der Wunsch, die Qualen so vieler Unglücklichen zu vermindern, sie aus ihrer Verzweiflung und Muthlosigkeit emporzurichten, gab ihrem starken Geist die für einen Augenblick verlorene Spannkraft zurück.

Von dem unwiderstehlichen Drange beseelt, so viel zu helfen, als nur möglich, rechnet sie, wie man in solchen Lagen es muß, um seine Haltung zu bewahren, ein für alle mal mit allen weichen Gefühlen ab, blickt nur noch mechanisch auf die tausend Gemälde dieses furchtbaren Trauerspiels und geht beinahe mit Gleichgültigkeit an den auf das Schrecklichste verunstalteten, sich noch bewegenden menschlichen Leichnamen vorüber.

Sie eilt von Haus zu Haus, um die einzelnen zurückgekehrten Bewohner aufzurufen, daß sie ihr helfen. Sie findet einen unbarmherzigen Trotz, einen mitleidslosen Stumpfsinn. Das finstere Mißtrauen, welches den Character des Bauern kennzeichnet, ist erhöht durch einen grimmerfüllten Haß, den er auch auf die Verwundeten überträgt, während sein geringer Verstand selbst in dem Bundesgenossen noch den Ketzer verabscheut.

Weder Geld noch Drohungen vermochten eine fast thierische Apathie zu brechen. Die hülfreichen, die Bemühungen der Sachsin gern fördernden preußischen Commandobehörden hatten ihr einen Soldaten als Schutzwache beigegeben. Sie suchte den Ortsvorsteher auf. Er ist ein böswilliger Mann, welcher sich weigert, irgend etwas zu thun.

„So werden wir Euch zwingen, mein Freund," sagt sie. „Ihr seht das Gewehr dieses Soldaten; es ist geladen, geladen für Männer Eurer Art. Gehorchst Du nicht, so wird er Dich niederschießen. Ich brauche es ihm nur zu sagen. Verstehst Du mich?"

Und er verstand sie.

Das geladene Gewehr flößt ihm Furcht ein, das einzige Gefühl, für

welches seine Natur zugänglich ist. Er folgt ihr nach dem Orte des Schreckens. — Doch was wird er helfen?

Da sprengt ein Reiter durch die Gasse des Dorfes; es ist die Ordonnanz einer preußischen Artillerie-Colonne, welche die Straße passirt. „Pferde für den Dienst der Armee!" ruft sie dem Ortsvorstand entgegen.

„O, mein Herr," fleht die Dame, „denken Sie nicht an die Pferde, sehen Sie erst nur einen Augenblick nach den Menschen. Folgen Sie mir, um der Gnade Gottes willen, und sehen Sie das Elend, unter welchem Ihre Brüder und die leiden, welche nicht mehr Ihre Feinde sind."

Der Unterofficier giebt ihren Bitten nach; er sieht diesen unnennbaren Jammer, er jagt zur Colonne zurück, um Meldung über das Entsetzliche zu machen. Sie hält. Die Geschütze und Wagen werden auf ein Feld gefahren, Officiere und Mannschaft eilen herbei; alle, alle wollen helfen. Man fragt nicht, was Freund, was Feind — — man hilft, man labt, man steht den verlassenen Unglücklichen bei, so weit es hundert helfende Arme vermögen. Alles ist bei diesem Dienst der Menschlichkeit betheiligt; Thränen rinnen über wettergebräunte, harte Gesichter. Einige vermögen es nicht, diesen entsetzlichen Scenen gegenüber ihre Standhaftigkeit zu behaupten; sie fühlen ihre Nerven in einer Weise erschüttert, daß es ihnen unmöglich wird, diese Höhlen des Elends zu betreten; andere werden so mit Ekel erfüllt, daß sie vergebens versuchen, sich zu Dienstleistungen zu zwingen, denen ihre Natur nicht mehr gewachsen ist.

Ordonnanzen werfen sich auf ihre Pferde und sprengen nach den umliegenden Orten, nach den nächsten Stationen und Depots, um Hülfe zu schaffen.

Die stumpfen, störrischen Bauern werden aus ihren Verstecken, aus Kellern und Winkeln aufgescheucht und mit Gewalt gezwungen, Hülfe zu leisten. Die Brunnen, an denen sie die Stricke abgeschnitten, oder welche sie mit Steinen bedeckt hatten, müssen von ihnen hergestellt und brauchbar gemacht werden.

In der Nähe befinden sich Felder, auf welchen Truppen ihre Lagerstätten aufgeschlagen hatten. Der verlassene Boden ist bedeckt mit nutzbarem frischen Stroh. Sie müssen hin, es herbeizuschaffen. Die Wohnungen werden durchsucht, die Keller und Böden; es finden sich namentlich bei dem Ortsvorstand bedeutende Vorräthe von Lebensmitteln aller Art.

Der Elende hatte Hunderte seiner Mitmenschen mit dem Hungertode ringen sehen, er hatte die Mittel sie zu retten, aber ihr Jammern war vergebens zu seinem verhärteten Herzen gedrungen.

Alles half; jede Hand war thätig: Officiere und Mannschaften, von einer rührenden Theilnahme beseelt, ruhten nicht eher, als bis das Geschick ihrer verwundeten Kameraden wenigstens ein erträgliches, ein gesichertes geworden.

Dieses Ziel war bis zum Abend des Tages erreicht. Aerzte, barmherzige Schwestern und Vorräthe trafen ein. Die Sachsin eilte weiter.

Und wenn sie auch nicht überall ein Elend von solchem Umfang fand, wie in Maslowed, groß war es an vielen Orten. Fast überall stieß sie auf den nackten Mangel, den hervorragenden Characterzug der Tage in jener Gegend.

In Königinhof und Turnau kamen alltäglich freiwillige Krankenpfleger, Pflegerinnen und Aerzte an. Von dort aus wurde die Hülfe nach allen Orten entsendet, und alle Orte bedurften ihrer. Aber doch blieb immer noch die Noth sehr groß. So viel auch kam, es verschwand wie ein Tropfen Wasser verschwindet, der auf glühendes Eisen fällt.

Es fehlte namentlich an Instrumenten und Medicamenten. Die Ueberfüllung einzelner Ortschaften mit Verwundeten ließ den Ausbruch der gefährlichsten Epidemieen befürchten. Man dachte daran, so viel als möglich diese Verwundeten zu transportiren. Und doch war der Zustand der meisten ein so jammervoller, ein so bis in die innerste Lebenssphäre herabgedrückter, daß ihr Transport vor keinem Gewissen verantwortet werden konnte. Sie transportiren hieß nur, sie tödten.

Pyämie und Brand gewannen einen fürchterlichen Umfang. Der Tod feierte in diesen Hospitälern seine großen Feste.

Es schien gerathen, sie besser zu gestalten, sie auszubreiten, ihnen die dazu nöthigen Hülfsmittel zuzuführen, Material und Hülfskräfte herbeizuziehen. Woher das alles nehmen? —

Frau Simon eilt nach Dresden zurück. Sie schildert dem Präsidenten des Landesmedicinal-Collegiums, dem so berühmten Dr. Walther, der Wahrheit getreu, aber unter dem Gewicht eines ersten Eindruckes alles das, was sie gesehen. Sie schildert es dem internationalen Verein, welcher befremdet über Mittheilungen ist, die mit seinen erhaltenen Nachrichten nicht übereinstimmen.

Von ihm nach jenen Gegenden gesandte, eben zurückgekehrte Aerzte haben versichert: es sei dort alles in guter Ordnung — es fehle nicht an Hülfe."

Der internationale Verein entwickelte jetzt eine unvergleichliche Energie. Dieser so trefflich organisirte Körper, der seine Hauptwirkungskraft den verschiedenen Elementen seiner Zusammensetzung verdankt, indem sich Aerzte, Kaufleute, Militairs, Staatsökonomen zu einem gemeinsamen Wirken verbunden hatten, begann sofort von seinem großen Vorrath verfügbar zu machen, was nothwendig.

Schon am 17. Juli konnte die Sachsin eine reiche Sendung an Vorräthen aller Art nach den Punkten führen, welche derselben bedurften. Sie überwand mit ihrem großen Transport alle entgegenstehenden Schwierigkeiten, übernahm die Vertretung des Vereins auf böhmischem Boden und den Hospitälern gegenüber und errang sich in dieser Eigenschaft eine Stellung, wie sie wohl, außer in der Krim von Florence Nithingale, noch niemals von einer Frau innerhalb eines Kriegsschauplatzes, nur umgeben von militärischen Gewalten, eingenommen worden ist.

Von ihr wurden alle Hospitäler jener Gegend im Verein mit den Johannitern versorgt. An Tausende von Verwundeten vertheilte sie Stärkungs- und Erquickungsmittel, Wäsche und Kleidung, wer ihrer bedurfte. Sie war überall, und immer war sie da, wo ihre Anwesenheit, ihr befeuerndes Wort nothwendig erschien.

In allen Hospitälern war sie willkommen, denn allen brachte sie, was sie brauchten, und wenn irgend wo etwas nicht in Ordnung war, wußte sie es zu ebnen.

„Daß es nur das sächsische Weib nicht erfährt," war ein Ausruf, der mehr als einmal innerhalb jener Hospitäler gehört worden ist.

Welchen Einfluß sie zum Nutzen aller übte und mit welcher freundlichen Unterstützung man ihr seitens der gebildeten preußischen Militär-Commandanturen entgegen kam, dafür ein paar Beispiele:

„Ich hatte", schreibt sie, „in Königinhof eine Sendung, die von Hamburg kam und an mich adressirt war, in Empfang zu nehmen. Es waren 200 Collis, die ich nach Horenewos zu bringen hatte. Meine Wagen reichten nicht aus. Zufällig traf ich die des Nechanitzer Feldspitals, die vergeblich gesucht hatten, in Königinhof Hafer, Brod, Fleisch,

Erquickungs- und Lazarethgegenstände zu fassen und zu verladen. Sie kehrten leer zurück. Der dieselben führende Unterofficier fand sich auf meine Bitte sofort bereit, sie mir zur Benutzung zu überlassen. Da indeß das Verladen viele Zeit in Anspruch nahm, der Weg über Horenewos nach Nechanitz nicht nur weit um, sondern auch so schlecht war, daß meine 14 Geschirre die Berge nur dadurch überwanden, daß sie sich gegenseitig Vorspann leisteten, so wurde es ziemlich Mitternacht, ehe wir Horsitz erreichten. Die Miene des Unterofficiers war sehr bedenklich, als er mir erklärte, daß er wohl in Strafe verfallen würde, weil er so spät und noch obendrein ohne die gefaßten Gegenstände nach Nechanitz zurückkehre. „Wenn ich nur Hafer hätte," meinte er.

„Geduld," sagte ich ihm, „wir wollen sehen, was dabei zu thun ist!" — So spät es auch war, ging ich auf die Commandantur, legte offen den Sachverhalt dar und fand, wie immer, auch diesmal die größte Bereitwilligkeit, mir zu helfen. Der Unterofficier erhielt so viel Hafer, als in Horsitz entbehrt werden konnte, und außerdem eine amtliche Legitimation, die seine Verspätigung hinreichend entschuldigte."

„Ein andermal hatte sich in den Spitälern von Horenewos, Maslowed, Makropos ꝛc. ꝛc. der Mangel an Brod fühlbar gemacht. Man war wiederholt nach Königinhof und Horsitz gefahren, um solches zu beschaffen. Immer vergeblich. Dr. B. aus Breslau hatte sich von Horenewos aus selbst mehreremale nach Horsitz begeben, um für jenes Spital die dringendsten Lebensbedürfnisse zu fassen. Auch seine Bemühung blieb ohne Erfolg. Es schien unmöglich, diese Gegenstände zu erlangen, und doch wurde der Mangel immer fühlbarer. Die Lazarethverwaltungen boten alles auf ihm abzuhelfen. Vergebens; die ausgesandten Boten kehrten wiederholt mit leeren Händen zurück."

„Unser aller bemächtigte sich das Gefühl eines trostlosen Verlassenseins, das unseren Muth beugte. Man denke, was es heißen will, wenn Schwerverwundete von ihrem Schmerzenslager empor bitten, ihnen wenigstens Brod zu reichen, und man ihr Flehen nicht zu erfüllen vermag."

„Und doch war dieser unbegreifliche Mangel nichts als eine Folge unglücklicher Dispositionen, denn von Reichenberg bis Königinhof lagen tausende von Centnern Brod unter freiem Himmel und in Schuppen aufgeschichtet. Es war jetzt freilich bereits in einem Zustand, daß es nicht einmal zum Futter für das Vieh taugte. Man soll es später ver-

brannt und vergraben haben. Das aber zu wissen und ihm gegenüber zu sehen, daß Verwundete die Qualen des Hungers erdulden, führt zu einer Kette von Gedanken, welche solche Stunden entschuldigungswerth machen. In dieser Bedrängniß telegraphirte ich von Königinhof aus nach Dresden an den internationalen Verein:

„Schafft Brod und Mehl!" —

„Sechsunddreißig Stunden darauf traf in Königinhof seine Antwort ein. Es war ein Transport von vielen hundert Centnern, der nebst andern nöthigen Dingen namentlich Mehl überbrachte. —"

„Zweifelt man an der Wahrheit des obigen Vorganges, weil er unmöglich erscheint? —"

„Man frage die leicht zu ermittelnden Aerzte, die Diakonissen, die barmherzigen Schwestern, die in jenen Hospitälern thätig waren, man frage den Kaufmann H....., welcher mir jene Sendung zuführte und die Noth in den Hospitälern mit eignen Augen sah. Ich hatte mittlerweile Bäcker unter den Soldaten ausfindig gemacht; es wurde in Horenewos in mehreren Oefen zugleich gebacken, und die Noth fand für den Augenblick ihr Ende. Da ich auch ferner directe Sendungen an Mehl von Dresden und anderen Orten centnerweise erhielt, war auch ihre Wiederkehr nicht wohl zu befürchten. Was aber, wenn mir die Hülfe des internationalen Vereins nicht zur Seite gestanden, oder wenn sie minder schnell gewesen wäre?"

Noch ein dem ähnliches Beispiel:

„Es fehlte in den Hospitälern wesentlich an frischem Fleisch, welches zur Herstellung einer kräftigen Bouillon und sonst sehr nothwendig war. Die commandirenden Aerzte der betreffenden Hospitäler hatten vergebens, in der Absicht es zu erhalten, zweimal nach Königinhof geschickt. „Ich wußte," erzählt Frau Simon, „daß in der Nähe dieses Ortes große Heerden Schlachtviehes weideten, welches einer Armeeabtheilung gehören sollte, die in Mähren lagerte. Ich fuhr dorthin, suchte den, welcher darüber zu verfügen hatte, fand ihn nach einiger Mühe, stellte ihm den Sachverhalt vor und erhielt mit der größten Bereitwilligkeit von ihm lebendes Schlachtvieh, um den Bedarf für die Hospitäler in Horenewos und Umgegend zu decken. Man stellte mir sogar noch außerdem zuverlässige Leute, um das Vieh nach denselben zu treiben."

„Ueberall die nämliche Erfahrung. Hülfe war zu schaffen; es mußte nur der rechte Wille dazu lebendig sein."

„Augenblicklicher Mangel an Einzelnem wirkt oft störender auf das Ganze, als Mangel an Allem. Bei letzterem trifft man seine Einrichtung, durch ersteren werden die getroffenen zerstört. Letzterer spornt und spannt alle Kräfte für einen Kampf an, ersterer macht mißmuthig und verstimmt. Deßhalb müssen diejenigen, welche ihre Dienste der Heilpflege und deren Anstalten leihen, stets darüber wachen, daß überall die ersten Spuren eines möglichen Mangels sich kund geben, damit wirklicher Mangel in keinerlei Weise eintritt. Wer sich seines Berufs klar ist, wird denselben nicht als Specialist ausfüllen. Er muß vielmehr allem nach jeder Richtung hin dienen, wie und wo es die Verhältnisse erfordern; nur dadurch allein dient er dem Ganzen."

„Mit dem Kaufmann H..... besuchte ich auch die Festung Königgrätz. Ich hatte schon längst mir diese Aufgabe gestellt, war aber bisher nicht im Stande gewesen, die entgegengetretenen Schwierigkeiten zu besiegen. Der Mangel, welcher in den hier aufgeschlagenen Hospitälern herrschte, war bedeutend. Es war, wie es die Militärärzte, die Herren Barth und Kießling, bezeugen werden, **nicht einmal Charpie vorhanden.** Man darf daraus schließen, wie sehr es an Erfrischungen fehlte. Wie es möglich ist, Hospitäler innerhalb einer Festung in einem solchen Zustand zu belassen, gehört auf jene wunderliche Liste der unaufgeklärten Geheimnisse."

„Mögen nun auch in erster Linie die Verwaltungsbehörden nicht frei von Vorwurf bleiben, so kann ich doch hierbei die betreffenden in der Nähe befindlichen Johanniter-Depots nicht ganz von aller Schuld freisprechen. Die Herren Ritter hatten dasselbe Recht, die Festung zu betreten, wie ich als Vertreterin des internationalen Vereins. Ihre Stellung erleichterte ihnen hierbei jedes Vorgehen. Ich befand mich damals noch sehr rathlos und war noch in dem Kampf begriffen, mich zu habilitiren."

„Was ich thun konnte, war, meine Wirkungskraft den Herren Johanniter zur Verfügung zu stellen, sie zu einem gemeinschaftlichen Handeln zu bewegen und ihre Ermächtigung zu erbitten, das viele auf den Eisenbahnhöfen nutzlos lagernde Material verwendbar machen zu dürfen. — Meine Vorschläge und Anerbietungen wurden indeß damals nur selten einer Beachtung gewürdigt. Jene Vorräthe verdarben größtentheils, und meine Vorschläge wurden todtgeschwiegen."

„Man schöpfe nicht aus dem hier Gesagten den Verdacht einer per-

sönlichen Abneigung gegen das Ritterthum. Im Gegentheil. Gern erkenne ich sein ruhmvolles Wirken an, aber die Heiligkeit der Sache zwingt mich, dieses Wirken auch da offen zu berühren, wo es vielleicht etwas umfassender sein konnte. Es ist ohne Zweifel für kommende Tage nützlich, gemachte Erfahrungen nicht zu vergessen. Ueberschwengliches Lob schadete von jeher einer guten Sache mehr, als etwas gerechter Tadel."

„Ich bin damals auf meinen Ausflügen oft mit Vertretern von allerlei Wohlthätigkeitsvereinen des deutschen Landes zusammengetroffen, die sich mehr als acht Tage zwischen Löbau und Königinhof befanden und Transporte von Tausenden von Centnern der nothwendigsten Dinge bei sich führten. Wären diese Verzögerungen, dieses nutzlose Aufhalten möglich gewesen, wenn die mit allen Vollmachten und allen Hülfsmitteln ausgestatteten Vertreter der nächsten Johanniter-Depots jenen ihre Hand geboten und ihre gewichtige Unterstützung nicht vorenthalten hätten? Ein besonders denkwürdiger Fall blieb meinem Gedächtnisse treu:"

„Ein Baurath aus H..... brachte einen Transport von Schinken, Brod, Wein, Cigarren und dergl., wie er mir versicherte im Werth von ca. 26,000 Thalern. — Er hatte die Absicht gehabt, diese großen Vorräthe der mobilen Armee zuzuführen. Da aber die Bahn von Königinhof an zerstört war, erschien das ganz unausführbar. Die Wagen, welche seine Vorräthe enthielten, standen seit vielen Tagen ausgehangen auf den Nebengleisen der Station Reichenberg. Er klagte mir seine Noth und wie schwer es doch sei, Hülfe, Erquickung und Freude zu bringen, und daß er nirgend eine Unterstützung bei seinem Vorhaben finden könne. Alles das, was er bei sich führe, sei zwar für die Armee bestimmt, aber da er es ihr aus diesen Gründen nicht zu überweisen vermöge, wolle er es für die Verwundeten zurücklassen."

Auch auf andere Vorgänge jener Tage richtete Frau Simon ihre Aufmerksamkeit. Mögen auch einige davon fernerhin noch immer offene Frage bilden, so ist doch ihre Beleuchtung von einer so kundigen, unbefangenen, namentlich von einer so erfahrungsreichen Seite jedenfalls beachtenswerth.

„Was sind", fragt Frau Simon, „die Ursachen der außerordentlich

ungünstigen Heilerfolge innerhalb der Hospitäler und der traurigen Ergebnisse der Amputationen?"

„Einestheils", antwortet sie, „der Transport und anderntheils die späte Hülfe. Als die Verwundeten in die Hände der Aerzte kamen, war ihr Zustand ein meist so herabgebrachter, daß es für sie von Haus aus wenig Hoffnung gab."

„Der Transport unter Verhältnissen, wie er wenigstens auf dem Schlachtfeld von Königgrätz und die Tage darauf geübt wurde, ist eine barbarische Maßregel, deren Wiederkehr in gleicher Weise im Interesse auch der allergewöhnlichen Menschlichkeit vermieden werden sollte."

„O, dieser Transport! Welche Opfer hat er nicht gekostet. Es mag freilich leicht sein, sich hoffnungsloser Verwundeter zu entledigen, indem man sie fortschickt; aber ich hätte nicht die Verantwortung einer solchen Maßregel auf mich nehmen mögen."

„Auf Wagen geschichtet, tagelang auf schlechten Wegen, unter der Gluth einer brennenden Sonne transportirt zu werden, oft nur flüchtig oder gar nicht verbunden, bis zum Tode erschöpft, was darf man von den Folgen solcher Transporte erwarten?"

„Wohin man die Verwundeten auch bringen möge, es ist sichere Gefahr in ihrem Gefolge."

„Man schaffe die Mittel der Pflege an Ort und Stelle; man sehe in der ersten Zeit von dem Transporte ab; er möge nicht eher bewirkt werden, als bis er gefahrlos geschehen kann. Man will oft den Officieren, an welche immer noch zuerst die Hülfe kommt, eine Wohlthat erweisen, indem man sie transportirt. Sie sind um diesen Vorzug nicht zu beneiden. Mancher starb allein an seinen Folgen, mancher andere liegt noch heute an ihnen nieder; während jene, die bei gleicher Verwundung in den Ambulancen ihrem Schicksal überlassen blieben, gerettet und geheilt wurden."

„Im Uebrigen werden durch den Transport Einzelner dem Ganzen Betriebsmittel und Personal entzogen, welches an Ort und Stelle viel besser sich verwenden läßt und zwanzigfach segensreicher wirkt."

„Auf weitere Entfernungen ist er überhaupt nur dann ohne nachtheilige Folgen, wenn er unter specieller ärztlicher Controlle geschehen kann. In jedem andern Falle muß der Kranke in dem nächsten Orte Unterkunft finden, und dahin die nöthigen Hülfsmittel dirigirt werden."

„Ist man Herr der Situation geworden, zu Athem und zur Besin-

nung gekommen, folgt der dräuenden Sturmfluth die Ebbe, dann ist an den weiteren Transport und die Evacuirung zu denken."

„Hierbei finde noch ein Moment vom Schlachtfelde Erwähnung:"

„Heißt es den Umständen — um nicht zu sagen der Menschlichkeit — Rechnung tragen, wenn man todtes Material zu retten sucht, wenn man Tornister, Gewehre und Montirungsstücke auf dem blutigen Schlachtfelde sorgsam zusammenliest, um sie auf hierfür verfügbar gemachte Wagen zu laden, während doch zwischen allen diesen Dingen Menschen liegen, welche der Hülfe harren?"

„Daß es vorgekommen, kann bewiesen werden. Es mag für die Oekonomie einer sorgsamen Verwaltung sprechen, dieses Material vor Diebstahl und Raub zu bewahren; so lange es aber noch heiligere Pflichten zu erfüllen giebt, möchten doch diejenigen einer fürsorgenden Montirungswerkstatt etwas mehr in den Hintergrund treten."

„Jene Geschirre wären weit besser im Dienste der Verwundeten beschäftigt gewesen, es hätte ihnen mehr geziemt, sich mit ihnen und mit Lebens- und Hülfsmitteln zu belasten, als mit rostigen Flinten und zerrissenem Lederwerk."

„Fühlte sich Niemand berufen, hier einzuschreiten? War Niemand auf dem Schlachtfelde, die Gebote der Menschlichkeit zu vertreten?"

„Zwei Dinge tragen am meisten bei, die Mortalitätstabellen zu füllen. Der Transport einestheils, die zu späte Hülfe anderntheils, das Vergessen-, das Nichtgefundenwerden auf dem Schlachtfelde."

„Um den Transport zu verhindern, errichte man die Hospitäler in hinreichender Zahl unmittelbar bei dem Schlachtfelde; man wende in der guten Jahreszeit in ausgedehnter Weise das Zeltsystem und anderes an, von dem später die Rede sein wird. Es sende aber eine jede Armee ihre **eignen** Hospitäler auf die entscheidenden Plätze und bürde nicht dem Sieger die Sorge auf, außer für seine Kameraden auch noch für die des Gegners Hülfe zu schaffen. Daraus müssen solche Verhältnisse entspringen, wie nach Königgrätz."

„Um das Vergessenwerden auf dem Schlachtfelde abzuwenden, suche man es durch die gehörige Anzahl von Patrouillen ab. Wie dieses Absuchen bisher geschah, verdient es kein Vertrauen. Außerdem sollte

es nur unter dem rothen Kreuz der internationalen Principien stattfinden. Es darf dabei ein Unterschied zwischen Freund und Feind nicht gemacht werden."

„Nach einem alten, völkerrechtlichen Gebrauch, der auch bei den bisherigen Verhältnissen, trotz des Genfer Vertrags sich leider nicht änderte, da letzterer für die auf einem Schlachtfeld vorkommenden Umstände keinerlei von practischer Bedeutung gewonnen hat, nach einem alten Gebrauch, liegt dem Sieger, welcher das Schlachtfeld behauptet, die Pflicht ob, nicht sowohl die Todten zu ehren, sondern auch die das Schlachtfeld bedeckenden Krieger durch schleunige Hülfe zu retten, gleichviel ob Freund oder Feind. Diese Hülfe war, wenigstens bei Königgrätz, nicht ausreichend für die eigenen Soldaten, wie viel weniger für die des fremden Heeres."

„Hier wäre daher so recht das Feld für die internationale Hülfe, für die allgemeine Barmherzigkeit und Menschenliebe! — Hierher sollen die Mildthätigkeitsvereine ihre Vertreter senden, ein jeder Hunderte, damit auf dem Schlachtfelde für Alle Rettung werde."

„Auch jetzt sahen wir das rothe Kreuz bei diesem Werke thätig, aber seine Mittel waren der Größe desselben nicht gewachsen."

„Es sei hier eines Vorganges erwähnt:

Man denke sich selbst auf das Schlachtfeld geworfen, gefoltert von Schmerzen, das Blut strömend aus zerrissenen Adern, das Leben nahe bei dem Ende. Aber man hofft! Die Zunge lechzt nach einem Tropfen Wasser, die brennende Hitze versengt das Gehirn — man will verzweifeln, aber doch: man tröstet den Soldaten, der neben uns liegt, man ist eben so wenig zu beneiden als er, aber er verzweifelt selbst an dem Himmel, auf den allein man noch vertraut! —

Da nahen sich Helfer! Es sind keine Soldaten, aber sie sind mit den Verwundeten beschäftigt. Dem Himmel Dank: Rettung, Rettung! — Sie werfen einen Blick auf den Kameraden, der an unserer Seite liegt. Ihn heben sie auf, ihn laben — ihn retten sie — „Rettung auch für mich" — flehst Du.

„Später," entgegnen sie, und tragen ihn fort, ihn, der einer anderen Nationalität angehörte."

„Ist das im letzten Kriege und auf dem Schlachtfelde von Königgrätz geschehen, oder wird erzählt, was an den Quellen des Missisippi, an den Grenzen des Urwaldes sich zugetragen hat?"

„Möglich. — Indeß ein einfacher Aufruf in den Zeitungen würde genügen, uns zu belehren. Es dürften mehr Zeugen noch leben, als wünschenswerth, die, was hier erzählt worden, an sich erfuhren."

„Ein anderer, recht fühlbarer Uebelstand, sagt unsre Quelle, ist der Mangel an Vertrauen, den ich in vielen, namentlich den kleinen Hospitälern auf Seite der Verwundeten zu den Militärärzten fand. Ich habe oft Verwundete in und bei dem Gedanken in eine fieberhafte Aufregung verfallen sehen, daß der oder jener Arzt, den sie zufällig kannten, ihre Behandlung übernehmen solle. Officiere klärten mich späterhin darüber auf, indem sie mir sagten, daß sehr viele jener Militärärzte eigentlich nur Wundärzte seien. Von früher herstammend, hätten sie sich empor gedient, wären aber mit der inneren Heilkunst wenig oder nicht vertraut. Ist das wirklich der Fall*), so wäre das allerdings traurig. Die Verwundung eines Menschen hat so viele verschiedenartige Erscheinungen in ihrem Gefolge, daß sie einen wohlerfahrenen und **wissenschaftlich durchbildeten** Arzt erfordern, dessen ehrwürdiges Alter ihn nicht allzufern von den Fortschritten der neueren und jüngeren Schule stehen läßt. Die Vertreter der letzteren zeichneten sich allerdings durchgehends an den Krankenbetten durch Energie des Handelns und schnelles Verständniß der Lage aus. Die alte Schule stand in alle dem zurück. Ein unerfahrener Arzt, oder ein solcher, der in einem Feldhospital erst seine Studien machen will und, anstatt helfen zu können, selbst der Nachhülfe bedarf, kostet der Verwaltung schwere Opfer, und dem Staat das Leben seiner Söhne. Er bevölkert die Kirchhöfe und zerstört das Vertrauen, das der Kranke in seinen Arzt setzen soll. Viele derer, die als Invaliden unfähig sind sich zu ernähren, dürften als Folgen einer falschen oder ungeschickten Behandlung anzusehen sein. Die Bestätigung für das Gesagte ist leichter, als man denkt, beizubringen."

„Ich habe mich von jeher, fährt unsere Berichterstatterin fort, mit unendlichem Interesse der Krankenpflege gewidmet und an allem Antheil genommen, was sich darauf bezieht. Sie ist kein mit sieben Siegeln ver-

*) In der sächsischen Armee wohl nicht, weder unter dem jüngeren noch älteren Theil der Aerzte, die alle eine gründliche wissenschaftliche Bildung besitzen und meist der neuen Schule angehören. Im Uebrigen liegt meines Wissens die Zeit des Compagniechirurgenthums wohl weit hinter allen Armeen civilisirter Nationen.
Anm. d. Verf.

schlossenes Buch, ich darf mir ein Urtheil beimessen und bereicherte damals meine Erfahrungen in vielerlei Weise. Es ist nöthig, daß der Soldat weiß, daß die Aerzte, welche ihn behandeln werden, wenn er verwundet ist, **durchgehends** tüchtige Männer sind, bei denen er Geschicklichkeit und Theilnahme gleichzeitig findet. Dieses schöne Vertrauen war hier und da erschüttert, es war bei einzelnen vollständig geschwunden."

Man darf wohl denken, daß eine Frau, wie die hier geschilderte, welche alle Verhältnisse durchdrang, in denen sie glaubte, Hülfe bringen zu müssen, deren Energie einen erbarmungslosen Krieg gegen alle Saumseligkeit und gegen alles führte, was die Zwecke der Mildthätigkeit hemmte, — daß eine solche Frau für Manche eine Unbequemlichkeit war. Während sie auf der einen Seite von Tausenden gesegnet und ihr Name berühmt wurde, fanden sich doch Einige, die ihren Bemühungen entgegentraten.

Sie hörte von ihrer Feindschaft, wie man in der Sicherheit des Hauses das Heulen des Windes vernimmt.

Nur einmal, als die Verläumdung ihr giftiges Haupt gegen sie erhob, wurde der Zorn in ihr mächtig. Man hatte gesagt: „sie habe Schilderungen über das von ihr Gefundene nach ihrem Vaterlande getragen, die weit übertrieben seien; sie habe dadurch nicht Heil, sondern Unheil gesäet, habe Thränen, Besorgnisse und unnöthigen Sturm erregt; man müsse über Dinge **schweigen**, welche nicht mehr gut zu machen, noch weniger abzuändern seien. Zu was der Lärm? — Vorbei sei, was vorbei. Und überdieß, sagte man, sei das Wirken, dessen sie sich rühme, kein internationales, es sei ein specifisch nationales. Nur ihre Landsleute wären es, denen ihre Hülfe und ihre Bemühungen zuflössen."

Die so ungerecht angegriffene Frau wies indeß die Anklagen zurück und behauptete ihren Boden.

„Ich habe keine Berichte nach Dresden gesendet," erwiederte sie, „sondern nur Hülfe verlangt. Aber ich werde sicher über das reden, was ich hier gesehen habe und durchlebte. Es verträgt sich nicht mit den Pflichten der Humanität, über Dinge zu schweigen, welche gegen dieselbe verstoßen. Eben so wenig wie man ihnen gegenüber seine Au-

gen verschließen kann, soll man auch nicht die seiner Mitbürger verschlossen halten. Die Menschlichkeit verlangt **Schäden** bloßzulegen, um ihre **Wiederkehr** zu verhüten. Den Muth der Schweigsamkeit dem gegenüber zu besitzen, heißt feig handeln. Ich habe nicht durch meine Worte Sturm erregt: der Sturm war schon da; er wird sich selbst weiter tragen und die Luft von gewissen Vorurtheilen reinigen, welche das Leben unserer Brüder gefährden. Meine Thätigkeit darf sich jedem billigen Richterspruch unterwerfen; sie war aller Orten nur den Leiden meiner Mitmenschen geweiht; sie war eine vollkommen internationale; denn ein Jeder, der ihrer bedurfte, hat bei mir die gleiche Theilnahme gefunden, welche das Christenthum gebietet. Ich habe in den Verwundeten und Kranken nie etwas anderes gesehen, als meine leidenden Mitmenschen."

„Ich habe nicht nur den Sachsen, ich habe den Preußen und den Oestreichern das gleiche Herz entgegen getragen."

Dieser merkwürdigen Frau, welche später hoher Ehren theilhaftig wurde, ertheilte damals ein hochgestellter preußischer Arzt das Zeugniß, daß sie nur im Interesse der Verwundeten ohne Rücksicht auf Personen und Nationalitäten gewirkt habe; er erkennt zu gleicher Zeit ihre Umsicht, ihre Energie und ihren rastlosen Eifer vollständig an und sagt, daß sich zum Beispiel Lazarethe ebenso ihrer Liebesgaben zu erfreuen hatten, wo auch nicht einer ihrer Landsleute sich befand. Ihr ganzes segensreiches Wirken hier an den Stätten des Jammers, fügt er bei, verdient die größte Anerkennung.

Für alles, was hier erzählt worden, liegen nicht bloß zahlreiche und thatsächliche Beweise vor, sondern auch für Anderes, dessen Erwähnung aus mannigfachen Gründen für einen andern Ort vorbehalten bleibt. Die Furcht zu ermüden und dadurch der guten Sache keinen Dienst zu erweisen, läßt mich für jetzt ein Thema verlassen, welches jeder Variation zugänglich ist. Wir finden uns irgendwo bei ihm wieder.

Wenn endlich in den vorliegenden Blättern so viel des Trüben geschildert wurde, bedingte das der Gegenstand. Man wird nicht erwarten, durch anmuthige Bilder erheitert zu werden, wo man so Ernstem gegenübersteht.

Der Krieg hat in allem seinem Gefolge wenig des Freundlichen, und was von einem Schlachtfeld zu sagen ist, von dem die Poesie und die Begeisterung des Kampfes mit dem Blitz des letzten Schusses verschwand, bildet mit dem, was darnach kommt, keinen Vorwurf für eine Idylle.

Aber trotzdem liegt auch in ihm viel des Erhebenden, des Tröstenden verborgen. Wenn wir weniger auf diese Momente trafen, so kam es daher, daß sie diesen Blättern zu fern liegen. Es handelt sich in ihnen nicht darum, zu preisen, was an sich natürlich ist, sondern vielmehr darum, dessen zu gedenken, was einer Umgestaltung bedarf, damit seine Nachtheile abgewendet werden.

Ausdrücklich aber sei es gesagt, daß unter jenen böhmischen Hospitälern viele waren, in denen es an nichts mangelte und wo die Verwundeten und Kranken in jeder Weise bewahrt und gut verpflegt waren.

Man kann nicht umhin, zu betonen, daß zum Beispiel der sächsische Staat nach der ersten Sturm- und Drangperiode ernstlich sich bemühte, die Lage seiner verwundeten Soldaten erträglicher zu machen und ihnen helfend beizustehen. Sowohl von der Landesvertretung, der Lazarethcommission und hauptsächlich von dem internationalen Verein zu Dresden, als auch von der Commandobehörde zu Hetzendorf geschah, was die Verhältnisse gestatteten, den Landeskindern möglichste Sorgfalt zuzuwenden.

Es läßt sich annehmen, daß vierzehn Tage nach der Schlacht das Loos derjenigen sächsischen Verwundeten gesichert war, die man auf dem Schlachtfelde gelassen und die in den zunächstgelegenen Hospitälern Aufnahme gefunden hatten. Daß vielen von ihnen eine zu späte Hülfe geworden ist, lag in Verhältnissen, welche vorherrschend waren und wenigstens für diesesmal nicht abgewendet werden konnten.

Die Landesvertretung wie das Armeecommando schickten tüchtige Aerzte, um über das Schicksal der sächsischen Soldaten Erkundigungen einzuziehen. Der internationale Verein aber sandte jene Frau, deren Wirken ein so segensreiches wurde. Ihren und den Bemühungen des Dr. Brauer ist die Rettung vieler sächsischer Soldaten zuzuschreiben.

Es liegen über alles das vielerlei anziehende Documente und Briefe vor. Sie werfen über manche Verhältnisse ein verschiedenfarbiges Licht und bewahrheiten inhaltsschwere Thatsachen.

Ein Vorgang, der seit dieser Zeit vielfach besprochen worden und ganz neuerdings in öffentlichen Blättern zum Gegenstand heftiger Controversen zwischen berühmten Männern wurde, finde hier eine vorübergehende Erwähnung: es ist die bei dem Abmarsch der Preußen erfolgte Uebergabe böhmischer Hospitäler an östreichische Aerzte.

Es liegen mir allerdings gerade über ihn eine Menge verschiedenartiger Mittheilungen von unmittelbaren Augenzeugen vor, aber ich trage in diesem Augenblick aus mancherlei Gründen Bedenken, von ihnen einen umfassenden Gebrauch zu machen.

Nur einige positive Thatsachen mögen für jetzt Erwähnung finden. Ist der über jene Vorgänge entbrannte Streit geschlichtet, dann ist es mir vielleicht gestattet, aus meinem reichen Material noch einige Schlaglichter auf den einen oder anderen zweifelhaften Punkt zu werfen.

Thatsache ist, daß die Mehrzahl jener preußischen Hospitäler sich zu dem Zeitpunkt vor ihrer Uebergabe in vollständig gutem Zustand befanden, daß sie mit einer hinreichenden Anzahl von Aerzten, Pflegern und Pflegerinnen versehen waren und durch die ihnen reichlich zufließenden Unterstützungen aus den Johanniter-Depots und den verschiedenen wohlthätigen Vereinen mit allem nur Möglichen ausgestattet waren, und daß ihre Verwundeten und Kranken hierdurch eher Ueberfluß, als Mangel hatten. Ihre Magazine und Vorrathshäuser waren mit Erquickungs- und Stärkungsmitteln, mit Wäsche und Bekleidung in einer Weise gefüllt, wie es wohl noch nie in einem der früheren Kriege in Feldhospitälern gefunden worden ist.

Es steht ferner fest, daß die östreichischen Aerzte zur Uebernahme jener Hospitäler fast durchgehends geradezu mit leeren Händen kamen, das heißt, daß sie meist nicht nur gar kein Warte- und Pflegepersonal, sondern auch nichts anderes bei sich führten. Mit der Uebergabe der Hospitäler hörten, wie natürlich, die reichen Zufuhren aus dem Norden auf und es trat sehr bald in allen diesen Hospitälern, deren Kranke an eine sorgfältige Abwartung und an gute Kost gewöhnt waren, ein sehr fühlbarer Mangel ein, doppelt fühlbar, weil er sich ohne allen Uebergang einstellte.

Aus Oestreich flossen die Hülfsmittel sehr spärlich zu. Sie hatten bis dahin ihren Weg meist nach Prag, Brünn, Pardubitz und Umgegend genommen, wo sich ebenfalls eine Menge Verwundeter befanden. Man

hatte noch nicht Zeit gehabt, an die Schlachtfelder von Königgrätz zu denken und es ist unbegreiflich, daß auch der sehr thätige patriotische Verein in Wien ebenfalls diese Zeit nicht fand, da er doch mit mehr als hinreichenden Mitteln ausgestattet war, jedem Mangel zu begegnen, und sonst umsichtig und energisch handelte. Warum er jene Angelegenheit nicht rechtzeitig in die Hand nahm, dürfte vielleicht seiner Zeit aufgeklärt werden; hier kann es nicht geschehen.

Im Uebrigen waren für die Uebergabe seitens der zunächst befindlichen östreichischen Commandostellen zweckgemäße Vorschläge gemacht und Maßregeln ergriffen worden, deren Befolgung zweifelsohne viele unangenehme Erfahrungen abgewendet hätte. Sie wurden aber nicht berücksichtigt.

Ein von Wien aus entsandter, mit umfänglichen Vollmachten versehener kaiserlicher Commissar, der mit der Regelung u. s. w. aller auf die Uebernahme bezüglichen Verhältnisse beauftragt war, fand aus mir nicht bekannten Gründen für gut, entgegenlaufende Anordnungen zu treffen. Auch die noch in Aussicht stehenden Hülfsmittel wurden durch sein Auftreten zurückbehalten. Jener Commissar fand allerdings in den preußischen Hospitalverwaltungen keine sich unterordnenden Schüler, sondern Männer, die ihre Erfahrungen auf dem Schlachtfelde selbst und in einer schweren Zeit der Prüfung gesammelt hatten. Sie fühlten sich durch ein überhebendes Gebahren verletzt. Die Folgen der allgemeinen, nicht ungerechtfertigten Mißstimmung fielen zunächst auf die Hospitäler zurück. Die preußischen Mildthätigkeitsvereine, die reichen Depots stellten ihre Sendungen ein und schlossen ihre Magazine.

Oestreichischerseits war man indeß darauf nicht vorbereitet. Oder hatte man es als etwas selbstverständliches angesehen, daß der Berliner Verein, der Johanniter-Orden u. s. w. die östreichischen Verwundeten auch ferner noch mit Wäsche, Wein und allen andern Stärkungs- und Erquickungsmitteln unterstützen würde? Es war nichts geschehen, dem sofort sich aller Orten kundgebenden Mangel zu begegnen.

Indeß der betreffende östreichische Commissar schloß Contracte ab. Es wurde dort, wo das Lieferantenunwesen einer so gedeihlichen Pflege sich erfreut, auch die Verpflegung der Kranken in Accord gegeben und für den Kopf 65 Kreuzer bezahlt.

Die Summe ist groß genug; man kann dafür einen Kranken gut beköstigen; ob es aber sachgemäß ist, eine große Anzahl Kranker und Verwundeter, die in den verschiedensten Stadien sich befinden, und deren Zustand die verschiedenste Kostunterstützung beansprucht, derartig über Bausch und Bogen in Accord zu geben, daß man ihnen früh, Mittags und Abends eine vorschriftmäßige Nahrung reicht, sei dahingestellt. Tüchtige Feldhospitalärzte, ich meine practische Aerzte, die ihre Erfahrungen an Krankenbetten und an den Lagern der Verwundeten sammelten, werden hierüber nicht dieselbe Meinung haben.

Ich bin nur Laie und habe kein endgültiges Urtheil.

Aber meine Erfahrung reicht hin, um zu begreifen, daß es oft schwere Kranke giebt, die kaum auf eine Stunde Nahrung zu sich zu nehmen vermögen, deren Leben auf die verschiedenste Art gefristet werden muß, denen auf die aufmerksamste Weise mit den sorgfältigst zubereiteten Speisen der ersterbende Lebensfunke zu erhalten ist. Wie kann das geschehen bei einem derartigen Accordverhältniß?

Vielleicht waren indeß solche Kranke nicht vorhanden, oder man hat in Oestreich für sie überhaupt einen anderen Modus der Behandlung.

Wer eine solche Verpflegung auf Accord übernimmt, thut das nicht aus christlicher Liebe, sondern es handelt sich bei ihm einfach um ein gutes Geschäft. Daß dieß hier der Fall war, dafür gelte als Beispiel der Umstand, daß einzelne, welche einen solchen Verpflegungsaccord übernommen hatten, ihn baldmöglichst an den Meistbietenden oder vielmehr Mindestfordernden losgeschlagen haben sollen, um den leichten Gewinn einfach in ihre Taschen fließen zu lassen. Ich glaube, daß hierfür Beweise beizubringen sind.

Welches Feld für eine Speculation: die Verpflegung der Verwundeten innerhalb eines Hospitals! —

Doch die Kost war somit besorgt; aber wo blieben Verbandzeug, Medicamente, Erquickungen? — Wo blieb noch vieles andere, nach welchem die Kranken zu fragen sich gewöhnt hatten? Ist es in der That verzeihlich, in ein Hospital, wo z. B. 100 Verwundete sich befinden, zwei Aerzte mit ihren zwei Dienern zu senden und sonst mit nichts, mit gar nichts sonst. Man darf nicht denken, die Verhältnisse eines Schlachtfeldes von einem Katheder aus beurtheilen zu können. Nicht meinen darf man, sie zu verstehen, wenn man einmal über dieses Schlachtfeld hinweg geht.

In Zeiten, welche Tagen folgen wie denen von Königgrätz, hat oft eine jede Stunde ein anderes Angesicht. Was gestern war, ist nicht mehr heute, noch gleicht das Morgen dem, was heute ist. Es genügt noch weniger, sich in seinem Notizbuch zu verzeichnen, daß sich da oder dort ein Hospital befindet, wenn man wochenlang dieser Notiz nicht wieder gedenkt. Es genügt nicht in ein Hospital zu treten, um zu wissen, welche Bedürfnisse dasselbe habe. Ein Feldhospital ist kein Civilhospital. Und was in ihm vorgeht und wessen es bedarf, lernt sich nur in der Praxis, aber sicher nicht in der Exclusivität einer hohen Stellung.

Welchen Eindruck mußte es auf die Verwundeten machen, als ihnen die abgehenden Aerzte und Wärter sagten, daß die bisherigen Erquickungen ihnen nicht ferner zuflössen, daß es nicht einmal Wärter geben würde, sie zu pflegen?

Man sagte ihnen das nicht aus bösem, gehässigem Willen, man war genöthigt, es ihnen zu sagen; und nach den Erzählungen solcher Verwundeter darf versichert werden, daß, wenn es ihnen eröffnet wurde, dieß nur aus einem mitleidigen und theilnehmenden Gefühl mit ihrer Lage geschah. Wie wäre es anders möglich? Hatten sie diese Kranken nicht Wochen hindurch gepflegt und gehegt? Man gewinnt den lieb, dem man Wohlthaten erzeigt; das ist ein Zug der menschlichen Natur, und nicht einer der minder edlen.

Die Kranken ihrerseits wußten nicht, wem die Schuld ihrer veränderten Lage beizumessen sei; sie wurden ungerecht in ihrem Urtheil und warfen alle Schuld auf die eintreffenden Aerzte, die doch keinerlei von Vorwurf traf und die unter diesen Verhältnissen eben so litten, als die Verwundeten, welche nichts von ihnen wissen wollten.

So war es z. B. in Hradeck. Dort lagen noch ca. 100 Oestreicher und vielleicht 20 Sachsen. Es traf dort zur Uebernahme des Hospitals ein sehr **tüchtiger** östreichischer Stabsarzt mit zwei eben so tüchtigen Oberärzten, allerdings auch ohne alles Wärterpersonal und sonstige Hülfsmittel, ein.

Ein Augenzeuge berichtet, daß sämmtliche Verwundete nicht zu beruhigen waren, als man ihnen sagte, daß sie ferner von diesen östreichischen Aerzten behandelt werden sollten. Sie verlangten stürmisch, man möge preußischerseits ihre Behandlung fortsetzen.

Dieselben Auftritte wiederholten sich in vielen anderen Hospitälern.

In welche Situation hierdurch diese östreichischen Aerzte geriethen, die mit wenig Ausnahme geschickte, wohlunterrichtete Männer waren, auch meistentheils sehr bald das volle Vertrauen ihrer Kranken gewannen, bedarf keiner Auseinandersetzung.

Alles das waren die Folgen nicht ganz tactvoller Maßnahmen, mangelnder Voraussicht und eines wenig umsichtigen Gebahrens seitens des östreichischen Commissars.

Man hätte vielleicht im Interesse der Kranken, die ja allein durch die allgemeine Mißstimmung zu leiden hatten, auf Seiten der preußischen Verwaltung etwas rücksichtsvoller verfahren können, das ist unleugbar, und hätte z. B. nicht nöthig gehabt, vorhandene Vorräthe an Stärkungs- und Erquickungsmitteln, wie es hier und da geschehen ist, zu verkaufen oder zurückzuführen; man hätte es vermeiden sollen, diesen armen Hospitälern, wie es vorgekommen ist, einen Proviant zu lassen, der kaum für vierundzwanzig Stunden reichte, man hätte internationaler verfahren können, — — indeß es ist jetzt bequem, hierüber zu urtheilen; man weiß, wie alles in jenen Tagen der vorhandenen Spannung glühte. Allerwärts gereizte Gemüther, ein heftiges Vorgehen einer-, ein stolzes Gefühl andererseits — kurzum, es geschah, was nicht gut zu heißen ist, weder hier noch dort; aber am wenigsten ist es zu billigen, wenn auf der Seite, welche der Unterstützung für die Verwundeten unleugbar bedurfte, dieselbe durch ein nicht ganz zu rechtfertigendes Auftreten unmöglich gemacht wurde. Noch weniger aber, daß man, nachdem es geschehen, nicht mit schleunigster Eile den heraufbeschworenen Mangel zu beseitigen suchte.

Es sei übrigens ausdrücklich bemerkt, daß das Fortführen jener Gegenstände, die zumeist aus Sendungen der Mildthätigkeitsvereine bestanden, nicht von den Johannitern ausgeführt wurde, welche dasselbe unbedingt gemißbilligt haben würden und über dieses Verfahren mit internationalen, nicht bloß nationalen Gaben ihr Bedauern ausdrückten. — Es wurde hier und da durch Persönlichkeiten bewirkt, die sich als Beauftragte des Ordens in einzelne Spitäler eingeschlichen und festen Boden gewonnen hatten, Männer, welche sich ein geschäftskundiges Ansehen zu geben wußten und sich zu der Verwaltung jener

Gegenstände gedrängt hatten, von der es nicht thunlich war, sie wieder zu entfernen.

Es liegen hierfür Beispiele und Namen vor.

Daß solche Persönlichkeiten auch der besten Sache zu schaden vermögen und daß deren eigner Ruf meistentheils nicht hinreicht, ihre Handlungen zu decken, bedarf nicht der Erörterung. Das Gewicht derselben fällt nicht auf sie, sondern auf das Ganze, dessen Schutz sie genossen, zurück.

Es sei hierbei, jedoch ohne allen Bezug, noch eines anderen Umstands gedacht:

Es ist niemals zu vermeiden, daß im Gefolge eines Kriegsheeres sich mannigfaltige Elemente entwickeln, welche dasselbe wie eine dunkle Wolke umschweben, abenteuerliche, oft verkommene Existenzen aus allerlei gesellschaftlichen Stellungen, welche Zeiten, in denen ihre intimste Bekannte, die Polizei, nicht Muße hat, sich ihnen zu widmen, als eine Sendung der Götter betrachten, die man benutzen müsse. Von dieser Art Menschen wurde die weiße Binde mit dem rothen Kreuz für ihre Zwecke wie geschaffen angesehen. Sie war gleichsam ein Talisman, ein Amulet, eine neue Firma, unter der sich ein bequemes Geschäft betreiben ließ. Es ist für künftige Fälle nothwendig, dieses bedeutsame Zeichen gegen derartigen Mißbrauch wirkungsvoll zu schützen. Eben so wenig wie Jemand eine Uniform anlegen darf, die ihm nicht gebührt, eben so wenig sollte dieses Zeichen von denen getragen werden, die keine Berechtigung hierfür besitzen. Namentlich hatten sich solche speculative Leute von allerlei Gestalt in die Nähe der Hospitäler und der Depots genistet, welche sie als einen Gegenstand betrachteten, der besonders würdig sei, von ihnen ausgebeutet zu werden.

Es wurden auch hierüber eigene und fremde Erfahrungen gesammelt; sie würden allein ein Buch füllen.

Kehren wir zur Sache zurück.

Nachdem die Uebergabe bewerkstelligt worden, geschah von Frau Simon und Dr. Brauer alles, um die nachtheiligen Folgen des in jeder Beziehung eintretenden Mangels wenigstens von den sächsischen Verwundeten abzuwenden.

Sie wurden in ihren Bemühungen sowohl von den preußischen als östreichischen Commandostellen, als auch von den Aerzten und Ortsbehörden in zuvorkommendster Weise unterstützt, und durch Vermeidung des Instanzenganges war es möglich, die sächsischen Kranken und Verwundeten aus den Gegenden zu entfernen, welche von der Cholera bedroht wurden, und sie in Hradeck zu vereinigen, das mit tüchtigen Aerzten und Pflegepersonal versehen wurde. Den Mangel hielten die Unterstützungen des sächsischen internationalen Vereines fern.

Was aber aus den ca. 2000 östreichischen Verwundeten wurde, die ohne Wärter, Medicamente und Erfrischungsmittel sich befanden und deren Zustand zumeist ein bedenklicher war, bedarf nicht der eingehenden Schilderung. Es hieße das nur das Ende mit dem Anfang verknüpfen.

Herr Danninger in Wien, dessen Bekanntschaft wir später machen werden, und Ritter von Geißler aus Prag waren, so viel ich weiß, die Einzigen, die damals auf die böhmischen Schlachtfelder ihre Gaben schickten. Herr Danninger sorgte namentlich für barmherzige Schwestern, die sehr willkommen waren.

Eins aber, was jener östreichische Commissar leistete, darf, um gerecht zu sein, nicht vergessen werden, denn es war schließlich mehr werth, als alle Erquickungs- und Stärkungsmittel, als alle gefüllten Keller und Küchen: er sorgte, daß für viele dieser Hospitäler zur Behandlung der Verwundeten und Kranken geschickte und eifrige junge Aerzte bestimmt wurden. Die bedeutenden Erfolge, welche dieselben erzielten, sprechen für seine richtige Wahl.

Im Uebrigen blieb der internationale Verein zu Dresden für die Hospitäler des Schlachtfeldes bis zu ihrer Auflösung thätig, denn es war auf keine andere Art dem überhandnehmenden Mangel abzuhelfen, als durch Unterstützungen, die aus seinen Vorräthen, namentlich an Wäsche und Verbandzeug, nach dort reichlich flossen. Daß diese Transporte übrigens von dem Augenblick an, als die östreichische Verwaltung aller Orten die Stelle der preußischen übernommen hatte, auf eine bisher ganz unbekannte Menge von **Schwierigkeiten** und **Hemmnissen** stießen, die nichts weniger als fördernd waren und deren alleinige Ursache in der östreichischen Verwaltung lag, das ist eine fernerweite Thatsache, welche zu verschweigen ich nicht die geringste Veranlassung habe.

Nur durch das entschlossene Einschreiten bedeutender Männer wurde es möglich, einige Erleichterung für diese Transporte zu erhalten.

Die von den Oestreichern damals zu überwachenden, in der Umgebung der Schlachtfelder von Königgrätz gelegenen 11 Lazarethe enthielten noch ca. 2000 Verwundete. Es ist nun wirklich schwer zu begreifen, wie es der östreichischen Sanitätsbehörde nicht möglich werden konnte, für dieselben alle umfassenden Hülfsmittel an Ort und Stelle zu schaffen. Namentlich, wenn man bedenkt, daß Preußen vor nicht langer Zeit ca. 22,000 Verwundete unter weit weniger günstigen Verhältnissen inmitten des Kriegssturmes zu verpflegen hatte, und daß diese Verpflegung, nach Verlauf der ersten schweren Zeit, in den meisten Hospitälern eine gute, und in einigen eine ausgezeichnete war.

Bedenkt man dabei ferner, daß die Oestreicher in Summa vielleicht überhaupt nur 10,000 Verwundete in Verpflegung hatten, während die Preußen noch am 11. August 1866, also vor der Uebergabe der Hospitäler in Böhmen, in ihren Lazarethen für 5678 Preußen und 12,270 Oestreicher und Sachsen, in Summa 17,948 Verwundete sorgen mußten, so erscheint das nur um so auffälliger.

Warum die östreichische Feldsanität damals nicht einige ihrer sehr wohl und vollständig ausgestatteten Feldhospitäler nach Böhmen sandte, das ist allerdings etwas, was sich schwer verstehen läßt. Es waren wahrscheinlich Gründe dafür vorhanden, jedenfalls gewichtige Gründe, aber sie gehören zu denen, die ohne Zweifel nicht auf der Oberfläche der Ereignisse schwimmen.

Die Vorwürfe, welche nach einem jeden der großen neuen Kriege gegen das östreichische Feldsanitätswesen sich erhoben haben, erhalten durch diese neue Erscheinung einen anscheinend nicht ganz ungerechtfertigten Zuwachs, und es dürfte von Interesse sein, zu wissen, was sie verhinderte, in jene Hospitäler ein vollständiges Sanitätspersonal zu senden.

Wo es darauf ankommt, gewichtige Erfahrungen zu sammeln und nutzbar zu machen, sollten erwünschte Aufklärungen, die über dunkle Vorgänge Licht verbreiten, nicht zurückgehalten werden.

Man weist entweder damit diese Vorwürfe zurück, oder man findet die Mittel, der Wiederkehr erkannter Mängel vorzubeugen.

Im Uebrigen sei es mir gestattet, da es für viele Leser von großem Interesse sein dürfte, aus der noch obschwebenden Dumreicher-Langen-

beckenschen Controverse einige Momente hier Platz finden zu lassen. Ich bemerke, daß dieselbe sich entspann, als dieses Werk sich bereits im Druck befand und wenn es auch möglich ist, das Nachstehende im Text einzufügen, so konnte doch das in ihm Gesagte keinerlei von Einfluß mehr auf hier Erzähltes ausüben.

Herr Professor von Langenbeck schreibt in einem in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 6. März dieses Jahres enthaltenen Aufsatz unter anderen:

„Die Maßregeln zur Uebernahme der östreichischen Verwundeten schildert Herr v. Dumreicher in folgender Weise:"

„Die ursprüngliche Idee, Feldspitäler nachrücken zu lassen, war unausführbar. Es war der Transport auf der Eisenbahn gehemmt und die Organisation der Feldspitäler auch gar nicht passend (?). Sie sollen sich stets an einem Orte befinden (?), bestehen aber je aus 500 bis 800 ausdehnbaren Betten. Jedes Spital in Theile zu trennen, würde für die Organisation, wie wir sie besitzen, nicht getaugt haben, der ärztliche Stand hätte nicht genügt, und die Administration wäre eine schwere gewesen. Es blieb also nichts übrig, als die Verpflegung den Communen zu übergeben, nach dem Preise pro Kopf und Tag."

„Ich gestehe, daß dieses Raisonnement mir ganz unverständlich geblieben ist. Herr v. Dumreicher vergißt, daß er selbst per Eisenbahn von Wien nach Königgrätz gefahren, und daß sämmtliche Eisenbahnen damals wieder fahrbar waren. Aber wäre dieses auch nicht der Fall gewesen, aus welchem Grunde verzichtete er darauf, die in und um Wien in völliger Unthätigkeit liegenden k. k. östreichischen Feldlazarethe auf demselben Wege nach Böhmen marschiren zu lassen, auf denen unsere Feldlazarethe der Armee von Böhmen bis dicht vor Wien gefolgt waren? und ist es nicht ein schlimmes Testimonium paupertatis für die östreichische Verwaltung, wenn die Sanitäts-Ausrüstung der ganzen östreichischen Nordarmee — abgesehen freilich von dem, was den Siegern geblieben war — so beschaffen war, daß sie es nicht vermochte, eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von Verwundeten zu übernehmen? In der That, wir sind geneigt zu glauben, daß diese Auslassungen des Herrn v. Dumreicher nur seiner absoluten Unkenntniß in militärischen Dingen beizumessen sind, verstehen es aber freilich nicht, wie ein k. k. östreichischer Militärarzt den Muth haben kann, dem Herrn v. Dumreicher, nach Be-

endigung seines Vortrages, den Dank der östreichischen Militärärzte zu votiren!"

„Nachdem Herr v. Dumreicher über die Organisation des östreichischen Feld-Sanitätswesens den Stab gebrochen, beeilt er sich — als wolle er sein Versehen wieder gut machen — die Leistungen der k. k. Militärärzte bei und nach der Uebernahme der Lazarethe rühmend hervorzuheben, Leistungen, die allerdings unsere ganze Bewunderung erregen müssen. Wir glauben es Herrn v. Dumreicher aufs Wort, daß die Leitung der Spitalspflege von 160 Verwundeten in Josephstadt durch einen östreichischen Militärarzt eine vorzügliche gewesen; wir glauben es ebenso unbedingt, daß die Eleven Pitha's ihrem hochverdienten Lehrer Ehre zu machen bestrebt gewesen sind. Aber es drängt sich doch unwillkürlich die Frage auf, wo Herr v. Dumreicher Gelegenheit gehabt hat, diese Leistungen wahrzunehmen, da er jene Aerzte weder in den Schlachten, noch auf dem Rückzuge der Armee nach Wien, sondern erst dann in Thätigkeit gesehen, als der Friede bereits abgeschlossen war, und die Arbeit in den Lazarethen, im Vergleich zu ihren früheren Dimensionen, fast als beendigt angesehen werden konnte? Die Anerkennung der östreichischen Feldärzte wollen wir ihm gerne gestatten, selbst wenn wir armen Preußen dabei als Folie verwendet werden müssen; allein Herr v. Dumreicher muthet uns doch etwas zu viel zu, wenn er uns erzählt: „Am nächsten Tage, 14. August, ging ich nach Skalitz, wo sich 25 Verwundete in preußischer Pflege, jedoch in vollständig vernachlässigtem Zustande befanden, trotzdem bei diesen 25 Verwundeten 30 ärztliche Individuen und Wärter sich befanden," und nachdem er die Leistungen östreichischer Aerzte gerühmt, fortfährt: „An einem Orte übernahmen zwei unserer Aerzte das Spital, welches von 15 preußischen Aerzten besorgt wurde. Ein sächsischer Bergrath, der dort bei einem Verwundeten gegenwärtig war, beklagte sich, in der Meinung, es sei unmöglich, daß die beiden Herren mit ihrer Kraft ausreichen können, brieflich und bat um Abhülfe. Nach wenigen Tagen war der Herr eines Besseren belehrt, ein zweiter Brief meldete, daß die beiden Herren das Spital in einen ausgezeichneten Zustand versetzt haben und mehr leisten als früher von 15 preußischen Aerzten geleistet wurde."

„Doch ich will die Leistungen der östreichischen Militärärzte nicht anzweifeln, sondern nur den von Herrn v. Dumreicher an uns gerügten

„großen Uebelständen" gegenüber darauf aufmerksam machen, daß die Welt keine Gelegenheit gehabt hat, sich von der größeren Leistungsfähigkeit der östreichischen Sanitätspflege zu überzeugen. Im italienischen Kriege sind ja erwiesener Maßen die Gräuel des Schlachtfeldes und der Feldlazarethe weit schrecklicher gewesen als in Böhmen bei — sehr viel günstigeren äußeren Umständen. In Schleswig war im Frühjahr 1864 nach den blutigen Gefechten bei Oberselk und Oeversee eine östreichische Sanitätspflege überall nicht vorhanden, und ohne die Aushülfe durch unsere Feldlazarethe, welche den Lazarethbedarf für Rendsburg hergaben, und ohne das rasche Beispringen der Aerzte und Studenten von Kiel und der Bevölkerung von Rendsburg und Schleswig würden die armen Verwundeten ohne Lazarethe und ohne ärztliche Hülfe gewesen sein. Auch aus dem letzten Kriege bleibt an dem östreichischen Sanitätswesen ein schwerer Vorwurf haften, der jedoch vorzugsweise der Oberleitung zur Last fallen dürfte. Wir Bewohner des Nordens sind der Ansicht, daß es sich für den Feldarzt nicht zieme, seine Verwundeten auf dem Schlachtfelde hülflos zurückzulassen, und haben stets nach diesem Grundsatze gehandelt."

„Bei dieser Gelegenheit darf ich nicht unerwähnt lassen, daß die Art, wie Herr v. Dumreicher die Verwundeten zu besuchen pflegte, eine ungewöhnliche war. An den meisten Orten nämlich begab er sich in die Lazarethe ohne Wissen und Beisein der behandelnden Aerzte, die überhaupt von seiner Mission keine Kenntniß hatten. Er löste die Verbände, untersuchte die Wunden und machte Aeußerungen über den Zustand der Verwundeten, durch welche diese oftmals im höchsten Maße beunruhigt wurden. Daß es von unsern Militärärzten pflichtwidrig gewesen wäre, wenn sie ein solches Verfahren geduldet hätten, so lange sie selbst noch für ihre Kranken verantwortlich waren, bedarf keines Beweises. Diesem Auftreten also hatte Herr v. Dumreicher auf seiner Rundschau eine Reihe von unangenehmen Begegnungen beizumessen, welche die Ungunst seines Urtheiles über unsere Militärärzte erklärlich machen."

„Auf viele Vorwürfe des Herrn v. Dumreicher, wie z. B. daß unsere Krankenwärter größtentheils betrunken gewesen, daß überall der größte Schmutz geherrscht und die Fußböden in den Lazarethen niemals gescheuert worden seien, daß eine regelmäßige ärztliche Visite nicht stattgefunden habe u. a. m., — erwiedere ich kein Wort, weil derartige Absur-

ditäten eine Erwiederung nicht verdienen. Nur die Beköstigung der Verwundeten in unseren Lazarethen werde hier noch mit einigen Worten berührt. Herr v. Dumreicher tadelt an derselben, daß sie im Allgemeinen eine viel zu üppige gewesen sei, so daß man geneigt werden könnte, ihr einen Antheil an der „großen Mortalität" beizumessen. „Was den Erfolg der Uebernahme anbetrifft," sagt Herr v. Dumreicher, „so waren die Verwundeten an den Orten, an welchen sie relativ gut verpflegt wurden, in den ersten Tagen nicht befriedigt, indem sie gewohnt waren, fünfmal im Tage Butterbrod zu essen." Herr v. Dumreicher erkannte diesen Uebelstand und machte die Verpflegung dadurch zu einer relativ besseren, daß er seinen Verwundeten den Brodkorb etwas höher hing; und siehe da „in kurzer Zeit waren dieselben zur Einsicht gelangt, daß die geregelte Kost besser bekomme". Hat der Redner nicht bedacht, daß er sich durch diesen Ausspruch große Verantwortlichkeit zuzieht, und daß es unserer Intendantur leicht einfallen könnte, auf seine Autorität gestützt, für die Zukunft die Principien „der geregelten Kost" zu adoptiren? Aber ich glaube vielmehr, daß Herr v. Dumreicher sich nur Illusionen hingegeben hat, welche durch die große Anzahl der in ihre Heimath zurückgekehrten östreichischen Verwundeten wahrscheinlich bald ihre Widerlegung gefunden haben. Denn die ungeregelte Kost, die fünfmaligen Tagesspenden von Butterbrod, der Wein, von welchem „die Kranken manchmal zu viel bekommen haben sollen" — ist ihnen schließlich doch ganz gut bekommen. Es ist wahr, daß die Freigebigkeit unserer Armeeverwaltung und die überaus reichen Spenden an Lazareth- und Erquickungsgegenständen der ausgesuchtesten Art, welche wir den Comités in der Heimath und im ganzen Norden verdankten, die unablässige Ueberwachung und Vertheilung dieser Spenden an alle Lazarethe durch St. Johanniter-Ritter uns die Mittel gaben, eine Lazarethpflege herzustellen, wie sie wohl bis jetzt in keinem Kriege gehandhabt worden ist. Es hat seine Richtigkeit, daß die Pflege der Verwundeten einen Luxus erlaubte, wie ihn sonst nur die durch keine Rücksichten der Sparsamkeit beengte Privatkrankenpflege kennt: aber ich vermag Herrn v. Dumreicher durch die Versicherung zu beruhigen, daß die allgemeine Kriegserfahrung zeigt, daß Verwundete nicht gut genug verpflegt werden können, und daß reichliche gute Nahrung und Wein wichtigere Heilmittel sind als alle Arzneien. Auch darf ich behaupten, daß die östreichischen Verwundeten keineswegs

das Vorgefühl hatten, daß die Pflege und geregelte Kost des Herrn v. Dumreicher ihnen besser bekommen werde als die bisherige. Denn eine Anzahl östreichischer Officiere verlangte mit Ungestüm in die Heimath entlassen zu werden, und ging, unserer Abmahnung zuwider, dahin ab, da der Besuch des Herrn v. Dumreicher ihnen die Gewißheit gegeben hatte, daß sie nun bald in östreichische Pflege übergeben würden. In Hradeck, welches von Herrn v. Dumreicher am härtesten getadelt wird, wurden unsere Aerzte von den verwundeten Mannschaften in den meisten Sprachen der polyglotten östreichischen Armee bestürmt, sie nicht zurückzulassen, sondern sie mit sich nach Preußen zu nehmen. In Nechanitz weinten die Verwundeten, als unsere Aerzte von ihnen Abschied nahmen. Zeugen dieser Scenen waren nicht etwa nur die preußischen Aerzte und Beamten, sondern auch ein paar höhere russische Aerzte, welche damals in Böhmen verweilten."

„Wie die Pflege in den östreichischen Lazarethen gewesen, wissen wir nur sehr unvollkommen. Von den wenigen unserer Verwundeten, welche sich dort befunden haben, ist mir die ihnen zu Theil gewordene Behandlung nur gerühmt worden. Dagegen weiß ich aus dem Munde eines hochgestellten sächsischen Arztes, welcher alle Lazarethe und auch die in der Nähe Wiens befindlichen besucht hatte, daß der Zustand der verwundeten Sachsen in den letzteren ein höchst beklagenswerther gewesen ist."

„Zur Uebernahme der Pflege in den bis dahin von uns verwalteten Lazarethen hatte Herr v. Dumreicher ein neues System einzuführen versucht. Etwa wie man eine Amme gut pflegt, damit der Säugling reichliche Nahrung bekomme, so hatte er die verarmten Communen in der Nähe des Schlachtfeldes mit Geld, Getreide und Schlachtvieh versehen, um sie in Stand zu setzen, die Verwundeten zu ernähren. Ich habe Grund anzunehmen, daß dieses Ammen-System sich, wenigstens Anfangs, nicht bewährt habe. Denn nachdem unsere Anerbietung, der k. k. östreichischen Verwaltung untere Depots zur Verfügung zu stellen, zuerst zurückgewiesen worden war, wurde diese bald dringend von uns erbeten. Herr v. Dumreicher hätte nun zur Steuer der Wahrheit angeben sollen, daß die östreichische Verwaltung nur dadurch in den Stand gesetzt wurde, die Pflege ihrer Verwundeten zu ermöglichen, daß Verpflegungs- und Erquickungsgegenstände aller Art aus unseren Depots mit der größten Liberalität zurückgelassen wurden. In Nechanitz, wo sich zur Zeit

der Uebergabe gegen 30 östreichische Verwundete befanden, wurden beispielsweise 258 Hemden, 38 Matratzen, 75 Decken, 244 Betttücher aus unseren Depots dem dortigen Bürgermeister übergeben. Außerdem schenkten unsere Aerzte dem dortigen Bürgerspital, in welchem noch 12 Verwundete lagen, eine große Menge von Lazareth-Utensilien aller Art, welche ihnen aus ihrer Heimath, Rheinpreußen, zur freien Disposition zugesandt waren. Den 11 in der Nähe des Schlachtfeldes gelegenen Feldlazarethen wurden aus unseren Depots geschenkt: 1656 Hemden, 332 Matratzen, 1007 Betttücher nebst Lazareth-Utensilien aller Art in entsprechender Menge, an Victualien u. a. 2040 Pfd. Kaffee, 1155 Pfd. Gries, 2296 Pfd. Erbsen, 464 Flaschen Rothwein, 90 Pfd. Chocolade, 330 Pfd. Sago, 5100 Pfd. Graupen."

„Ist es aber diesen Thatsachen gegenüber wohl glaublich, daß, wie Herr v. Dumreicher behauptet, die Verwundeten in den Lazarethen die längste Zeit keine reine Leibwäsche erhalten, daß Betten und Strohsäcke verunreinigt und verfault gewesen seien? Ist es anzunehmen, daß wir die Verwundeten hätten in Schmutz verkommen lassen sollen, um schließlich unsere reichen Vorräthe und stellenweise eine dreifache Garnitur an Bett- und Leibwäsche den Oestreichern zu schenken? Mit gleicher Liberalität wurden die östreichischen Verwundeten in den Lazarethen Sachsens und Preußens behandelt, von denen viele, obwohl sie nur improvisirte Lazarethe waren, als wirkliche Musteranstalten gelten konnten. Daß die östreichischen Verwundeten den unsrigen vollkommen gleichgehalten werden mußten in ärztlicher und körperlicher Pflege, das verstand sich von selbst; daß aber die ersteren häufig vorgezogen wurden, sobald es sich um Vertheilung von Wäsche und Geschenken handelte, habe ich vielfach Gelegenheit gehabt zu rügen. Ich begreife es, daß unsere edlen Krankenpflegerinnen von dem Gefühl geleitet werden konnten, es müsse den Verwundeten der besiegten Armee eine größere Theilnahme gewidmet, und ihnen in der Fremde auch für die fehlende Heimath Ersatz geboten werden. Aber die Gerechtigkeit verlangt es, daß die, welche für das Vaterland geblutet, zum wenigstem mit gleichem Maß gemessen werden, auch dann, wenn es sich nur um Beweise der Theilnahme und um Bereitung kleiner Freuden handelt."

Ich enthalte mich für jetzt nach einer oder der anderen Seite hin, etwas beizufügen, aber man wird mich nachsichtig beurtheilen, wenn ich meine Freude nicht ganz darüber zu verhehlen vermag, einen so hochberühmten Mann, wie Herrn Dr. von Langenbeck, in einigen Punkten und Ansichten übereinstimmend zu finden, die auch von mir vertreten wurden.

Man gestatte, noch einiges von allgemeinem Interesse beizufügen. So entnehme ich einem Schreiben aus einem jener Hospitäler die Bemerkung, daß, als zum Beispiel die preußischen Aerzte und Beamten nach geschlossenem Waffenstillstand Hradeck verließen und dort 16 verwundete Preußen zurückblieben, für sie ein Stabsarzt nebst Gehülfen und ein hinreichendes Wartepersonal und alle Vorräthe zurückgelassen wurden, und daß dort für mehr als 100 östreichische Kranke und Verwundete nur 2 — **Zwei** — östreichische Aerzte fungiren sollten, die so ziemlich mit **leeren Händen** gekommen waren.

Der Bericht eines sächsischen Arztes über die gefundenen Verhältnisse enthält die Notiz, daß auch er bei einem auf dem Bahnhof zu Löbau eintreffenden, 230 Mann starken Transport Verwundeter noch vier Tage nach der Schlacht mehrere gefunden hat, deren gangränöse, jauchige Wunden nicht verbunden waren. Auch ihm hat sich die allerwärts gemachte Wahrnehmung aufgedrängt, daß die weiße Binde mit dem rothen Kreuz vielfach von **der Speculation ausgebeutet** und von Leuten getragen zu werden beginne, die **keinerlei Berechtigung** dazu hatten, daß sie **mißbraucht** werde, um manchen **Schmutz** zu bedecken. So traf er auf dem Bahnhof zu Eisenbrod zwei Berliner Frauenzimmer mit diesem Abzeichen, welche, auf dasselbe gestützt, freie Fahrt verlangten. Die Eine davon war betrunken, die Andere eine notorisch unsittliche Person.

Als er dort im Begriff war, Einen von mehr als hundert auf dem Rasen ohne Stroh und Decke in der brennenden Sonne liegenden Verwundeten zu verbinden, wurde er von einem preußischen Arzte bedeutet, „daß dies **seine** Station sei". Da diesem sächsischen Arzt mitgetheilt wurde, daß in Hradeck, Prim und Problus nur noch wenig Sachsen wären, so reiste derselbe zurück, ohne anderweite Erkun-

digungen einzuziehen. Er erkennt lobend die große Thätigkeit des preußischen Lazarethhülfspersonales an.

Andere von der Dresdner Lazarethcommission abgesandte Aerzte, denen als Ziel namentlich die **Umgegend** von Horsitz bezeichnet worden war, und die bei wirklich vorhandenen Bedürfnissen an Aerzten in den böhmischen Lazarethen ihre Hülfe anbieten sollten, verließen Dresden am 10. Juli früh, fanden in Libuhn fünf sächsische schwerverwundete Officiere in trefflicher Pflege und Abwartung, in Gitschin zwei leichtverwundete in ebenfalls guter Unterkunft, so wie auch sächsische Mannschaft, deren leichte Wunden sie einen baldigen Transport erwarten ließ. Die Mittheilungen eines preußischen Johanniters bewogen diese Aerzte indeß, nicht nach Horsitz weiter zu fahren, sondern ihren Weg über Hoch-Vesely und Neu-Bidsow zu wählen.

Hier hatte die sächsische Armee auf dem linken Flügel der Oestreicher gefochten; sie erwarteten daselbst vorzugsweise sächsische Verwundete zu finden. Das Realschulgebäude von Neu-Bidsow war zum Lazareth eingerichtet; es lagen daselbst indeß nur wenig Sachsen, aber viele Oestreicher und Preußen. Sie waren die ersten, welche klagten. Fast alle schwer verwundet, hatten einige von ihnen 3 Tage ohne Verband zugebracht. Das Lazareth selbst war mangelhaft mit Lagerstätten, Verbandzeug u. s. w. versehen, doch waren die Aerzte angestrengt thätig. Das Wasser war schlecht, das Brod schwer und sauer, Durchfälle bereits häufig eingetreten. Die Herren ließen hier einen Arzt mit Verbandsachen zurück und vertheilten, sowie an anderen Orten, Geld unter die Sachsen.

In Nechanitz fanden sie wohl 20 Häuser mit Verwundeten belegt, deren Anzahl von ihnen auf 200—300 geschätzt wurde; es sollten jedoch nur wenige Sachsen darunter gewesen sein.*) Hier hatten die preußischen Aerzte noch vor 8 Tagen nichts von Lazarethbedürfnissen vorgefunden. Jetzt waren die nöthigen Einrichtungen getroffen, auch Bettstellen in hinreichender Zahl vorhanden. Kein Kranker lag, nach ihren Mittheilungen, auf der Streu, und Verbandsachen gab es reichlich. Das Anerbieten, einen Arzt zurückzulassen, wenn es **dringend** nöthig

*) Nach einer anderen Angabe befanden sich damals in Nechanitz über 500 Verwundete, darunter über 100 Sachsen. Anm d. Verf.

sei, wurde nicht angenommen. In Hradeck fanden sie gegen 300 Verwundete mit 10 Aerzten und alles im trefflichsten, vollkommen geregelten Zustand. Nur die Lagerstätten waren mangelhaft und lagen noch **viele** Verwundete auf **Strohsäcken mit und ohne Bettwäsche, den zusammengerollten Rock als Kopfkissen.** Es waren dort noch 3 sächsische Officiere, zwei waren in den letzten 24 Stunden verstorben. Auch Hradeck bot keine Ursache zu bleiben. Als sie über das Schlachtfeld fuhren, bemerkten sie daselbst weder Menschenleichen noch Pferdecadaver, nur hier und da an einzelnen Stellen Blutspuren. In Schloß Prim war ebenfalls ein großes Lazareth eingerichtet und gesondert von ihm in der Wohnung des Wirthschaftsdirectors ein sächsisches Lazareth, das vor dem Einrücken der Preußen daselbst etablirt worden war. Es befanden sich 22 Mann daselbst, aber kein Officier. Zumeist leicht Verwundete. Unter ihnen einige Preußen und Oestreicher. Der sächsischen Sanitätssoldaten, die hier die Pflege besorgten, wird lobend gedacht, Lagerstätten, Verpflegung und Abwartung als gut geschildert. Die Aerzte ließen ihre sämmtlichen Vorräthe an Verbandsachen, Wäsche, Fleischextract, Thee, Wurst 2c. 2c. zurück. Eine dringende Veranlassung zu bleiben, wurde auch hier nicht gefunden. Sächsische Officiere und Soldaten, die sie gesprochen hatten, waren unter den gegebenen Verhältnissen mit ihrem Schicksal zufrieden und klagten über nichts, als über das schwere Brod und das schlechte Wasser. Jeden Tag gingen Verwundetentransporte von den entfernteren nach den der Bahn näher gelegenen Lazarethen, um sie dann auf den Bahnstationen abzusetzen. Der Transport geschah auf Leiterwagen, welche nur mangelhaft mit Stroh belegt waren. Im Dorf Makropus lagen in den zweckmäßig eingerichteten Räumen eines Wirthschaftsgebäudes gegen 20 schwer Verwundete, Oestreicher und Preußen. Sie hatten einen Arzt, einen geistlichen Bruder aus Aachen, und mehrere Wärter bei sich. In Sadowa befanden sich keine Verwundeten*), in Lyssa zwei typhuskranke Preußen in einer Bivouachütte.

In den Dörfern bis Horsitz gab es viele Lazarethe; sie fanden je-

*) Nach einer glaubhaften Mittheilung befanden sich damals noch in Sadowa, und zwar in der dort gelegenen Zuckerfabrik mehrere Hundert Verwundeter.
Anm. d. Verf.

doch keine Sachsen; überall waren preußische Aerzte, Wärter und Verbandmittel in genügender Menge.

Die Stadt Horsitz selbst war voll von Verwundeten, die in den Häusern und Kirchen, im Theater, dem Schloß u. s. w. untergebracht waren. Darunter nur ein sächsischer Officier, aber keine Mannschaft. Die Magazine waren gefüllt mit Verbandsachen, Lebensmitteln, Erfrischungen u. s. w. Viele Aerzte, auch vom Civil, und Breslauer Studenten, waren hier bei der Pflege der Verwundeten thätig. Ein preußischer Oberstabsarzt erklärte hier den sächsischen Herren Aerzten in **„freimüthiger und collegialer Weise"**, daß er über die Lage der Verwundeten „in der **Umgegend genauen Ueberblick**" gehabt habe, und ihnen daher rathen könne, nach Dresden zurückzukehren, wo sie sicher eben so gut, wenn nicht noch bessere Verwendung finden würden. Die Herren sahen denn auch diese Erklärung für eine „halbofficielle" an, betrachteten ihre Mission als erledigt und kehrten nach Dresden zurück, woselbst sie am 15. Juli wohlbehalten wieder ankamen.

Sie suchten den geringen Erfolg ihrer Mission darin, daß der **factisch dagewesene Nothstand** auf dem Schlachtfelde von der preußischen Militärverwaltung auf das Energischste beseitigt worden war, und daß gerade in den Tagen vor ihrer Reise die an einzelnen Orten herrschenden Mängel in den Sanitäts-Einrichtungen Ausgleichung gefunden hatten. —

Wer den vorhergehenden Blättern eine freundliche Aufmerksamkeit geschenkt hat, weiß bereits, wie weit jene „halbofficielle Mittheilung" des preußischen Arztes auf Wahrheit beruhte und wie die an **einzelnen Orten** herrschenden Mängel **ausgeglichen** worden waren.

Irre ich nicht ganz, so war es der Bericht dieser Aerzte, den der internationale Verein so eben zu seiner Beruhigung erhalten hatte, als seine Specialbevollmächtigte, Frau Simon, ebenfalls aus Böhmen zurückkehrte und ihre anderslautenden Schilderungen allerdings diese Beruhigung vernichteten. Es ist das an betreffender Stelle zu lesen.

Vielleicht ist es für viele interessant, die Orte in Böhmen zu kennen, wo überhaupt damals kleinere und größere Hospitäler errichtet waren. Sie sind:

Hrádek.)	*Sádova.
*Prím.	Stračov.
Rosnic.	Vsestary.
Mokrobous.	Dohalička.
*Probuz.	Lípa.
Swěti.	Bříza.
Chlum.	*Nechánic.
*Nedilišt.	*Hořic.
Maslowěd.	Vilantic.
Hořinowes.	Racic.
Benátka.	*Cerekwic.
Hněvčowes.	Rozběřic.
Cištowes.	

Ich schließe ein Kapitel, dessen Schilderungen ein Stück aus der Geschichte jenes Krieges sind, welcher selbst, nachdem eine lange Zeit über ihn dahingerauscht sein wird, doch mit wunderbarer und belehrender Gewalt aus den Jahrbüchern des Menschengeschlechtes zu neuen Generationen reden dürfte.

Es ist mir hier nicht vergönnt, die Geschichte jener Tage selbst zu schreiben, von ihren riesenhaften Launen, der despotischen Macht des Schicksals, den mächtigen Wundern der Vorhersicht, der Tapferkeit und des Muthes zu erzählen — — —, was ich schilderte, das sind nur die Folgen davon: das Bluten und Sterben, der Schrecken, die Verwirrung und die Verzweiflung! Alles das, was nicht unmittelbar selbst auf der Bühne der Geschichte, sondern hinter derselben sich zuträgt. Aber bei alledem durfte auch ich erzählen von stolzen und standhaften Herzen, welche in der äußersten Noth geprüft und gut erfunden wurden —, von Widerstand, den man gegen mitleidslose Drangsale geleistet, von der Kraft menschlicher Naturen und von scheidendem Leben, von Gott gesandter Hülfe, von stiller, wenn auch düsterer Duldung!

Handelt es sich auch bei dem allem weder darum, die Leidenschaften zu entflammen, noch dem Nationalstolz zu schmeicheln, so darf ich doch

*) Die mit einem Stern bezeichneten Orte waren zugleich Johanniter-Depots.

glauben, daß es sich um einen Zweck handelt, welcher der aufgewandten Mittel werth ist.

Was auch erzählt wurde, es geschah aus keinem anderen Grunde, als um der Humanität zu dienen. Welche beweisende Zeugnisse auch sich beigebracht sahen, es geschah unter dem rothem Kreuz im weißen Felde, für die Menschenliebe, aber ohne Menschenfurcht. Dieser Zweck darf zu gleicher Zeit eine nachsichtige Beurtheilung erhoffen. Ich bin nicht Schriftsteller von Gewerbe, und wenn der Ausdruck und das Gefüge meiner Sprache hinter der anmuthigen Feinheit zurücksteht, welche man heute an den Rittern des Geistes bewundert, so möge man es entschuldigen.

Ich schreibe alles das, nicht weil es mir Vergnügen ist, es zu schreiben, sondern nur, weil ich es für **nützlich** halte, daß es geschrieben wird.

Eine reiche Gewandung und den Schmuck der Sprache mögen diese Blätter entbehren, aber sicher fehlt ihnen nicht die edle Bedeutung und die Würde eines sittlichen Zieles.

XIII.

Das Feldhospital.

Endlich denn: in ein Feldhospital!

In ihm finden wir schließlich alles das andere beisammen: unsere Verwundeten von dem Schlachtfelde her, die Kranken, die Aerzte, die Sanitätssoldaten als Wärter — — —, alles treffen wir hier wieder. Hier haben die, welche ihrer bedürfen, eine zweite Heimath, hier bleiben sie. Alles Andere ist nur Uebergangsstadium. Für den Ort aber, wo die Gesundheit von Neuem erworben und gefunden werden soll, da möge auch Comfort, ja Reichthum in allen seinen Einrichtungen nicht ganz ausgeschlossen sein.

Man gönne einige Muße der Bearbeitung eines Abschnittes, welcher

des Wichtigen viel einschließt, und dessen erschöpfende Behandlung allein den Raum eines Buches beanspruchen würde.

Wenn der Ausbruch des Krieges mit unabweisbarer Bestimmtheit an der Pforte des Staates steht, so beginnt derselbe einem Ameisenhaufen zu ähneln, dessen Bewohner durch eine Bedrohung von außen sich in ihrer ruhigen, inneren Betriebsamkeit gestört finden. Alles kriebelt und wiebelt in- und durcheinander, läuft hierhin und dorthin, steckt die Köpfe zusammen, eilt weiter, um von neuem Entgegenkommende mit den Fühlhörnern auszuhorchen. Der vorsichtigere Theil beginnt bereits an Rettung seiner Eier zu denken, und die wackere conservative Ameise ist beeilt nach einem Orte zu fliehen, der ihre Person und ihren Besitz verbirgt.

„Macht die Thüre zu, es ist draußen Feuer," sagte der sterbende Herzog von Orleans. O! wäre es damit abgethan, wie gern würden Viele ihre Thüre schließen, um das Feuer nicht zu sehen, welches draußen zu brennen beginnt. Noch immer giebt es außer den Thieren auch Menschen, welche die Gefahr beseitigt glauben, wenn sie ihr gegenüber die Augen schließen. — Wenn der Tempel des Janus sich öffnet, beginnt allsogleich die allgemeine Physiognomie eine andere zu werden. Die öffentliche Meinung, jener bewegliche Zeiger des Thermometers, welcher die Veränderungen in der Atmosphäre der menschlichen Dinge der Reihe nach andeutet, schwillt in seinen Tiefen und Höhen.

Diese öffentliche Meinung hofft und fürchtet, sie eilt von einem Extrem zum andern, wie der Ocean, der während der Ebbe und Fluth von einem Gestade zum andern sich wälzt.

Aus den Arsenalen und Waffenkammern tönt ein dumpfes Klirren. Die Fahnen beginnen sich zu entrollen, und in allen Zweigen der Kriegsverwaltung eilt eine rastlose, hastige Thätigkeit versäumtes nachzuholen. Die Landstraßen sind bedeckt von den zu den Waffen und auf ihre Sammelplätze eilenden Beurlaubten, das Gerassel fahrender Geschütze, die Hufschläge galoppirender Schwadronen tönen von dem Pflaster zurück. Fanfaren und Kriegsmärsche bilden die Concerte, Bestandlisten und Musterrollen die gangbarste Lectüre, Patronenhülsen werden zu gesuchten Papieren, Musterungen und Paraden zu öffentlichen Vergnügungen.

Die Herzen der Muthigen beginnen weiter zu schlagen und das Leben wird kleiner im Preise.

Wenn man all dieses kriegerische Treiben sieht, kann man kaum denken, daß für solche Tage Jahre hindurch innerhalb der Armee alles vorbereitet wurde, um, weil man den Frieden wollte, für den Krieg gerüstet zu sein. Die sich überstürzende Thätigkeit in allen Militärwerkstätten und in den Laboratorien, den Zeughäusern, auf den Exercierplätzen, bei den Remonten und in den Bureaux läßt glauben, daß der Staub des Friedens erst vor dem Wehen des Krieges verfliege. Das ist aber nur theilweise richtig; denn so groß sind die Anforderungen, welche der ausbrechende Krieg auch an die bestorganisirte Militärverwaltung stellt, daß ihr bei einer Mobilisirung der Armee fast eben so viel zu thun obliegt, als sie bereits in langen Friedensjahren geschaffen hat. Ihre Vorrathskammern leeren sich schneller als sie gefüllt wurden, und diese unersättlichen, aus der Erde wachsenden Anforderungen verzehren mit unbegreiflicher Schnelligkeit Geld, Zeit und Arbeitskräfte, ohne sich befriedigt und ihre Lücken geschlossen zu finden.

Von den beiden Hauptfactoren, die eine mobile Armee bilden: die Combattanten und die Nichtcombattanten, ist meistentheils nur der eine Theil fertig und in genügender Weise ausgerüstet; der andere hingegen steht gewöhnlich nur auf dem Papier.

Die kämpfende Armee ist in wohlgeordneten Staaten binnen kurzer Zeit fertig zum Ausmarsch.

Nicht so ihr eben so wichtiger zweiter Theil: die sie erhaltende und verpflegende Armee.

Sie muß zumeist geschaffen und organisirt werden. Bei dem Umfang und der Bedeutung dieses zweiten Theils keine kleine Aufgabe. Um so mehr, da von seiner guten Organisation, von seiner Brauchbarkeit und von dem sichern Gang seiner Mechanismen ganz unbestreitbar der Erfolg der Waffen und der Ausgang des Krieges eben so sehr abhängt, als von der Tapferkeit der Soldaten und dem Genie der Heerführer. Zu diesem zweiten Hauptfactor zählt denn auch, wie wir bereits früher sahen, das Feldsanitätswesen und mit ihm die stehenden oder schweren Feldhospitäler. Von ihnen ist während des Friedens nichts vorhanden als der Name, die Erinnerung und auf den Vorrathskammern das zu ihrer Ausrüstung bestimmte Inventar an todtem Material. Alles, was lebendig bei ihm ist, findet sich erst bei, ja oft nach Beginn des Krieges

zusammen. Einander völlig fremde Menschen treten in einen ihnen theilweise fremden Wirkungskreis ein, welcher vom ersten Augenblick ihre ganze ernste Thätigkeit in Anspruch nimmt und voraussetzt, daß sie alles längst kennen und können, was sie doch unter sehr schwierigen Verhältnissen zum Theil erst lernen sollen. Diese sich fremden, durch Zufall und Befehl zusammengeführten Männer, welche bestimmt sind, durch gegenseitiges gemeinschaftliches Handeln, durch ein inniges sich Verstehen, durch ein rasches Ineinandergreifen ihre Pflichten in segensreichem Wirken nutzbringend zu erfüllen und in den Gefahren und Mühen schwerwiegender Zeiten sich gegenseitig zu stützen und zu heben —, diese Männer, welche das alles bewerkstelligen sollen, wissen von einander kaum die Namen. Keiner weiß von dem andern, ob auf ihn in ernsten Stunden zu rechnen ist, ob er das leisten kann, was man von ihm verlangt, ob er in der Ausübung seiner Pflichten verlässig sein wird, ob nicht. Es fehlt das rechte Bindemittel: der Glaube an die eigne und fremde Kraft.

Die Organisation der Hospitäler zerfällt in zwei Haupttheile: den Commandanten mit den Organen der Verwaltung und den Dirigenten mit den Ober- und Unterärzten. Nur in dem treuen Zusammenhalten dieser beiden Factore, in einem harmonischen Hand in Hand Gehen liegt das Gedeihen und die innere Wohlfahrt des Hospitals. Der Eine findet seine Ergänzung in dem Andern, und wenn Jemand der Verwaltung eines Hospitals einen geringeren Antheil an der guten Pflege und dem Wohlergehen der Kranken zuschreiben wollte, als er den Aerzten gebührt, wenn er die Wichtigkeit und Bedeutung derselben für die Ordnung und den Geist innerhalb des Hospitals in Zweifel ziehen wollte, so bewiese er dadurch nur, daß ihm das Verständniß für diesen Gegenstand abgeht. Es ist besser mit ihm hierüber nicht zu reden.

Der Dirigent befindet sich mit seinem ärztlichen Personal an sich in einer weit günstigeren Lage, als der Commandant mit seinen Organen der Verwaltung. Denn stehen sich jene anfänglich auch fremd gegenüber, so haben sie doch das Band einer gemeinsamen Wissenschaft, welches sie umschlingt und ihre Beziehungen in collegialer Weise ordnet. Auch ist ihr Wirkungskreis ein festbezeichneter; sie tragen demselben alles nöthige Wissen zu; seiner Anwendung sind sie gewöhnt, und das wenige innerhalb des Dienstganges und des Formenwesens, was ihnen neu erscheint, ist bald zu lernen. Es sind zumeist intelligente Männer, welche

schnell sich in den Eigenthümlichkeiten der Verhältnisse zurecht finden und deren Ehrgefühl ein Bürge ihrer Pflichttreue ist.

In einer ganz andern und schwierigeren Lage befindet sich der Commandant. Wenn die Armee mobil gemacht wird, commandirt man einen Officier von der Linie auf diesen Posten, zu dem er oft nur geringe Vorkenntnisse besitzt.

Während der dirigirende Stabsarzt des Hospitals innerhalb seines Dienstes, dessen Grenzen sich bestimmt abzeichnen, eine vollkommene Selbstständigkeit genießt und er leicht jede Bevormundung in der Ausübung seiner Wissenschaft zurück zu weisen vermag, ist der Commandant in einer weniger glücklichen Stellung.

Lastet auch auf jenem eine große moralische Verantwortung, trägt auch er gewiß auf seinem Herzen im vollsten Maße die Sorge für das Wohl der Kranken, so hat er doch das alles nur mit sich selbst abzumachen.

Der Commandant aber hat einer Menge verschiedenartiger, oft sich entgegenstehender Zweige vorzustehen. Der ganze Mechanismus des Dienstganges, das gesammte Listen- und Rechnungswesen, die Correspondenz und das Bureau, die Verantwortung für das bedeutende, zum Hospitaldienst nöthige Material an Pferden, Wagen, Geschirr und Vorräthen, die Aufrechthaltung der Disciplin, die innere Ordnung, alles das liegt auf ihm, für alles das trägt er, seinen Vorgesetzten gegenüber, die alleinige Verantwortung. Außerdem muß er, meint er es redlich mit seinem Dienst, und will er den Pflichten desselben wahrhaft nachkommen, sich eingehend um die persönlichen Verhältnisse der Kranken seines Hospitals bekümmern, um etwaige Wünsche derselben kennen zu lernen und sie durch deren Befriedigung zu erfreuen; er muß Briefe an deren Angehörige schreiben und beantworten und ist dasjenige Princip im Hospital, welches, außerhalb der ärztlichen Behandlung, der Kranken Loos mild und freundlich zu gestalten vermag.

Wenn Hunderte von schweren Kranken und Verwundeten in einem Hospital sich befinden, so kann man denken, daß die Aerzte, wenn sie ihre Pflichten gewissenhaft erfüllen wollen, vollauf zu thun haben. Sie finden nur selten Zeit, den Kranken anders gegenüber zu treten, als in der Ausübung ihrer Kunst. Der Hospitalcommandant aber muß diese Zeit finden, er muß an die Krankenbetten treten, nicht als Arzt, um den

Körper zu heilen, sondern als ein tröstender Freund. Er spricht ihnen Muth zu, er drückt ihre heiße Hand und sagt ihnen, daß ihr Aussehen sich gebessert. Sie lächeln ihm dafür dankend zu. Er fragt, ob sie einen Wunsch hegen, ob sie den Brief gelesen, den ihre alte Mutter ihnen geschrieben, was sie ihr für eine Antwort sagen wollen. Wenn sie klagen, so weiß er viele Fälle zu erzählen, die noch schlimmer waren als der ihre, und er versichert ihnen, daß sie bald an einem sonnigen Morgen das Bett verlassen werden, um in der Laube von Geisblatt, im Garten des Hospitals, mit den anderen Kameraden zu sitzen und ihre Pfeife zu rauchen. —

Ihre bleichen Wangen röthen sich in dieser Hoffnung, Licht glänzt in dem matten Blick des Auges. Sie haben etwas von jener Arzenei erhalten, welche durch die Seele auf den Körper wirkt. Was alles für Trost kann man an einem Krankenbette spenden, welche Quelle von Hoffnung kann man da fließend machen, wie dankbar ist der Blick, der von dem Kissen empor sich zu dem unsern richtet, wenn wir sagen:

„Nur Muth, mein Kamerad, nur Muth! Es geht heute noch schlecht, aber morgen wird es besser sein. Die Krisis ist vorbei, wie der Arzt versichert. Noch ein paar Tage, und wir werden miteinander unter dem Schatten der Kastanien wandern."

Es ist vielleicht nicht viel, was in dem allem liegt, aber für den einsamen Kranken, der von seinen Lieben daheim träumt, der sich erinnert, daß ihm früher — als er einmal krank war, einer liebenden Mutter Hand den Schweiß der feuchten Stirne trocknete, der sich sehr verlassen denkt von allem, was ihm theuer ist, — für ihn, den kranken Mann, ist ein Blick der Liebe, ein Wort mildtönender Theilnahme *sehr viel*! —

Indeß findet der Commandant des Hospitals nur mühsam die Zeit sich diesem, dem schönsten und besten Theil seiner Thätigkeit hingeben zu können. Sie ist für ihn keine Arbeit; sie bildet *seine Erholung*; in ihm liegen die lichten und erhebenden Augenblicke seines Dienstes.

Während die Aerzte die Retter der Kranken sind, darf er sich als deren Vater, deren theilnehmenden Bruder betrachten, der ihnen die Erleichterungen, die Freuden und die Erquickungen bereitet, welche ihnen jene gestatten. Woher er sie nimmt, wie er diese Freuden beschafft, es ist seine Sorge. Und doch ist es eine so schöne Sorge, daß er sich ihrer nicht entschlagen kann und will.

Daß die armen Kranken nicht unter der Saumseligkeit eines schleppenden Expeditionsganges zu leiden haben; daß sie alles das richtig erhalten, was sie erhalten müssen; daß ihnen ihr Eigenthum, das oft in bewußtlosem, dem Tode nahen Zustande dem Hospital übergeben worden, wohl bewahrt bleibt und sie dereinst, wenn sie es an einem glücklichen Tage freudigen Herzens wieder empfangen, nichts von dem vermissen, was ihnen lieb geworden, das ist Sache des Commandanten.

Daß jegliche Sauberkeit im Innern des Hospitals herrsche, welche von so großer Wichtigkeit für die Heilpflege ist, weil sie die Räume gesund erhält; daß die dienstleistenden Unterofficiere und Mannschaften ihre Pflichten treu und eifrig erfüllen; daß sie den mannigfachen Versuchungen widerstehen, die ihnen oft nahe treten, in den Kranken einen Gegenstand ihrer Sorgfalt erkennen, denen allein ihr Wirken und ihre ganze Zeit gehört, das kommt zu gleichen Theilen dem Dirigenten wie dem Commandanten zu. Es können darüber nicht genug der Augen wachen.

Dem letzteren liegt es ob, zu sorgen, daß alle Bedürfnisse rechtzeitig vorhanden, welche die Aerzte für die Kranken benöthigen; daß es an nichts fehlt, was auf deren Zustand von wohlthätigem Einfluß sein könnte, wenn es in seiner Macht liegt, es zu beschaffen; daß ihre Lagerstatt eine gute, ihre Speisen nahrhaft und wohl zubereitet sind; daß ihre Angehörigen wissen, wo sich der Kranke befindet, und daß, wenn es mit ihm ausgehen sollte, seine Hinterlassenschaft geordnet, und er wohl zur letzten Ruhe bestattet werde.

Er hat mit einem Worte alles das zu thun, was ein Familienvater für ein ihm theures Familienglied thut, welches auf das Krankenlager geworfen wird. Daß hierdurch bei einer Familie von so viel Hunderten, die zumeist schwer erkrankt darniederliegen, eine erhöhtere Thätigkeit erwächst, scheint verständlich.

Woher er die Zeit für alles das nimmt, ist seine Sache, und es wird hier nur so eingehend dieses Gegenstandes gedacht, weil er in engster Beziehung auf das Wohlergehn des kranken Soldaten steht, sicher nicht deßhalb, um nur zu sagen, daß seine Stellung eine belastete ist. Nicht deßhalb, um die Mühen derselben hervorzuheben; sicher nicht deßhalb! Nicht, um sie als eine bedeutende hinzustellen, die sie ja in keines Auge ist, sondern nur für das Princip, für welches diese Blätter kämpfen.

Da es auch für einen Hospitalcommandanten unmöglich ist, sich zu

verzehnfachen und zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten zu sein, sich entgegenstehende Geschäfte gleichzeitig zu erledigen, so ist es erklärlich, daß irgendwo und zur Benachtheiligung irgend welcher Obliegenheiten etwas unterbleibt oder nur geringe Aufmerksamkeit findet.

Welchen Zweig seines Wirkens er hintanstellt, welche Pflicht er verabsäumt, und wo er es Anderen oder dem Zufall überläßt, für den guten Verlauf zu sorgen, das hängt von der Individualität des betreffenden Commandanten ab.

Seine Stellung würde natürlich eine vollkommen andere sein, wenn ihm zu seiner Unterstützung ein wohlgeordnetes und hinreichend zahlreiches Expeditions-Personal beigegeben wäre, oder wenn noch ein Organ ihm zur Seite stände, um ihn zum Beispiel in den Verwaltungsangelegenheiten zu vertreten. In den meisten Armeen war Beides bisher nicht der Fall.

Kein anderer Zweig des Verwaltungsfaches ist mit Arbeitskräften so karg und ärmlich ausgestattet, als die Feldhospitäler. Sind sie in Wahrheit nur Stiefkinder der Verwaltung?

Wenn man einen Blick in andere Armeebureaux wirft, wird man keinen Mangel an verfügbaren Arbeitskräften finden; auch sind diejenigen, welche in diesen Bureaux thätig sind, höchst tüchtige Männer, in den von ihnen vertretenen Zweigen aufgewachsen, mit der Feder und allen ihnen obliegenden Arbeiten wohl vertraut.

Wie anders aber in der Kanzlei eines Feldhospitals. Es ist für dieselbe bestimmt: Ein Hospitalschreiber! — Und wer noch? —

Niemand weiter! — Es ist das allerdings etwas wenig, aber es ist dennoch so. Reden wir nicht weiter davon.

Früher gab man den Hospitälern noch einen Oekonomen, welcher die reinen Verwaltungsangelegenheiten zu besorgen hatte, und war dieß völlig zweckgemäß. Aber dieser Oekonom ist in späterer Zeit weggefallen. Für die bezeichneten Arbeiten bleibt jetzt nur der Commandant und sein Schreiber.

Außer dem Hospitalschreiber sind dem Feldhospital gewöhnlich noch sogenannte Aufseher zugetheilt. Es sollen tüchtige, geschäftskundige Männer sein, wie es der ihnen zufallende Wirkungskreis erfordert. Der Eine hat das gesammte umfangreiche Inventar zu beaufsichtigen, dessen Verausgabung und Vereinnahmung, Reinlich- und Instand-

haltung zu besorgen; ein anderer das private und fiscalische Eigenthum der kommenden Kranken zu übernehmen, in genaue Listen zu tragen, Werthgegenstände an das Commando abzugeben, auch für die Reinlich- und Instandhaltung der abgegebenen Waffen und Bekleidungsstücke zu sorgen. Ein dritter endlich hat das Küchenwesen unter sich, die Aufstellung der Speisezettel nach der Bestimmung der Aerzte und alles, was mit diesem weiten Feld sonst in Verbindung steht, zu erledigen.

Sind nun alle diese zur unmittelbaren Unterstützung des Hospitalcommandos bestimmten Kräfte ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen, ist namentlich der Hospitalschreiber mit der Feder und dem sehr schwierigen Rechnungs- und Listenwesen vertraut, sind sie diensteifrige Männer von frischer Kraft und gesundem Verstand, so ist die Ordnung zu erhalten und es lassen sich Auskunftsmittel finden, den Nachtheil nicht erledigter Arbeiten wenigstens von den Interessen der Kranken fern zu halten.

Es sollen auch sowohl der Hospitalschreiber als die Aufseher die bezeichneten Eigenschaften besitzen; wie steht es aber damit in der Wirklichkeit? —

Diese vorgenannten Männer werden ebenfalls sämmtlich bei der eintretenden Mobilisirung aus den activen Truppen zu den Hospitälern commandirt und die betreffenden Commandostellen erhalten den Befehl sie abzugeben. Um gerecht zu sein, muß man sagen, daß man es einem Compagnie-Commandanten nicht verdenken kann, der Angesichts eines Feldzugs einen Unterofficier zu einer Dienststellung bestimmen soll, von der er glaubt, daß sie nicht allzu bedeutend ist, und der wirklich in solchen Augenblicken andere Dinge zu thun hat, als darüber nachzudenken, wie diese Stellung beschaffen und was in ihr gefordert wird, daß man es ihm nicht verdenken kann, wenn er nicht seinen **besten**, ja nicht einmal einen guten Unterofficier abgiebt. Das zu erwarten, hieße die menschliche Natur überschätzen. Er commandirt eben einen Unterofficier, der etwas schreiben kann, und den bei dieser schönen Gelegenheit los zu werden, er aus diesen oder jenen Gründen nicht eben ganz mißvergnügt ist.

Und so kommt es denn, daß diese Stützen des Hospital-Commandos, sonst jedenfalls ganz brave Männer, sich oft zu allem andern, nur nicht gerade zu dem eignen, wozu sie durch den Machtspruch des Befehls

bestimmt worden. Sie erfüllen die Pflichten desselben, so weit sie es vermögen.

Der Hospitalschreiber hat gewöhnlich eine leidliche Handschrift. Derjenige, welcher ihn für den Posten erwählte, darf also vor seinem Gewissen beruhigt sagen: „*er ist der Feder mächtig*"! Alles andere, was sonst zu dieser Mächtigkeit zählt, geht ihm wohl häufig ab.

Ich entsinne mich eines Falles, den mir ein alter Feldhospital-Commandant aus dem Schatz seiner Erfahrungen erzählte. Er möge selbst reden:

„Als sich", sagte er, „der mir zugetheilte Hospitalschreiber meldete, war ich nicht wenig erstaunt. Von ihm war nicht zu erwarten, daß er die Arbeiten nur zum vierten Theil erledigen würde, die mit dieser Stellung verbunden sind. Es war ein alter Mann mit grauem, dünnem Haar, tief eingefallenen Wangen, mit hohlen Augen, welcher nur mühsam reden konnte.

Es gab im Verhältniß noch nicht viel zu thun; wir hatten etwa fünfzig Kranke im Hospital; der Krieg war noch nicht im Gang; wir waren noch nicht einmal so recht mobil. Aber trotzdem konnte der Hospitalschreiber, der fortwährend von einem erstickenden Husten geplagt wurde, auch diese Arbeit nicht fertigen.

„Ich bin das nicht im Stande," klagte er. „Ich bin ein *ganz kranker Mann*; schon seit einem Jahre ein halber Invalid, sollte ich zum Abschied in Vortrag kommen. Es ließ sich nicht mehr machen, und da wurde ich hierher commandirt. Man sagte mir, das sei ein **Ruheposten**. Aber ich hatte es meinem Vorgesetzten gemeldet, daß ich mich nicht dienstfähig halte. Sie wußten es."

Die ärztliche Untersuchung ergab, daß der arme, grauhaarige, alte Mann vollkommen Recht hatte. Er litt an hochgradiger Auszehrung und es war keine Hoffnung für ihn. Er war unter allen Patienten des Hospitals der hoffnungsloseste."

Wie bedeutend die Stellung der Hospitalaufseher ist, wurde bereits gesagt. Sie haben durch dieselbe, wenn auch nur mittelbar, doch in mannigfacher Beziehung einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf das Wohlergehen der Kranken. Die zu diesem Dienst Commandirten können

eben so brauchbare als tüchtige Männer sein; eben so gut ist aber auch das Gegentheil möglich. Es ist das eben ein Glücksgriff. In allen dreien gleich gute und nutzenbringende Kräfte zu besitzen, wäre offenbar von einem Glückszufall zu viel verlangt. Wenn es zwei sind, die ohne „wenn und aber" mit Dienstfreudigkeit leisten, was sie sollen, möge man sich als bevorzugt vom Schicksal preisen und der Ausdauer dieser getreuen Hülfen ein ungeschmälertes Lob zollen.

Was über die Unterofficiere und Mannschaften der Sanität in ihrer Eigenschaft als Ober- und Unterkrankenwärter zu sagen ist, fand bereits früher seinen Platz.

Ich füge hier bei, daß sie, von wenig Ausnahmen abgesehen, mit großer Hingebung ihre oft sehr schweren Pflichten erfüllten und daß bei einigen derselben sich diese Pflichttreue bis zur Aufopferung steigerte. Man erkennt dabei, welcher treffliche Kern in dem Corps vorhanden ist und was aus demselben zu schaffen, wenn man seiner Zusammensetzung und Ausbildung eine größere Aufmerksamkeit schenkt. Viele von denen, welche in der Krankenpflege ohne Uebung waren, bemühten sich nach ihren Kräften innerhalb derselben nützlich zu sein. Daß allerdings unter ihnen sich auch Elemente befanden, welche in keiner Weise für den Hospitaldienst sich eigneten und es nicht vermochten, Versuchungen zu widerstehen, deren brutales Wesen und deren Neigung zum Trunke sie am Krankenbette unmöglich machten, kann nicht verschwiegen werden, und beweist nur, wie vorsichtig man bei der Auswahl zum Sanitätsdienst zu Werke gehen sollte.

Man unterschätze nicht den Dienst der Sanitätssoldaten in einem Hospitale; ihre Pflichten sind schwer, groß und mannigfaltig. Wenn ihr kämpfender Kamerad sein Leben in der Schlacht preisgiebt, so ist es der Sanitätssoldat nicht **minder**, der das seine am Krankenbette bloßstellt. Wenn jener in dem offenen Gefecht, von Begeisterung und Kampfesjubel erfüllt, nur auf Stunden der Gefahr nahe steht, es zu verlieren, so umschwebt den Sanitätssoldaten diese gleiche Gefahr Wochen, ja Monate lang. Er tritt ihr nicht erregten Gefühles, nicht glühend in Schlachtfreudigkeit unter dem stolzen Glanz der Waffen, inmitten seiner tapfern Brüder entgegen, — — er ist allein am Krankenbette, über welches der Tod seine Fittige breitet; kalt und ernst steht er der Gefahr der Ansteckung gegenüber, die ihm von jedem dieser Lager entgegenstarrt.

Er hat Zeit es sich zu sagen, wenn er die sterben sieht, welche er pflegte, daß auch die Reihe an ihn kommen kann, und in den langen Nächten, deren einsame Stunden nur von den Fieberphantasieen seiner Kranken, die er überwacht und beruhigt, unterbrochen werden, bleibt ihm Zeit genug, darüber nachzudenken, wie bald und wie leicht er eines Tages ihr Lager theilen dürfte. Diese Sanitätssoldaten verrichten ihren Dienst nicht unter den Augen Vieler auf dem offenen Felde der Ehre — — sie dienen nur in den Räumen des Hospitals, und es scheint, als ob diese auch still und verschwiegen genug wären, daß **Niemand** weiß, was sie innerhalb derselben leisteten, denn **Keines** von ihnen ist ferner gedacht worden.

Daß übrigens auch die Zahl der Ober- und Unterkrankenwärter um vieles zu gering ist, wurde schon früher nachgewiesen, und man wird nach allem hier Gesagten leicht zu dem Schluß gelangen, daß es unter allen den angegebenen Verhältnissen oft schwer ist, den Dienst innerhalb eines Feldhospitals aller Orten mit der wünschenswerthen und nothwendigen Pünktlichkeit in Ausführung zu bringen. Die gemeinsamen Anstrengungen des Dirigenten und des Commandanten reichen im besten Falle eben hin, nachtheilige Rückäußerungen dieser Mängel von den Kranken abzuwenden. Aber nicht immer ist das ausführbar. Ich selbst hatte das Glück, in dem Dirigenten meines Hospitals einen trefflichen Mann zu besitzen. Als Arzt ausgezeichnet, am Krankenbette von einem unzerstörbaren Gleichgewicht, verlor er auch in den schwierigsten Fällen niemals die Geistesgegenwart und wurde nur um so ruhiger, je gefahrvoller die Lage seiner Kranken sich gestaltete.

Hervorragend in seiner Wissenschaft, war der Umgang mit ihm durch seinen liebenswürdigen Character und seine vielseitige Bildung reich an Genüssen. Er war mein langjähriger Freund, und wir arbeiteten getreulich Hand in Hand, nur das eine Ziel, das Wohl der Kranken, wahrnehmend. Das Personal, welches uns zur Seite stand, war in der Hauptsache und mit wenig Ausnahmen allseitig brauchbar, und trotz alle dem sind die vielen sorgenvollen Stunden, in welchen wir gemeinsam beriethen, wie entgegenstehende Uebelstände zu beseitigen, fühlbare Mängel abzustellen

seien, unsre Zeugen, daß auch wir vergeblich gegen Zustände ankämpften, welche eine durchgreifende Aenderung finden müssen.

Ist es doch noch heute innerhalb einer großen Armee Gebrauch, die Commandanten der Feldhospitäler zumeist aus dem Pensionärstand zu wählen. Halbe oder ganze Invaliden, alte, schwachgewordene Soldaten, zu keinem andern Dienst mehr brauchbar, hält man noch für gut genug, den Dienst eines Feldhospitalcommandanten versehen zu können. Erscheint dieser Dienst wirklich so geringfügig? Oder ist das Loos der kranken und verwundeten Soldaten so weniger Beachtung werth, daß man die Sorge für deren Wohlergehen dem ersten Besten anvertraut, dem man sonst nicht das selbstständige Commando einer Section übergeben würde?

Man sehe, wie es häufig in solchen Hospitälern geht und steht, und höre, welche Sorgfalt außerhalb der ärztlichen Behandlung der kranke Soldat hierbei findet. Ich meinestheils fühle mich nicht berufen, hierüber zu urtheilen; auch giebt es gewiß viele Ausnahmen. Lernte ich doch selbst einen sehr tüchtigen Hospitalcommandanten jener Armee kennen, der in jeder Hinsicht das Muster eines wackeren, durchbildeten Officiers war. Auch er gehörte zu dem Pensionsstand, war aber nicht wegen „überkommenen Dienstunvermögens", sondern aus freiem Willen in denselben getreten, als er bei mangelnder Protection die schmählichste Zurücksetzung erfahren hatte. Trotzdem, daß er seinem Hospital mit dem Eifer eines pflichtgetreuen Officiers vorstand und sich dabei geistig und körperlich aufrieb, vermochte er nicht ganz den eingerissenen Schlendrian zu bemeistern und eingefressene Uebelstände zu verbannen. Diebstähle, Trunkenheit und Excesse waren nur zu häufige Vorkommnisse. Man möge doch an den Orten, wo es der Fall, in den Hospitälern etwas mehr als bloß geduldete Anhängsel der Armeeverwaltung erblicken und ihnen jene Achtung und Aufmerksamkeit zollen, welche Institute verdienen, die eine so wichtige Bestimmung erfüllen.

In dem so ausgezeichneten amerikanischen, sowie wohl auch in dem ihm nahestehenden preußischen Feldsanitätswesen giebt es keine Feldhospital-Commandanten. Der Chefarzt und Dirigent ist zu gleicher Zeit Commandant des Hospitals. Die vollkommenste Einheit des Befeh-

les ist allerdings durch diese Maßregel hergestellt, ob dieselbe aber von einem anderen Standpunkte aus zu empfehlen ist, dürfte mindestens zweifelhaft erscheinen.

Eine Frage von so hoher Bedeutung verdient einige Betrachtungen, um dadurch ein annähernd richtiges Urtheil zu finden. Indeß, wer die vorhergehenden Seiten mit einiger Aufmerksamkeit gelesen und sie auch den nachfolgenden schenken wird, dürfte aus allen den mit bewußter Absicht detaillirt gehaltenen Thatsachen sich leicht seinen eignen Schluß bilden können.

Die Beantwortung dieser Frage hat ihre zarten Punkte, ihre so zu sagen verschämten Seiten, von denen sie sich nicht gern betrachten läßt. Andere Schriftsteller haben allerdings diese Rücksicht nicht gekannt, und wo sie in ihren Werken auf dieses Thema kommen, es als ganz selbstverständlich und heilsam angesehen, daß Commandant und Dirigent in einer Person sich vereinigt finden. Aber die Verfasser dieser Bücher sind zufälligerweise „dirigirende Stabsärzte", und wenn man auch bei den bedeutenden Namen, welche dieselben auszeichnen, nicht auf persönliche Eitelkeit schließen darf, so war es doch für sie immerhin ein Kampf und ein Urtheil in der eignen Sache, dem Unbefangenheit nicht unbedingt zugesprochen werden kann.

Obwohl ich kaum jemals wieder die Ehre haben werde, dem Commando eines Feldhospitals vorzustehen, und mich sonach nicht in dem Falle befinde, „für das eigne Haus" zu kämpfen, so möchte ich mir doch auch diesen Verdacht nicht zuziehen. Aber ich stehe trotzdem nicht an, meine Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß gegenüber den hier gewonnenen Erfahrungen, im Interesse des Dienstes sowohl und namentlich in dem der Kranken, es für durchaus nothwendig gehalten werden muß, daß ein Feldhospital außer seinem Dirigenten auch einen Commandanten habe.

Die Frage liegt so einfach, daß Jeder, der für militäradministrative und sanitätliche Verhältnisse Verständniß besitzt und selbst **Soldat** ist, sein Urtheil leicht bilden wird. Nur in der Kürze hierfür einige Bemerkungen:

Einestheils vermag man dem Kranken nicht Bürgschaften genug zu leisten, daß sein Loos innerhalb des Hospitals in allen Fällen ein gesichertes sein werde. Diese Bürgschaft findet er in der zweifachen Behörde, die über ihn wacht. Mag ein immerhin möglicher Mißgriff

bei der Wahl der Einen oder der Anderen stattgefunden haben, so wird derselbe minder fühlbar gemacht und eher paralysirt oder beseitigt werden können, wenn der andere Theil seinen Platz ausfüllt. Fürchtet man durch die doppelköpfige Leitung Frictionen oder Störungen von Bedeutung? Ich theile diese Furcht nicht. Trotz sehr schwieriger Verhältnisse ist mir nie ein Fall erinnerlich, der zu einer Competenzstreitigkeit geführt hätte, wohl aber schweben mir sehr viel Fälle vor, welche den Beweis liefern, wie heilsam es für den allgemeinen Geschäftsgang ist, wenn beide Behörden an der Spitze des Hospitals stehen und gemeinsam das Directorium bilden.

Da man in ihnen gebildete Männer voraussetzen darf, ist es unangemessen anzunehmen, daß sie durch Hader oder Unverträglichkeit ihre Wirksamkeit lähmen und das Erreichen ihres Zieles sich erschweren werden. Im Gegentheil: sie werden gemeinsam sich stützen, die Schwierigkeit ihrer Lage wird zu einem fortwährenden Anknüpfungspunkt für den Austausch ihrer Ideen führen, sie werden die zu ergreifenden Maßregeln collegialisch berathen, und der verschiedene Individualismus, welcher den Character des Soldaten und den des Gelehrten kennzeichnet, dürfte in dem vorliegenden Fall sich zu einem ersprießlichen Ganzen einen. Anstatt gegen einander zu arbeiten, wird der Eine nur die Ergänzung des Anderen bilden.

Man kann einen tüchtigen Verwaltungsbeamten und Commandanten und einen eben so tüchtigen Chefarzt für das Hospital finden, kaum aber wird man **eine** Persönlichkeit treffen, die beide Eigenschaften in sich vereint. Mißgriffe liegen hier zu nahe und sind von zu großer Bedeutung, als daß es nicht rathsam wäre, das zu wählen, was die meiste Sicherheit verspricht.

Fände man zweifellos alle nöthigen Eigenschaften in einer Person vereint, dann würde die Frage zwar eine andere Gestalt gewinnen, aber auch dann würde ich immer noch im Interesse der Kranken für die Theilung stimmen. Indeß eine solche Vereinigung ist an sich zu selten, um sie als Unterlage einer Conjunctur zu gestalten.

Beider Wirkungskreise sind, wie wir sahen, schon jetzt mit Geschäften überhäuft. Lägen alle Arbeiten in einer Hand, so ist es ein Ding der Unmöglichkeit, daß nicht das Eine oder das Andere erheblich leiden, oder das Eine nicht auf Kosten des Anderen bevorzugt werden würde.

Ein guter Theil des Hospitaldienstes dürfte nur zu bald unter dem Urtheil und in der Leitung von oft wenig dazu berufenen Unterbeamten sich befinden. Ein tüchtiger Chefarzt wird selten ein gleich guter Verwaltungsbeamter sein, und umgekehrt. Die Anforderungen an den einen und anderen Beruf sind zu verschiedenartig. Wir sahen das in Amerika. Commandoführung und Verwaltung in jenen Feldhospitälern waren vorzüglich, — sie lag in den Händen des dirigirenden Chefarztes, aber die Heilpflege war eine solche, die sehr viel zu wünschen übrig ließ.

Jene amerikanischen Aerzte sind practische Männer; sie finden sich leicht in die Arbeiten der Administration und Organisation, während das Eindringen in die Tiefe exacter Wissenschaften ihnen weniger zusagt. Ihre ganze Natur neigt zu dem ersteren Zweige.

Die preußischen Hospitäler im letzten Kriege können hier nur theilweise eine Entscheidung geben. Die Verhältnisse, unter welchen sich dieselben an vielen Orten etablirten, waren meist angenehm und erleichternd; die Privathülfe, welche sie in umfänglichster Weise fanden, unterstützte ihren Dienstgang so wesentlich, daß sie nirgends auf ernste Schwierigkeiten stießen. Die erste Zeit jedoch, wo dieselben hinreichend von ihnen gefunden wurden, sowie die Zustände innerhalb einiger der in der Nähe der böhmischen Schlachtfelder errichteten Hospitäler, soweit dieselben bekannt geworden sind, dürften allerdings für den Standpunkt sprechen, welchen ich vertheidige. Das positive Ergebniß meiner Erfahrung wäre sonach:

Ich fand niemals einen Nachtheil darin, daß die Direction eines Hospitals aus einem Dirigenten und einem Commandanten bestand, aus zwei sich völlig coordinirten Behörden mit geschiedenen Wirkungskreisen. Wohl aber bot dieses Verhältniß mannigfache Vortheile für den Dienst und das Wohl der Kranken. Denn:

Verwaltung und Heilpflege innerhalb des Hospitals müssen ihrem ganzen Wesen nach in zwei verschiedenen Händen sich befinden. Oder das Eine wird durch das Andere leiden. Endlich aber: so lange unsere Feldhospitäler ihren soldatischen Character nicht verleugnen, so lange noch Sanitätssoldaten als Krankenwärter in denselben fungiren, die innere Ordnung nach den Gesetzen militärischer Disciplin sich regelt und Soldaten es sind, die sie zu Hunderten füllen, so lange dürfte es vom **soldatischen** Standpunkte aus passend und zweckmäßig sein, wenn ein

Officier der activen Armee das Commando führt und für die Aufrechterhaltung der Disciplin und der soldatischen Ordnung Sorge trägt.

Ohne irgend die Energie und die Autorität der Herren Aerzte bezweifeln zu wollen, wohnt auch dieser Meinung sicher einige Berechtigung inne.

Irre ich nicht ganz, liegt auch wohl in der preußischen wie in der amerikanischen Armee die Oberaufsicht über die Hospitäler in der Hand einer Sanitätscommission, welcher Officiere der Armee beigegeben sind.

Auch die Feldhospitäler dürfen zunächst ihre Organisation nicht erst bei der eintretenden Mobilisirung finden. Sie seien wie andere Theile der Armee fest und ständig formirt, denn es ist nothwendig, daß alle Elemente derselben mit dem Dienst vertraut sind und ihn nicht erst in dem Augenblick zu erlernen haben, der sie zugleich mitten in dessen Ausführung stellt. Das ihnen überwiesene Personal muß in allen Graden ein ausgesuchtes, erprobtes und verläßliches sein. Dadurch, daß es schon im Frieden gebildet wird, findet es Zeit sich einzuarbeiten, ist zugleich die Möglichkeit geboten, von ihm auszuscheiden, was diesen Anforderungen nicht entspricht. Auch scheinen nach den letzten Erfahrungen hervorragende Männer diese Ansicht gewonnen zu haben und ist wohl der Stein des Anstoßes, welchen die Durchführung einer so heilsamen Maßregel bisher gefunden hat, einzig in ökonomischen Rücksichten zu suchen.

Indeß diese Rücksichten dürften gegenwärtig dem unbedingt Nothwendigen gegenüber kaum eine bedeutende Widerstandskraft bieten. Und immer wieder sei ihnen gegenüber die Frage aufgeworfen:

Ist in den Fällen, welche in engster Beziehung zu dem Wohl des Soldaten stehen, der Kostenpunkt ein Gegenstand, der irgend welche Beachtung verdient? Und wenn überall gespart werden müßte, hier wäre Sparsamkeit inhuman. Der Staat, welcher willig die Opfer trägt, die ihm die Nothwendigkeit, ein schlagfertiges Kriegsheer zu besitzen, auferlegt, wird nicht bei Opfern geizen, deren Zweck sich auf eine vollkommen gesicherte Pflege seiner im Felde erkrankten und verwundeten Soldaten bezieht.

Hierin kann niemals der Grund zu suchen sein, welcher sich den vorgeschlagenen, jedenfalls ersprießlichen Maßregeln entgegenstellt. Noch

weniger dürfte derselbe in der Einsicht oder dem Willen der Höchstcommandirenden liegen. Deren scharfblickendes und wohlwollendes Urtheil auf diesen Gegenstand lenken, heißt auch, denselben einer wesentlichen Umstaltung entgegen führen.

Dem Inventarium, welches zur Ausrüstung der Feldhospitäler gehört, würde eine zeitgemäße Revision keinen Nachtheil bringen. Es ist ohne Zweifel in einiger Hinsicht zu vereinfachen, in anderer zu ergänzen.

Die Zusammenstellung dieser Inventarien entstammt einer früheren Zeit, wo man die Kriege oft in unwirthbaren Gegenden, ohne äußere Unterstützung und abgeschnitten von jeder Verbindung, führen mußte und daher genöthigt war, alles bei sich zu haben, bis auf die geringste Kleinigkeit herab. Da aber die heutige Civilisation, mit ihren Eisenbahnen und Verkehrswegen aller Art, überall die Herbeiziehung etwa fehlender Hülfsmittel meistentheils gestatten wird, so dürfte manche Erleichterung zu erzielen sein. Gestalten sich die Verhältnisse so, daß man auf sich selbst angewiesen wäre, so bleibt sicher Zeit genug, die Vorräthe demgemäß zu ergänzen.

In der Hauptsache frage man erfahrene Hospitalcommandanten, was sie zur Ausstattung ihrer Hospitäler unbedingt bedürfen und mit sich führen müssen, für was es Zeit hat, um an Ort und Stelle die Beschaffung nach Bedarf zu bewirken.

Nur die Erfahrung kann hierbei maßgebend sein, weder die Theorie noch die Vermuthung. Außerdem ist es natürlich sehr wünschenswerth, daß dasjenige, was sich unter den Vorräthen befindet, auch brauchbar, und nicht bloß dem Namen nach vorhanden ist. Man kann das wohl nicht von allem sagen, und sei zum Beispiel nur die Charpie erwähnt. Das ist natürlich ein Artikel, der viel gebraucht wird, und der deßhalb auch für den Anfang in hinreichender Quantität vorhanden sein muß. Er war es wohl auch quantitativ, aber seine Qualität war hier und da nicht von der erforderlichen Beschaffenheit.

Als der Vorstand der chirurgischen Station eines Feldhospitals — ein berühmter Arzt — Charpie aus den Vorräthen überwiesen erhielt, erklärte er sie als unbrauchbar für Verwundete, aber sehr wohl zu brauchen zum Aufwischen und Trocknen des Fußbodens. „Solches Zeug"

fügte er bei, „mag in der Thierheilkunde verwendet werden können, für Menschen taugt es nicht.“ —

„Mein Gott,“ bemerkte dazu ein Sanitätsbeamter, dem das mitgetheilt wurde, „diese Herrn vergessen, daß sie sich hier in einem Feldhospital befinden. Man muß sich da behelfen; es kann nicht alles sein, wie in den vornehmen Kliniken solcher Herren.“ Es ist allerdings nicht einzusehen, warum es nicht auch in einem Feldhospital recht gut „vornehm“, d. h. vorsorglich und rücksichtsvoll für die Kranken sein kann; auch ist es klar, daß die zu behandelnden Verwundeten dieselbe Empfindlichkeit besitzen, wie diejenigen der Civilpraxis, und daß überhaupt hierin alle Menschen mit derselben Haut und denselben Nerven begabt sind. Und wie es mit der Charpie war, so mag es mit manchen anderen dahin gehörenden Gegenständen auch gewesen sein. Zumeist derselbe Stoff, in derselben Herstellung, wie sie vermuthlich vor 100 Jahren auch waren. Vor ihnen hatte jeder Fortschritt still gestanden. Man glaubt noch immer, daß man dieselben hartfelligen, grobgewöhnten Burschen vor sich hat, welche den Soldatenstand von anno 90 bildeten. Zum Glück ist Charpie, Leinwand und Verbandzeug der landesüblichste Artikel für den Ausdruck der patriotischen Theilnahme. Er wird in solchen Massen an die Hospitäler gesendet, daß er allein in unzähligen Packeten und Kisten deren Magazine füllt und auf Jahre hinaus reichen würde. Auch ist das gesandte meist von den feinsten Sorten, durchaus brauchbar und oft jedenfalls von nicht minder feinen Händen zierlichst geordnet.

Auch für die den Hospitälern beigegebenen Apotheken würde eine Vereinfachung ihres Bestandes an Arzneimitteln nicht zum Nachtheil gereichen. Jeder Arzt der rationellen neuen Schule hat gelernt, mit nur wenig Mitteln des einst so reichen Arzneischatzes auszukommen. In außerordentlichen Fällen hat man sicher stets große Officinen in der Nähe, aus denen das Besondere, wie es jetzt auch geschehen muß, leicht bezogen werden kann. Die Apotheke braucht zu ihrer Verladung dermalen zwei sehr wenig zweckmäßig eingerichtete Wagen. **Ein** geschickt construirter Wagen würde für sie ausreichen. Das Hospital kommt oft in den Fall, schnell aufgeschlagen zu werden, und eben so schnell wieder einzupacken, um weiter zu ziehen. Wie es dermalen war, bedurfte die Apotheke, um sich nur halbwegs für entsprechende Fälle einzurichten, mehrere Stunden Zeit für das Ab- und Aufladen ihrer schweren Kisten. Und

doch soll sie jeden Augenblick bereit sein, etwa nothwendige Mittel liefern zu können. Man gebe diesem Apothekerwagen eine passende und entsprechende Construction, etwa wie die Eisenbahnwaggons des amerikanischen Systemes, und richte das Innere zugleich als ein handliches Laboratorium ein. Man bringe die Büchsen und Flaschen in feststehenden Schränken und Lagern längs der Wände an, und setze in den Mittelraum einen Tisch mit Zubehör, um die Medicamente bereiten zu können. Man wird dann eine fahrende Apotheke besitzen, die in jedem Augenblick ihre Dienste leisten kann, und weder des Ab- noch des Aufladens bedarf. Es steht der practischen Ausführung des hier nur Angedeuteten keine technische Schwierigkeit entgegen. Da alle diese Wagen ohnedem mit vier Pferden bespannt sind, und der Park eines Hospitals sich meistentheils auf fahrbaren Straßen bewegt, dürfte eine anscheinend schwerfällige Form des Wagens kein Bedenken finden. Im Uebrigen wird in geschickten Etablissements heutigen Tages *nichts schwerfällig* erbaut; mit einem Maximum an Raum weiß man durch gewähltes Material und Construction ein Minimum an Last und eine gefällige Form zu verbinden.

Was endlich das Ersetzen des Wegzulassenden durch Nöthigeres betrifft, so sei dabei zum Beispiel nur erwähnt, daß den Vorräthen der Hospitäler häufig Fieberthermometer mangeln. Wer nur einigermaßen die Fortschritte der Wissenschaft kennt, weiß, daß ein rationeller Arzt neuerer Schule am Krankenbette des Fieberthermometers eben so nöthig bedarf, als wie der Chirurg einer Lanzette für den Aderlaß. Außerdem fehlte es gänzlich an Matratzen. Wenigstens einige sollte ein Hospital unbedingt bei sich führen.

Seine gegenwärtige Ausstattung, die sich meistentheils für 500—600 Kranke an Bettzeug und Wäsche u. s. w. berechnet, besteht nur aus ungestopften, selbstverständlich groben Strohsäcken. Es ist dieß auch vollkommen zweckentsprechend, denn da man überall Stroh findet, so sind durch das Stopfen der Säcke im Gebrauchsfall schnell Hunderte von Lagern bereit. Aber eben so selbstverständlich ist es, daß es sehr viele Schwerverwundete und Schwerkranke geben wird, für welche es eine Lebensfrage ist, sie besser und auf Matratzen zu lagern. Ein umsichtiger Hospitalcommandant wird nun zwar im Stande sein, sich solche Matratzen zu verschaffen, aber oft nicht rechtzeitig, oft nicht in hinreichender Zahl.

Für den großen Raum, welchen sie während des Transports einnehmen, ist bald gesorgt, wenn man sich entschließt, die Wagen in anderen Formen zu erbauen. Ein einziger solcher Wagen wird über 100 Matratzen verladen können, und man hat den Vortheil, jeden Augenblick sie für den Gebrauch fertig zu haben und leicht zu ihnen gelangen zu können. Doch bemerke ich allerdings hierbei, daß der berühmte russische Stabsarzt Pirogoff aus mannigfachen Gründen die Roßhaarmatratzen verwirft. Er will für Kriegsmatratzen nur mit Heu und Stroh gefüllte Säcke, die gewaschen werden können und deren Füllung leicht zu wechseln ist. Indeß Pirogoff sammelte seine Erfahrungen bei russischen Soldaten.

Miß Nithingale hingegen schreibt dem Strohsack für sehr herabgekommene Patienten große Nachtheile zu. „Stroh ist hart und kalt," sagt sie, „es macht den Gebrauch einer wollnen Decke unter dem Kranken nöthig. Dieß aber begünstigt das Aufliegen. Die Lebensenergie desselben wird durch das Lagern auf einen Strohsack in nicht wieder gut zu machender Weise herunter gebracht. Die Kranken klagen, daß sie das Stroh wie „Stöcke" durchfühlen und stecken die Hand unter sich, um es wegzuschieben."

Das Beste ist sonach, Beides zu besitzen, Strohsäcke und Matratzen.

Eben so läßt die gewonnene Erfahrung den Wunsch aussprechen, wenigstens einige fertige Bettstellen mitzuführen. Es ist zwar ganz richtig, daß für den Nothfall die Strohsäcke und Matratzen auch auf dem Boden Lagerung finden können, aber das ist eine Maßregel, die aus mehrfachen sanitätlichen und Reinlichkeitsrücksichten für die Dauer nicht anwendbar und nur als Behelf zu betrachten ist. Wenn daher ein Hospital sich etablirt, soll es die benöthigte Anzahl von Bettstellen zimmern lassen. Das Anfertigen dieser Bettstellen nimmt indeß, auch wenn man sich in einem Ort befindet, wo Material und Arbeitskraft vorhanden, immerhin Tage in Anspruch, unter Verhältnissen kann es sogar länger dauern. Hat man freilich die Zeit dazu, so hat das nichts auf sich; die Sanitätsmannschaft wird dann bei Herstellung derselben Verwendung

finden. Aber Zeit ist ein Ding, das schon im gewöhnlichen Leben selten wartet, und nun erst im Krieg! — Gerade, wenn man diese Bettstellen am nöthigsten braucht, wird man auch am wenigsten Sanitätssoldaten zu ihrer Herstellung entbehren können, da ihnen in solchen Fällen der weit wichtigere Dienst der Krankenpflege zufällt; auf dem Requisitionswege läßt sich jedoch, wenigstens im befreundeten Land, nicht allemal der hier gewünschte Gegenstand ausreichend beschaffen. Befindet sich das Hospital in einer Stadt, oder in der Nähe einer solchen, dann wird diesem Mangel leicht abgeholfen, denn ein Aufruf an die Bewohner wird nie unbeantwortet bleiben und in allen Fällen mehr Bettstellen liefern, als nöthig sind. Aber wir werden später sehen, weßhalb gerade hierbei nicht auf diese günstige Lage mit Bestimmtheit gerechnet werden soll, auch kann ein Hospital in einer Gegend aufgeschlagen werden, wo diese Hülfsquellen nicht nahe genug sind, um sie für diesen Zweck nutzbar zu machen. Es muß daher für alle Fälle in einem Feldhospital eine Anzahl fertiger Bettstellen vorhanden sein, die sofort in Gebrauch gesetzt werden können. Es ist das auch sehr leicht, da man gegenwärtig eine sehr handliche Art, die sogenannten Reisebettstellen, herstellt, die aus dünnem Eisen gefertigt, zum Zusammenschlagen eingerichtet und leicht in größerer Zahl zu verpacken sind. Ein Wagen mit 100 solcher Bettstellen würde bei entsprechender Construction keine große Last und zugleich noch Raum bieten, daß innerhalb desselben einige Bettstellen mit eingelegten Matratzen fertig und bereit zur Aufnahme von Kranken stehen könnten.

Auf diesen letzten Gegenstand komme ich später zurück. Das Bauen und Aufschlagen der Bettstellen führt zu gleicher Zeit noch auf eine andere Bemerkung: Es ist nothwendig, daß, um solche und eine fortlaufende Reihe ähnlicher Arbeiten zweckmäßig und schnell zu erledigen, dem Etat des Hospitals einige Handwerker beigegeben werden, und seien es nur 2—3 Zimmerleute. —

Von der ersten Einrichtung des Hospitals an bis zu dem letzten Augenblick seines Bestehens giebt es fortwährend kleine und große Herstellungen, die zur Bequemlichkeit der Kranken, zur Ordnung innerhalb des Hospitals nöthig sind. Man wird nicht verlangen, daß Sanitätssoldaten nächst der Krankenpflege auch diese Arbeiten übernehmen, denn wenn auch nicht der gute Wille dazu, so würde doch dieser Mannschaft vor allem die Zeit und möglicherweise auch das Geschick fehlen. Man

ist bei diesen Verrichtungen mithin stets an fremde Handwerksleute aus dem Civilstande gewiesen, deren Unzuverlässigkeit und Langsamkeit bekannt sind.

Aber wenn man es will, theile man solche Handwerker dem Hospitale vor Beginn des Krieges zu. Soll es erst später erfolgen, wenn, wie es dabei heißt, „der Bedarf sich herausstellt", so unterbleibt diese Zutheilung und hier ist aufgeschoben auch ein sicheres aufgehoben. Später, im Drange stürmischer Zeit, wo That auf That folgt, jeder Mann in seinem Kreis völlig mit dem zu thun hat, was die Stunde bringt, da werden alle solche Gesuche entweder über Wichtigeres vergessen, oder einfach in den hungerigen Mund des Papierkorbes geworfen, der auch in den Generalcommandostäben seine berechtigte Existenz findet. Ist es doch mit der Wachmannschaft, die dem Hospital gebührt, dasselbe. Ist sie meist auch nur aus Sicherheitsgründen zur Bewahrung der großen Vorräthe nöthig, so giebt es doch Lagen, wo sie aus polizeilichen und disciplinellen Gründen nicht gut zu entbehren ist. Trotzdem hält es immer schwer, ist die Kriegsmaschine einmal im Gang, sie nachträglich zu erhalten. Man kann sich allerdings auch ohne sie behelfen; es ist wahr, man muß sich ohne noch Wichtigeres behelfen, aber wie?

Es sei überhaupt ein für alle Mal gesagt: Man möge bei allen Zweigen und sonst überall mit der Zutheilung von Hülfskräften und dienstbaren Menschenhänden kargen, nur den Hospitälern gegenüber sehe man davon im Interesse der armen Kranken ab. Sie sind es, die für alles Unterlassen und Vergessen in erster und letzter Linie, mittelbar und unmittelbar leiden müssen. Nur sie! —

Es bedürfen die Combattantenreihen allerdings nicht minder der streitenden Arme, und der mobile Stand erfordert so viele Commandos, es sind so umfängliche Abgaben nach allen Richtungen zu bestreiten und der unberechtigten Anforderungen werden so viele gestellt, daß es das Interesse des Dienstes und die Vollzähligkeit der Feuerlinie verlangt, möglichst enge Grenzen zu ziehen. Aber es giebt hier einen naheliegenden Ausweg, der für den einen Theil das Erwünschte beschafft, ohne doch den anderen zu belasten.

Bei den alljährlichen Aushebungen findet sich ein ziemlicher Procentsatz solcher Leute, die wegen oft geringer körperlicher Mängel vom Dienst in der Armee ausgeschlossen bleiben. Theils geschieht es, weil sie

untermäßig oder von schwächlicher Constitution oder aber mit irgend einem geringen Gebrechen behaftet sind. Diese an sich oft sehr unbedeutenden Mängel lassen solche Männer zwar den Strapazen des Krieges, denen der active Soldat ausgesetzt ist, nicht gewachsen erscheinen, aber sicher wären sie für den Kriegsfall, welcher so viele Hände beansprucht, nutzbar zu verwenden.

Man theile diese hier bezeichneten dem Etat der Feldsanität zu. Sie werden bei ihrem Dienst zwar auch Anstrengungen finden, aber dieselben sind von anderer Art, nicht so intensiv und momentan, wie die, welche des Linienſoldaten im Felde harren. Den Anstrengungen des Hospitaldienstes werden sie sich gewachsen zeigen, und es wird für sie in einer Zeit, wo jeder dazu berufene Bürger dem Staate Kriegsdienste leistet, nicht unwillkommen sein, sich innerhalb ihrer ebenfalls nützlich zu machen.

Man theile sie den Hospitälern zu, die diese Hülfskräfte mit Dank annehmen und ihnen angemessenste Verwendung in den Magazinen, auf dem Bureau, im Ordonnanzen- und Sicherheitsdienst und als Beihülfe bei allen den außerhalb der Krankenzimmer liegenden Arbeiten geben werden. Sicher dürften auch Handwerker unter diesen Leuten sein, welche die hier bemerkten Lücken ausfüllen würden. Es ist dieß ein „unmaßgeblicher" Vorschlag. Vielleicht unbrauchbar, vielleicht auch nicht!

Von der größten Wichtigkeit für alle fernere Entwickelung, ja für den ganzen Character des Feldhospitals, ist der Ort, wo sich dasselbe etablirt. Er muß einestheils der Operationslinie und den Truppen möglichst nahe gewählt sein, soll aber auch sich nicht von allen den Hülfsmitteln entfernen, die das Hospital zu seinem gedeihlichen Bestehen bedarf, namentlich muß er unbedingt nahe einer Eisenbahnlinie und einem Stationspunkt sich befinden. Es muß ein solcher Ort vielfachen Anforderungen entsprechen, um als gut gewählt betrachtet zu werden, aber zum Glück sind dieselben nicht so widersprechender Art, um sie nicht, namentlich bei den Culturverhältnissen der Gegenwart, ohne langes Suchen vereinigt zu finden. Die für ihn zu erwünschenden Eigenschaften liegen so sehr in der gesunden Vernunft und umgrenzt von so einfachen Bestimmungen, daß es eines näheren Eingehens auf dieses A B C der Ge-

sundheitspflege wohl nicht bedarf. Doch hören wir einiges von dem, was eine berühmte Autorität der Praxis hierüber sagt:

Miß Nithingale, die ihre Erfahrungen in einem Buche*) niedergelegt hat, das in seiner einfachen Sprache, in der realistischen Behandlung des Gegenstandes ein Bild englischer Lebensanschauung giebt und welche auf dem Detailstudium einer Fülle von Material beruhen, dessen Anblick und Prüfung sich nur englischer Einfluß, englisches Geld und englische Geduld zu verschaffen pflegen, beginnt die Vorrede desselben mit folgenden Worten:

„Es mag sonderbar klingen, wenn man es als das erste Erforderniß für ein Krankenhaus hinstellt, daß es den Kranken keinen Schaden zufügt. Dennoch ist es nothwendig, das als Princip festzusetzen, weil die factisch bestehende Sterblichkeit in den Krankenhäusern bedeutend höher ist, als sie sich durch irgend eine Berechnung für dieselben Krankheitsfälle außerhalb des Hospitals feststellen ließe."

Die Reform der Hospitalverhältnisse ist längst in eine Phase getreten, bei welcher es nicht mehr allein bei guten Vorsätzen und Worten bleibt. Auch das Feldhospitalwesen wird daraus seine Vortheile ziehen. Denn was von den Hospitälern überhaupt gesagt wurde, gilt doppelt für sie.

Die neuen Principien, welche dieses Feld erleuchten, die gewonnenen Erfahrungen können auch für sie nicht verloren gehen; auch für die Güte eines Feldhospitals gelten die allgemeinen Grundsätze.

Die empfindlichste Probe der gesundheitlichen Verhältnisse innerhalb desselben liefert der Verlauf und das Ende chirurgischer Fälle nach Operationen und der Complicationen, welche sie bieten. In ihnen giebt die Constitution sofort Zeichen von Erkrankung bei Vernachlässigung der hygienischen Rücksichten, und manches Leben ist geopfert worden, weil man diese Thatsache nicht erkannte. Ein Feldhospital, welches meistentheils mit Verwundeten überfüllt ist, kann gerade in dieser Hinsicht niemals vorsichtig und aufmerksam genug verfahren.

Es handelt sich hier natürlich auch nicht im entferntesten um die Absicht, eine wissenschaftliche Abhandlung geben zu wollen, wie

*) Notes on Hospitals by Florence Nithingale. Third Edition, London, Conzmann and Green 1863.

man von diesem Standpunkt aus ein Hospital anzulegen und was man dabei zu berücksichtigen habe. — Wer damit betraut ist, findet hierüber reichen Stoff in trefflichen Büchern. Kennt er dieselben nicht, so ist es schlimm für ihn und noch schlimmer für diejenigen, welche sich seiner Obhut anvertraut finden werden.

Aber nur in flüchtiger Eile, im Vorbeigehen etwas hierüber, insoweit es für die Feldhospitäler von Bedeutung ist und in der Praxis Bewährung fand.

Es giebt namentlich zwei Schreckworte für die Hospitäler, welche früher die Entschuldigung für allerlei begangene, grobe Fehler und Unterlassungssünden jeglicher Art übernehmen mußten.

Es ist dieß das „Contagium" und die „Infection". Beides Erfindungen einer und derselben Periode, waren sie lange Zeit hindurch von einem fast mystischen Sinne umgeben, von welchem die Wissenschaft ein Stück Schleier nach dem andern zu reißen beginnt.

Indem sie die Ansteckung durch exacte Vorstellungen ersetzt und viele Krankheiten und Epidemieen auf positive Ursachen zurückführt, welche früher durch Contactwirkungen erklärt wurden, entkleidet sie jene Worte von einem unheimlichen Nimbus.

Sie sind nicht mehr befriedigende Erklärungsgründe für jede Pestilenz, noch angemessene Entschuldigungen für die Unterlassung von Maßnahmen zu ihrer Verhütung.

Es giebt keine „unvermeidliche Infection". Infection geschieht durch die Luft. Man vergifte die Atmosphäre, welche die Personen einathmen, und sie wird eine Infection bewirken.

Man verschließe 150 gesunde Menschen in einen Raum, wie die schwarze Höhle in Calcutta, und in 24 Stunden ist eine Infection hervorgebracht, so intensiv, daß sie während dieser Zeit fast alle Insassen derselben getödtet hat. Kranke Menschen aber sind empfindlicher als gesunde, und wenn sie ohne genügenden Raum und ohne genügendes Quantum frischer Luft eingeschlossen sind, wird nicht allein Fieber, sondern die ganze Gesellschaft der epidemischen Hospitalkrankheiten entstehen.

Ein Fieberhospital mit überhäuften, schlecht ventilirten Sälen wird sicher seine Luft so inficiren, daß nicht nur das Blut der Kranken vergiftet und ihre Sterblichkeit erhöht wird, sondern Aerzte und Pfleger in gleicher Weise vergiftet und fieberkrank werden.

Diese Infection ist aber nicht „unvermeidlich", sondern nur das Resultat der mangelnden Sorgfalt und Unwissenheit. Infection und schlechte Verwaltung sind beides Dinge, die sich ändern lassen. Gebt den Kranken Licht, Luft und Raum und Ihr werdet der Apotheke weniger bedürfen.

Schon Anaximenes, der dritte Milesier in kosmologischen Forschungen, erklärte die Luft für die Seele des Menschen, für die erhaltende Macht der Welt.

„Hauch und Luft" umfaßt nach ihm die gesammte Ordnung der Dinge.

Wunderbarer Tiefblick des menschlichen Geistes! Wie nahe streifen die ältesten Vorstellungen an die Resultate unserer heutigen, durch Jahrtausend lange schwere Geistesarbeit aufgebauten Wissenschaft.

„Man kann nicht von der Luft leben", das ist, nach Abzug vieler einkleidender Redensarten, ein Kernspruch, der selbst dem Criminalisten einleuchtet. Der Naturforscher sagt: „man kann allerdings von der Luft leben, ja man lebt allein von der Luft, von nichts anderem." Die Luft, welche wir einathmen, hieß schon bei den Alten „Futter des Lebens", pabulum vitae.

Gebt den Kranken Luft! —

Jedes Ding hat seinen Grund, und der Grund, warum die Anhäufung einer großen Zahl von Kranken unter einem Dach zu Unglücksfällen führt, ist die einfache Thatsache, daß die Anhäufung entweder durch bittere Nothwendigkeitsursachen oder durch große Unwissenheit und gefahrvolle Mißgriffe herbeigeführt ist; daß unvorhergesehene Ereignisse daran schuld sind, und daß überhaupt ein solcher Mangel in den allgemeinen Maßnahmen der Verwaltung vorhanden ist, daß natürlicherweise aus ihm der Mangel an gehöriger Ventilation, der Mangel an Reinlichkeit und andere sanitätspolizeiliche Mängel folgen.

Wenn irgend etwas zur Bestätigung dieser Thatsache fehlte, so wäre es die enorme Sterblichkeit in den Hospitälern, welche vielleicht die größte Zahl von Kranken enthielten, die je unter einem Dach angehäuft waren, nämlich die Militärhospitäler in Scutari. Das größte dieser berüchtigten Lazarethe hatte zu einer Zeit 2500 Kranke und Verwundete unter

seinem Dach, und es ist vorgekommen, daß von den Scutaripatienten zwei unter fünfen gestorben sind.

In den Hospitälern der Krim, obwohl hier die Kranken fast ohne Dach, ohne Decken, ohne gehörige Nahrung und Arznei waren, betrug die Mortalität nicht über die Hälfte dessen, was sie in Scutari war. Jedes dieser Zelte enthielt aber immer nur wenige Betten. Noch geringer war aber die Sterblichkeit in dem kleineren Balaclaver General-Hospital, welches einen Theil seiner Kranken in einzelnen hölzernen Hütten untergebracht hatte.

In den gut ventilirten einzelnen Hütten des Castle-Hospitals auf der Höhe von Balaclava, die dem Seewind ausgesetzt sind, betrug die Sterblichkeit noch nicht einmal 3 Proc. der Krankenzahl.

Es ist Thatsache, daß in Scutari 80 Fälle von Hospitalbrand in einem Monat verzeichnet wurden (und sehr, sehr viele wurden gar nicht verzeichnet); Thatsache, daß von 44 secundären Amputationen der untern Extremitäten 36 einen tödtlichen Ausgang nahmen und daß nervöse Fieber im Hospital zu Hunderten von Fällen ausbrachen. Im Februar 1855 betrug die Sterblichkeit in den Spitälern von Scutari ca. 46,7 Proc.

Wo der kubische Raum fehlt, ist die Ventilation schlecht. Kubischer Raum und Ventilation gehen Hand in Hand. Dieß Gesetz gilt für Hospitäler ebensowohl, wie für alle bewohnten Orte. In manchen Hospitälern des letzten Krieges war der Betrag unter 300 Kubik-Fuß für das Bett. Die alte Armeepraxis verlangt 600—800 Kubik-Fuß für jedes Bett und hatte dabei ungesunde und überhäufte Räume.

Die Baracken-Hospitäler im Lager von Chalons haben 25 Kub.-Meter Raum für den Kopf, das ist circa 700 Kub.-Fuß.

Der Mangel an frischer Luft kann in dem Befinden des Kranken früher als jeder andere Mangel entdeckt werden. Keine Sorgfalt, kein Luxus wird diesen Mangel ersetzen. Kann die Luft im Krankenzimmer nicht eben so frisch wie außerhalb desselben erhalten werden, so wäre es für den Kranken besser, er ginge fort. Man fürchte diese frische Luft von außen nicht. Man öffne weit alle Fenster und lasse sie ein: sie ist Medicin — sie ist Leben!

Im Bett liegende Patienten sind nur selten disponirt sich zu erkälten. In der faulen Luft mögen sie sich erkälten, sie gewährt hierzu die Bedingungen.

In den hölzernen Hospitälern von Sebastopol, mit Wänden voll Spalten und offenen Ventilationsöffnungen am Dache, in diesen Baracken, wo die Kranken manchmal sagten, „daß sie außerhalb ihrer weniger von Schnee bedeckt sein würden", hörte man nie davon, daß sich Jemand „erkältet" habe.

Sie befanden sich, in Decken wohl eingehüllt, in der kalten Luft um so besser. In Schorncliffe und Alderschott kann man noch heute dieselben Erfahrungen machen.

Keinerlei künstliche Ventilation vermag einen Ersatz für den Mangel an frischer Luft zu schaffen, wenn die offenen Fenster fehlen.

Sie sind die Lebensquelle der Kranken.

Und außer der Luft gebt ihnen **Licht!** helles, fluthendes Sonnenlicht.

Es erfreut, es stärkt, es lacht und heilt! —

Der Einfluß des Lichtes auf die Gesundheit ist seit lange den Aerzten bekannt. Man gebe den Kranken Gelegenheit durch ein Fenster zu schauen. Darin liegt nicht bloß eine Wirkung auf das Gemüth, nein, es liegt auch direct darin eine Wirkung auf den Körper.

Vorhänge können stets das Licht eines hellen Saales mäßigen, aber das düstere Aussehen eines dunklen Raumes ist nicht zu verbessern. Deßhalb ist auch die Anwendung von Zelten für die Militärheilpflege eine solche, die sich aus allen diesen Gründen sehr empfehlenswerth macht, und auf die man sein ganzes Augenmerk richten sollte.

Sie ist namentlich in der Militärpraxis der Engländer eine schon im vorigen Jahrhundert geübte. Aber erst die neuesten Kriege haben ihr eine ausgedehntere Benutzung auch bei anderen Nationen gebracht, und in Folge der dabei gewonnenen Erfahrungen hat man bereits angefangen, während der wärmeren Jahreszeit selbst in Civilhospitälern die Patienten unter große Zelte zu legen. Während des Krimkrieges bediente man sich der Hospitalzelte zum ersten Male bei den Armeen in größerem Maßstabe, sowohl auf Seiten der Alliirten, wie der Russen.

Pirogoff, der Chefarzt letzterer, berichtet darüber in sehr günstiger Weise.

In dem amerikanischen Kriege waren dieselben, wie wir sehen werden, nicht minder in Aufnahme und bewährten sich vollständig.

Nur darf man nicht vergessen den Boden mit Brettern zu belegen, die etwa um 1—1½" von der Erde erhöht werden. Sie lassen dann im Sommer und Herbst nichts zu wünschen übrig.

Diese Zelte sind transportabel, leicht zu construiren, nicht sehr kostspielig, behalten gut die Wärme, können leicht gelüftet werden und lassen, auch dem stärksten Regen ausgesetzt, doch kein Wasser durch.

Man braucht nur das Tuch von unten aufzuschlagen, und von allen Seiten wird die Luft in ein solches Zelt eindringen, ihm die trefflichste Ventilation gewährend.

„Man hat keinen Begriff, wie schwer es einem Zeltbewohner wird," sagt Florence Nithingale, „wenn er nach einem monatelangen Aufenthalt in ihnen zum ersten Male in das Schlafgemach eines wohlgebauten Hauses tritt."

Im Krimkriege freilich waren die Resultate auch dieser Hospitalzelte nicht eben glänzend, aber doch bei weitem tröstlicher, als die, welche man in den Baracken und Hospitälern fand. Die Lebenskraft der Armee lag dort weit darnieder, während die Kraft der Krankheit zu stark, zu wohl genährt war. Alles kam zu spät. Keine Maßregel konnte Erfolge gegen einen Feind bieten, dem man alle Zeit gelassen hatte, sich zu entwickeln und festzusetzen. Außerdem waren jene Zelte nicht gut construirt. Die meisten abgenutzt, durchlöchert und verfault. Erst später wurden neue angefertigt. Indem man alle jene Erfahrungen registrirt, versäume man nicht, ihre Lehren zu beherzigen.

Im Uebrigen wähle man beim Aufstellen der Zelte einen passenden, vor Wind geschützten Ort. Dann stehen sie selbst in hohen Regionen fest, wo sich zu behaupten, manchmal schwer sein soll. Der Sturm des 24. November 1854 hatte mehrere jener Zelte auf der Nordseite von Sebastopol abgerissen und weggeblasen.

Gewöhnliche Soldatenzelte sind nicht für Kranke, höchstens für Reconvalescenten und während der guten Sommerzeit nutzbar.

Hospitalzelte müssen stets von einem starken wasserdichten Zeuge gefertigt sein. Bei heißem Wetter sind da, wo beschattende Bäume mangeln, Wände und Dach zu verdoppeln, bei feuchtem und nassem Wetter ist die Ventilation fortwährend zu erhalten, und bei Kälte erwärme man die inneren Räume durch Oefen, wie es die Amerikaner mit dem besten Erfolg machten.

Der Boden, auf denen sie stehen, sei trocken und nöthigenfalls drainirt; ringsumher ein Abzugsgraben für das Regenwasser. Niemals dürfen die Zelte permanente Latrinen oder Nachtstühle enthalten. Alle Auswurfsstoffe müssen schleunigst entfernt, in Gruben gebracht und diese fleißig desinficirt werden. Für lang benutzte Hospitalzelte wechsele man die Standörter öfters, oder desinficire den Grund, auf welchem sie stehen.

Aber lege man ein Feldhospital an, wo und wie man wolle: in Häusern, Schlössern, Kirchen oder unter Zelten, man muß stets darauf bedacht sein, daß es in seiner Nähe nicht an fließendem Wasser fehlt, daß man dabei Baderäume einzurichten vermag und hinreichenden Platz für Unterbringung des Parkes, der Magazine und Armaturkammern ꝛc. findet.

Selbstverständlich ist es auch, warum ein Feldhospital möglichst bei einer Station oder noch besser an einem Knotenpunkt einer Eisenbahn etablirt werden soll. Man kann dadurch leicht alle für die Kranken nöthigen und dem Hospital fehlenden Hülfsmittel beschaffen, vermag jede erwünschte Verladung herzustellen und namentlich alle für das Hospital bestimmten Zusendungen in Empfang zu nehmen. Endlich gewährt die Nähe der Eisenbahn den hauptsächlichsten Vortheil, daß jeder Zu- und Abgang der Kranken und Genesenden bequem und sicher auch auf größere Entfernungen hin bewirkt werden kann.

Ob das Aufschlagen eines Hospitals in einer großen Stadt selbst zu empfehlen ist, hängt gänzlich von den Umständen und den angebotenen Räumlichkeiten ab.

In der Hauptsache spricht vieles für, einiges aber auch gegen diese Wahl. — Die Hülfsmittel sind bedeutend, welche man dadurch findet, und das Loos der Kranken ist in vieler Hinsicht ein wesentlich besseres. Kann man daher in ihr gesundgelegene und den sonstigen Anforderungen entsprechende Localitäten finden, so wird es kein Nachtheil sein, die große Stadt nicht principiell zu vermeiden.

Vorausgesetzt, daß der schon einmal besprochene mangelhafte Artikel der Genfer Convention eine andere, entgegengesetzte Fassung erhält, wird es im allgemeinen nicht nur geradehin nothwendig, sondern

auch wohlgethan sein, wenn man den Zeitpunkt und die Gegend, wo und wie viel Feldhospitäler sich etabliren sollen, der Sanitätsdirection oder dem oberen Militär-Commandanten desselben anheim giebt. Es ist unbedingt nöthig, daß hierbei ein gänzlich freier Spielraum gelassen wird. Man kennt den Zweck, den diese Hospitäler erfüllen sollen, das Wie der Ausführung überlasse man ihrer eigenen Verantwortung. Sind diese Gegenden bestimmt, dann seien es wieder die Directionen der Feldhospitäler, denen es überlassen bleibt, die geeigneten Localitäten zu suchen und sich in ihnen einzurichten. — Es ist durchaus unthunlich, wenn man etwas zweckgemäßes schaffen und das Schicksal der Kranken nicht bloßstellen oder sie opfern will, von der Sanitätsdirection aus, den stundenweit entfernten Hospitälern genau den Ort vorschreiben zu wollen, wo sie sich zu etabliren haben.

Nur ganz besondere Umstände rechtfertigen ein solches Verfahren. Aber unter den Verhältnissen, wie sie gewöhnlich sich gestalten, mag man immerhin die Wahl des speciellen Ortes in der bezeichneten Gegend den einzelnen Hospitaldirectionen überlassen. Sendet man dergleichen Bestimmungen von einer großen Entfernung aus, so kann es leicht kommen, daß ein Hospital, welches man zum Marschquartier in einen Torfstich verwiesen, oder das befohlenermaßen in einer Niederung bivouaquirt, deren Sümpfe die Luft mit unerträglichen Miasmen füllen, den Befehl erhält, an Ort und Stelle sofort das Hospital aufzuschlagen, während vielleicht in beiden Fällen nur wenige Stunden weiter höchst günstig gelegene Punkte sich demselben Zwecke bieten.

Nachdem die Armee ihre Operationen begonnen, ist es leicht zu ermessen, in welcher Gegend muthmaßlich eine Schlacht geliefert werden wird. Es gehört keine große Divination dazu, hierfür eine annähernde Schätzung zu finden. Da nun durch die Genfer Convention auch jetzt schon „sich in Thätigkeit befindende Hospitäler" gesichert sind, so schlage man ihrer so viel als nur möglich in entsprechendem Zwischenraum in der Nähe dieser vermutheten Entscheidungsplätze auf. Wenn es die Jahreszeit nicht gestattet, das Zeltsystem anzuwenden, oder wenn überhaupt dieses System nicht beliebt ist, so gewähren fast aller Orten große Fabriketablissents, die ohnedem zur Kriegszeit meist still stehen, Schlösser und öffentliche Anstalten die passendsten Räumlichkeiten. In Feindesland lassen sich dieselben durch Requisition oder auf dem noch unwider-

stehlicheren Wege des Zwanges ohne alle Schwierigkeit für Hospitalzwecke nutzbar machen, und die Erfahrung hat gelehrt, wie schön, wie mit allem reich ausgestattet der siegreiche Gegner in den eroberten Städten seine Hospitäler herzustellen wußte. Weit entfernt, ihm das zu verargen, erkennen wir die rühmliche Sorgfalt an, die er seinen Verwundeten und kranken Soldaten angedeihen ließ, und bemerken nur, daß es allerdings für sie jedenfalls bisher besser war, zu einer siegreichen Armee zu gehören und im eroberten Lande Unterkunft zu finden, das seine reichen Hülfsmittel zur Verfügung stellen muß, es mag wollen oder nicht.

Wird der Krieg im eigenen oder befreundeten Land geführt, findet man hier und da bei dem allem Schwierigkeiten. Indeß der Ernst des Krieges weiß sie zu besiegen, und ein energischer Feldhospital-Commandant wird nie um die Mittel und Wege sich in Verlegenheit finden, durch welche er seinen Zweck erreicht.

Anzurathen ist ihm, nicht allzuschnell auf gewisse Anerbietungen einzugehen, welche hier und da von dem reichen Besitzstande gemacht werden, indem derselbe „Schlösser und Besitzungen" zur Verfügung der Hospitäler stellt. Man sehe sich, ehe man sich für Annahme dieser so patriotisch erscheinenden und von den Zeitungen hinreichend notirten und gerühmten Anerbietungen erklärt, diese „Schlösser und Besitzungen" an. Sie liegen manchmal in etwas anrüchigen Gegenden, welche sonst gesunde Leute nicht gern zu ihren Wohnsitzen wählen, und tragen dann das Gepräge der Unwohnlichkeit an sich. Der Wind, welcher durch die Spalten zerrissener Wände und leere Fensteröffnungen streicht, sorgt zwar für eine treffliche Ventilation, aber vermag nicht einen dumpfen, verdächtigen Geruch zu entfernen, der an Schwämme und Moder erinnert. In der Nähe dieser Baulichkeiten befindet sich oft weder Haus noch Mensch; man ist gänzlich auf sich selbst angewiesen.

Alles sehr passende Eigenschaften für ein Feldhospital, namentlich im Sinne derjenigen, in deren Köpfen immer noch ein gewisses Ideal spukt, welches in der Vereinigung des allernothdürftigsten mit dem alleremfachsten, des allerbilligsten mit dem allerwenigsten die wahre Vollkommenheit des Feldhospitals erkennt.

Man trifft gegenwärtig wohl überall und in jeder Gegend des **civilisirten** Europa auf passende Oertlichkeiten, die allen Anforderungen entsprechen. Man braucht deßhalb nicht in einsame Wälder, in unan-

gebaute, von Menschen verlassene Gegenden, in trostlose Einsamkeit zu flüchten. Und überall stehen in Kriegszeiten dem Soldaten werkthätige und menschenfreundliche Helfer zur Seite, die ihm bei dem Aufsuchen solcher Oertlichkeiten mit ihrer Localkenntniß und ihrem Einfluß dienen, und wahrhaft patriotische Männer, die ihr Eigenthum zu Hospitalzwecken abtreten.

Man suche nach beiden und man wird sie finden.

Wenn der Commandant den Befehl erhalten hat, sein Hospital aufzuschlagen, so handle er zwar mit energischer Schnelle und gönne sich weder Ruhe noch Zeit, bis er einen Theil der Aufgabe vollendet, aber wenn er sich bei allem beeilt, so thue er es nicht bei der Wahl der Oertlichkeit. Er wähle nicht die erste, die beste, die sich ihm darbietet; er wäge alle dabei einschlagenden allgemeinen Verhältnisse, sowie die speciellen, für den bestimmten Fall mit gewissenhafter Sorgfalt ab, er berathe sich sorgsam mit dem Dirigenten des Hospitals, lasse keine der tausend Kleinigkeiten aus den Augen, die oft nur für den ersten Betracht klein erscheinen, deren Vernachlässigung sich aber nur allzubald rächt und welche oft aus unbedeutenden zu sehr bedeutenden, nicht mehr zu bekämpfenden Uebelständen sich gestalten. Er vergesse nie, daß viele kleine Zahlen eine große Summe bilden. Er versäume nicht seiner Rechnung außer den Conjuncturen der Gegenwart auch die möglichen der Zukunft einzuverleiben. Ein Feldhospital ist nicht bloß für den Augenblick geschaffen, seine Bestimmung ist zumeist die einer lang währenden Thätigkeit an einem Ort. Schon der Kranken halber, die seine Räume füllen, kann man ihn nicht wechseln, wie sein Taschentuch. Er trage daher den Eventualitäten kommender Tage die möglichste Rechnung. Er wähle z. B., wenn es bereits Spätsommer ist, nicht Räumlichkeiten, deren gute Erheizung bei zu erwartender rauher Witterung zweifelhaft, nicht eine Gegend, deren Gesundheitszustand von äußeren Einflüssen abhängig ist.

Nur Eines bestimme das eigene Urtheil: das Wohlergehen der Verwundeten und Kranken. Ihnen einen angenehmen, einen willkommenen, einen gesundheitbringenden Aufenthalt zu schaffen, das sei die einzige Potenz, welche die Wahl der Direction leiten soll.

Irrt sie dann, so ist ihr Irrthum wenigstens der eines guten Glaubens.

Ist die Wahl getroffen, dann gehe der Commandant mit entschlosse-

ner Thätigkeit an das Aufschlagen selbst. Es ist das eine schwierige Arbeit, die leichter gesagt als gethan ist.

Alle Hände seien dabei am rechten Orte in rechter Weise beschäftigt, eine Kunst, die gelernt sein will, sonst geht es bei aller Geschäftigkeit nur langsam vorwärts und der Eine zerstört, was der Andere schafft. Vor allem werden Commandos entsendet, um Stroh in hinreichender Menge zu erlangen, Arbeitsleute und Material werden requirirt, die Bettstellen zu zimmern, die Räume gereinigt und in Stand gesetzt, die Apotheke aufgeschlagen, in den Magazinen das Inventarium geordnet und zum schnellen Gebrauch fertig gehalten, die Betten hergestellt, Tische und Stühle beschafft, geborgt oder gezimmert; kurzum, es ist jene Thätigkeit, wie sie ungefähr eine Schaar Colonisten entfaltet, welche sich in rascher Eile ihre Wohnungen gründet und einrichtet. Er sei bemüht, auch in den schwierigsten Lagen nach den ersten 24 Stunden wenigstens zur Aufnahme von 100 — 150 Kranken fertig zu sein. Schlägt er aber sein Hospital auf, während der Kanonendonner grollt, und muß er jeden Augenblick gewärtig sein, daß die ersten Wagen voll Verwundeter eintreffen, dann, sei es wie es sei und koste es was es wolle, dann ruhe er nicht, bis er in der kürzesten Zeit wenigstens Unterkommen und Lagerstatt für 400 Verwundete beschafft und die Vorbereitung getroffen hat, der dreifachen Zahl dasselbe baldigst bieten zu können.

Man kann in solchen Fällen nicht auf Bequemlichkeit, nicht auf Luxus Rücksicht nehmen. Nur Unterkommen gilt es zu schaffen, Raum — — und sei er sonst auch leer.

Alles andere wird man später zu bereiten und herzustellen wissen. Denn sobald die erste Drangperiode vorüber, gehe man daran, das Hospital mit allem auszustatten, was man aufzutreiben vermag, um es reich an Bequemlichkeit und Comfort zu machen.

Man fürchte nicht, dabei zu weit zu gehen. Man handle bei der Einrichtung dieser Krankenzimmer getrost, als gelte es das Krankenzimmer seines eigenen Bruders einzurichten. Man wird oft Mühe, man wird Schwierigkeiten und Hindernisse finden, man achte ihrer nicht. Was man thut, man thut es ja in Wahrheit für seine kranken und verwundeten Brüder.

Ein fester Wille, eine nicht zurückschreckende Energie vermag vieles, was auf den ersten Blick kaum ausführbar erscheint. Geduld und Aus-

dauer sind freilich oft in größerer Menge nöthig, als viele Menschen an diesem schnell sich verbrauchenden Artikel in Vorrath halten.

„Es ist", sagt hierüber eine Autorität, „der Verwaltung im Felde nicht immer möglich, die Lazarethe nicht bloß räumlich genug, sondern auch so einzurichten, daß sie über das Nothwendige hinaus einen gewissen Comfort der Unterkunft und Pflege bieten."

„Und doch ist ein solcher nichts weniger als überflüssiger Luxus. Er erzeugt und erhält vielmehr, besonders bei dem daran gewöhnten, z. B. dem Officier, jenes Gefühl von Behaglichkeit, welches den Curerfolg wesentlich fördert. Früher und auch jetzt werden zu diesem Behuf, wo es sein konnte, gute Privatquartiere benutzt."

Wie wahr das alles ist, weiß nur der, welcher selbst den Hospitaldienst im Felde genau kennen lernte.

Im Allgemeinen stelle man den Grundsatz an die Spitze seines Handelns, daß für die Kranken nichts zu gut ist, daß unbedingt und um jeden Preis beschafft werden muß, was der Arzt zu ihrer Herstellung als nothwendig bezeichnet, daß man ihnen jede Freude, jede Erleichterung und jede Erquickung zu gewähren bemüht ist, welche er mit ihrem Zustand für vereinbar erklärt.

Man wird gegenwärtig hierbei in einer so umfänglichen Weise von der Privathülfe unterstützt, daß man nur wenig selbst zu thun finden wird.

Wie bedeutend diese Privatunterstützung in dem letzten Kriege sich herausstellte, werden wir in dem Abschnitt finden, welcher derselben gewidmet ist.

Sie ist fernerhin kaum mehr zu entbehren, denn ohne sie würde das Loos der Kranken und Verwundeten, wenn auch erträglich, so doch freudenleer gewesen sein.

Was sie an hellen und willkommenen Stunden gefunden haben, an Erinnerungen, die ihnen vielleicht auch den Aufenthalt im Feldhospital minder bitter machten, das verdanken sie zumeist der Unterstützung jener Vereine, welche eine Thätigkeit entfalteten, wie sie in ähnlicher Weise noch niemals auf diesem Gebiete zu Tage getreten ist.

Man darf nicht den Vorwurf einer illusorischen Täuschung über einen Plan werfen, der seiner Zeit jene Vereine in das Gefüge seines Systems tragen wird.

Thuen wir, was an uns ist, sie so nutzbar als nur möglich für uns zu gestalten. Vor allem aber sagen wir ihnen den Dank, der einer so freiwillig gebrachten Opferfreudigkeit gebührt. Die vielen Gaben, welche von diesen Vereinen in die Hospitäler flossen, machten es nöthig, daß mit der Aufbewahrung und Vertheilung derselben eine besondere Kraft betraut wurde. Man hat früher gesehen, daß man bei ihrer Verwaltung nicht überflüssige Hände besitzt. In einem der Hospitäler, wo ein Theil der Krankenpflege von Diakonissen besorgt wurde, war die Oberin derselben auch zugleich mit dieser Verwaltung und Verausgabung betraut. Es hätte keine bessere Hand dafür geben können. Man höre selbst, was sie unter andern in ihrer schlichten und deßhalb doppelt rührenden Weise in einem über diese Thätigkeit erstatteten Bericht sagt:

„In jener ersten schweren Zeit, wo alle Verbindung abgeschnitten war, haben wir mannigfach mit allerlei Mängel zu kämpfen gehabt. Die meisten unserer Kranken kamen, aller Wäsche und sonstigen Habseligkeiten entblößt, zu uns, und wir hatten zuerst nur für sie, was der Johanniterritter Herr von . . . uns zur Vertheilung übergab, und was die Diakonissen mitgebracht hatten.

Nun stand uns zwar der patriotische Hülfsverein mit sehr dankbar anzuerkennender Hospitalität zur Seite und versah uns mit Wein, Tabak und Cigarren für die Kranken, wie auch mit manchen Gegenständen, die zur Pflege derselben wünschenswerth erschienen.

Doch nahmen wir Anstand, größere Vorräthe an Wäsche von jenem Verein anzunehmen, um sie nicht den so zahlreich vorhandenen östreichischen Verwundeten und Kranken zu entziehen. Wir nahmen diesen Anstand um so mehr, als wir auf eine ähnliche Bitte in der ersten Zeit, wo unsere Noth am größten war und wir uns vergebens nach Hülfe umsahen, eine ablehnende Antwort erhielten.

Um so erwünschter und erfreulicher war es für uns, als die Herren S. und R. hier eintrafen und uns mittheilten, daß in Sachsen große Vorräthe aller Art für unsere verwundeten und kranken Soldaten bereit lägen und folgen würden, sobald die Möglichkeit dazu vorhanden sei. An demselben Tage war uns durch Herrn Pastor F . . . . . wiederum ein Transport von Wäsche übergeben worden, und wenn wir nun auch jene großen Vorräthe noch nicht in Händen hatten, so sahen wir doch die Mög-

lichkeit voraus, die so dringenden Bedürfnisse unserer lieben Kranken befriedigen zu können.

Sehr bald kam dann auch die erste Sendung vom internationalen Verein aus Dresden, der noch drei andere folgten. Wir waren nun reichlich versehen mit Hemden, Unterhosen, wollenen Strümpfen, Taschentüchern, Leibbinden, wollenen Jacken u. s. w.

Wie glücklich und freudig überrascht waren sie, als sie bei der schon eintretenden herbstlichen Witterung die ihnen so nöthige warme Kleidung in Empfang nehmen konnten.

Und nicht allein dieß Nothwendige wurde ihnen zu Theil, nein, auch manches Andere zur Stärkung, Erquickung und Freude. Dahin gehört das Porterbier, der Malzextract, die reichen Sendungen an Cigarren ꝛc. und die Vorräthe an Messern und Kämmen.

Wie erfreuend und erheiternd für die Kranken, und wie wohlthätig einwirkend auf deren Gesundheitszustand und das Fortschreiten in der Besserung derselben es war, daß ihnen alle jene Gaben gespendet werden konnten, das vermögen nur die recht zu beurtheilen, denen die Freude zu Theil ward, dieselben vertheilen zu dürfen.

Wir haben dann auch alle unsere Kranken mit dem Nöthigen versehen, sowohl während ihrer Krankheit als auch besonders bei ihrem Abgange aus dem Hospital. Sie brauchten nicht leer, wie sie gekommen waren, von dannen zu ziehen, sondern was ihnen in den Gefechten, und besonders auf dem Rückzuge nach der Schlacht bei Königgrätz verloren oder sonst abhanden gekommen war, das konnten wir ihnen ersetzen. Vor allen aber bedachten wir die Verwundeten und die von schwerem Typhus genesenen, welchen Letzteren die warme Kleidung ganz sonderlich gute Dienste erwies, große Freude bereitete.

Eine reiche Geldsendung des Vereines zu L. setzte uns ferner in den Stand, Fehlendes nachzuschaffen und Unterstützungen an baarem Geld zu vertheilen, welches auch andrerseits unsren Verwundeten zufloß.

Und wie gut war es, daß wir nicht zu kargen brauchten, und auf die öfters von Solchen, die das Bett noch hüten mußten, aufgeworfene Frage: „Wird denn auch für mich noch etwas übrig bleiben?“ immer mit Ja antworten konnten.

Schließlich müssen wir noch besonders der Freude erwähnen, welche die ersten sächsischen Cigarren unter den Reconvalescenten und selbst

unter den Kranken hervorriefen und die immer wieder bei Vertheilung derselben laut wurde. Oft war das Verlangen nach einer sächsischen Cigarre das erste erfreuliche Zeichen der eintretenden Genesung."

Außer den umfangreichen Sendungen, welche durch die großen Wohlthätigkeitsvereine den Feldhospitälern zuflossen, wurden dieselben durch unmittelbare Geschenke von privaten Seiten und von Localvereinen erfreut. So anerkennungswerth wie auch die Absicht ist, welche sich in dergleichen Unterstützungen ausspricht, so ist es nichts desto weniger Pflicht, zu sagen, daß gerade durch sie die Nothwendigkeit zu Tage tritt, für die Vertheilung aller dieser Gaben eine Centralstelle zu besitzen.

Wenn ein Jeder sendet, was er eben hat, kommt es vor, daß Gegenstände einerlei Sorte an einem Orte sich häufen, während an Nothwendigerem Mangel herrscht.

Einige dieser so freundlichen Sendungen waren von Worten begleitet, durch welche ein tieffühlendes Gemüth den Werth der Gabe verdoppelt. Bei andern fand sich oft nur eine kurze Bemerkung, schwer wie eine fallende Thräne.

Eine Karte, auf welcher stand: „Gott segne unsere tapfere Armee! Allmächtiger, schütze mein Kind, welches vor dem Feind steht!" Oder ein zierlich gefaltetes Blatt, das auf einem Korb lag, der mit Verbandstücken gefüllt war und folgendes sagte: „Geht mit Gott in den heiligen Kampf! Eure Mütter, Eure Schwestern und Bräute denken Eurer: beten und arbeiten für Euch!" — Oder die Worte, die ein Packet mit Wäsche begleitete: „Für verwundete Brüder meines Sohnes. Er ist mein einziges Kind, Gott möge ihn behüten."

Ich könnte dieser Sammlung eine große Ausdehnung geben, denn sie ist reich an Aehnlichem. Liegt nicht Poesie darin?

Die Poesie des Schmerzes, welche Thränen spricht.

Namentlich zeichnete sich eine Sendung durch Feinheit des Geschmackes und die sorgfältigste Auswahl der Gegenstände aus. Zarte Hände mochten es sein, die alles das geordnet hatten. Sie wurde durch eine Gesandtschaft übermittelt und kam weit her. Viele ihrer Gegenstände trugen unter einer freiherrlichen Krone das Zeichen K — L.

Möge mein Dank die edlen Geber erreichen. Ich spreche ihn im Namen derer aus, welchen sie Freude und Erquickung bereiteten.

Solche Gaben erfreuen. Man weiß, daß unverfälschtes Mitgefühl sie widmet, und daß diejenigen, welche sie spendeten, zwischen Geben und Empfangen keinen Unterschied kennen, es müßte denn sein, daß sie in dem Gewähren eine reinere Freude genössen.

Um so mehr gestatte ich mir ein Wort über das Gegenstück beizufügen. Es befanden sich oft bei größeren Sendungen, die offenbar aus verschiedenen Quellen zusammengeflossen sein mochten, eine nicht unbedeutende Menge Gegenstände, die auf den ersten Blick ihre Unbrauchbarkeit erkennen ließen. Eine Kiste mit jenen dünnen und leichten Fabrik-Strümpfen, deren Größe sie allenfalls für Kinder- und Mädchen-, aber nicht für Soldatenfüße bestimmte; eine andere mit Gegenständen, an denen seit lange die Motten ihr stilles Mittagsmahl gefeiert hatten, u. s. w.

Während jene oben erwähnten Gaben die Produkte reiner Herzensthätigkeit sind, findet man in diesen nur die eines gewissen moralischen Zwanges. Irgend eine Firma ist aus einem oder dem andern Grunde genöthigt, sich bei einer Sendung für die Verwundeten zu betheiligen. Es stehen da in einer bestäubten Ecke einige alte Ladenhüter, die bereits auf das Verlustconto getragen wurden. Fort mit ihnen! —

Der öffentlichen Quittung ist die Unbrauchbarkeit der Sendung nicht anzusehen und es klingt gut: von Herrn N. N. eine Kiste mit 500 Paar Strümpfen, oder H. X. eine desgl. mit diversen Gegenständen ꝛc. Doch es lohnt nicht darüber zu sprechen. Nur das: wo es sich um derartige Gaben des Patriotismus handelt, welche nicht die verschämte Armuth opfert, deren rührende Spende unter allen Verhältnissen geheiligt ist, — sondern die von der Seite des behäbigen Reichthums kommt, verliert das alte, landläufige Sprüchwort vom geschenkten Gaul seine Geltung.

Jedem größeren Feldhospital gebührt ein Feldgeistlicher. Ich weiß nicht, ob er aller Orten auf dem Etat desselben sich befindet; wo es indeß nicht der Fall, sollte es sein. Daß aber diese Männer für eine solche Stellung besonders berufen und auserwählt sein müssen, darüber mögen

diejenigen sich nicht täuschen, welchen ihre Designation zusteht. Schon für die Stellung eines Feldgeistlichen an sich eignet sich nicht Jeder, der sich meldet, noch weniger für die innerhalb eines Feldhospitals. Es handelt sich dabei ganz und gar nicht um tiefe theologische Gelehrsamkeit, ebenso vermeide man kopfhängerische, orthodoxe Zeloten: für ihre Wirksamkeit würde jeder Boden fehlen; nicht minder ist es unrathsam, einen jener schulmeisterlichen, unbeholfenen Pedanten zu erwählen, die den Weg von der Universität bis zur Kanzel zwischen Schulbank und Katheder zurücklegten. Sie alle würden im Feldlager ihren Beruf wenig zu erfüllen vermögen.

Der Geistliche, welcher dem Hospital beigegeben wird, sei ein Mann von frischer Geisteskraft, thätig an seinem Werke, frommen Herzens und von wohlwollender Seele. In mächtiger und das Gemüth fassender Rede lehre er das Wort Gottes. Es entströme seinem Herzen als ein klarer, unverfälschter Brunnen, frei von jenen mystischen Dogmen, welche die Perle des reinen Christenthums in eine unreine Schale hüllen. Unermüdet in seiner Theilnahme, trage er sie denen entgegen, die ihm mit Vertrauen lohnen werden.

Das Schmerzenslager eines Kranken ist für die Bemühungen eines frommen Priesters eine geweihte Stätte. Die Lehren der Kinderstube, die Gewohnheiten des Knabenalters und der frühen Jugend lassen auch in den Gemüthern der großen Majorität von Ungläubigen einige Spuren von Religion zurück, welche in der Zeit der Trauer und der Krankheit offen wahrnehmbar werden.

Manch harter, glaubensleerer Mann lernt hier sich in Demuth beugen. Aber es muß der Rechte zu ihm treten und in der rechten Weise zu ihm reden. Sonst — ja sonst ist es um die Majestät der Religion besser, sie finde sich innerhalb des Feldhospitals nicht durch einen Geistlichen vertreten.

Ich war so glücklich, einen jungen werkthätigen Geistlichen in meinem Hospital zu wissen, der alle Eigenschaften besaß, die sein Beruf erforderte. Er leistete Bedeutendes! Er reichte den Kranken eine geistige Arznei, welche sie stärkte. Spät und früh an ihren Lagern, verließ er keinen derselben ungetröstet, heiter mit den Heitern, wußte er Düstere und Betrübte durch seine gewinnende herzenswarme Rede zu erheben, und mit den Tröstungen der Religion die Speise der Hoffnung zu ge-

währen. Wenn er sich ihrem Lager nahte, wurden die matten Augen heller, und wenn er sie mit einem warmen Händedruck verließ, folgte ihm noch ein langer Blick der Dankbarkeit. Er war mir in allen Lagen ein treuer Freund, mit dem ich das geistige Wohl der Kranken berieth: Indem er sie moralisch stärkte, unterstützte er nicht wenig den körperlichen Heilproceß. Wenn man in solchen Händen die Pflege der Religion weiß, darf man getrost die unendliche Kraft ihrer Wirkung am Krankenbette als einen Factor der erzielten günstigen Resultate beirechnen. Man versäume dann nie, durch öffentliche Gottesdienste auf die Gemüthsstimmung zu wirken. Man unterschätze nicht, was man durch sie erreicht. Die Kranken fühlen sich durch die ernste würdige Feier gehoben, sie werden stärker für den Kampf, welchen ihre Natur zu bestehen hat, und die göttliche Kraft, welche sich in ihre Seele senkt, rüstet sie mit dem Trost des Glaubens aus. Sie erkennen, daß ihr Geschick in der Hand Eines liegt, in dessen Hand jegliches Geschick wohl geborgen ist. Ueber die geistliche Pflege und deren Nutzen, sowie über die in einem Feldhospital abgehaltenen Gottesdienste ist z. B. in: „dem Armen- und Krankenfreund, eine Zeitschrift für die Diakonie der evangelischen Kirche, November- und Decemberheft 1866" folgendes zu lesen:

„Dagegen berichten uns die Schwestern aus den sächsischen Feldlazarethen in Oestreich, besonders aus dem zweiten sächsischen Lazarethe im Theresianum zu Wien, manches Erfreuliche in Bezug auf die Pflege christlicher Zucht und Sitte unter den Soldaten. Sie haben im letztgenannten Hospital eine christliche Hausordnung einführen können. Morgens und Abends haben sie, wo es irgend möglich war, mit ihren Kranken kurze Andachten gehalten und bei Tische allemal Speise und Trank durch Gebet gesegnet. Der Commandant des zweiten sächsischen Feldlazareths übernahm es selbst, den Wärtern und Soldaten anzuzeigen, daß die Schwestern die Gebete sprechen würden. Da erzählen die Schwestern aus Wien, daß die ihnen assistirenden Sanitätssoldaten nicht eher das Essen an die Einzelnen gegeben haben, als bis die Schwester gebetet hat; und ist die für den Saal verordnete Schwester zur Essenszeit einmal nicht gleich zugegen gewesen, weil sie in der Nähe anderen Kranken dienen mußte, so haben die Wärter sie alsbald herbeigerufen, damit sie das Gebet spräche. Einmal hatte ein Wärter einem Kranken das Essen *vor* dem Tischgebett ans Bett gebracht, da hat es aber der Kranke gleich wie-

der mit den Worten zurückgegeben: „Nein, ich möchte, daß mein Essen auch gesegnet würde."

„In ersprießlicher Weise haben die Schwestern mit dem Feldgeistlichen, der ebenfalls in dem genannten zweiten sächsischen Feldhospital wohnte, zusammen gearbeitet. Die Schwestern, die durch ihren Umgang mit den Kranken die letzteren näher kennen lernten, konnten den Geistlichen auf die Einzelnen aufmerksam machen, und dadurch haben sie ihm hie und da Bahn brechen helfen zu den Herzen. Mehrere Mal wurde auch in dem großen schönen Garten des Theresianums vollständiger Gottesdienst mit Abendmahl abgehalten. Da saßen oder standen die Soldaten, vor allem die Reconvalescenten, unter dem Schatten der hohen Kastanienbäume, und hell ertönte der Gesang evangelischer Kirchenlieder, von weithin schallender Militärmusik begleitet. Auch Katholische aus der Nähe kamen zu diesem Gottesdienste herbei; wie denn überhaupt durch den Aufenthalt evangelischer Truppen in den katholischen Ländern manches Vorurtheil der Katholiken gegen uns Evangelische geschwunden ist. Den Altar errichteten die Schwestern an dem Stamme eines riesigen Baumes. Ein Tisch vertrat die Stelle des Altars, ein schwarzes Diakonissentuch bedeckte die Füße, und ein weißes leinenes Tuch die Platte des Tisches. Die Abendmahlsgefäße waren bei den Communionen die, welche wir bei unserm ersten Auszuge mitgenommen hatten. Bei den Soldaten galt es für eine Ehre, wenn sie den Schwestern bei den Vorrichtungen zum Gottesdienste helfen konnten. Nach neuen Testamenten und Erbauungsbüchern war großes Verlangen unter den sächsischen Soldaten. Nicht nur an die Kranken und Verwundeten konnten die Schwestern gar manche gute Schrift vertheilen, sondern es kamen auch von den in Wien und Umgegend einquartierten Soldaten manche, die sich gern von „den Schwestern aus der Heimath" ein gutes Buch holten."

„Welche Freude hatten sie aber, wenn ihnen bei solchem Besuch auch etwas von den irdischen Gaben gereicht wurde, die uns aus Sachsen für die Schwestern zur Vertheilung unter die lieben Landsleute übergeben waren. Auch über die eigentliche Krankenpflege hinaus waren die Schwestern gern bereit, den kranken Soldaten behülflich zu sein, besonders übernahmen sie es gern, für die Schwerkranken oder Verwundeten Briefe in die liebe Heimath zu schreiben. Sie haben aber auch viel Liebe und Dank von Seiten ihrer Pflegebefohlenen zu erfahren gehabt. Kein leicht-

sinniger Scherz war in Gegenwart der Schwestern von den Soldaten zu hören. Die Commandanten und Aerzte der Lazarethe kamen ihnen mit Vertrauen und Wohlwollen entgegen."

Dieser einfache Bericht macht weitere Worte überflüssig. Zu gleicher Zeit wirft er schon hier ein gewiß nicht ungünstiges Licht auf die Thätigkeit der Schwestern im Hospital, auf welche wir später ausführlich zurückkommen.

Einen Rath noch für die, welche, unerfahren in diesem Dienst, einem Hospital vorzustehen haben: Man hüte sich vor den „Besuchen" und unterscheide dabei zwischen Neugier und Theilnahme.

In der ersten Zeit, wenn die Hospitäler sich errichten, die Verwundeten ihnen zuströmen und die durch Patriotismus, Barmherzigkeit oder Menschenliebe erregte allgemeine Theilnahme einen Ausdruck verlangt, ist es namentlich für die dem wirklichen oder eingebildeten Mitgefühl am meisten zugänglichen Frauen eine vollkommene Gewissenssache, die Hospitäler zu besuchen.

Und doch haben diese Besuche in Bezug auf den Geschäftsgang innerhalb eines Hospitals für Aerzte, Pfleger und Kranke, fast für Alle und Alles, etwas gleich störendes.

Wenn durch die einfachen Krankenzimmer eines Feldhospitals seidene Kleider rauschen und über umfangreiche Crinolinen ihre bauschigen Falten werfen, wenn die langen Schleppen den Staub aufwirbeln und durch den Duft des eau de mille fleures oder des spring flowers die kaum gereinigte Atmosphäre von neuem inficirt wird, da beginnt die Ahnung zu dämmern, daß diese so viele Theilnahme kündenden Besuche eine sehr lästige Seite gewinnen können. Und sie haben dieselbe! Es handelt sich bei ihnen nicht allzu selten nur um Befriedigung einer vorübergehenden Neugier, um die Erwerbung des Rechtes, über Gegenstände zu reden, die in der Mode sind, um etwas seinen Mienen beilegen zu können, was an das demüthig niedergeschlagene Auge der barmherzigen Schwestern erinnert, auf deren stille Thätigkeit man im Vorbeigehen einen Blick warf. Es gehen so viele dahin; es ist ein Morgenspaziergang, ein Zeitvertreib zwischen dem zweiten Frühstück und dem Mit-

tagsessen — alles das ist Grund genug, den Feldhospitälern, die sich innerhalb einer großen Stadt befinden, in der ersten Zeit einen eben so schönen als zahlreichen, ich sage nicht, interessanten Besuch zuzuführen. Es giebt natürlich bedeutungsvolle Ausnahmen, auf welche das Gesagte nicht bezogen werden kann. Daß aber viele jener Besuche für alle gleich lästig sind, bedarf keinerlei Darlegung. Sie kommen meist zu einer Zeit, wo die ärztlichen Visiten eben stattfanden oder vorüber sind. Im ersten Falle stören sie die Thätigkeit der Aerzte, im zweiten die Ruhe der Kranken, deren dieselben nach den frisch angelegten Verbänden und den großen Schmerzen, welche ihnen die Untersuchung der Wunden bereitete, so sehr bedürfen. Diejenigen Kranken, welche bereits in der Besserung begriffen sind, finden in den Besuchen allerdings eine Unterhaltung, eine Abwechselung, man kann sie ihnen indeß auch auf eine andere Art bereiten.

Die Verwundeten, welche noch schwer darniederliegen und deren Zustand vor allem zu berücksichtigen, werden durch sie belästigt, die Beamten des Hospitals von andern wichtigen Pflichten abgezogen. Außerdem haben nur zu häufig diese Besuche die an sich ganz gute Absicht, den Verwundeten und Kranken eine Freude zu bereiten, indem sie dieselben mit Genüssen versehen, die für sie unzuträglich und schädlich sind. Es ist mehr als ein Fall vorgekommen, daß bereits auf dem Weg der Besserung befindliche Kranke durch den Genuß solcher unpassenden Gaben von neuem in die größte Gefahr geriethen. So hatte z. B. ein Verwundeter Geld geschenkt erhalten, er wußte sich dafür hinter dem Rücken der Wärter Wurst zu erkaufen. Den folgenden Tag befand er sich in den bedrohlichsten Zuständen, er war dem Tode nahe.

Oder diese Besuche bemerken irgend etwas, was ihrer Ansicht nach anders sein könnte, irgend eine Einrichtung, die sie anderswo besser fänden; die Luft dünkt ihnen weniger rein, als sie das erwarteten; einige Kranke, deren Ungeduld sie unzufrieden und deren Schmerzen sie ungerecht macht, klagen über dieß und jenes. Diese Klagen werden in der gebräuchlichen Weise vergrößert, weiter getragen und bilden bald für die Verwaltung des Hospitals ein gefährlicheres äußeres Contagium, als es sich innerhalb desselben jemals zu entwickeln vermöchte.

Die verständigen Kranken lernen selbst sehr bald diesen Besuchen gegenüber Neugierde von Theilnahme zu unterscheiden und mögen von

der ersteren nichts wissen. Sie wenden ihr den Rücken und vermeiden Gespräche, indem sie sich schlafend stellen.

Jedenfalls darf man sich versichert halten, daß die geringen Vortheile, welche den Kranken des Hospitals durch diese Besuche zufließen, bei weitem in keinem Verhältniß zu der Störung und den Nachtheilen stehen, die sie hervorrufen. Eine umsichtige Direction wird daher in allen Fällen wohl thun, diejenigen Maßregeln zu ergreifen, welche sie gegen Neugier und Unverstand schützen.

Schon das einfache Verbot, die inneren Räume des Hospitals ohne Erlaubniß zu betreten, die Beschränkung jedweden Besuches auf bestimmte Stunden, übt einen heilsamen Einfluß aus. Denn die meisten beanspruchen einen ungestörten Zugang zu der Zeit, welche *ihnen* am passendsten dünkt. Die geringste Behelligung dieses freien Gebahrens, die Mühe einer Frage vermag sie fernzuhalten. Ihre Theilnahme versiegt der kleinsten Unbequemlichkeit gegenüber.

Und nun erst die Besuche, welche der Ausfluß der moralischen Nothwendigkeit sind, patriotische Gesinnungen zu zeigen. Oder man ist vielleicht Mitglied eines Mildthätigkeitsvereins, man muß Schande halber wenigstens ein Hospital gesehen haben. — Man merkt es ihnen an, wie sehr sie sich beeilen, der Form einer lästigen Bemühung zu genügen. Es ist an sich nicht eines Jeden Sache, ein Hospital zu betreten, nicht Jeder liebt es, menschliches Elend in allerlei Gestalt vor sein Auge gestellt zu sehen; viele fürchten die Ausdünstungen, welche in der Atmosphäre der Krankenzimmer schweben — — aber es muß gethan sein. Ihre Schritte sind beeilt, eine Last von den Fersen zu schütteln; das mit dem stärksten Dufte essig parfümirte Taschentuch kommt nicht aus ihren Händen, und den häufigen Gebrauch, den ihre Nase davon macht, entschuldigen sie mit einem perennirenden Schnupfen, welcher dieses Organ in Kriegszustand erklärt hat. Ein Zug von Ekel lagert in den Falten ihrer Mundwinkel, sie fragen nach dem und jenem, aber ohne Interesse, kalt, oberflächlich, nur in der Absicht, etwas zu sagen, da die gewöhnlichen Redensarten, mit denen man am Theetisch und in den Salons sein Glück zu machen und jede Verlegenheit hinwegzuplaudern vermag, vor dem Ernst des Ortes nicht recht anschlagen wollen; — sie richten an den Einen oder den Andern der Verwundeten, der keine allzu traurige Gestalt bietet, eine Frage, deren häufige Wiederholung an verschiedenen Betten entwe-

der eine arme Phantasie, oder eine reiche Gemüthsleere bezeugt. Sie hören kaum die Antwort, sie eilen weiter, dem nächsten Saale zu; sie hoffen, daß es der letzte ist.

„Und was fehlt diesen?“ fragt ein solcher Besuch, an dem Bette einiger schwer darnieder liegenden Männer, deren verfallene Züge ein hochgradiges Leiden aussprechen.

„Sie sind den Anstrengungen erlegen, welche sie gefunden haben — —“

„Ah — — Marode“ — —, unterbricht er die nicht vollendete Erwiederung mit einer verächtlichen Miene — — „ich kenne das, hat nicht viel auf sich.“

„Es waren wirklich marode Soldaten,“ wurde entgegnet; „sie fanden keine Pflege; die Strapazen und das Fieber warfen sie vollends nieder. Ihre Stunden sind vielleicht gezählt; sie liegen jetzt in den höchsten Stadien des Typhus.“

„Des Typhus?“ ruft entsetzt der sich entfärbende Besuch. Das Taschentuch verhüllt Mund und Nase, jedes Wort verstummt, die beflügelten Schritte eilen nach der Thüre — —, ehe er sie zu erreichen vermag, sieht er aus, als habe er bereits selbst den Typhus verschluckt. Er ist befriedigt, und niemals kehrt er wieder. Ein jegliches Ding hat zweierlei Seiten. Dieser Typhus, so schlimm nach innerhalb, ist doch ein treffliches Präservativ gegen außerhalb, gegen alle die Beschwerden zudringlicher Besuche. Von dem Augenblick an, wo er über die Krankenzimmer herrscht, ist man sicher vor ihnen. Einsam bleibt das Hospital. Aerzte, Beamte und Pfleger warten fortan unbelästigt ihres stillen, segensreichen Amtes. Niemand kommt mehr, nach den Verwundeten und Kranken zu fragen.

Niemand? — O doch! **Eine** kam, trotz Typhus, trotz allen Elends und allen Jammers! Eine kam! Wie sie gekommen war von der ersten Stunde an, so kam sie, der gute Genius des Hospitals, bis zu der letzten Stunde seines Bestehens! —

Es war eine **hohe Frau!** Doch nicht so schön schmückt das Diadem ihr fürstliches Haupt, als das Mitleid ihre Seele.

Nicht strahlender und herrlicher erscheint der Diamant an ihrem Finger, als die Thräne, welche ihr Auge netzt, wenn sie sich über das Lager eines Kranken neigt.

Sie ist nicht wie der Besuch jener! — Sie ist hochwillkommen für

jeden und für alle. Sie führt nicht Neugier in diese Räume; für sie handelt es sich nicht um die Erfüllung eines Gebrauches. Der Gang in das Hospital ist ein Bedürfniß ihres Herzens, der Ausdruck ihrer tieffühlenden Gesinnung; sie wird in demselben heimisch, und die Verwundeten dieses Hospitals denken, geblendet von so viel Güte, daß der Himmel ihnen einen Engel sandte, um ihren Jammer zu lindern. Seine Beamten aber beginnen die hohe Frau als ihren besten Beistand anzusehen, sie berathen mit ihr über zu ergreifende Maßregeln, über die Zukunft einzelner Kranken, über zu gewährende Unterstützungen. Sie nimmt an allen einen warmherzigen Antheil, sie kennt auch jeden der Verwundeten und Kranken, und wenn sie an der Seite des guten Geistlichen zwischen den Betten hingeht, da richten sich die müden Häupter empor und auch der, dessen Nerven von Schmerzen zerrissen werden, zwingt Mund und Auge für einen Augenblick zu lächeln.

Sie sagen: das ist unsere Schwester; sie liebt uns; sie kommt gern zu uns; sie ist der Sonnenstrahl des Hospitals. So hell, so freundlich, so warm und so lieb! —

Sie kam fast zu allen Zeiten, aber doch wußte sie es wie durch Zauberei einzurichten, daß sie niemals störte, und niemals gab sie zu, daß durch ihre Anwesenheit irgend Jemandes Geschäfte behindert wurden. Sie, welche Aller Freude war, will für Niemand einen Zwang bilden!

Sie war auch wie ein Sonnenstrahl! Denn an welches Lager sie trat, breitete sie Licht und Freude darüber aus. Sie ging an Keinem schnell vorüber; sie hatte für Jeden und für Alle Zeit. Stunden verbrachte sie bei ihren Besuchen, und immer zu schnell schienen sie entflogen, wenn sie ging. Sie scherzte mit den Kranken; ihr leises silbernes Lachen wird von dem eines Verwundeten übertönt, welcher der Philosoph des Lazareths war und ihr soeben erzählt hatte: „daß die Welt so schön und gut sei, um sich in ihr selbst auf dem Krankenlager wohl zu befinden. Wozu wären auch Krankenbetten," schließt er mit einem lächelnden Seufzer, „als um sie zu benutzen."

Aber sie scherzte nicht bloß, sie weinte auch mit den Klagenden, sie milderte den Kummer durch Worte, wie sie aus einer Schwester Mund zu dem Ohr des kranken Bruders tönen — —; in ausgehungerte Herzen gießt sie für einen ganzen Tag lang Freude, welche die welken, kalten Adern durchwärmt.

Wo sie konnte, da half sie: mit Rath, mit That. Niemals zögerte oder vergaß sie zu erfüllen, was sie versprochen hatte. Nie that sie morgen, wozu noch heute Zeit ward. So war sie: — die edelste Verkörperung der absichtslosen, erhabenen Wohlthätigkeit. So hoch ihr Rang auch war, höher vor Gott stand sie sicher, um ihres Herzens willen.

Ach! nicht, wenn wir sanft schlafen und fröhlich aufwachen, denken wir an anderer Menschen Leiden. Unser Herz schlägt dann leicht in uns und wir denken nur daran, uns selbst zu erfreuen. Aber wenn die Stunde des Todes kommt, denken wir nicht daran am freudigsten, was wir für uns selbst gethan, sondern was wir Andern erwiesen haben.

Möge diese Stunde von ihrem gesegneten Haupte noch lange fern bleiben, aber wenn sie in späten kommenden Tagen zu ihr treten sollte, dann möge sie auf das blicken, was sie an den armen Kranken gethan, und sie wird ihr leicht sein! —

Einst hatte sie eine Nachricht erhalten, von der sie wußte, daß ihre Mittheilung den armen Kranken große Freude bereiten würde. Eine ersehnte Nachricht, für jeden eine Labung. Ihr Wagen jagt schneller als sonst die Straße herab, die zu dem Hospital führt; sie wartet auf Niemand. Beflügelt von dem Gefühl, Glück zu bringen, eilt sie leichten Schrittes die breiten Treppen empor, durch lange Gänge zu den Sälen.

Sie theilte raschen Wortes den Verwundeten die hochwillkommene Kunde mit.

„Wer weiß, ob es wahr ist. Man darf jetzt wirklich nicht alles glauben; es wird zu viel geredet!" — entgegnete einer der Verwöhntesten. Sie droht ihm lachend mit der kleinen Hand, die anderen lachen mit, und der ungläubige Thomas verhüllt beschämt sein etwas struppiges Haupt mit der Decke seines Lagers.

Und als der Typhus ausgebrochen war und täglich seine Opfer forderte, kam sie dennoch, ungeachtet seiner. Als alles dem Hospitale fern blieb und kein Besuch seine düstere Ruhe störte, war sie es, welche um so öfterer kam. Sie trat an das Bett des Heimgesuchten, nicht geschreckt von der Gefahr, welche sie umschwebte; in den Sälen, wo hinter jedem Lager der Tod stand, verweilte sie, nicht achtend auf die Bitten derer, welche um sie besorgt waren. Sie goß Trost über manche letzte Lebensstunde und Hoffnung in manch brechendes Auge. Der Segen aller dieser Männer begleitete sie, und Gottes Schutz lag über sie gebreitet.

Die Erinnerung an sie ist unzertrennbar von der Geschichte jenes Feldhospitals, in welchem die kranken und verwundeten Soldaten sie *ihren* „*guten Engel*" nannten.

Wohl wäre noch Vieles zu erzählen von einem so reichen, vielfarbigen Stoff, wie ihn das Leben innerhalb eines Feldhospitals im bunten, mannigfach gestalteten Wechsel gewährt; für jetzt sei es genug. Für wen aber diese Schilderungen einiges Interesse haben, der wird sie eingehender, wenn auch in anderer Form, in dem demnächst im Druck erscheinenden „Tagebuch eines Feldhospitalcommandanten" finden.

Ehe wir uns indeß ganz von dem Feldhospital trennen: noch einen Gang durch seine Säle und Zimmer. Nur *einen* Gang. Es ist keine Gefahr, aber manches andere dabei, was einer kurzen Betrachtung nicht unwerth ist.

XIV.

Der Gang durch ein Feldhospital.

Es ist ein großes, prächtiges Gebäude, nicht wahr?

Ein Gebäude, wie es das dankbare Vaterland für seine verwundeten und kranken Soldaten erbauen sollte, damit sie sich darinnen pflegen und geheilt werden.

Aber es ist nicht zu diesem Zweck erbaut, und hatte ihm auch noch nicht gedient.

Stattliche Façaden mit hohen Fenstern umschließen weite und luftige Höfe, von denen aus man in getäfelte Hallen tritt, über welche gothische Bogen ihre Gurte wölben. Helle, geräumige Corridore, deren Ende das Auge nicht findet, verbinden die Flügel mit dem Hauptgebäude und durchschneiden es in seiner Länge und Breite. In sie münden unzählige Zimmer und Säle.

Architektonisch reichverzierte, säulengetragene Portale führen in das

Innere dieses stolzen Bauwerkes, eine breite Freitreppe von geschliffenem Granit steigt zu dem ersten Stockwerk empor. Ueberall von dem glatten Täfelwerk des Bodens, von den Friesen und Kanelen der Decken, von diesen Thüren und Pforten aus schwerem Eichenholz, aus allem diesem Schmuck und Prunk spricht der raumverschwendende Reichthum eines vergangenen Jahrhunderts zu uns.

Ein großer Garten stößt an die hintere Front. Lange Alleen breitästiger, alter Kastanienbäume werfen über breite Fußgänge und Rotunden ihre dichten Schatten und umfassen grünende Rasenplätze. Auf einem sanft ansteigenden Plateau, über welches sich ein Park ausbreitet, umschließen umlaubte Bosquets stillgelegene Ruheplätze.

Umhegt von immer grünendem Gebüsch und unter dem Dunkel rauschender Bäume ergießt ein sprudelnder Quell seine funkelnde Fluth in ein ausgemauertes weites Bassin, welches mit allem Comfort einer reich ausgestatteten Badeanstalt umgeben ist.

Und das alles dient jetzt nur den Zwecken eines einfachen Feldhospitals? Das alles ist für die Kranken bestimmt? Zu ihrer Pflege, ihrer Heilung, ihrer Freude? —

Es ist so.

Aber das Bauwerk, von dem hier geredet wird, ist seiner Bestimmung nach kein Hospital, es dient nur jetzt, in den Zeiten der Noth, als eine Zufluchtsstätte für verwundete und kranke Soldaten. Der allgemeine Patriotismus hatte auch diese Räume dem Dienste des Krieges erschlossen. In einer kampfdurchglühten Zeit denkt man immer mit dankbarer Theilnahme an das Loos des verwundeten Soldaten und sucht es ihm allerwärts zu erleichtern.

Was von der Verwaltung des großen Hauses zurückblieb, nahm die beste Miene an; die lebendigen Gefühle, welche damals den veränderlichen Sinn der Menge bewegten, konnten auch von ihr nicht verleugnet werden. Aber: sie wartete ihrer Zeit! —

Und diese Zeit kam, wie wir sehen werden.

Für jetzt indeß begann in den Sälen, den Zimmern und all diesen stattlichen Räumen, das Feldhospital sich zu etabliren.

Unterstützt von der Hausverwaltung und den reichen Hülfsmitteln der großen Stadt, von dem Rath und der That wohlgesinnter Menschen umgeben, haben in diesen reich ausgestatteten Räumen Hunderte von Kranken

und Verwundeten eine sorgliche Pflege gefunden. Was das Herz eines Kranken zu erfreuen, seinen Körper zu stärken vermag, ist ihm geworden, vor allem aber wird von ihm hier wiedergefunden: Die verlorene Gesundheit. —

Durchwandern wir das Innere dieses Feldhospitals und sehen wir, was es enthält.

In den Höfen stehen die Wagen, welche den Park bilden, seine Vorräthe befinden sich in den Magazinen oder in Verwendung; jenes lange Gebäude sind Ställe für die Pferde, 96 an der Zahl, schöne, kräftige Thiere. Jetzt wohlgenährt und erstarkt, nachdem auch sie vordem eine Reihe von Tagen gefunden hatten, die ihnen wahrscheinlich wenig gefielen. Diese Pferde haben mehr als einmal einen Tagemarsch von 16 Stunden zurückgelegt, um, kaum auf dem Bivouac angelangt, von neuem zu einem Nachtmarsch angeschirrt zu werden.

Diese großen Räume bilden die Expedition, viel zu umfangreich für das wenige Personal, aber deßhalb nebenbei verwendet als Güterraum für die Erfrischungs- und Stärkungsmittel, welche die mildthätigen Vereine von Dresden und Leipzig sandten. Diese vielen Bücher, welche die Bibliothek des Hospitals bilden, sandten berühmte Firmen aus Leipzig; die Zeitungen, welche jenen Tisch bedecken, und denen jede eingehende Post neue Exemplare zufügt, verdankt das Hospital der freundlichen Güte der renommirtesten Redactionen Sachsens und Oestreichs. Es ist bei diesen Blättern die gute, oder sagen wir lieber die anständige Presse fast ausnahmlos vertreten.

Die Wiener Presse, die alte wie die neue, neben dem Dresdner Journal, die Wiener officiöse Zeitung neben ihrer berühmteren Collegin aus Leipzig, das Abend- bei dem Morgenblatt, die Fremdenzeitung neben über Land und Meer, die Dresdner Nachrichten neben den Leipziger Tageblättern u. s. w.

Diese Zeitungen wurden für die verschiedenen Stationen den Oberkrankenwärtern und Diakonissen übergeben und gelangten durch sie zu weiterer Vertheilung. Sie bildeten für alle Kranken, namentlich aber für die Reconvalescenten eine willkommen geheißene Lectüre, welche ihnen Nachrichten aus dem theuren, ach so fernen Vaterlande brachte.

Aber gehen wir weiter.

Diese weiten gewölbten Räume umfassen die Küche. Die großen

Herde, deren Feuerräume prasselnde Flammen um mächtige Kessel schlagen, in denen es kocht, zischt und dampft, das Gewirre vieler Stimmen in allerlei sich schroff abzeichnenden Dialecten, die weißen Schürzen der Köche und Köchinnen, der angenehme Duft, welcher aus dieser heißen Atmosphäre uns entgegen wallt, das alles erregt einiges Vertrauen zu dieser für das Gedeihen der Kranken so wichtigen Anstalt.

Wenn wir in die frischen Gesichter der Reconvalescenten blicken, wenn wir sehen werden, mit welchem Behagen die Kranken ihre Schüsseln mit wohlzugerichteten, kräftigen Speisen leeren, wird jenes erwachte Vertrauen seine Rechtfertigung finden.

In der That, ein Fürst könnte von der Tafel speisen, welche diese Küche bedient, und die Hände, welche die Speisen zubereiten, verstehen ihr Fach. Es ist keine Kleinigkeit, alltäglich für fast sechshundert Menschen nach fünf verschiedenen, bestimmt vorgeschriebenen Speisezetteln zu kochen. Auch die Küche bedarf dabei ihrer Organisation und ihrer Talente. Sie in ihr zu finden, ist sicher für ein Hospital ein nicht zu unterschätzender Glücksfall.

Wenden wir uns nach einer andern Seite. Die Luft ist geschwängert von andern Gerüchen, welche uns minder angenehm berühren. Und doch bereitet man auch hier Nahrung für die Kranken. Aber wohl ihnen, wenn sie ihrer nicht ferner bedürfen.

Wir sind in der Apotheke des Hospitals.

Alle diese Büchsen und Flaschen, diese Phiolen und Beutel enthalten die medicinische Speise der Kranken. Hier aber verschreibt man ihnen nicht, was so oft das Roth ihren Wangen, den vollen Schlag ihren Herzen zurückgiebt: Licht, Luft und Freude.

Gehen wir weiter.

Aber leise, leise — —! Wir betreten den ersten Krankensaal.

Es ist ein weiter, aber ein stiller Raum. Ernst steigt die hohe Wölbung über ihm zusammen, durch die geöffneten hohen Fenster zieht über die Lagerstätten ein leiser Luftzug hin und kühlt die glühenden Stirnen der armen Kranken, welche hier liegen; ach, so still, so still!

Das ist ein schlimmer Saal. Hier hat der Tod schon manches Opfer gefunden; hier ist es, wo er noch jetzt hinter jedem Lager steht.

Hier innen wohnt der Typhus!

Ein schlimmes Wort, nicht wahr? Nur Muth! Er steckt nicht an.

Die Aerzte und Beamten des Hospitals weilten stundenlang zwischen diesen Betten; sein Hauch hat sie nicht getroffen.

Treten wir ein!

Aus den Zweigen der Bäume, deren Laub bis zu den Fenstern reicht, tönt das Girren der Vögel. Die Sonne wirft ihre Strahlen durch die Gardinen und überläuft die Betten, als wolle sie noch einmal mit ihrem Glanz Augen treffen, die sich vielleicht nur zu bald ihm schließen werden, — er grüßt sie noch einmal, der Sonnenstrahl, wie er sie jeden Morgen begrüßte, als ob er sich freue, sie wieder zu finden.

Es liegt auf diesem Saale eine drückende Stille. Die Krankenwärter gehen auf den Zehen, als wollten sie niemand stören. Es ist so feierlich, so ernst, es ist wie es immer in Krankenzimmern sein wird, in denen der Tod näher steht als das Leben.

Sie alle, welche hier liegen, träumen von einer andern Umgebung; fast der Geist eines Jeden weilt nicht bei seinem Körper. Wenn du an ihr Lager trittst, fällt manchmal ein lichtloser Blick auf den deinen, aber er vermag nicht dich zu erkennen.

In ihren Gesichtern ist ein Zug eingegraben, welcher sie auch denen fremd machen würde, die dieselben immer kannten. Es ist nicht, weil sie verfallen sind, weil ihre Farbe sich veränderte, weil aus dem Auge die Seele gewichen ist, nicht weil tiefe Furchen sich in seine Linien gruben, es ist etwas durchaus unbeschreibliches, was aus diesen bleichen, eingesunkenen Zügen wie ein verzehrendes Leid spricht.

Es sind jetzt stille Kranke. Aber nur um so schwerer, je stiller sie sind. Sie leiden an den Folgen der Strapazen, denen sie ausgesetzt waren, einer geistig und körperlich unausgesetzten Anspannung aller Kräfte folgte die Reaction, welche sie niederwarf.

Als sie kamen, waren sie so beschaffen, wie sie jetzt sind. Sie sprachen noch in einem müden, stockenden Ton; sie sanken um, als man sie zu ihrem Lager führte, und eingebettet fielen sie in den tiefen, harten Schlaf, in welchem sie nur durch ihre Phantasieen, nicht durch sich selbst der Außenwelt verkettet bleiben.

Denn wenn der Abend und die Nacht über diesen Saal kommt, dann bei dem düsteren Schein der Lampen wird es auch hier lebendig. Dann sind sie nicht alle so stumm, wie sie es jetzt sind.

Da wähnen sie sich mitten in dem Kampf vergangener Tage zu

finden; die Donner der Schlacht umbrüllen sie; von tausendfachen Gefahren bedroht, rufen sie ihre Kameraden zu ihrer Hülfe herbei; sie hören den Alarmruf der Hörner; sie wollen fort; Signale, welche sie von ihrem Lager treiben, tönen in ihren Ohren — sie springen aus ihren Betten: „Fort, fort!“ ruft jener. „Dort steht mein Hauptmann, der mir winkt, — er ist noch nicht todt — sie haben es zwar gesagt, — aber dort steht er — er ruft mich — fort, ich muß ihm helfen!“ —

Die Wärter stürzen herbei, den Enteilenden zu fassen. Mit Mühe nur kann er beruhigt werden, während neben ihm ein Anderer von seinem Bette sich erhebt; er wirft seine Decke über, gleich einem Mantel; seine Augen funkeln in einem unheimlichen Glanze: „habt Ihr's gehört,“ sagt er, „wir sollen den Feind überfallen — aber ganz stille und sacht, in der Nacht und beim Mondenschein; eine lustige Arbeit — —, steht doch auf — es wird nicht geblasen und getrommelt — alles stille. — Wo ist nur mein Gewehr? Mein Gewehr und mein Tornister — —?“

„Nicht doch, mein Freund,“ sagt beruhigend eine sanfte Stimme an seiner Seite, während eine weiche Hand seine heiße Stirn berührt, „nicht doch — — legen Sie sich nieder; es ist noch Zeit bis morgen früh, es soll jetzt nicht marschirt werden.“ Er kennt diese Stimme; er lauscht ihrer; er hat sie gehört inmitten seiner Phantasieen; es ist die Diakonisse des Saales.

„Meinen Sie,“ antwortet er, indem er auf sein Lager niedersinkt. Sie flößt ihm Medicin ein, und sein glühendes Haupt fällt auf das Kissen.

„Gebt Feuer,“ schreit aus der fernen Ecke ein dritter. „Feuer gebt —! seht ihr sie nicht, dort aus dem Wald kommen sie, zwischen den Bäumen, sie sind ja schon da, so gebt doch Feuer — —! Herr, mein Gott, wollt ihr denn nicht schießen — —“ er springt aus dem Bette, aber kraftlos, wie er ist, sinkt er am Fuß desselben nieder und versucht vergebens sich empor zu raffen. „Sie haben mich getroffen,“ stöhnt er, „Karl, Karl, Du wirst mich doch nicht verlassen — — nun bin ich allein — —“

„Sie sind es nicht — ich bin bei Ihnen,“ sagt dieselbe milde Stimme. „Wir werden Sie heilen, wenn sie verwundet sind. Legen Sie sich nieder; wir sind bei Ihnen, Ihre Freunde.“

„Es ist wahr,“ sagt er aufathmend; sein Auge schaut einen Augen-

blick lang, befreit von dem bösen Fieber, auf die, welche mit so vieler Liebe zu ihm spricht. Er trinkt aus dem Becher, den sie ihm reicht, und kühlt seine brennende Zunge.

Die Krankenwärter heben ihn in sein Bett; sein Geist sinkt von neuem unter in das Reich der Träume, aber sie sind ruhiger.

„Schlagt mich todt — — todt — todt — —" kreischt es dort von der steinernen Säule. Eine lange, hagere Gestalt richtet sich an ihr empor. Das Auge hervor gequollen aus seinen Höhlen, die Haare emporstarrend — — „ich verbrenne — — o, wie ich brenne — — fort von hier, ihr wollt mich tödten, aber ich bin noch jung, ich will leben, laßt mich leben — —!" Er springt in den Saal; die Wärter fassen ihn; er widersteht; am Tage matt wie ein Kind, hat er jetzt jene unerklärliche Kraft, welche das Fieber in die Muskeln gießt und die einem magnetischen Fluidum gleich dem Körper zu entströmen scheint. Er reißt sich los und will die Thüre erreichen, er wühlt in seinen Haaren. „O! barmherziger Gott, laß mich nicht sterben — — nein, laßt mich — seht ihr den Mann hinter mir, er läuft mir nach — den habe ich schon einmal todtgeschossen — bei Gitschin, — seitdem will er mir ans Herz — laßt ihn nicht an mich — haltet ihn auf — fort — fort —, laßt mich — zu Hülfe!" — —

„Ich komme ja — ich komme" — antwortet ihm mit gurgelnden Lauten und mit den fleischlosen Armen in die Luft greifend, ein Anderer, „blast mir nur nicht so in meine Ohren mit den Trompeten, — mein Pferd ist noch nicht gesattelt — der Braune — gleich wird es sein —" er steigt aus seinem Bette, er faßt nach seinem Stuhl; „ruhig, Brauner — — wir müssen fort — —, laßt mich aufsitzen — — ich komme, Herr Wachmeister, ich war niemals der letzte —"

„Lassen Sie das Pferd," sagt die milde Schwester, „es kann noch ruhen. Wenn der Morgen kommt, werden Sie reiten."

„Schnell die Patronen — schnell" — tönt es ihm gegenüber, „Du mußt tiefer richten, Hermann — tiefer — —! Teufel — — jetzt kommen sie über die Höhe, alle miteinander — — ein ganzes Bataillon — Kartätschen — schnell Kartätschen, wir müssen sie zusammenschießen. — Was machst Du denn, Vetter? Herr, mein Gott, bist Du getroffen, — — halte Dich oben — stoßt die Patronen in den Lauf, setze fester auf, Friedrich, — — so — — so —, ich will sie aufs Korn nehmen — so —" er

ist dabei neben sein Lager gesprungen und macht die Bewegung, als gelte es eine Kanone zu laden und abzufeuern.

Ein Wärter tritt zu ihm:

„Laßt es gut sein, Bruder; wir haben es ihnen tüchtig gegeben; sie sind alle todt. Die Kanone hat ihren Dienst geleistet, das war ein guter Schuß. — Ruhe jetzt aus, Bruder, bis zum nächsten mal."

Er starrt ihn an: „Meinst Du, Kamerad," sagt er, „aber ich hätte doch gern dem dort noch eine Kugel geschickt, weißt Du, dort dem — — auf dem Schimmel, er hat ein so fatales Gesicht." — —

O! die Nächte in diesen Fiebersälen — — sie haben ihre Mysterien, welche Schauer erregen. Scheint es leicht, an diesen Krankenbetten den Dienst zu verrichten? Tage und Nächte hindurch immer dieselben Schrecken, das Sterben und den Kampf um das Sterben im Angesicht. — Das trübe Licht der Lampen flackert im ungewissen Schein über diese gespensterhaften Scenen, über die entstellten, glühenden Mienen; der irre Blick der armen Kranken streift wild über die Umgebung; eine innere, entsetzliche Angst giebt ihrem Angesicht einen unheimlichen Ausdruck; ihre Glieder zittern. Andere wiederum liegen in sich gesunken in ihrem Bette, stumpf, geistesabwesend, ihr erstorbener Blick richtet sich nur mit einer mechanischen Gewohnheit nach der Gegend, woher die klagenden, schreienden Stimmen in die Dämmerung ihres Geistes dringen. Hier diese Säle mögen als Maßstab dienen, um die Erschütterung zu messen, welche der Gesundheitszustand der Feldarmee erlitten hat.

Aber unbeirrt um alles das, erfüllen die Pfleger ihre Pflichten, allen ein leuchtendes Beispiel, die sanftredenden, stillwirkenden, immer wachen Diakonissen, welche von Lager zu Lager eilen.

Dem Einen kühlen sie die heiße Stirne mit den Beuteln voll Eis, Jenem reichen sie mit einem freundlichen Worte des Trostes die Arznei, wieder einem Anderen geben sie zu trinken. Diesem, von dessen Augen eine innere Aufregung den Schlaf vertreibt, und der sich ruhelos die langen Stunden der einsamen Nacht auf seinem Lager wälzt, erzählen sie von dem und jenem, was er gern hört, was seine erregten Nerven beruhigt, was ihm die Zeit minder lang werden läßt, von dem fernen Vaterland und wie es dort sein mag, von dem gesegneten Tage der Verheißung, wo man zu ihm zurückkehren wird. Worte des Friedens und

der Liebe, welche die Bilder seines Gehirns verdrängen, die ihn beunruhigen.

Und wie heute, so sind alle diese Nächte seit Wochen gewesen, so werden sie morgen sein und manche Zeit lang. Hier und da wird einer hinausgetragen werden, mit dem es ausgegangen, aber ein andrer wird noch vor Abend den leeren Platz einnehmen.

Eine Nacht wie die andere, ein jeder Tag so wie der vorhergehende es war.

Ist es Aufopferung, hier auszuharren? Ist es leicht, diese Pflichten von Tage zu Tage, umgeben von einer düsteren Abgeschiedenheit, zu erfüllen? —

Treten wir in den nächsten Saal. Auch er ist ein Fiebersaal, wie jener. Sie liegen hier noch schwerer darnieder. Es sind ältere Patienten, ihre Körper leihen dem Geist nicht mehr die Kraft zu jenen wilden Phantasieen, die nur die erste Periode der tödtlichen Krankheit kennzeichnet. Hier spinnt das Menschenwerk seinen letzten dünnen Faden. Hier steht es auf der Schwelle, die das Leben von dem Tode trennt. Ein kleiner Schritt weiter, das zufällige Stocken einer Blutwelle, irgend ein unbekanntes Etwas des Zuviel oder Zuwenig wird über das Eine oder Andere entscheiden.

Hier ist die Wissenschaft an ihrem Ende und hat der Arzt fast einen jeden aufgegeben; nur die Hülfe Gottes, die Wunderkraft der Natur, eine ihrer unberechenbaren Anstrengungen retten hier, was gerettet wird.

Hier ist es auch in der Nacht stille. Der Geist, der unter der Asche dieser Körper nur noch in einem letzten Funken glimmt, lodert nicht mehr empor. Er verlöscht nach und nach, er schlummert nur noch in der geheimnißvollsten Tiefe der Seele. Unbemerkt, schwach, leise wie ein Hauch.

Nur hier und da entringt sich noch ein letzter Schrei, ein letztes Aufbäumen des Lebendigen, die letzte mechanische Thätigkeit einer Muskel. Die Seele entreißt sich dem Körper: erlöst — erlöst! — Die Meisten schlafen ruhig in den Tod, schlafen sich hinüber; sie werden in einem gesegneten, ewigen Jenseits erwachen. Welche entsetzliche Töne dringen von jenem Lager? Das ist der Tod, sein Röcheln ist es, sie entquellen dem weit geöffneten Mund eines Sterbenden. Sein Gesicht

unbeschreiblich eingefallen, die Nasenflügel weit ausgedehnt, die fleischlosen Backenknochen hervorstehend, das Auge halb offen, aber todt, verglast, — er wird stiller — — der Athem scheint ihm zu fehlen — er stockt — die Brust hört auf sich zu bewegen, noch nicht — — sie schafft sich durch einen rasselnden, gurgelnden Ton noch einmal Luft, noch einmal klammert sich das Leben an den Körper, in dem es so lange wohnte — — die Augenlider erweitern sich — dann fallen sie zu — um sich von neuem mit dem gläsernen Blick aufzuschlagen, — — ein tiefer Athemzug — — dann, nach langer Zeit, noch einer — — länger — — länger die Pause — — er athmet nicht mehr.

Die fromme Diakonisse betet an seinem Lager. Der Krankenwärter drückt die Augen seines Kameraden zu. Ein Dulder hat ausgekämpft.

Fast alle diese Kranken sterben schmerz- und bewußtlos; befangen in Dilirien, welche die Stelle ihres Bewußtseins einnehmen, haben sie kein Verständniß, daß sie sterben, sie vermögen nicht einen letzten Wunsch auszusprechen, nicht ihren Theuren einen letzten Gruß zu senden.

Aber wenn es diesen Allen einen Trost gewährt, denken zu können, daß ihres Bruders oder Sohnes Lager von treuer Pflege überwacht wurde und daß in des Wortes innigster Bedeutung die Liebe einer Schwester an demselben stand, so mögen sie sich dieses Trostes in reichlichem Maße erfreuen. Kein Sterbelager war verlassen von Theilnahme und von Thränen. Zarte Hände trockneten den Schweiß von der Stirn, reichten eine letzte Labung und befeuchteten die heißen Lippen. Das Kissen des sterbenden Kriegers wurde von Thränen genetzt, welche theilnahmevollen Augen entquollen.

Wir sind in einem anderen Saal. Dort an jenem Lager ist ein Altar errichtet. Kerzen werden angebrannt, die Symbole des Christenthums und das Buch der Bücher darauf niedergelegt.

Der Geistliche des Hospitals erscheint ernsten Angesichtes in dem Ornat seines Amtes, eine Schwester trägt ihm den Kelch und die geweihte Hostie vor. — Es ist ein Kranker, der noch klaren Geistes den letzten Trost der Religion begehrte. Er hat daheim ein junges Weib, blühende Kinder. Er erzählte oft davon, und sein Auge wurde feucht, wenn er ihrer gedachte und daß er sie nicht wieder sehen sollte.

Er war nur selten allein; immer umgab ihn Jemand von dem

Personal des Hospitals, der Geistliche, der Commandant, die Diakonissen oder ein Kamerad, um ihm die Einsamkeit seines Lagers minder schwer erscheinen zu lassen. Sein Zustand ist nicht ohne Hoffnung. Die Sorgfalt, welche ihm die Aerzte angedeihen lassen, wird ihn retten. Der gute Geistliche senkt jetzt in sein Herz die erhabenen Tröstungen der Religion, die Kraft seiner Worte gießt Stärke über den Zagenden, der Genuß des heiligen Abendmahles erleuchtet seine Seele: der Frieden Gottes kommt zu ihm hernieder.

Alle Anderen, die in diesem Saale liegen und ihre Besinnung haben, folgen der heiligen Handlung mit einer frommen Andacht. Sie beten für ihn und für sich; ihr Geist hofft von neuem auf den, der lebendig macht; Thränen rinnen über verfallene Wangen, und die Glorie des Glaubens schwebt über alle die Lager. Nachdem die heilige Handlung geschlossen, ist es noch stiller, als es war vordem.

Aus den Zügen dessen, dem sie gegolten, leuchtet eine freudige Verklärung. Seine Lippe bewegt sich noch leise im Gebet und vor seinem inneren Auge fließt Sterbliches mit Unsterblichem zusammen. Vielleicht auch sind es Grüße der Seinen, welche ihm jene wunderbare Sympathie der Ahnung zuträgt, die sich oft auf unbegreiflichen Wegen über weite Entfernungen hin unserer zweiten Natur kund giebt.

Armer Mann! — bete! Nicht für dich, für sie, welche fern von dir! —

O! segensreiches Geschenk des Himmels, welches unsere Sinne mit Blindheit schlägt, wenn sie nach dem Dunkel des Kommenden blicken. Wie würden wir ein Dasein ertragen, dessen Zukunft sich entschleiert hätte?

Armer Mann! Während du mit dem Tode ringst und dich in seinen Armen wähnst, während du von den Deinen und von der Erde Abschied nimmst, ist es daheim deine junge Gattin, die er hinwegrafft. Du wirst genesen, aber wenn du heimkehrst, wirst du von ihr nichts finden, als den Hügel, unter welchem die treue Mutter deiner Kinder schläft! —

Warte noch einige Tage und ein schwarz gesiegelter Brief wird kommen, dir zu sagen, daß sie nicht mehr auf Erden wandelt. Der fromme Geistliche und die Schwester werden vergebens versuchen, den

Strom deiner Thränen zu trocknen und dich zu trösten. Du wirst gesunden — — aber sie — sie wirst du auf Erden niemals wieder sehen. —

Der Saal, den wir jetzt betreten, gleicht einer frohen Hoffnung. Die, welche hier sind, entrangen sich der Gefahr. Ihre Natur, die Pflege und die Kunst besiegte den Tod; sie dürfen hoffen, dem Leben erhalten zu bleiben. Sie können zwar ihr Bett noch nicht verlassen, aber ihr Auge, welches dir freundlich entgegen lächelt, wenn du zu ihnen trittst, der helle Klang ihrer Stimme, mit der sie sagen, daß sie sich besser fühlen, ihre, wenn auch noch eingefallenen, doch belebten Züge verkünden hinreichend, daß mit der Hoffnung auch die Freude des Daseins zu ihnen zurückkehrte.

Hier finden alle die Erfrischungen und Erquickungen, die dem Hospital so reichlich zugesendet werden, ihren nutzbarsten Abfluß; hier wird zum zweiten Frühstück Tokayer und Malzextract kredenzt, hierher kommen die kräftigste Bouillon und das beste Fleisch; hier bietet die Mittagstafel eine Auswahl, für welche auch ein verwöhnter Feinschmecker nicht unempfindlich bleiben würde. Nahrhafte Suppen, wohlduftende Braten, feine Compots und Mehlspeisen, starke, kräftige Weine — —, alles das ist hier die alltägliche Kost.

Hier hört man heitere Scherze; hier sind die Züge der diensthuenden Schwestern von einem Lächeln der Freude verklärt, wenn sie nach denen blicken, die sie in der Stunde des Todes pflegten und welche sie durch alle Gefahr in das Leben zurückkehren sahen.

Hier feiert der theilnehmende Arzt seine stolzesten Triumphe; hier tritt er nicht mit banger Besorgniß an das Lager eines Kranken, dessen Kräfte er, seinen Mitteln zum Trotz, von Tag zu Tag verfallen sieht, sondern zu Einem, bei dem sie sich unglaublich schnell erholen.

Wenn die warme Mittagssonne ihre lachenden Strahlen durch die Fenster gießt, werden fast alle diese blaßwangigen schwachen Männer in ihren Betten hinausgetragen unter die schattigen Bäume; umringt und beglückwünscht von ihren Kameraden, die weiter vorwärts sind und schon auf den eigenen Beinen stehen, sonnen sie sich, und von dem Hauch der reinen Luft umfächelt, athmen sie diese in tiefen Zügen ein und

fühlen, welch einen belebenden Reiz dieselbe auf ihre gesunkene Nerventhätigkeit äußert.

Sie schätzen sich glücklich; sie erzählen von den ersten Tagen ihrer Krankheit, wo sie sich nicht werfen lassen wollten, als die Strapazen aber größer wurden, die Kraft und der Wille schwächer, — — wie sie da endlich, nachdem sie so viel überstanden, zusammenbrachen, — — wie sie dann hier und dorthin kamen, wie es ihnen ergangen ist in den fremden fernen Hospitälern — sie erzählen lange Geschichten — erfüllt von ergreifenden Einzelheiten und dem Ertragen fast unglaublicher Drangsale. Sie gedenken endlich der theuren Heimath und hoffen, daß sie alle die wiederfinden und wiedersehen werden, welche sie verlassen mußten.

Sie bitten an sie zu schreiben, daß es ihnen wohl gehe, recht wohl gehe, und daß keine Gefahr mehr für sie vorhanden sei. Die Sonne neigt sich, eine kühle Luft weht — — tragt sie sorgsam zurück! — „auf Wiedersehen, morgen, auf Wiedersehen im Lichte der Sonne."

In den nächsten Sälen befinden sich allerlei Kranke, der eine weniger, der andere mehr leidend. Es ist bei den wenigsten eine ernste Gefahr; sie werden sich erholen; die meisten bedürfen nur des Ersatzes der verbrauchten Kräfte, der Ruhe, der Pflege.

Sie sind geistig müde und körperlich erschöpft. Sie haben Erheiterungen, so weit solche der Ort gestattet, Spiele, Bücher, Zeitungen. Licht und Luft durchdringt die hohen Zimmer; die Kost, die auch ihnen wird, ist wie bei jenen: sie hebt ihre Kräfte. Auch sie fühlen sich zufrieden. Ihr gestörtes Nervensystem wird beruhigt; das ist der erste Schritt; der zweite kennzeichnet sich durch ihre volle Genesung.

Wenden wir uns nach jenem hohen, langen Gebäude. — Es ist die Reitbahn, und wir treten in den „Reitsaal". Er war eine Zeit lang berühmt, dieser Saal. Es haben nach und nach über 800 Kranke darin gelegen, von denen nur zwei gestorben sind.

Wie alles in diesem alterthümlichen großen Bauwerk von umfänglichen Dimensionen ist und überall Verschwendung herrscht, so auch hier. Diese Reitbahn könnte einer Schwadron als Uebungsplatz dienen. Sie

zieht sich quer durch einen der Höfe und ragt ein Stück in den Garten. Ihr Inneres ist ein luftiger Raum von beträchtlicher Höhe, welche sich oben in einer schlanken Wölbung schließt. Die Länge von dem einen Ende zu dem andern mag gegen 80, seine Breite 25 Schritt betragen. An jedem der beiden Enden befanden sich gedielte, durch Balustraden abgeschlossene Einbaue, wie man solche in reichausgestatteten fürstlichen Reitbahnen antrifft. Der tiefe Sand, der ihren Boden bedeckte, war entfernt und anfänglich seine ganze Fläche mit einem hölzernen Dielenwerk belegt worden, denn, hatte der den Bau leitende Arzt gesagt: „der kalte, tennenartige Lehmboden, der die Unterlage des Sandes bildet, werde die Kranken fortwährend erkälten; es ist nicht möglich, sie so zu überwachen, daß nicht einer oder der andere mit bloßen Füßen, oder wenigstens ohne wärmere Fußbekleidung ihn betreten würde. Erkältungen der untern Extremitäten dürften zu fatalen Complicationen führen. Dielen wir!"

„Nein," hatte ein anderer Arzt gesagt, „dielen wir nicht; denn diese Dielung kann nicht so sorgsam geschehen, als daß nicht Zwischenräume sich in ihr befinden würden; alle durch sie sickernde Unreinigkeiten und Feuchtigkeiten würden sich auf dem Boden unter dem Dielenwerk sammeln, denselben förmlich versumpfen und bald die gefährlichste Quelle schädlicher Ausdünstungen, einer vollkommenen Luftverderbniß bilden, ein Uebelstand, dem nicht beizukommen und der gefährlicher sei, als die gefürchteten Erkältungen. Von dem Lehmboden könne jede Unreinigkeit entfernt werden."

Da dieser zweite Arzt eine höhere Stellung bekleidete, so gewann seine Ansicht die Oberhand und es wurden die Betten, nach Beseitigung der Dielen, auf dem Lehmboden aufgeschlagen. Ich bemerke hier, daß allerdings Erkältungen und Durchfälle häufig vorkamen, daß sie aber, mit Sorgfalt in ihrem Entstehen behandelt, keinen bedrohlichen Character annahmen.

Ob andere Krankheits-Erscheinungen, die sich in diesem Saale einstellten, dem kalten Fußboden zuzuschreiben sind, lasse ich dahingestellt. Uebrigens wurde an ein jedes Bett eine Strohmatte gebreitet.

Längs den Wänden befanden sich hohe Bogenfenster, welche, stets geöffnet, eine fortwährende Ventilation unterhielten. Herrschte durch dieselbe auch im Allgemeinen in diesem großen Saal eine anscheinend reine

Luft, so wurden doch ihre unteren Schichten von dieser Ventilation nicht hinreichend berührt. Wenn man sich niederbeugte, bemerkte man recht wohl, daß bis auf einige Fuß über dem Boden eine Luft schwebte, welche gleichsam den Niederschlag der Atmosphäre, den Schlamm derselben bildete und der Reinigung dringend bedurft hätte; man versuchte sie auf andere Weise, durch Besprengen 2c., zu verbessern.

In diesem weiten Raume standen in fünf Reihen 300 theils eiserne, theils hölzerne Bettstellen. An jeder derselben befand sich ein Stuhl, ein Tisch oder ein Schränkchen, zu denen man bequem gelangen konnte.

Auf der Stirn- und End-Seite des Saales waren in der halben Höhe und über dem unteren Einbau eben solche balconähnliche Ueberbaue. Man konnte von ihnen den ganzen Raum übersehen.

Als die Lager in diesen Bettstellen bereitet und wohl geordnet waren, rief es einen eigenthümlichen Eindruck hervor, wenn man über diese 300 noch leeren Lagerstätten blickte mit ihrer saubern Wäsche unter den wollenen weißen Decken. Bett an Bett, die langen mit Matten belegten Gänge zwischen ihnen, blinkende zierliche Krüge auf den Tischen, alles fertig und alles doch so einsam noch — dieser Eindruck war für das Auge, was es für den Geist ist, die Einleitung zu einer langen ernsten Geschichte zu lesen. Noch leer jetzt, werden diese Betten schon in wenigen Tagen sich füllen und was alles werden sie dann nach Wochen zu erzählen vermögen. Jetzt ist alles so öde und doch auch so ernst und feierlich — —, fast wie in einer Kirche, bevor der Gottesdienst beginnt. Nur hier und da eilt der unhörbare, flüchtige Schritt einer Diakonisse zwischen den Betten dahin, um noch etwas zu ordnen, noch einmal zu sehen, ob alles fertig zum Gebrauch. Sanitätssoldaten tragen noch nöthige Geräthe herbei, Strohsäcke werden noch gestopft, in den Vorbauen die Lager für das Pflegepersonal bereitet und Tische geordnet für die Besorgung des Dienstes; aber in der Hauptsache „alles klar zum Gefecht", wie es auf den Seeschiffen heißt, wenn die langen Decke, von allen Zwischenwänden befreit, eine unabsehbare Reihe noch stummer Geschütze zeigen, und alles in düsterm Schweigen der Dinge harrt, welche kommen werden.

In Wahrheit: „alles klar zum Gefecht." —

Lassen wir acht Tage vorüber und werfen wir jetzt den Blick noch einmal von der Höhe der Brüstung über den weiten Raum. Wie anders ist es geworden. Jedes dieser Betten hat seinen Mann gefunden; nicht

eines ist mehr frei. Ueberall regt und bewegt es sich in ihnen, zwischen ihnen. Dort in der Reihe an der rechten Wand liegen schwer kranke Männer. Gestört ist das Werk ihrer Nerventhätigkeit und gesunken die Kraft ihrer Körper. Sie liegen meist still. Theilnahmlos, befangen von einem unnatürlichen Schlaf. Die Augen sind dabei halb geöffnet und zeigen die nach oben gekehrten Augäpfel, die weiten, kaum empfindlichen Pupillen; ein stockender ängstlicher Athem entringt sich dem geöffneten Mund. Die Gesichter von einer todtenähnlichen Bläße, die Nasenhöhlen, Lippen und das Zahnfleisch von einer schwarzbräunlichen Färbung. Die Blasen mit Eis, welche von Stunde zu Stunde frisch gefüllt auf ihren Kopf gelegt werden, der Thermometer, mit dem man zu bestimmter Zeit die steigende und sinkende Wärme ihres Körpers mißt, und der ein so genaues Bild für die Macht des Fiebers gewährt, die an ihren Betten fortwährend thätigen Schwestern, all der bedrohliche Apparat der Kunst und Hülfe, der um sie gebreitet ist, läßt auf die Gefahr schließen, in der sie sich befinden.

Die mittelsten Reihen zählen durchgehends Verwundete und chirurgische Kranke, schwere und leichte. — Wenn man sich eines Jeden Erlebnisse erzählen läßt, so besitzt man die Geschichte jener Tage in ihren einzelnen Bruchstücken, Geschichten von heldenmüthiger und vergeblicher Tapferkeit, von hochherziger Aufopferung und Muth, von aufreibender Vernichtung und zerstörenden Gefahren, von Drangsalen aller Art.

Die Einen hatten anfänglich nur leichte Wunden, aber umhergeschleudert von Ort zu Ort, einem Wrack gleich, welches die Sturmwelle erfaßte, wurden sie bedrohlich. Andere, schon erst schwerer verwundet, sahen sich nicht minder umhergeworfen, von Hospital zu Hospital; wir werden hören, was sie erzählen, und der erschütternde Zustand ihrer Wunden redet davon.

Sie alle haben sich in dem vaterländischen Hospital gesammelt, und was eine sorgfältige ärztliche Behandlung, was treueste Abwartung und Pflege vermag, geschieht hier, um sie zu heilen, ihnen die Gesundheit zurückzugeben und sie von ihren Schmerzen zu befreien.

Man unterzieht sich dem allem nicht nur aus Pflichtgefühl, sondern von allen Seiten aus den edelsten Motiven einer innigen Theilnahme.

Jede Bequemlichkeit wird ihnen gewährt, und oft genug die Haus-

ordnung des Hospitals umgestaltet, um ihre Wünsche befriedigen zu können.

Einige von ihnen verlassen bereits ihre Lagerstätte. Bei schönem Wetter wandeln sie in dem Garten umher, unter den schattigen Alleen, lesen, spielen Dame und Domino, rauchen ihre Cigarren und Pfeifen, sitzen in laubigen Bosquets, erzählen sich einander von dem, was sie erfuhren, vor und nach der Schlacht, wie sie verwundet wurden, wie es inmitten des Kampfes war, knüpfen ihre Bemerkung daran und entwickeln Schlüsse und Anschauungen von einer Schärfe und Correctheit, welche Staunen erregen würde, wüßte man nicht, daß das gesunde unverdorbene Urtheil eines schlichten, aber verständigen Mannes oft Verhältnisse weit richtiger bezeichnet, als der bewunderte Scharfblick des Diplomaten, oder die zweideutige Weisheit des Mannes von Welt. Man glaube nicht, daß der sogenannte „gemeine Mann" weniger zu denken vermag. Er denkt nicht bloß, er denkt auch richtig.

Sie verbringen die Zeit eines langen Tages in Erinnerungen, die, wenn auch nicht immer angenehm, doch ihrem Leben eine höhere Bedeutung gewähren.

Ihre minder glücklichen Kameraden, die ihr Lager noch fesselt, bringen ihre Zeit hin, so gut es gehen mag. Sie haben alle nur eine schwere Tagesstunde, die des Verbandes. Sie ist für viele eine Zeit der peinlichsten Schmerzen. Wenn diese gefürchtete Stunde vorüber, ist ihr Körper von feuchtem Schweiß bedeckt, ein leises Beben durchzuckt alle ihre Glieder, die Züge ihres Gesichts, in welches der Schmerz sich grub, haben noch nicht den Ausdruck der inneren Unruhe verloren — — sie bedürfen des Schlafes — — sie finden ihn, denn Niemand darf sie stören. Nach der ärztlichen Visite folgt eine Zeit der allgemeinen Ruhe. Sie erwachen aus ihr neugestärkt. Der Arzt hat ihnen Hoffnung gemacht; ihre Wunde nimmt einen guten Character an; sie gedenken dessen; der Schmerz wird sich verlieren — —, freundliche Tage werden ihrer warten — unter den hellen Träumen verfliegt ihnen die Zeit. Gesündere Kameraden, Schwestern, welche sich dazu Zeit schaffen, lesen ihnen vor. Die Beamten des Hospitals besuchen sie; sie haben immer eine Unterhaltung, und dann ist das Frühstück, die Mittagstafel, das Abendbrod. Man kann denken, daß auch für sie, die oft durch die allgemeine Theilnahme etwas verwöhnten „Lieblinge des Hospitals", alles gethan wird, um ihre Kräfte

zu heben und sie zu stärken. Sobald es die Aerzte erlauben, öffnen Küche und Keller ihre Vorräthe, und das beste, was geschafft werden kann, stellt sich zu ihrer Verfügung, Wein, Bier, die Malzextracte von Grohmann und, wie selbstverständlich, auch von dem nicht zu umgehenden Hoff, Sodawasser, Bouillon, die kräftigsten und bestbereiteten Speisen; fragt sie nur, ob sie zufrieden mit dem sind, was sie gefunden!

Wenn man das alles von der Höhe des Balcons aus überschaut, ist der Eindruck dieses Gesammtbildes ein durchaus eigenthümlicher, mit nichts zu vergleichen, es müßte denn sein mit der sorglichen Emsigkeit, die im Innern eines Bienenstockes waltet, wenn die Arbeiterinnen bemüht sind, über die Zellen zu wachen und sie zu sichern. Geschäftig gehen die Pfleger und Pflegerinnen zwischen den Betten und in den langen Gängen ab und zu, hier Arzenei reichend, dort Handleistungen und Dienste verrichtend, die der Augenblick fordert. Hier wird ein Kranker umgebettet, dort ein Anderer bequemer gelagert; hier werden die Eisbehälter und Kühlgefäße von neuem gefüllt und aus ihnen die Blasen mit Eis zurecht gemacht, dort wieder der Verbandkasten mit neuer Charpie, mit Leinwand und Heftpflaster ausgestattet. Hier ist ein Krankenwärter einem Verwundeten beim Ankleiden behülflich; er will seinen ersten Ausgang halten, und sein ganzes Gesicht strahlt in der Freude des Augenblicks; er kann es kaum erwarten, bis er fertig ist —; dort verlangt ein anderer, der von seinem Spaziergang zurückgekehrt ist, seine Unterstützung, um sich auszuziehen; er hat nur einen gesunden Arm und vermag sich nicht damit zu behelfen. Hier sitzt eine Diakonisse neben einem Bette und schreibt einen Brief für den Kranken. Er flüstert ihr halb verschämt die Worte zu, welche sie wählen soll, damit die daheim nicht erschrecken, wenn sie die fremde Handschrift sehen, oder aber: vielleicht ist es auch einer jener Briefe, welche die Geheimnisse des Innern zu einem theuren Herzen tragen. Wer könnte sie besser wiedergeben, als eine theilnehmende Schwester?

Bei einem anderen Bette wiederum liest eine andere einen Brief vor, der eben eingegangen. Das beglückte Gesicht dessen, an den er gerichtet, verkündet, wie lieb und hell die erhaltenen Nachrichten in sein Ohr tönen.

Ueberall Thätigkeit, überall Leben. Hier und da steht ein sorgsamer Arzt an dem Lager des von ihm behandelten Kranken. Er mißt die

Wärme seines Körpers und untersucht mit den Hülfsmitteln der neuen Schule. Das Auge des Kranken hängt an seinen Zügen, aus ihnen zu lesen, ob noch Hoffnung für ihn vorhanden.

Jener Mann mit dem freundlich blickenden Auge, in dem wohlwollenden Gesicht ist der Vorstand der chirurgischen Station. Er hat für jeden seiner Verwundeten ein freundliches Wort, ein Wort der Erhebung, einen Scherz, welcher die Schmerzen vergessen macht, einen Trostspruch, der den Muth aufrecht erhält. Sie alle blicken mit Vertrauen auf ihn, wie zu einem Vater; sie wissen, daß er sie heilen werde, daß er weit hergekommen, um es zu thun. Der, welcher ihn begleitet, ist der Dirigent des Hospitals. Sein Auge bleibt mit Theilnahme auf verfallenen Zügen ruhen, und an den Lagerstätten, wo die Gefahr am größten, weilt er lange und forscht nach allen jenen tausend Kleinigkeiten, die für den denkenden Arzt wichtig sind, eine lange Kette scharfsinniger Combinationen an sie zu knüpfen.

Junge Aerzte sind hier und da beschäftigt, nach den Verbänden zu sehen, über die Ausführung der Verordnungen zu wachen und durch ihre Anwesenheit an den Krankenlagern den Trost zu bereiten, welchen die Gegenwart des Arztes immer bringt.

Ein jeder der Kranken beschäftigt sich nach seiner Neigung, und der so große Raum gewährt einem Jeden die Freiheit der eigenen Existenz. Niemand stört den anderen; jeder kann, wenn er will, sein eigenes Leben für sich führen, nur ist es etwas öffentlich. Aber sie sind alle daran gewöhnt; sie finden ihre Unterhaltung dabei. Keinem dünkt die Zeit zu lang. Von dem allem steigt ein Summen empor, wie man es auf belebten Plätzen großer Städte an Werktagen vernimmt, oder wie es große Menschenmassen vor sich hersenden.

Ein unbestimmtes Tönen, welches die Summe der einzelnen Thätigkeiten ausdrückt.

Durch alles das hindurch bewegen sich die dunkelgewandigen Gestalten der Diakonissen. Mit richtigem Verständniß sind sie immer da, wo man sie eben braucht. Die Begeisterung ihres Berufes spricht aus den tiefen, klaren Augen; sie sind nie müde; sie scheinen die Nothwendigkeit des Schlafes nur für eine Gewohnheit zu halten, die man entbehren kann. Von allen gern gesehen, sind sie an jedem Krankenlager willkommen: treue Pflegerinnen in Noth und Tod! — Fragt hier, die ihr

noch zweifelt, ob sie an den Krankenbetten gesegnete Erscheinungen seien? Fragt hier an allen diesen Lagern und vernehmt die Antwort. Die, welche von ihnen gepflegt wurden in so schweren Tagen und in so langen Nächten, dürften sie nicht ein entscheidendes Urtheil besitzen?

Was mich anlangt, so kann ich nicht denken, daß jemals Kranke besser zu pflegen sind, als es von ihren treuen, frommen Herzen, von ihrem demüthigen Sinn, von ihrer sorgenden Hand geschah.

Darf mein Zeugniß auf Gültigkeit Anspruch machen?

Gottbegeistert für ihr schweres Werk, finden sie in demselben nur die einfache Ausübung ihres Berufs, und je mehr er ihnen der Opfer auferlegt, desto mehr fühlen sie sich in ihrem Dienst beglückt und begnadet. Ich habe nicht gesehen, daß sie jemals den Kranken lästig fielen, durch den Ausfluß ihrer streng gläubigen Richtung, wie man es ihnen vorgeworfen hat. Von einem festen christlichen Glauben sind sie alle durchdrungen, und vielleicht kann vom weltlichen Standpunkt aus ihre Richtung eine etwas zu starr ausgesprochene, zu schroffe genannt werden, aber sicher waren es nicht die Kranken, welche darunter zu leiden hatten, sie nicht; im Gegentheil, sie hatten nur die Vortheile dieser strengen Observanz, denn sie legte diesen stillwirkenden Jungfrauen die Pflichten auf, ihnen zu dienen und dabei nicht nach dem eigenen Willen, sondern nach den Worten der heiligen Schrift zu fragen, welche gebieten, den Mitmenschen mehr zu lieben, als sich selbst.

Sie wachten über die Krankenbetten, wie eine treue Mutter wacht über das ihres Kindes. Die ganze Barmherzigkeit des Christenthums spricht aus ihrem stillen Wandel. Ein Zauber weilte bei ihnen, der beruhigend auf die Kranken wirkte, und es war nicht Einer, der sich ihm nicht gebeugt, der ihren Weisungen nicht gern Folge geleistet hätte. Mit festem Willen hielten sie die Ordnung der ihnen anvertrauten Krankenstuben aufrecht; einen Jeden darin, und eines Jeden Leben kannten sie, sie wußten um die Wünsche der Herzen, gleich wie um den Verlauf der Krankheit; geschickt in allen Handreichungen, wohl vertraut mit allen Geheimnissen des Krankendienstes, ist wohl Niemand, der ihnen mit Recht eine Vernachlässigung oder eine Säumniß vorwerfen kann.

Viele jener kranken Männer, bei denen Kunst und Wissenschaft nichts mehr zu thun vermochten, wo die sorgsamste Pflege allein noch

die Möglichkeit einer Rettung bot —, viele von ihnen danken allein Leben und Gesundheit, nächst Gott, den Diakonissen des Hospitals.

Im Namen ihrer, im Namen aller derer, welche sie mit Aufopferung ihrer eigenen Gesundheit pflegten, sei das Andenken und das Wirken dieser treuen Helfer, seien jene Schwestern gesegnet! —

Aber still — — die Krankenwärter bringen auf den Speisebrettern Hunderte von dampfenden Schüsseln. Die Mittagszeit ist gekommen, Brod und Speisen sind vertheilt. Still: „zum Gebet!“ —

In dem großen weiten Saal ist es wie in einer Kirche. Man würde das Summen einer Fliege unterscheiden. Die Hände falten sich.

Die Schwester spricht ein kurzes Gebet. Ihre Stimme ist nicht laut, doch klar und rein dringt sie bis zu dem Ende des Saales.

Amen! —

Sie speisen! — — Zu den allzuschwachen eilen jetzt die Schwestern und die Wärter, um ihnen dabei behülflich zu sein, ein Bild, nicht minder rührend, nicht minder sehenswerth. Treten wir jetzt in den Saal und besuchen auch wir einige dieser Männer. Nur einige; es würde zu lange währen, mit allen zu reden, aber sie sind jetzt in der besten Stimmung.

Es ist eine gute Stunde. —

Hier dieser Erste links: welch ein freundliches Gesicht, nur weiß wie das Linnen des Bettes, in das es gesunken; die blauen Augen blicken so treu aus diesen blassen Zügen und so vertrauend empor, daß sie den Schritt fesseln, der vorüber eilen will. Es liegt ein mädchenhaft weicher Zug in diesem stilldulden den Antlitz, aber es hat unter den Schmerzen nicht gezuckt, welche sein Körper zu ertragen hatte. Denn der Mann, wie er hier liegt, still und ruhig, mit einem milden Lächeln Jeden begrüßend, der seinem Bette nahe tritt, so liegt er seit Wochen. Er hatte eine schwere Wunde; der Brand fraß in ihrem Fleisch. Welche Schmerzen mußte er erdulden! Aber keine Klage wurde von ihm gehört; auf jede Frage erwiedert er mit einem fremden, aber wohlklingenden Accent: „es geht mir gut; es wird ja besser mit mir. Was soll mir fehlen; ich bin zufrieden.“ Auch die geringste Aufmerksamkeit erfreute ihn innig; er redete wenig, doch der schüchterne, fast verschämte Blick seines leben-

digen Auges sprach um so wärmer. Eines Tages wurde ihm eine Pfeife geschenkt: „ich darf noch nicht rauchen," sagte er; „der Arzt will es nicht, aber ich will sie neben mich legen; ich werde mich dann freuen, wenn ich sie sehe." Jetzt ist es mit ihm auf dem Wege der Besserung; er weiß es; er ist so glücklich, so dankbar!

Der neben ihm ist ein Sergeant. Ein Granatsplitter hat seinen Fuß getroffen. „Wir waren tüchtig im Feuer," erzählt er, „wir schlugen uns wacker. Und was war es für ein Feuer, das sie auf uns gaben! Nicht zu beschreiben. Es versetzte den Athem, wenn man in dieses Schwirren und Pfeifen kam. Als ob Mückenschwärme tanzten, nur waren diese Mücken von Blei und suchten ihre Opfer."

„Aber wir standen vorher im Kanonenfeuer. Da war es uns jetzt freilich, als sei das Spaß; die meisten Kugeln gingen auch über uns. Das Ding sah schlimmer aus; es war wohl auch schlimm, aber nicht so, wie wir dachten. Man gewöhnte sich. Es fiel mancher, rechts und links; man fand nicht Zeit, daran zu denken. Laßt sie fallen! Wir waren weit vorgedrungen. Wir glaubten bei dem Sieg zu sein und hatten einen frohen Muth. Da kam der Befehl zum Zurückgehen. Das ist nicht möglich, sagten wir; es ist ein Irrthum. Da flohen sie aber schon neben uns. Ja, sie flohen, erst die Reiter, dann auch die Infanterie, die mit uns vorrücken sollte. Sie riefen uns zu, aber wir verstanden ihre Sprache nicht. — — Ich blieb mit einer Section blänkernd zurück. Da kam eine zischende Granate und schlug neben mir ein. Ich stand wie Moses von Feuer umhüllt. Mein Rockschoß flog in Stücken umher: „Gut, daß es nur den getroffen," sagte ich zu meinen Kameraden. Aber ich fühlte etwas warmes in meinen Stiefel laufen'; ich griff darnach; meine Hand war voll Blut, doch war nicht Zeit, viel darauf zu achten. Aber das Gehen wurde mir bald schwerer. Meine Leute führten mich dann ein Stück. Bergauf. Hier fielen noch mehrere, denn der nachdringende Feind feuerte auf unsere Rücken, daß man die Kugeln sah, wie die Schneeflocken. Mir wurde es ein paar Mal ganz schwarz vor den Augen. Laßt mich, Kinder; ich kann nicht mehr. Aber sie ließen mich nicht, sie trugen mich ein Stück. Es war mir, als ob meine Stiefeln voll glühender Kohlen seien, auf welche ich treten müsse. Alles war auf der Flucht; ich mußte ein wenig ruhen und schickte meine Leute fort; sie wollten erst nicht, aber was half's. Dann raffte ich mich wieder empor; wenn ich nur einen Arzt hätte finden

können, aber die Ambulancen waren schon fort. Ich warf mich auf einen Munitionskarren, der eben vorüberjagte. Das war ein Höllensitz; jeder Stoß war für mein Bein, als würde es mit Nadeln durchstochen, und es gab viele Stöße, denn der Karren fuhr wie toll über Stock und Stein. Endlich warf er um; ich stürzte in einen Graben und habe da wohl eine Zeit lang gelegen. Als ich zu mir kam, war die Straße noch immer mit Flüchtenden bedeckt, alles durcheinander, keine Ordnung mehr, meist östreichisches Fuhrwesen, Marketender, Train, Reiter, auch viele Infanteristen ohne Gewehre und Tornister, allerlei Volk — — es war ein Anblick zum Weinen. Ich hinkte weiter, so gut es ging. Wir kamen an einen Fluß. „Die Preußen kommen," schrie es aus dem lärmenden Haufen und alles stürzte in das Wasser und arbeitete sich durch, so gut es ging. Viele sind ertrunken. Mir half ein mitleidiger Trainknecht hinüber; ich hatte nicht mehr die Kraft, mir selbst zu helfen, und der Fluß war tief. Als ich an's Ufer kam, schüttelte mich ein kalter Frost, aber ich mußte weiter."

„Es ging nicht lange mehr, das fühlte ich. Kanonen fuhren vorüber; ich setzte mich auf eine Laffette, war aber hier noch schlimmer daran, als auf dem Karren. Indeß ich biß die Zähne zusammen und hielt es aus. Mein Lebtag will ich daran denken. Ich kam nach Pardubitz."

„Nach der Eisenbahn," hieß es. Das Blut in meinem Stiefel und auf meiner Wunde war geronnen; ich konnte kaum gehen. Von Verbinden war keine Rede. Ein Zug pfeift; es war der letzte, welcher abging. Ich werfe mich in einen Packwagen; er war voll Verwundeter; alle wie ich unverbunden, kein Arzt dabei. Wir kamen nach Brünn. Da sah ich einen östreichischen Doctor, aber er hatte keine Zeit für mich und für die andern wohl auch nicht. Er hätte schon so viel gearbeitet, sagte er. Es ging weiter nach Ungarn — — dort erst, nach dem dritten Tag, ward ich verbunden — — es ist mir nicht gut daselbst ergangen; ich wurde hin- und hergeworfen, aus einem Spital in das andere; ich danke dem Himmel, daß ich hier bin — —"

Er kam in einem schlimmen Zustand zu uns; die anfänglich wohl nur einfache Wunde war brandig. Von dem Schienbein bis zum Knöchel eine große jauchige Fläche mit brandigen Rändern, die Röhre des Knochens lag entblößt auf ihrem Grund. Er war lange Zeit der schwerste Patient des Hospitals und Tage lang schwebte er in der größten Ge-

fahr. Er selbst glaubte an keine Rettung. Jeder Trost scheiterte an ihm; er hatte mit jeglicher Hoffnung auch die Geduld verloren. Aber Niemand ermüdete, weder die Aerzte, ihn zu retten, noch wir andern, ihm Muth einzusprechen. Er ist jetzt außer Gefahr.

Seine Geschichte ist die hundert Anderer. Sein fahles dürres Gesicht, sein mattes Auge erzählen, was er ausgestanden. Er hat uns oft warm gemacht, wenn er der Verheißung seiner Rettung den Glauben an den Tod entgegenstellte: „ich muß sterben; wenn es nur bald wäre — sie sollten mir Gift geben, ich halte die Schmerzen nicht mehr aus," stöhnte er dann. Er konnte wochenlang keine Nacht schlafen; nichts machte ihm Freude, bis endlich, endlich der Tag der Entscheidung kam und wir ihn als gerettet begrüßten. Der harte, hoffnungsleere Mann weinte, wie ein Kind — — und wir —? Ich glaube, wir waren nahe daran, es mit zu thun.

Auch jener, dessen kluges Auge durch alle Leiden seine Klarheit nicht verlor, darf sagen, daß er mit männlicher Kraft schweres getragen hat. Er hatte zwei Schüsse, einen im Oberschenkel und einen im Fuß, erhalten. Auch er schleppte sich fort von dem Schlachtfeld, ein Stück zu Fuß, dann wieder ein Stück auf einem Wagen, aber er konnte auf ihm nicht aushalten, die Schmerzen waren zu mächtig. Er kam glücklich durch das Wasser; ein Reiter nahm ihn mit. Auch er fand Niemand, der ihn hätte verbinden können, und erreichte ein Hospital. „Es ist hier kein Platz mehr," sagte ihm ein östreichischer Arzt. Er bleibt auf einer Treppenstufe im Hofe sitzen. Ein mitleidiger Sanitätssoldat legt eine Binde um seine Wunden. Seine durchnäßten Kleider, die Kälte der Nacht und des kommenden Morgens erstarren ihn. Mit Mühe nur schleppt er sich weiter, bald so, bald so. Erst den vierten Tag findet er Aufnahme in einem Hospital und wird verbunden. Er ist dann in zehn oder elf verschiedenen Hospitälern gewesen, von einem zum andern, weit von hier und näher — er hat seine Studien dabei gemacht und kann davon erzählen. Dicke Erbsen, Bohnen und Graupensuppe Tag aus, Tag ein. Sie bilden einen Characterzug dieser denkwürdigen Biographie. Er kam in einem schlimmen Zustand zu uns. Wochenlang lag er in fortwährenden Dilirien. Er glaubte sich verfolgt von dem Feinde, oder im Kampfe mit ihnen. Er war an die Wand gebettet und fürchtete, durch sie kämen seine Gegner; er hörte sie dahinter arbeiten, er sah ihre Bajonnette durchdrin-

gen und auf sich gerichtet — — er war ein sehr schwerer Kranker. Aber von dem ersten Augenblick, als es besser mit ihm wurde, kehrte auch sein froher Muth zurück. Er war bei allen Schmerzen, die er litt, stets heiter und voll Hoffnung. Er hat Niemandes Dienst erschwert und jede Aufmerksamkeit lohnte er mit herzlicher Dankbarkeit.

Gehen wir weiter. Dieser hatte einen Schuß in den linken Backen erhalten. Die Kugel war abwärts durch den Hals gedrungen und durch den rechten Schulterknochen ausgetreten. Sie warf ihn nieder. Als er stürzt, hört er noch, wie zum Rückzug geblasen wurde, und sah wie durch einen Nebel seine Kameraden an sich vorbei eilen. Er lag bis zum andern Morgen auf dem Schlachtfelde, inmitten anderer Verwundeter, an einem Gehölz. Niemand bekümmert sich um sie. Es mochten 40—50 Mann sein, Oestreicher und Sachsen. Einer, der in das Ohr geschossen war, sich aber noch bewegen konnte, suchte nach Wasser und fand es. Sie konnten sich laben und er kühlte damit seine heiße Wunde. Am andern Morgen fuhr ein Wagen in ihrer Nähe; sie rufen ihn an. Er hält. Ein Preuße kam zu ihnen. „Wer bis zu meinem Wagen gehen kann, den will ich gern mitnehmen," sagte er. Vier rafften sich auf, er unter ihnen. Sie gelangten in ein Dorf, wo ein Hospital war, von welchem aus zwei Wagen für den Transport der Verwundeten von dem Schlachtfelde hin und her fuhren; aber da es eine Stunde weit war, ging diese Art von Transport etwas langsam vor sich. Noch nach 3 Tagen, wie er erzählt, brachten sie Verwundete vom Schlachtfeld ein. Er wurde in die Kirche geschafft. Sie lag voller Verwundeter, meist Preußen; sie alle hatten weder Stroh, noch sonst etwas, sie lagen auf den kalten, feuchten Steinen. Ihm hatten sie beim Verband das Hemde abgeschnitten, so daß er fast nackt war. Er litt schwer an seiner Wunde, wie an der Kälte, denn da er seinen Mantel verloren hatte, konnte er sich mit nichts zudecken. Es fehlte so an Aerzten, daß nur alle 3 Tage ein Verband angelegt wurde. Als sie seine Wunde untersuchten, glaubten sie, daß er von 2 Kugeln getroffen sei und daß beide noch im Körper sein müßten. Erst später, in einem anderen Hospital, unter der Pflege anderer Aerzte, klärte sich die Natur des Schusses auf. Das Essen, was sie dort erhielten, bestand nur aus Suppe und Brod. Es fehlte an Allem. —

Auch er wurde dann hin und her geworfen und sammelte Erfahrungen aller Art, die unsere ganze Theilnahme erregen. Er ist ein

intelligenter Mann und befindet sich jetzt auf dem Wege sicherer Genesung.

Die Geschichte eines Jeden hat ihren besonderen Character, aber es ist auch bei der kürzesten Fassung wenigstens hier nicht möglich, sie alle zu erzählen. Hören wir ihn, an dessen Lager wir stehen:

„Mir wurde am Nachmittag des 3ten, beim Kampf um einen Wald, das Sitzbecken durchschossen. Ein fataler Fleck, dachte ich, indeß es wird sich machen und man muß dem Himmel für alles danken. Ich stürzte zwar erst nieder, aber ich raffte mich bald genug auf. „Halte deinen Kopf oben," sagte meine Mutter, „wenn du in's Wasser fällst." — Da war ich zwar nicht hinein gefallen, aber nahe daran. Ich lief den Andern nach, auf Königgrätz zu. Einmal bot sich mir die Gelegenheit dar, auf einer Laffette Platz zu nehmen, aber ich merkte bald, daß ich für dieses Fuhrwerk zu empfindlich geworden; außerdem pfiffen die Kugeln noch um uns; es war, als ob es hagelte. Sie schlugen in die Bäume am Wege, stäubten in seine Böschung und manchmal fuhren sie auch in einen Körper. Ich zog mich zusammen wie ein Igel, denn wenn man schon eine im Leibe hat, kann man sich damit begnügen. Ich verließ meine Laffette, die mir wie eine glühende Platte erschien, hinkte weiter und erreichte ein Dorf bei Königgrätz. An einem Hause winkte eine weiße Fahne. Als ich früher wanderte, freute ich mich immer, solch Zeichen an einem Hause zu finden. Ich trat ein. Es war eine östreichische Ambulance, aber sie bestand bloß noch aus einem Sanitätssoldaten. Kannst Du mich verbinden, Bruder? fragte ich. „Werde schon können verbinden Deiniges," kauderwälschte er. Verbandzeug hatte er aber nicht; ich gab ihm das meine. Er machte es so gut oder so schlecht er es verstand und dann ging er fort."

„Ich fand in dem Hause gute Gesellschaft, zwanzig Oestreicher, mehr oder minder schwer verwundet. Wir hielten uns hier fünf Tage auf. Stroh gab es; wir lagen darauf und deckten uns damit zu. Es war etwas kalt, aber ich dachte, wie es denen zu Muthe sein müßte, die gar nichts hätten, und das erwärmte mich."

„Zwei der leichtest Verwundeten besorgten die Küche und das Hauswesen, das heißt, sie füllten die Feldflaschen mit Wasser und gingen auf die Felder der guten Bauern, wo sie weiße Rüben holten. Man glaubt nicht, mit wie wenig der Mensch haushalten kann, wenn er nicht

viel hat. Den zweiten Tag kamen die Einwohner zurück und kochten für uns. Unsere Wunden begannen aber doch zu dem allem ihre eigene Miene zu machen. Die meine brannte, als hätte ich einen geheizten Ofen hinter mir. Ein preußischer Officier kam in das Dorf. Ich bat ihn dringend, uns wo möglich einen Arzt zu schicken. Es war ein freundlicher Mann, der es uns nicht nur versprach, sondern auch Wort hielt. Am Abend des Tages traf ein solcher ein, um uns zu verbinden. Er kehrte aber nicht wieder. Den 9. holten sie uns indeß ab und fuhren uns in ein Dorf, was so voll Menschen war, als sei hier Kirmeß oder Jahrmarkt. Es konnte nur keiner tanzen, denn es hatte jeder etwas zu viel: seine Wunde, manche auch zwei oder drei davon. Es gab hier Stroh und auch Decken, wer darnach verlangte. Es ging uns gut und schlecht, wie man es nehmen will, und je nach den Ansprüchen, die man an das Eine oder das Andere machte. Viele Kranke, wenig Aerzte. Ich lag auf der Tenne einer Scheune. Immer besser als unter freiem Himmel, dachte ich mir. Etwas hart kam mir das Lager unter meinen Verhältnissen vor, denn ich konnte nur auf einer Seite ruhen, — indeß man gewöhnt sich daran. Später ging's weiter, hierhin, dorthin — ich lernte da mehr von der Welt kennen, als ich es gewünscht hatte; doch das schadet niemals, und ich bin herzlich froh, daß ich jetzt in Ruhe bin."

Wir stehn vor Einem, der sein Bein verloren hat; das ist ein Stück Trauerspiel, was er durchlebt. Das Loos der Menschen ist im Allgemeinen ein düsteres, indeß das Elend, obwohl an sich schon von Vielen in dem Ertragen des Lebens erkannt, liegt doch auf einer langen Reihe von Tagen vertheilt. Wenn aber aller Jammer sich um den Mittelpunkt einer verhältnißmäßig nur kurzen Zeit vereinigt, da bildet das Leben nur noch den Begriff einer geradezu unerträglichen widrigen Last, von welcher befreit zu werden, Erlösung ist.

Hören wir, was dieser Mann über die Katastrophe erzählt, die ihn zum Krüppel machte.

Sein Gesicht ist jetzt nicht mehr abgezehrt, trägt nicht mehr die Spuren lebendig gewordener Schmerzen. Er gleicht nicht mehr einem Lazarus, doch als er kam sah er aus, wie ein aus dem Grabe wieder Zurückgekehrter. Jetzt überkleidet dieses jugendschöne Antlitz mit den milden, sanften, braunen Augen ein Hauch der Frische, aber wenn er seine

Leiden erzählt, legt sich in die Winkel seines Mundes eine Falte, die sich eingegraben hat, als er wochenlang hindurch von gräßlichen Schmerzen gefoltert wurde.

Auch er war bei Königgrätz verwundet worden. Es war nur ein einfacher Schuß in den Oberschenkel. Auch er hatte tagelang keinen Verband, keine Stärkung, kaum etwas Brod und Wasser erhalten. Es ist die alte Geschichte, welche sich bei den meisten wiederholt. Seine Wunde war schlimm und sie wurde noch schlimmer. „Wäre ich auf dem Schlachtfelde liegen geblieben, ich hätte mein Bein noch," sagte er mit einem wehmuthsvollen Ton in seiner weichen Stimme, „aber ich wollte nicht gefangen sein, ich wollte bei den Meinen bleiben. Es war mein Elend. Die Flucht, dann der Transport auf schlechten Leiterwagen, der Aufenthalt an Orten, die man Hospitäler nannte, die aber Höhlen des Jammers waren, in denen man nichts fand, nicht Stroh, nicht Speise, nicht Stärkung, nicht einmal ärztliche Hülfe, alles das wirkte mit. Als nach einigen Tagen die ärztliche Hülfe an mich kam, war es zu spät. Es waren auch zu wenig Aerzte vorhanden."

„Ich lag zwei Tage in einem solchen Hospital, und keiner hatte nach mir gesehen. „Es ist keine Zeit, es sind schwerere Verwundete da, als Ihr," sagten sie, wenn ich in meinen Schmerzen flehte, daß sie sich meiner annehmen sollten."

„Schwerer als ich —? Möglich wohl. Aber der Himmel weiß, wie schwer krank ich mich fühlte, und mein Schicksal hat gelehrt, daß meine Wunde schon damals nicht mehr leicht war. Mein Bein schwoll furchtbar an, sie wollten nicht mehr daran gehen, die Kugel herauszuziehen. Die Ränder der Wunde wurden schwarz. Ich litt entsetzlich. Ich hatte nicht Ruhe bei Tag und bei Nacht, konnte nicht schlafen, aber wachte auch nicht. Ich lag in peinvollen Träumen, in welchen, unfähig mich zu bewegen und zu denken, ich doch alle Schmerzen fühlte und wie durch einen Schleier alles sah, was um mich vorging."

„O! wie habe ich dabei gelitten; ich fürchtete, sie würden mich lebendig begraben, und ich hörte, wie ein Arzt zu einem andern sagte: „da ist wenig Hoffnung; lassen wir ihn!"

„Ich bereitete mich auf mein Ende; was hatte ich zu hoffen? Der Tod erschien mir nicht schwer, er erschien mir als das Einzige, mich von unsäglichen Schmerzen zu befreien."

„Da kam einer unserer Aerzte an mein Lager; er war abgesendet worden, nach uns zu sehen. Ich segne die Stunde seiner Ankunft. Er untersuchte meine Wunde, er war der Erste, der mir wahre Theilnahme schenkte — er entfernte die Kugel aus derselben."

„Es that ihm offenbar weh, mir zu sagen, daß für mich große Gefahr sei. Er versuchte sie abzuwenden; alle Tage wiederholte er seinen Besuch, selbst in Begleitung anderer Aerzte; mein Zustand hatte sich nicht gebessert. Der ganze Schenkel war von einer schwärzlichen Farbe, in der Wunde selbst hatte ich wenig Gefühl, aber der untere Theil meines Körpers schien mir wie von Messern durchwühlt zu werden. Sie sprachen lange über mich, und zwar lateinisch. Ich schloß daraus, wie es stand. Dann blieb er allein bei mir. Sein Gesicht war bewegt."

„Mein armer Freund," sagte er, „ich bringe Ihnen eine schmerzliche Nachricht. Aber Sie sind Soldat, Sie haben Muth. Wenn Sie gerettet werden, wenn Sie leben wollen, müssen Sie Ihr Bein opfern."

„Ich hatte gefürchtet, daß es so kommen würde, aber als er mir dieß eröffnete, fühlte ich mein Herz beben. Es ist bald gesagt, daß der oder jener amputirt wurde; wer denkt viel dabei, der seine gesunden Glieder besitzt — —? Aber es ist furchtbar, wenn man bei voller Besinnung, jung wie ich noch bin —, sich zu einem Krüppel gemacht sehen soll. Was half's? Ein Funken von elender Lebensliebe glimmte auch noch in irgend einem Winkel meines Körpers. Wenn man gesund ist und sich seiner Tage erfreut, denkt man oft, daß man das Leben leicht hinwerfen kann; wenn es aber geschehen soll in der letzten Stunde der Entscheidung, greift man mit unbegreiflicher Hast darnach und sucht es zu halten. Dann kam noch der Stabsarzt an mein Lager. Es war ein tüchtiger Mann. „Mein braver Kamerad, ich habe ein schweres Wort mit Euch zu reden," sprach er, „es gilt den Entschluß eines Mannes — Euer Bein oder Euer Leben! Trefft Eure Wahl; es giebt sonst keine Rettung." Ich traf diese Wahl. Zwei Krankenwärter trugen mich in den Operationssaal; ich bin nicht furchtsam, ich habe Muth wie irgend einer, aber ich zitterte am ganzen Leibe."

„Seien Sie ruhig, mein Freund, Sie werden keine Schmerzen empfinden." — Ich glaubte, daß er es nur sage, um mich zu trösten und aufzurichten. Ich vertraute seinem Worte nicht. Sie legten mich nieder. Man hielt mir an Mund und Nase einen Schwamm: ich athmete

voll und tief den berauschenden Duft. Meine Sinne schwanden. Als ich erwachte, wußte ich erst nicht, was mit mir geschehen. Ich sah die Aerzte um mich, sah blutige Instrumente, — — Herr Gott — — ich blickte nach meinem Fuß — er war hinweg — — dicht unter meinem Körper war er hinweg, ich besaß nur noch einen kurzen Stumpf! — — ich kann nicht schildern, was ich in dem ersten Augenblick fühlte, als ich meine Lage verstand — es war nur ein Augenblick, doch wie schnell vermag man in ihm zu denken.

„Es ist nur wenig geblieben, mein armer Freund," sagte der Arzt, „aber es war nicht anders möglich."

„Ich hatte die ersten vierundzwanzig Stunden keine Schmerzen; es war, als hätte ich meinen Fuß noch. Ich schlief und träumte, daß es so sei. O! wie glücklich, wie beseligt war ich bei diesem Traume. Aber dann erwachte ich — — dann sah ich den Stumpf — o! dieses erste Erwachen! Und dann, welche Schmerzen habe ich ausgestanden, als die Welle des Blutes in ihn schoß, um die alten Kanäle zu suchen — — gräßlich —! Sie haben mir später noch ein Stück Knochen ausgebrochen — es wollte sich nicht lösen, sie rissen erst nur das Mark heraus — ein fremder Arzt, der die Hospitäler bereiste, war auch zu mir gekommen und hatte gesagt, daß das nöthig sei, er zerbrach dann mit einer Zange das Knochenstück tief in der Wunde — — es war gräßlich, gräßlich — — ich hätte niemals geglaubt, daß der Mensch im Stande sei, so viele Qualen zu ertragen, daß seine Nerven solchen Schmerz auszustehen vermögen — —, es ist mir, als blicke ich auf unaussprechlich entsetzliche Träume, die mich marterten, und wäre mein verlorner Fuß nicht, ich würde sie nicht für wahr halten." —

Der kräftige Mann, der an dem Bette des jungen Invaliden sitzt, und so munter drein schaut, als habe ihm nie etwas gefehlt, er hat nicht minder seine Schule durchgemacht. So groß und kräftig er ist, es gab eine Zeit, wo er schwach war wie ein Kind. Es ist ein Reiter, der bei Brosnitz schwer gezeichnet wurde, er gegen drei, ein schlimmes Verhältniß vom arithmetischen Standpunkte aus. Er hat sich seiner Haut tüchtig gewehrt, doch als er den einen vom Pferde gehauen, trafen ihn zwei scharfe Hiebe, der eine in das Gelenk der rechten Hand, der andere tief in den Nacken. „Es wurde schwarz vor meinen Augen; der Zügel entfiel mir; ich sank vom Pferde. Als ich aus der Ohnmacht erwachte, hing

meine Hand nur noch an Muskeln und Flechsen. Es war ein böser, tiefer Hieb, und aus der breiten Wunde meines Kopfes strömte das Blut nicht minder. Andere Verwundete lagen umher, sonst aber niemand bei uns. Ein paar Civilisten nahten sich; ich rief sie an; sie kamen. Ich gab von dem Verbandzeug, das wir bei uns führten, und sie verbanden mich. Aber mitten darin fielen seitwärts einige Kanonenschüsse, und sie liefen davon wie Hasen. Später kamen andere; sie schafften uns in ein preußisches Hospital, was hinter Olmütz gelegen war. Es war bei den barmherzigen Brüdern, guten Leuten, aber alles andere, Lagerstatt und Kost taugte nicht viel. Wir lagen 75 Mann da, darunter 14 Sachsen; ein Krankenwärter zu unserer Pflege war nicht vorhanden. Später kam ich in ein östreichisches Hospital, wo es freilich noch schlechter war. Die Kost kaum zu genießen, das Brod so schwarz wie mein Mantel; oft hatten wir nur das. Es fehlte an allem; erst später trafen große Vorräthe ein, dann freilich war kein Mangel mehr, ich aber kam damals gerade fort, wiederum in ein preußisches Hospital, und später von da nach Olmütz, dann nach Brünn und endlich hierher."

So haben sie alle das Ihre zu erzählen und ein Jeglicher etwas Besonderes dabei; und weit herum sind sie alle gekommen, das muß man sagen. Alle endlich haben in einem Punkte ihrer Urtheile etwas Uebereinstimmendes, so daß gegen die Wahrheit desselben kaum gegründete Zweifel erhoben werden können. Kaum Einer, der nicht eine harte Schule hinter sich weiß und fast unglaublich scheinende wunderbare Dinge ertragen hat.

Es ist anziehend, sich mit diesen vielgeprüften Männern stundenlang zu unterhalten und zu hören, was sie in ihrer ursprünglichen Anschauungsweise mittelbar unter der Gewalt eines ersten Eindruckes erzählen. Ich vermag nicht, das Detail ihrer Schilderungen wiederzugeben, oder vielmehr ich will es, aus mancherlei Gründen, meinem Tagebuche nicht entnehmen, aber ein Buch mit diesen Krankengeschichten erfüllt, dürfte sicher sein, Theilnahme zu erregen.

Sie haben meist alle eine kernige Ausdrucksweise; die Intelligenz, die unserem Volksstamme in allen seinen Theilen innewohnt, giebt ihren Mittheilungen eine lebendige Gestalt.

Sie besitzen eine Beobachtungsgabe, welche sie auf eine höhere Bildungsstufe erhebt, als ihr positives Wissen sie ihnen zutheilt. Sie tragen etwas von einem philosophischen Instinkt in sich, der sie inspirirt und Verhältnisse richtig durchschauen läßt, welche manchem gelehrten Manne räthselhaft bleiben, so lange er lebt, die von vielen andern niemals begriffen werden, oder nicht begriffen werden wollen.

Brechen wir ab — — zurückdenkend an alles das und an alle sie, füllt auch mein Herz jene weiche Stimmung, welche an die Wunderwerke der Erinnerung die Träume des Vergangenen knüpft. Sagen wir allen ihnen Lebewohl. Auch ihr, dieser leeren Stätte, die inmitten aller der anderen steht. Sie ist seit heute erst leer, und bis heute war sie das Lager eines Greises. Er war! —

In ihm lag ein alter, grauhaariger Mann, viele Wochen hindurch. Er stand wohl nahe an Siebzig. Der Veteran war ein Büchsenschäfter; als es in das Feld ging, wollte er nicht zu Hause bleiben. Er zog mit, der alte Kriegsmann. Bei einem der vielen nächtlichen Allarmen, wo es oft darunter und darüber ging, stürzte die schwere Kiste eines Bagagewagens auf seinen Fuß und brachte ihm eine Wunde bei, welche für einen jungen, kräftigen Körper vielleicht nicht viel zu bedeuten gehabt hätte, der aber die schon durch die Strapazen tief gesunkene Lebenskraft des alten Mannes nicht zu widerstehen vermochte. Zuerst hatte er gute Hoffnung und war munter; es gefiel ihm inmitten des wechselvollen Lebens, das ihn umgab; es war seine Unterhaltung. Er lag still lächelnd auf seinem Lager, rauchte dann und wann ein paar Züge und war immer freundlich und mittheilsam. Wir wollten ihn in eines der besonderen Zimmer betten. „Lassen Sie mich hier," bat er; „ich bin ans Leben gewöhnt, an Thätigkeit, ans Schaffen; wenn ich es nicht selbst sein kann, freut es mich, andere rührig zu sehen. Allein mag ich nicht sein; ich würde noch kränker durch die Einsamkeit werden." Er blieb. Noch schmeckten ihm die kräftigen Speisen, die er erhielt. Aber seine Wunde verschlimmerte sich. Sie nahm einen unreinen Character an. Es lag damals etwas in der Luft, was nicht zuträglich war. — Er wurde stiller; er lächelte nicht mehr, der alte Mann. — Er bat mich ein paar Mal, daß ich an die Seinen schreiben möchte, und freute sich, wenn er Antwort erhielt. Er sprach mit Liebe von seinen Kindern und Kindeskindern und hoffte sie wiederzufinden. Er bildete einen Gegenstand un-

ferer lebhaften Theilnahme; der, welcher neben ihm lag, obwohl auch körperlich schwer leidend, aber doch geistig frisch, las ihm stundenlang vor.

Aber mehr und mehr verfielen seine Züge. Er rauchte nicht ferner, sprach nur selten und ohne Theilnahme, nicht mehr erhellte sein friedliches, stilles Lächeln die verfallnen Züge seines Gesichtes.

Er schlief viel und öffnete seine Augen immer seltener. „Es wird wohl alle werden," sagte er eines Morgens, — „nun was hilft's, alt genug bin ich dazu — ich habe gelebt so gut und so recht, als es sein soll — — ich kann gehen — —."

Dann schlief er wieder ein, den ganzen Tag, die ganze Nacht. Es kam noch ein Brief an ihn mit Geld aus der Heimath. Er hat ihn nicht gelesen, denn er ist an diesem Morgen gestorben. Er hat sich noch einmal umgewendet, aber dann ist er sanft hinüber geschlummert, der gute alte Mann — —! Da ich an seinem leeren Lager stehe, fehlt er mir; ich war gewöhnt bei ihm alltäglich zu verweilen und mit ihm zu reden, ihm wenigstens ein Wort des Trostes zu sagen. Nun ist er still und stumm! — Er sollte nicht heimkehren in das Vaterland, nicht sollte ihn die Vatererde decken.

Doch ist es nicht, als trüge die Luft die Klänge eines vollen Musikchores zu dem Ernste dieses Saales?

Sind das nicht die rhythmischen Töne eines kriegerischen Marsches, welcher in schmetternden Trompetenfanfaren emporjubelt?

Freilich wohl! Lassen wir uns von diesen Melodieen führen. Wir sind im Garten.

Sommer und Sonnenlicht liegt über ihm, seine langen Gänge sind gefüllt mit Gesundenden. Die, welche noch nicht so weit zu gehen vermochten, wurden unter die Schatten der alten Bäume getragen. Da stehen auf dem grünen Rasen unter dem feinen Geäste der Akazien und den leise zitternden Blättern der Silberpappel viele Lagerstätten, aus denen zwar blasse Gesichter, aber zufriedene, glückliche Augen blicken.

Sie alle lauschen den heiteren Klängen. Ein volles Militärmusikchor musicirte von Zeit zu Zeit in dem Garten des Hospitals, um die Kranken zu erheitern.

Und eine wahre Erheiterung wird ihnen dadurch bereitet, eine Freude, welche so stark ist, daß sie von einer Apotheke, die von den Erträgnissen des Hospitals leben müßte, nach Procenten berechnet werden könnte.

Tische und Bänke sind aufgeschlagen, auf ihnen sitzen, um die knorrigen Stämme der Bäume, in den Bosquets, an allerlei lauschigen Plätzen, unter dem epheuumrankten Mauerwerk einer Ruine lagern die, welche in der sichern Genesung begriffen sind. Weiße Decken sind ausgebreitet, damit die Kühle des Rasens ihnen nichts schadet; Cigarren und Tabak, Kaffee, Soda- und Selterswasser wird kredenzt, — — sie singen liebe Lieder der Heimath in den Pausen, welche die Musik macht.

„Eine Polka, spielt mir eine Polka!" ruft ein bärtiger Jäger, der seinen Arm in der Binde trägt, und dessen Brust die Medaille schmückt.

Die lockenden hellen Töne erklingen! — Sie tanzen unter sich, in der That: sie tanzen. Sie, die noch vor Tagen nicht wußten, ob ihr Fuß die Erde wieder betreten, ob ihr Auge noch einmal von dem fluthenden Sonnenlicht getroffen werden würde, sie tanzen!

Der Dirigent und der freundliche Vorstand der chirurgischen Station machen bedenkliche Gesichter; sie mahnen zur Vorsicht, aber sie lachen, als sie sehen, wie es dort Zwei, trotz ihrer Krücken, versuchen, sich nach dem Polkatact zu bewegen.

Aus den Fenstern des Hospitals blicken wehmüthige Augen hernieder, sehnsuchtsvoll hoffen sie, bald auch auf grünendem weichen Rasen wandeln zu können, von rauschendem Laub beschattet zu werden.

Himmelan tönt der Jubel. Auch die helle Freude hat ihre Dankgebete, sie weiß selbst nicht, wie innig sie dieselben zu den Wolken emporsendet. Musik ist ein Zauber, der auch finstere Herzen erschließt. Und nun erst diese Männer, welchen des Lebens heitere Stunden fremd geworden waren, wie wogen ihre Gefühle mächtig empor, wie gedenken sie dessen nicht, was hinter ihnen liegt.

Fremde finden sich dazu, die Beamten des Hauses, in dem das Hospital errichtet, mit ihren blondlockigen schönen Töchtern; schelmisch blickende Augen, welche überall willkommen sind, lachen hernieder zu den Gruppen, helle Gewänder leuchten durch das Grün dunkler Laubgänge. —

Es ist ein Stück Poesie bei dem allem — mehr noch: es ist Freude in jedem Herzen! Des Glückes Sonnenlicht strahlt aus Augen, die kummervolle Tage umflort hatten! —

Aber der Abend naht — es wird kühler!

Blast noch einen feurigen Kriegsmarsch, tragt dazu die Kranken zurück in ihre Säle, zurück Ihr alle in das Quartier, das jetzt für Euch aufgeschlagen ist.

Und nun der Schluß von dem Kapitel mit dem Ende von dem Hospital; denn Alles hat sein Ziel, dann und wann sogar auch der Patriotismus.

Man dachte in dem großen, stattlichen Gebäude, daß man davon genug bewiesen habe.

Man war überdrüssig, die kranken bleichen Männer, das Fieber in Räumen zu wissen, die anderen Zwecken dienten.

War nicht der Friede zurückgekehrt? Zu was noch jetzt Unbequemlichkeiten und Lasten sich auferlegen, welche man nur während des Krieges erträgt? Mögen diese Kranken und Verwundeten sehen, wie sie anderweit sich unterbringen! —

Man sagte, daß man der Räume selbst bedürfe.

Aber es dauerte vielleicht zu lange, ehe der Auszug vollendet war. Um dem vorgeschützten Drang der Umstände einen thatsächlichen Ausdruck zu verleihen und zur Eile zu mahnen, wendet man eine douce violence an, mit der man im gewöhnlichen Leben schon Gesunde auch aus den liebgewordensten Räumen zu treiben vermag. Und nun erst Kranke!

Eines schönen Tages kam ein Heer von Maurern und Zimmerleuten über das Hospital und durchdrang alle seine Zimmer und Winkel mit emsigem Scharfblick; zu seiner Unterstützung folgte eine Reserve kerniger Scheuerfrauen, mit Bürste und Scheuerfaß wohl armirt.

Ueberall in den Sälen, wo kaum die Kranken schnell genug entfernt werden konnten, ja während sie noch in ihnen sich befanden, in den langen Corridoren, vor Zimmern, in denen sie noch mit dem Fieber kämpften, überall begannen Kelle und Hammer, Pinsel und Kalk sein Werk. Ein erstickender Staub erfüllte das ganze Gebäude. Von früh bis Abend wurde gemauert, gehämmert, gekalkt und geweißt.

Die armen Kranken, die Aerzte, die Beamten, die Diakonissen, sie flohen aufgescheucht von Ort zu Ort, und wo sie sich sicher wähnen moch-

ten, da mußten sie wenigstens die resolute Scheuerfrau mit der Bürste finden.

Dabei war keine Poesie!

Das Hospital wurde denn auch aus dem schönen Gebäude gescheuert, gewaschen, gemauert und geweißt. —

Es wußte selbst nicht, wie schnell es heraus war.

Und seine Kranken?

Viele edle, hohe Männer hatten sich schon vorher erboten, einen guten Theil in ihre schön gelegenen, gesunden Landsitze aufzunehmen, um ihre Reconvalescenz zu beschleunigen. Andere, die schwerer krank waren, wurden in benachbarte Hospitäler transportirt, für noch einige errichtete die hohe Frau, von der wir früher sprachen, ein Hospital in ihrer Nähe. Auseinander, zerstoben, zerstreut, aufgelöst, das noch vor wenig Zeit so schöne und so schmucke Hospital.

Man lerne aus dieser Erfahrung, daß man bei der Etablirung eines Hospitals auch zu berücksichtigen hat, in wie weit man vor einem ähnlichen Vorgang geschützt bleibt.

Aber sei es. — — Innerhalb jenes Hospitals ward von vielen der theuerste Besitz wieder gefunden: die Gesundheit.

Vielen ist Rettung von Todesnöthen geworden, und alle, so denke ich, die in ihm weilten, werden mit Liebe sich dessen erinnern, was sie gefunden. Mag auch diese Erinnerung mit Schmerz und Trübsal sich verketten, so haben sie doch diese bösen Begleiter des menschlichen Lebens dort zurückgelassen und niemals sollen sie dieselben wieder finden.

Und war auch das Ende weder schön noch gut, *vieles andere* ist es dennoch gewesen.

XV.

Das Sanitätswesen der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Dem stehenden Heer, welches die vereinigten Staaten während des Friedens unterhalten, ist bekanntlich nach europäischen Begriffen nur der Rang einer Miliz beizumessen. Als sich dieser große Staat in einen Krieg von ungeheuren Dimensionen verwickelt sah, der ihn bis in seine Grundfesten erschütterte, mußte er die hierzu nöthige Armee mit allen ihren kostbaren Apparaten, mit allem, was an Administrations- und sonstigen Anstalten dazu gehört, fast aus dem Nichts schaffen. Die Blicke aller Fachmänner waren auf die Lösung dieser schwierigen, fast unmöglich scheinenden Aufgaben gerichtet. Amerika löste sie. Aber nur die dortigen, eigenthümlichen Verhältnisse und ein ungeheurer Reichthum machten diese Lösung möglich. Man irrt in der Annahme, bei uns wäre ähnliches zu erzielen. Der beiderseitige Standpunkt ist ein weit verschiedener.

Hätten die vereinigten Staaten in diesem vernichtenden Kriege einer disciplinirten, geübten europäischen Armee gegenüber gestanden, so dürfte wohl kein Urtheilsfähiger zweifeln, daß der Verlauf desselben ein anderer gewesen sein würde.

So aber kämpfte Volksheer gegen Volksheer. Indeß schon, daß eines derselben aus einem Kern tüchtiger Berufssoldaten bestand und eine Mehrzahl wissenschaftlich gebildeter Officiere besaß, gab ihm eine lange Zeit hindurch das Uebergewicht über die numerisch weit stärkere Armee des Gegners.

Aber wie immer an das Kriegswesen der vereinigten Staaten mit mehr Behagen als Geschicklichkeit Declamationen gegen die stehenden Heere sich knüpfen, so hat auch der Verlauf und Ausgang des letzten Krieges der Volkstribüne einen großen Gedankenreichthum geliefert.

Man verzeihe mir, wenn auch ich für einen Augenblick mich dieser Zeitfrage zuwende. Ich bin Soldat von Beruf, und dieselbe ist von zu großem Interesse, um mir nicht die Erlaubniß zu erbitten, für kurze Zeit das Thema zu verlassen, um einer Variation zu folgen.

Nur einige Worte in dieser Sache!

Man ist betreten über die großen Kosten der stehenden Heere. Die

Staatsökonomie verlangt nach einer Bürgerwehr, nach Volksarmeen. Warum nicht? Sie sind vielleicht billiger, aber sie sind nur dann möglich, wenn sie von allen Staaten ohne alle Ausnahme eine gleichzeitige Einführung finden, denn nur dadurch werden die Gefahren derselben paralysirt. Oder glaubt ein verständiger Mensch im Ernst, daß es heutigen Tages für einen Staat allein möglich sei, seine Sicherheit einer Volksarmee anzuvertraun? — Alle Börsenpapiere eines Staates mit seinem gesammten Credit würden an dem Tage, an welchem er seine stehende Armee verabschiedete, weit unter Null fallen.

Einen Augenblick zu der Geschichte, der großen Lehrmeisterin in zweifelhaften Fragen. Sie belügt uns nicht durch schöne Worte, sie spricht Thatsachen.

Bilden heutigen Tages die Heere, wie man sagt, wirklich nur die Werkzeuge despotischer Gewalt? Sind sie nichts anderes, als eine beständige Gefahr sowohl für die Rechte des Volkes, als die des Staates? Sicher nicht innerhalb aufgeklärter Nationen, wo diese Heere aus dem intelligenten Theile des gebildeten Volkes bestehn.

Die Sprecher, welche gegen sie schreien, fanden von jeher eine leichte Arbeit und ein dankbares Publikum. — Wenn es irgend eine Verlegenheit für sie gab, so war es höchstens ein allzu reichhaltiger Stoff, in welchem sie ihre Auslese halten mußten.

Auf ihrer Seite fanden sich immer historische Gemeinplätze ohne Zahl, die Autorität einer Menge berühmter Namen, alle Vorurtheile, alle Ueberlieferungen, der Beifall jener großen Mehrzahl, welche die Gewohnheit hat, die Arbeit des Denkens auf andere zu übertragen.

Jede Generation hat ihren eigenen kritischen Kanon, sowohl in den politischen Glaubenssachen, als in finanziellen Systemen, und überhaupt in allen den veränderlichen Geschmacksrichtungen, die man „ausgemachte Fragen“ und „festgestellte Meinungen“ nennt.

Es gilt als eine ausgemachte Sache, als ein Grundprincip demokratischer geheimer Staatsweisheit, daß ein stehendes Heer und eine freie Verfassung nicht zusammen bestehen können. Da aber für viele Leute die Freiheit weit unter dem Geldbeutel steht, so escomptirt man ihnen zu Liebe die Behandlung jener Frage von ersterer hinweg in den Bereich des letzteren; man verwandelt den versteckten Grundgedanken in eine finanzielle Operation. In diesem Punkte besitzt auch der conserva-

tive, stille Biedermann, dessen erste Bürgerpflicht Ruhe ist, eine große Empfindbarkeit. Ihm zählt man jeden Pfennig und jedes Commisbrod vor, welches von der stehenden Armee verschluckt wird. Für die Masse, die nichts besitzt als sich selbst, giebt es noch heute die alten guten Schlagwörter, denn fragt man: was hatte die berühmten Staaten Griechenlands zu Grunde gerichtet, was das mächtige Römervolk zu Sclaven gemacht, die italienischen Republiken des Mittelalters in Herrschaften und Herzogthümer verwandelt? Die Heere!

Wie kam es, daß so viele Königreiche des modernen Europa von beschränkten Monarchieen sich in absolute verwandelten?

Dadurch, daß ein kluger König die stehenden Armeen erfunden hatte.

Was anders als sie war für die Generalstaaten Frankreichs, die Cortes von Castilien, den Großjustitiarius von Aragonien verderblich gewesen? —

Mit Hülfe von ermietheten Berufssoldaten vermochten es Abenteurer, freie Nationen zu unterjochen und legitime Herrscher abzusetzen. Pisistratus, Timophanes, Dionysius, Agathokles, Marius und Sulla, Julius Cäsar und Augustus Cäsar, das von seinen eignen Söldnern belagerte Karthago und das von seinen prätorianischen Cohorten feilgebotene Rom; der von seinen Janitscharen geschlachtete Osman und Sforza, den seine Schweizer in die Gefangenschaft verkauften, alles waren von jeher gefällige Beispiele für die Gefährlichkeit des handwerksmäßigen Soldatenthums, und man wußte ihnen eben so viel Schönes für die Bürgerwehren an die Seite zu stellen, wodurch man die Doctrin, daß sie nichts Großes zu vollführen im Stande seien, aus der alten und neuen Geschichte zu widerlegen glaubte.

Sei nicht die lacedämonische Phalanx in den besten Tagen Lacedämons, die römische Legion in Roms besten Tagen nur eine Volks- oder Bürgerwehr gewesen?

Es mag zugegeben werden, daß die große Stärke der gegenwärtigen stehenden Heere das Budget schwer belastet, und eine Abminderung desselben im Interesse anderer Beziehungen wünschenswerth, vielleicht sogar geboten ist. Aber da es wohl ohne allen Zweifel noch immer für die Vertheidigung des Vaterlandes entbrannte Kriege geben, und es jedem einsichtigen und unbefangenen Manne einleuchten wird, daß ein aus regulären Truppen gebildetes Heer bei weitem tüchtiger ist, als eines, das

aus Bauern besteht, die man vom Pfluge, — aus Bürgern, die man vom Krämertische hinweg ruft, so muß man sich eben entschließen, zwischen zwei Gefahren die minder größere zu wählen, eine Wahl, die zuweilen das Einzige ist, was den weisesten Männern übrig bleibt.

Das Mißliche, stehende Armeen im Frieden zu erhalten, um sie zu haben, und das Mißliche, sie zwar nicht, aber dafür mehr Geld und weniger Steuern zu haben, sind zweierlei Dinge, die sich sofort durch die Frage beantworten: wird je auch die beste Bürgerwehr gewachsen sein, einen Kampf im offnen Feld mit ausgedienten Soldaten zu führen, deren Leben bis dahin eine Vorbereitung für den Schlachtentag gewesen ist? — Die Beispiele, welche man bisher für die Großthaten von Soldaten, welche man von der Tenne und vom Schreibtische zu den Fahnen rief, anzuführen beliebte, sind zumeist nur Aufgaben für Schulknaben. Sie sind von Autoritäten so gründlich widerlegt worden, daß ich nicht auf sie zurückkomme. Man stützt sich aber dennoch auf die Beispiele des großen Alterthums. Indeß wer die alte Literatur studirte, weiß, daß die herbeigezogenen Beispiele die Doctrin widerlegen, welche sie beweisen sollen. Das müßige Geschwätz über das Volkskriegerthum der Lacedämonier findet seine bündigste Beseitigung in dem Beleg, daß der gesammte lacedämonische Staat ein **stehendes Heer** war, welches das ganze übrige Griechenland in Schrecken setzte. Der Spartaner hatte keinen andern Beruf als zum Kriege. Von Künsten, Wissenschaften und Literatur wußte er nichts, die Arbeit mit dem Spaten und am Webstuhle und den Gewinn des Handels überließ er verachteten Leuten einer niedrigeren Abkunft. Sein ganzes Dasein von der Kindheit bis zum Greisenalter war eine lange, unausgesetzte, militärische Uebung.

Mittlerweile verwandten die Athener, die Korinther, die Archiver, die Thebaner ihre Hauptaufmerksamkeit auf ihre Olivengärten, ihre Weinberge, ihre Magazine und Arbeitshäuser und nahmen Schild und Speer nur auf kurze Zeit und nach langen Zwischenräumen. Der Unterschied also zwischen einer lacedämonischen und einer anderen Phalanx war lange Zeit eben so groß, wie der Unterschied zwischen einem Regiment deutscher Kerntruppen und einem Trupp Freischärler oder einer städtischen Communalgarde.

Lacedämon behauptete folglich so lange die Oberherrschaft in Griechenland, bis andere Staaten anfingen, reguläre Truppen zu verwenden.

Dann war seine Oberherrschaft am Ende. Lacedämon fiel, als es gegen andere stehende Heere zu kämpfen hatte. Die Lehre, welche man aus seinem Aufschwung und Falle füglich ziehen kann, ist beherzigenswerth; es ist diese: daß Gelegenheitssoldaten den regulären Soldaten auf die Dauer eines Kampfes nicht gewachsen sind. Sie spricht sich in keinem andern Falle so deutlich und unabweisbar aus, als in der Geschichte des Sinkens von Lacedämon. Die erste große Demüthigung traf die Lacedämonier bei Sphakteria. Sie wurden dort von Truppen besiegt, die aus dem Kriege ein Handwerk machten. Die Macht, welche Kleon mit sich von Athen nach dem Busen von Pylos führte und welche den Ausschlag der Schlacht bewirkte, bestand aus Miethsoldaten: scythischen Bogenschützen und thracischer leichter Infanterie. Den Sieg, den die Lacedämonier über die große verbündete Armee bei Tegea gewannen, sühnte zwar das Unglück von Sphakteria, doch auch hier zeigte es sich augenscheinlich, daß die Lacedämonier, obwohl Gelegenheitssoldaten weit überlegen, doch den Soldaten von Handwerk nicht gewachsen waren. Auf allen Punkten warfen sie ihre Gegner zurück, aber auf einem Punkt wichen sie, und das war, wo sie einer Brigade von tausend argivischen Kerntruppen gegenüberstanden, welche der Staat, dem sie angehörten, viele Jahre auf öffentliche Kosten für den Krieg geschult hatte und welche in Wirklichkeit ein stehendes Heer war. Später hieb Iphikrates an der Spitze eines Söldnerheeres leichter Infanterie eine Abtheilung des Heeres des Agesilaus, fast bis auf den letzten Mann nieder. Aber vom Tage bei Leuktra ging Sparta seinem Falle rasch und gewaltsam entgegen. Einige Zeit vor jenem Tage hatten die Thebaner den Entschluß gefaßt, das Beispiel nachzuahmen, welches die Archiver vor Jahren aufgestellt hatten. Einige Hundert riesiger, sorgfältig ausgesuchter Jünglinge wurden unter dem Namen „heiliges Corps" ausgeschieden, um ein stehendes Heer zu bilden. Ihr Geschäft war der Krieg. Sie campirten auf der Citadelle, wurden auf Staatskosten unterhalten und durch unausgesetztes Exerciren die ersten Soldaten Griechenlands.

Sie waren stets siegreich, bis sie bei Chäronea Philipps wunderbar disciplinirter Phalanx gegenüberstanden, und selbst bei Chäronea wurden sie nicht in die Flucht geschlagen, sondern in ihren Reihen niedergehauen, kämpfend bis aufs Aeußerste. Es war dieses Corps, welches geführt von großen Generalen der lacedämonischen Macht den entscheidenden Schlag

gab. Nicht Entartung unter den Lacedämoniern führte ihren Fall herbei. Bis zu den Zeiten des Pyrrhus waren sie in allen militärischen Fähigkeiten ihren Vorfahren, den Siegern von Platää ebenbürtig. Aber ihre Vorfahren bei Platää hatten nicht solchen kriegsgeübten Feinden zu widerstehen.

Dieselbe Lehre ist der römischen Geschichte zu entnehmen. Die stattlichste Bürgermiliz, welche jemals existirte, dürfte wohl die Italiens im dritten Jahrhundert v. Chr. gewesen sein. Wer hätte zweifeln sollen, daß sieben- oder achthunderttausend streitbare Männer, denen es sicherlich weder an tapferem Muth, noch an patriotischem Sinn fehlte, nicht im Stande seien, ihren eignen Herd und ihre Altäre zu schützen?

Ein Angreifer kam mit einem kleinen, durch den Marsch über die Alpen erschöpften, aber an Schlachten, Belagerungen und an die Disciplin der Kriegskunst gewöhnten Heere. An seiner Spitze durchkreuzte er die Halbinsel von einem Ende zum anderen, gewann eine Reihe von Siegen gegen eine ungeheure numerische Ueberzahl, schlachtete die tapfere Jugend Latiums zu Zehntausenden, fegte die zersprengten Trümmer ihrer Heere von dem Erdboden, lagerte vor den Mauern Roms, behauptete sich zehn Jahre hindurch in dem feindlichen Land und wurde von den Bewohnern desselben erst zurückgetrieben, als sie durch eine grausame Lehre nach und nach die Kunst des Widerstandes gefunden hatten.

Es ist unnütz, die Namen großer Schlachten zu wiederholen, welche im Mittelalter durch Männer, welche den Krieg nicht zu ihrem Hauptberuf machten, gewonnen worden waren. Jene Schlachten beweisen nur, daß eine Bürgermiliz die **andere** schlagen könne; nicht, daß eine Bürgermiliz eine reguläre Armee zu schlagen im Stande ist. Es ist möglich, daß eine Bürgermiliz in einem lang währenden Kriege die Eigenschaften und Gewohnheiten von Armeen erwirbt, die aus den Berufssoldaten besteht, und daß sie nach Jahren einen eingedrungenen Feind aus ihren Grenzen treiben wird, aber sicher erst nach einem Krieg, ähnlich dem, welchen Hannibal in Italien geführt hatte. Sicher erst, nachdem eine Menge Städte geplündert und große Provinzen verwüstet worden, nachdem Reichthum sich in Armuth verwandelt hätte, und Massen wackerer Landleute und Bürger umgekommen wären an Tagen der Metzelei gleich furchtbar, wie jene am Thrasymenus und bei Cannä. Man verzeihe einem Soldaten von Beruf diese lange Ab-

schweifung. Sie war nöthig, um gewissen Urtheilen entgegenzutreten, die man nur allzuhäufig auf Grund jenes amerikanischen Krieges und in absichtlichem oder willenlosem Verkennen der Verhältnisse auf Rednerbühnen und in Zeitschriften begegnet.

Doch nun zurück zu unserem Thema.

Amerika hatte für den Beginn des Krieges alles zu schaffen, was ein solcher beansprucht. Es ist das keine Kleinigkeit. Und die Opfer, welche es in der ersten Zeit nur für negative Erfahrungen brachte, waren so bedeutend, daß es dafür viele Friedensjahre hindurch ein stehendes Heer von entsprechender Stärke mit allen seinen Zweigen hätte erhalten können.

Auch das Feldsanitätswesen war zu schaffen. Man muß dabei zugeben, daß es in allem mit Geschicklichkeit verfuhr. Es kostete auch hierbei Zeit, Geld und Menschen; aber wir finden schließlich dieses unter den dringendsten Gefahren, in dem Augenblick des Bedarfes geschaffene Sanitätswesen durch die Maßnahmen dieses schnellhandelnden, practischen und energischen Volkes auf den Standpunkt gehoben, der den vieler wohlausgebildeter europäischer Armeeen bedeutend hinter sich zurück läßt.

Es lohnt sich wahrhaft der Mühe, einen Blick darauf zu werfen — um von ihm zu lernen.

Herr Dr. v. Haurowitz, kaiserlich russischer Geheimrath und Generalinspector des Sanitätswesens der kaiserlichen Marine, fand sich von seiner Hohen Regierung speciell beauftragt, von jenen Einrichtungen an Ort und Stelle Kenntniß zu nehmen, und veröffentlichte die gefundenen Resultate in einem sehr schätzbaren Werke*), dem ich bei der nachstehenden Mittheilung in der Hauptsache folge:

Das Sanitätswesen der regulären Armee vor dem Ausbruche des letzten Krieges war, so wie die ganze Organisation der kleinen Armee der englischen nachgebildet.

Ein Generalarzt an der Spitze seines Bureau in Washington leitete alle Geschäfte, die auf das Sanitätswesen Bezug hatten, nach einem

*) Das Militärsanitätswesen der Vereinigten Staaten von Nordamerika während des letzten Krieges, nebst Schilderungen von Land und Leuten von Dr. von Haurowitz. Stuttgart, Verlag von G. Weise. 1866.

Reglement, welches möglicherweise für die kleinen Truppen und ihre Verwendung genügte. Die ganze Zahl der überhaupt angestellten Militärärzte belief sich auf 107.

Anders gestalteten sich die Verhältnisse bei dem letzten Kriege. Die riesigen Dimensionen desselben, die schnell nach einander folgenden Aufgebote zu den Waffen, wodurch der effective Stand des Heeres schon im ersten Jahre auf 500,000 Mann stieg, machte es dringend nothwendig, das Sanitätswesen im gleichen Verhältnisse zu entwickeln, und doch fehlte es anfänglich an allem, was dazu gehörte, um selbst nur den einfachsten dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen. Der gänzliche Mangel an Aerzten, Gehülfen, Krankenwärtern, Hospitälern, Medicamenten, Instrumenten und allem Erforderlichen zur Aufnahme und Verpflegung der Kranken und Verwundeten erregte Schrecken und Verwirrung nicht nur im ganzen Heere, sondern auch im Volke. Um so mehr, da die ganze Armee aus Vätern, Brüdern und Söhnen bestand, die so plötzlich aus ihren friedlichen, bürgerlichen Beschäftigungen herausgerissen, anfangs den ungewöhnten, mannigfaltigen Beschwerden des Kriegslebens unterlagen. Unter solchen Umständen entstand die so berühmt gewordene **Sanitäts-Commission**, die durch ihre rastlose Thätigkeit dem Uebel zu steuern bemüht war.

Während der ersten zwei Jahre des Krieges wurde mehrmals mit den Chefs des Sanitätswesens **gewechselt**, weil sie der großen Aufgabe nicht gewachsen waren. Da endlich übernahm die Leitung desselben ein Mann, der sowohl durch seine practische Erfahrung, wie durch seine früheren Dienste, als auch hauptsächlich durch seinen entschiedenen energischen Character und durch das volle Vertrauen, welches der Kriegsminister in ihn setzte, dazu geeignet war, eine **vollständige Reform** des Militärsanitätswesens ins Leben zu rufen.

Eine Reform, die in den letzten zwei Jahren des Krieges bei einer Armee von über einer Million Streitern und in den blutigsten Schlachten, welche die Kriegsgeschichte verzeichnet, sich vollständig bewährt hat.

Die Principien, auf welche die neue Sanitätsorganisation begründet ist und auf welche ein vorzügliches Gewicht zu legen sein würde, sind in der Hauptsache folgende:

Das Sanitätscorps bildet ein geschlossenes Ganzes, als integriren-

der Theil der Armee mit seinem eignen Chef, der nur dem Kriegsminister untergeordnet, selbstständig und von jeder andern Behörde unabhängig seine Thätigkeit ausübt.

Jeder Soldat, der, krank oder verwundet, nicht mehr im Stande ist, seinen Dienst zu erfüllen, tritt, so lang er in diesem Zustand befindlich, aus dem Verband der Truppe, zu der er gehört, in das Sanitätscorps über. Von dem Augenblicke an, wo er in das Hospital kommt oder auf dem Schlachtfelde darniederliegt, übernimmt die Sanität nicht bloß die Pflichten des Transportes, der Pflege und Heilung, sondern auch die vollständige Handhabung der Disciplin, wofür ihr alle Machtvollkommenheit und Rechte übertragen worden.

Die ganze Einrichtung der Hospitäler, Lazarethe und Ambulancen, Krankentransporte auf Eisenbahnen und Dampfschiffen, kurz die gesammte Thätigkeit im weitesten Sinne des Wortes liegt mit vollster Verantwortung dafür in der Hand ihrer Direction. Sie ist der alleinige Vorgesetzte, sowohl in ärztlicher, administrativer, wie in militärischer Beziehung und alle Angestellte vom Militär wie vom Civil, die irgendwie in diesem Dienste und bei den damit verbundenen Anstalten verwendet werden, stehen unter ihrem Befehl und haben ihr zu gehorsamen.

Sie bestimmt die Dienstverwendung aller Sanitätsofficiere und Aerzte, höheren und niederen Grades sowohl bei den Truppen, als in den Hospitälern. Alle Militärärzte sind Officiere der Armee und genießen alle Privilegien und Rechte dieser Stellung.

Die Vorzüge dieser Organisation sind einleuchtend. Sie wurden bei uns längst erkannt und die deutschen Armeen besitzen sie theilweise, aber gerade in dem Punkt, auf welchen es eben ankommt, beschränkt. Gehen wir nur in gewissen Bestimmungen einen Schritt weiter, und wir haben jene Organisation ganz.

Aber über diesen fehlenden Punkt hat man seit Jahren in fast allen europäischen Heeren berathen und geschrieben, hat die Klagen über Unvollkommenes registrirt, die Nothwendigkeit der Reform anerkannt, auch die Momente der Kriege in der Krim und in Italien berücksichtigt, aber man war trotzdem auf den Schlachtfeldern Böhmens nicht Herr der Situationen.

Man muß es den vereinigten Staaten nachrühmen, daß sie diese Organisation gründlich, rationell und mit den glücklichsten Erfolgen durchgeführt haben.

Jeder Arzt, der in die Unionsarmee eintreten will, muß sich trotz seines erlangten Doctordiploms einem strengen Examen unterwerfen, für welches auf Anordnung des Generalarztes eine Prüfungs-Commission ernannt wird, die nach den Bedürfnissen der Armee an Aerzten ein oder zwei mal im Jahre in einer der großen Hauptstädte zusammentritt. Wer das Examen besteht, tritt im Fall einer Vacanz als Assistenzarzt in die Armee. Um zum Oberarzt befördert zu werden, muß er wenigstens 5 Jahre als Assistenzarzt gedient haben und sich einem zweiten Examen unterwerfen. Studirende der Medicin können noch während ihrer Studienzeit als Cadetten in das Sanitätscorps treten und sich als solche im Hospitaldienst verwenden lassen, bis sie practisch und theoretisch hinlänglich ausgebildet sind, um zu Assistenzärzten befördert zu werden.

Die Zahl der im letzten Jahre des Krieges angestellten Aerzte belief sich auf 500; außerdem aber waren 2000 Civilärzte auf Contract bei den Truppen und in den Hospitälern engagirt. Die Hauptchargen des Sanitätscorps der regulären Armee sind:

Surgeon-General, Generalstabsarzt, oberster Chef des ganzen Sanitätswesens, mit dem Range eines Brigade-Generals. Er erhält seine Befehle direct vom Kriegsministerium, rapportirt nur an dasselbe und ist nur ihm untergeordnet.

Der jetzige Surgeon-General Dr. J. Barnes wurde für seine vorzüglichen Leistungen bei der Organisation des Sanitätswesens zum „breveted" Generalmajor befördert, eine Auszeichnung, die bei der regulären Armee bedeutend ist und selten verliehen wird. Das Wort „breveted" wird dem Militärrang hinzugefügt, wenn derselbe durch außergewöhnliche Verdienste, nicht bloß durch Ernennung zum Posten oder durch Avancement erworben wird.

Assistand-Surgeon-General. — Er ist der Assistent des Generalstabsarztes und hat Oberstenrang.

Medical-Director, deren es zwei Klassen giebt.

Der Medical-Director des Armeecorps führt den Oberbefehl über

alle Sanitätseinrichtungen im Felde. Das ganze Ambulancenwesen mit Mannschaft, Pferden und Wagen steht unter seinem Befehl. Die Verwendung der Aerzte im Felde hängt von ihm ab. Bei der Vorbereitung zur Schlacht ordnet er in Uebereinstimmung mit dem Militärchef die Ambulancestationen in erster Linie, so wie die Einrichtung der Feldlazarethe. Während der Schlacht und nach derselben muß er da persönlich gegenwärtig sein, wo seine Anwesenheit nothwendig ist. Er hat die Controle und die Oberaufsicht über alle Lazarethe, die zu seinem Armeecorps gehören; alle Requisitionen werden von ihm bestätigt; er ist nur dem Armee-Commandanten und dem Generalstabsarzt untergeordnet.

Alle Sanitätsofficiere des Armeecorps stehen unter ihm und erhalten von ihm Befehle. Er hat Rang, Gehalt und Emolumente eines Obersten der Cavallerie.

Medical-Director des Militärdepartements, als Sanitätschef dem commandirenden Departementsgeneral beigegeben. Er hat die Oberaufsicht und die Controle der Generalhospitäler, aller Vorräthe, Magazine ꝛc. seines Rayons. Die Zahl der Medical-Directoren richtet sich nach der Zahl der Departements und der Armeecorps.

Medical-Inspector. General-Rang, Gehalt, Emolumente eines Cavallerie-Obersten. Er steht zur Verfügung des Generalstabsarztes und führt die Oberaufsicht über alle Sanitätseinrichtungen in der activen Armee.

16 Medical-Inspectors mit dem Rang, Gehalt und den Emolumenten der Oberstlieutenants in der Cavallerie. Sie sind die Gehülfen des General-Inspectors.

50 Surgeons (Oberärzte), an Rang, Gehalt und Emolumenten den Majoren in der Cavallerie gleichgestellt. Ihre Dienstleistungen sind verschiedener Art und werden vom Generalstabsarzt bestimmt. Außer bei den Regimentern, werden sie zu Med.-Commissionen, als Mitglieder der Prüfungs- und anderer Commissionen, endlich als Dirigenten der Generalhospitäler verwendet.

114 Assistand-Surgeons (Unterärzte), Rang, Gehalt und Emolument in den ersten 5 Jahren als Oberlieutenant, dann nach bestandenem Examen als Hauptmann. Außerdem gab es noch einen besonderen Sanitätsstand für die Freiwilligen-Armee, bestehend aus 240 Surgeons und 120 Assistand-Surgeons.

Die Freiwilligen-Regimenter, unbestimmt an Zahl und Stärke, haben gewöhnlich auf 800—1000 Mann 1 Ober- und 2 Unterärzte, welche von der Sanitätsbehörde ziemlich unabhängig sind.

Daß unter einer so großen Zahl von Aerzten sich viele Individuen befanden, die dem Stande keine Ehre machten, ist leicht einzusehen. Große Ansprüche auf wissenschaftliche Bildung darf man überhaupt bei einem Volke nicht machen, dessen politische Existenz nur nach Jahrzehnten zählt, wenn es auch Thatsache ist, daß Amerika in allen Zweigen des menschlichen Wissens einzelne Männer aufzuweisen hat, die den Ausgezeichnetsten ihres Faches in Europa nicht nachstehen. Bei der Leichtigkeit, mit der man dort zu Lande ein ärztliches Gewerbe ausüben kann, ohne wissenschaftlich dazu berechtigt zu sein, läßt sich denken, was für Mißbräuche aus einem solchen fehlerhaften Zustand entstehen. Auf der andern Seite ist es zu bewundern, mit welcher Schnelligkeit sich solche Aerzte alle technischen Fertigkeiten anzueignen wissen. Daß so manche Menschenleben diesem Erlernen im Felde zum Opfer gefallen sind, muß auf die große Rechnung des Kriegsunglücks gestellt werden und kommt bei den amerikanischen Verhältnissen wenig in Betracht.

Bei der lebhaften, warmen Theilnahme, die aber sonst das ganze Volk für das Wohl und Wehe seiner Angehörigen im Felde fortwährend bezeigte, durfte es kein Militärchef wagen, innerhalb der Gesundheitspflege etwas zu unterlassen oder zu vernachlässigen. Die öffentliche Meinung würde ihn zu schwerster Verantwortung gezogen haben.

Deßhalb wurden auch alle Anordnungen der Sanitätsofficiere mit der größten Bereitwilligkeit ausgeführt.

Als der Krieg ausbrach, besaß die reguläre Armee kein einziges großes Militärhospital. Während desselben wurden allein 195 sogenannte Generalhospitäler errichtet, welche mit 195,000 Betten ausgerüstet und mit allen möglichen Erfordernissen in vorzüglichster Qualität versehen waren. Außerdem aber gab es eine weit größere Zahl von Feldlazarethen, Krankendepots, Ambulancen, Stationen ꝛc.

Von dem allem war nichts da. Man führe das nicht als einen nachahmungswerthen Vorgang an. Die Union lernte Alles, was hier zu lernen war, innerhalb des Krieges, und organisirte auch Alles wäh-

rend desselben, was hierbei organisirt werden mußte. Die zwei ersten Jahre waren seine Lehrmeister. Was es für Lehrgeld an Menschenleben und an klingendem Capital zu zahlen hatte, ergeben die statistischen Nachweise über diesen Krieg. Wir kommen auf einige derselben zurück. In dieser Hinsicht wollen wir unserm alten Princip treu bleiben: uns vor dem Krieg auf den Krieg gerüstet finden lassen.

Aber die obigen Zahlen geben einen Begriff von der ausgedehnten Thätigkeit des Sanitätswesens in diesem Krieg. Herr von Haurowitz, welcher fast alle Generalhospitäler von Boston, New-York, Philadelphia, Baltimore, Washington und Richmond persönlich besucht hat, spricht seine Bewunderung aus über die vollkommene Zweckmäßigkeit ihrer Anlage und Einrichtung, über die Ordnung und musterhafte Reinlichkeit ihres Innern, über die vorzügliche Verpflegung und Behandlung, die den Kranken zu Theil wurde. „In sämmtlichen genannten Eigenschaften", sagt er, „übertreffen diese Hospitäler Alles, was ich in Europa gesehen habe." —

Die enorme Zahl der in den vielen großen Schlachten Verwundeten (in der Schlacht bei Gettysburg wurden 30,000 Mann verwundet) verlangte einen hinlänglich großen Ambulance-Train, um die Verwundeten schnell von den Schlachtfeldern fortzubringen, ohne die streitende Mannschaft hierzu zu verwenden. Das amerikanische Feldsanitätswesen ging hierbei von der Annahme aus, daß im Durchschnitt zur Fortbringung eines Verwundeten mindestens **2 Mann** gebraucht werden, und daß demnach für 2000 Verwundete, die sehr oft vorkamen, 4000 Mann erforderlich seien, von denen, wie bekannt, viele nicht wieder in den Kampf zurückkehren, wenn man nicht die Grausamkeit begehen wollte, die Verwundeten stunden-, ja tagelang ihrem Schicksal preiszugeben. Deßhalb wurde, nach dem Armee-Reglement, ein so großer Ambulance-Train gebildet, daß er **allen Anforderungen** entsprach, ein Umstand, der bisher in der Kriegsgeschichte aller civilisirten Nationen als geradezu unmöglich ausführbar angesehen wurde.

Da diese vortrefflichen Einrichtungen gewiß der Berücksichtigung werth sind, sei diese Organisation speciell dargelegt:

Der Ambulance-Train war gebildet für jedes Commando, das aus weniger als 3 Compagnieen bestand:

1 zweiräderige Ambulance für jede Compagnie,
2 zweiräderige Transportkarren für Medicinal-Gegenstände;
für jedes Commando aus 3—4 Compagnieen bestehend:
1 zweiräderige Ambulance für jede Compagnie,
2 zweiräderige Transportkarren;
für jedes Bataillon von 5 Compagnieen:
1 vierräderige Ambulance,
4 zweiräderige Ambulancen,
2 zweiräderige Transportkarren.
Außerdem wird für jede Compagnie über fünf, noch
1 zweiräderiger Transportkarren hinzugeschlagen.
Für ein Regiment aus 10 Compagnieen:
2 vierräderige Ambulancen,
5 zweiräderige Ambulancen und
4 zweiräderige Transportkarren.

Für größere Commandos wird die Zahl verhältnißmäßig vermehrt.

In Berggegenden, wo Räderwagen nicht fortgebracht werden können, wird die entsprechende Anzahl von Tragbahren auf Pferden und Mauleseln verwendet, wie sie bei der französischen Armee in Afrika gebräuchlich sind.

Die Construction dieser Ambulancen ist eine sehr einfache. Der Wagenkasten ruht auf vier starken, liegenden Federn und ist mit einem Zeltdache aus Wachsleinwand versehen, das von den Seiten herabhängt und zugemacht oder aufgeschlagen werden kann. Im Innern finden 6 Mann sitzend, oder 2 Mann liegend, Platz. Herr von Haurowitz hat diese Ambulancen oft auf holprigen Wegen versucht, fand sie aber sehr unbequem und glaubt, daß der Transport für Schwerverwundete in ihnen höchst peinlich sein müsse. Eine Menge verbesserter Constructionen solcher Fuhrwerke ist versucht worden, von denen sich keine bewährt hat; sie waren entweder zu complicirt, zu schwer oder zu kostspielig, und man sah sich genöthigt, auf die oben beschriebenen einfachsten zurück zu kommen.

Es versteht sich von selbst, daß die Truppen nicht überall ihren ganzen Ambulance-Train mit sich führen, sondern verhältnißmäßig nur so viel davon, als zum nächsten Gebrauch nothwendig erachtet wird.

Der Rest verbleibt in den Ambulance-Train-Depots, die an geeigneten Orten gebildet sind.

Wenn die Armee in Schlachtordnung formirt und die Feldlazarethe, aus Zelten bestehend, errichtet sind, werden die verschiedenen Ambulance-Trains der Truppenkörper in der Art vereinigt, daß jedes Feldlazareth 30 Ambulancewagen zugetheilt erhält. Jeder derselben hat einen Trainknecht und 2 Krankenwärter. Der ganze Train eines Feldlazarethes wird von einem Capitän, einem Lieutenant nebst mehreren Corporalen commandirt. Obige Zelte, aus starker, wasserdichter Leinwand verfertigt, sind 14 Fuß lang, 15 Fuß breit, und haben bis 11 Fuß Höhe im Centrum; die Seitenwände $4^1/_2$ Fuß. 8—10 Mann finden bequem darin Platz. Sie sind so construirt, daß mehrere mit einander vereinigt werden können, um dadurch ein Zelt von größeren Dimensionen herzurichten.

Das System, welches bei dem Transporte der Verwundeten vom Schlachtfelde befolgt wurde, bestand in Folgendem: Die Ambulancen, die unmittelbar hinter der Schlachtlinie aufgestellt sind, gehen während des Gefechtes auf das Schlachtfeld, um die Verwundeten fortzubringen; sei es, daß solche zu gehen im Stande sind, oder in der Ambulance sitzend oder liegend, oder auf Tragbahren fortgeschafft werden müssen.

Bei den sogenannten Ambulance-Stationen angelangt, die in Zelten nahe dem Gefecht, aber wo möglich in geschützter Stellung, der ganzen Schlachtlinie entlang errichtet sind, werden die Erschöpften mit stärkenden Mitteln, als Wein, Branntwein, Bier, Citronen u. s. w., erquickt und nur auf die einfachste Weise verbunden. Bei Blutungen werden die nothwendigsten Tourniquets und Ligaturen angelegt. Operationen werden hier nicht ausgeführt.

Diese Ambulance-Stationen, nahe der Schlachtlinie, bilden so zu sagen die erste Linie in dem ganzen Hospitalsystem. Sie sind von unschätzbarem Nutzen. Die Erfahrung lehrt, daß der Soldat, sehr oft nach einem anstrengenden Marsche, oft noch zur Nachtzeit, auf dem Schlachtfelde angelangt, stundenlang im Gewühle der Schlacht zubringt, erhitzt von körperlicher Anstrengung und innerer Aufregung; in einem solchen Zustande verwundet, werden seine Lebenskräfte durch die erfolgende Blutung so geschwächt, daß eine Operation, unter diesen Umständen vorgenommen, oft einen ungünstigen Erfolg haben muß, selbst wenn sie von dem geschicktesten Operateur ausgeführt worden wäre.

In den Ambulance-Stationen ruhen die Verwundeten kurze Zeit aus und werden dann in die Feldlazarethe, welche die zweite Linie bilden, weiter zurücktransportirt. Die Feldlazarethe müssen wo möglich so weit vom Schlachtfeld entfernt sein, daß sie von den feindlichen Kugeln nicht mehr erreicht werden können, aber doch wieder nahe genug, damit die Schwerverwundeten nicht zu weit transportirt zu werden brauchen und dadurch die günstige Zeit für die Operation nicht verloren geht. Es gehört Erfahrung im Felde und Geschicklichkeit dazu, um die richtigen Punkte für die Feldlazarethe zu wählen. Dieselben bestehen aus großen Zelten, mit Allem versehen, was dazu erforderlich, um die Verwundeten aufzunehmen, zu verpflegen und die nothwendigen Operationen vorzunehmen. Die gehörige Anzahl guter Operateure mit ihren Gehülfen erwarten hier die Verwundeten. —

Die ganze Einrichtung dieser Feldlazarethe ist übrigens derart, daß sie die Verwundeten und selbst die Operirten nur so lange bei sich behalten, bis die Gefahr der Nachblutung vorüber und der Schwächezustand einigermaßen überwunden ist; dann erfolgt der weitere Transport in die dritte Linie: die Krankendepots. —

Die Feldlazarethe mit ihren Zelten und allem Zubehör werden auf eignen Transportwagen überall der Armee nachgeschickt. Durch die Telegraphen-Linien und Eisenbahnen war es möglich, vor jeder Hauptschlacht, oft auch während derselben, ärztliche Hülfe aus anderen Orten herbei zu ziehen, und die geschicktesten Operateure sind auf diese Weise dorthin geeilt, wo ihre augenblickliche Hülfe am nothwendigsten war.

Die Kranken-Depots der dritten Linie, in festen Gebäuden, in Häusern oder von Holz aufgebauten Baracken mit Betten, Wäsche, Kücheneinrichtungen, Apotheken und allem Nothwendigen versehen, sind wo möglich in der Nähe von Eisenbahnen oder Flüssen angelegt. Auch hier verbleiben die Verwundeten nur so lange, bis die Gefahr vorüber ist, um ihre Weiterbeförderrng auf Eisenbahnen oder Dampfschiffen nach den Generalhospitälern bewerkstelligen zu können. —

Die General-Hospitäler, welche die vierte Linie bilden, sind die eigentlichen Heilanstalten für die Kranken und Verwundeten. Der oft wochenlang dauernde Transport der Kranken und Verwundeten, bis sie in den Generalhospitälern anlangen, hat sich so wenig nachthei-

lig gezeigt, daß Todesfälle oder Verschlimmerungen während desselben zu den Seltenheiten gerechnet wurden. Aber dieser Transport muß dann auch unter solchen Voraussetzungen und Maßregeln erfolgen, wie sie hier bezeichnet wurden.

Wie schon früher erwähnt, besaß die Armee beim Ausbruche des Krieges kein einziges großes Militärhospital. Die Kranken der kleinen Truppen von 500 bis 1000 Mann, welche gegen die Indianer an der Grenze standen, wurden unter Zelten untergebracht oder in Gebäuden, die man nothdürftig zu Lazarethen einrichtete, wenn Civilhospitäler nicht in der Nähe waren.

Gleich nach dem Ausbruche des Krieges wurden in und um Washington zur Aufnahme der Kranken und Verwundeten der Potomak-Armee alle großen öffentlichen Gebäude in Hospitäler umgewandelt. Kirchen, Seminarien, Clubhäuser, Ställe, Baracken wurden in Beschlag genommen und in größter Eile mit Betten und andern Utensilien versehen. Die Einrichtung war äußerst mangelhaft und kostete trotzdem viel Geld. Nach und nach wurde auch dieser wichtige Theil der Kriegsverwaltung geordnet. Große Hospitäler wurden angelegt, die ihrem Zwecke in jeder Beziehung vollkommen entsprachen. Ein Reglement des Kriegsministers vom 20. Juli 1864 verordnete folgendes über den Bau der Generalhospitäler:

Die Lage der Hospitäler muß eine solche sein, daß sie alle der Gesundheit zuträglichen Bedingungen erfüllt; alle Generalhospitäler müssen nach dem System der detachirten Pavillons erbaut werden; jeder Krankensaal für sich ein abgesondertes Gebäude mit Betten für 60 Kranke bilden. Außer den Kranken-Pavillons müssen besondere Gebäude vorhanden sein für folgende Bestimmungen: ein allgemeines Administrations-Gebäude, Speisesaal und Küche für die kranken Soldaten, Speisesaal und Küche für Officiere, Waschhaus, Commissariats- und Quartiermeister-Magazine, Aufbewahrungsort für die den Soldaten gehörigen Effecten, Operations-Haus, Kapelle, Todtenhaus, Wohnung für das Wärterpersonal, Wachhaus, Arrestlocale, Ställe u. s. w. Die Krankenpavillons müssen durch gedeckte Corridore mit dem Administrationsgebäude, mit der Küche, dem Speisesaale und der Kapelle in Verbindung stehen.

Für die innere Einrichtung der verschiedenen Localitäten wird kein bestimmter allgemeiner Plan festgestellt; es wird dem Ermessen und Gutachten jedes Chefarztes überlassen, nach der besondern Bestimmung des

Hospitals oder aus Localitätsgründen, die nicht im Voraus bekannt sind, entsprechende Einrichtungen zu treffen.

Die Pavillons können rangirt werden „en echelon", in zwei convergirenden Linien dieser Form: V, und in diesem Falle kömmt das Administrations-Gebäude an die Spitze zu stehen, die andern Baulichkeiten zwischen den zwei Hauptlinien; oder die Pavillons laufen als Radien von dem Centrum eines Kreises, einer Ellipse oder dem ähnlichen Form aus und das Administrations-, so wie die andern Gebäude befinden sich dann in der Mitte; oder auch die Pavillons können parallel mit einander laufen, in welchem Falle das Administrations-Gebäude in die Mitte zu stehen kommt und die andern Wirthschaftsgebäude hinter demselben.

Diese Bestimmungen sind übrigens nicht absolut maßgebend, nur sollen die Pavillons eine solche Richtung bekommen, daß die Ventilation jedes einzelnen nicht gehindert wird, und daß wenigstens 30 Fuß freier Zwischenraum zwischen je zweien verbleibt.

Jeder Pavillon bildet einen Krankensaal mit Ventilation an der Decke, 187 Fuß lang und 24 Fuß breit, an jedem Ende sind zwei kleine Abtheilungen, 9 Fuß lang, 11 Fuß breit; durch einen Gang in der Mitte getheilt; in der einen Abtheilung ist Raum für die Aufseher des Pavillons, für Wäsche, Tischzeug u. s. w., auf der andern Seite für Badewanne, Water-Closet u. s. w. —

Die Höhe der Seitenwände bis zum Dachstuhle ist 14 Fuß, jene des Dachstuhls variirt von 10—12 Fuß, so daß die Höhe des Krankensaales in der Mitte 24—26 Fuß mißt.

Die Diele des Pavillons muß wenigstens 18 Zoll von der Erde erhöht sein, um freie Ventilation unter derselben zu erhalten. Ein Krankensaal von dieser Construction mit 60 Betten gestattet jedem Kranken über 1000 Kubikfuß frischer Luft. Die Zahl der Pavillons richtet sich nach der Größe des Hospitals, so daß für 1200 Kranke 20 Pavillons gebaut werden.

Das Administrations-Gebäude für ein Hospital von 600—1200 Betten muß zweistöckig sein, von 132 Fuß Länge, auf 38 Fuß Breite, die untere Etage 14 Fuß, die obere 12 Fuß hoch. In demselben befinden sich die verschiedenen Bureaux, die Wäsche-, Inventarienmagazine, die Apotheke, Wohnungen für die Beamten und die verschiedenen Aufseher, u. s. w.

Der Speisesaal wird am bequemsten in der Form eines länglichen Parallelogrammes gebaut, mit einer zur Küche führenden Thür. Diese

ist in zwei Theile getheilt; in der größern wird die gewöhnliche Kost zubereitet, in der kleineren die Extra-Diät.

Ein kleineres Gebäude enthält Küche und Speisekammer für die Officiere.

Das Waschhaus von 2 Etagen mit Wohnungen für Wäscherinnen; das Dach ist flach mit Pfosten und Stricken zum Aufhängen und Trocknen der Wäsche.

Commissariats- und Quartiermeister-Magazin von 2 Etagen mit Abtheilungen im Innern für Proviant und weitere Gegenstände, so wie für Bettzeug, Kleidungsstücke und andere Utensilien; mit demselben ist das Eishaus verbunden, mit dem Vorrath von Eis für die Kranken, so wie zur Aufbewahrung von Fleisch, Milch u. s. w. Im obern Stockwerke können Wohnungen für Köche und niedere Bedienstete eingerichtet werden.

Ein kleines Gebäude für die den Kranken gehörigen Effecten hat im Innern Fächer von je 2 □Fuß in der Zahl der im Hospital befindlichen Betten.

Das Waschhaus, an einem dazu geeigneten Orte gelegen, mit einem Arrestlocale; dann das Todtenhaus mit 2 Kammern, so angelegt, daß es von den Pavillons aus nicht gesehen werden kann; ferner eine dem religiösen Zwecke gemäß ausgestattete Kapelle, mit einer kleinen Bibliothek verbunden, nebst einem Lesezimmer, das unter der Aufsicht des Geistlichen steht. Der Operationssaal, aus 2 Räumen bestehend, der eine größere für die chirurgischen Operationen, mit Beleuchtung von oben durch ein Glasdach, und ein kleinerer für die Besichtigung und Untersuchung dienstunfähiger Kranken.

Stallraum für Ambulancen und Officierspferde.

Der Wasservorrath wird durch ein großes, hoch angelegtes Reservoir herbeigeschafft, in welches das Wasser durch Pumpen aus Quellen oder Brunnen, oder durch Dampfkraft hinaufgetrieben wird. Wenn eine Dampfmaschine vorhanden ist, wird ihre Kraft ebenfalls in der Küche und im Waschhaus verwendet. Die Latrinen müssen mit reichlichem Wasservorrath versehen werden; wo es die Localität erlaubt, werden sie an dem einen Ende der Pavillons angebracht, sonst in der Nähe derselben.

Die Ventilation geschieht im Sommer und bei mildem Wetter durch die eigene Bauart des offenen Firstes des Dachstuhles, welcher durch einen

kleinen Oberbau geschützt ist. Im Winter wird der First durch eine Vorrichtung geschlossen und die Ventilation geschieht dann durch Luftleiter, die in der Form von Säulen von unten nach oben durch das ganze Gebäude gehen.

Die Erwärmung der Pavillons im Winter geschieht durch vier Oefen in jedem, die in der Mitte angebracht sind und in ihrer Construction ebenfalls als Ventilatoren dienen.

Alles, was zur vollständigen Ausrüstung des Hospitals gehört, alle Gegenstände für bauliche, administrative, Verpflegungs- und Medicinalzwecke bis in das kleinste Detail sind in der Standard-supply-table vom Mai 1863 gesetzlich festgestellt, und zwar im Verhältniß zu 100 bis 1000 Betten.

Das Inventarium in den Hospitälern ist von vorzüglicher Beschaffenheit. Die Bettstellen von Eisen, die Matratzen und Kopfkissen mit Roßhaaren gestopft, feine wollne englische Bettdecken, die Bett- und Leibwäsche von guter Leinwand und sehr rein gehalten.

Der Bedarf an allen diesen Gegenständen, sowohl für die großen Generalhospitäler, als für die Feldhospitäler und Lazarethe wird auf Eisenbahnen und Dampfschiffen aus den Generaldepots bezogen, welche in New-York, Philadelphia und Washington errichtet waren. Diese enthalten eine so enorme Masse von Medicamenten aller Art, ein so bedeutendes Material an Betten, Wäsche und Kleidungsstücken u. s. w., desgleichen Küchengeräthe und überhaupt alle Gegenstände, die in der supply-table bestimmt werden, daß das ganze Heer noch auf lange hin damit hätte versehen werden können.

Das Medicamenten-Wesen ist, so wie alles andere musterhaft geordnet; alle Gegenstände desselben in bestimmten Quantitäten und nach Decimaltheilung verpackt für 50, 100, 200 ꝛc. Mann; sie sind alphabetisch geordnet, so daß sie mit großer Leichtigkeit aufgefunden werden können.

Obschon das Reglement für den innern Dienst aller Hospitäler wesentlich dasselbe ist, so bleibt es doch den Chefs derselben überlassen, solche Anordnungen und Bestimmungen zu treffen, welche sie ihren Erfahrungen und besonderen Verhältnissen entsprechend, für zweckmäßig halten.

Das Rechnungswesen dieser großen Hospitäler ist ein sehr compli-

cirtes und erfordert viele Schreibereien, aber es ist umsichtig gestaltet, und verfügt zu seiner Erledigung über hinreichende und wohlgeübte Kräfte.

Die vorgesetzte Behörde des ganzen Hospitals ist mit ausgedehnten Vollmachten versehen, und hat volle disciplinarische Gewalt über alle Kranken, so wie über alle zum Hospitale gehörenden Officiere, Beamten und Mannschaften.

Einige dieser Hospitäler sind so reich und glänzend ausgestattet, daß es der Mühe lohnt, wenn auch nur kurz, etwas davon zu erzählen.

So finden wir z. B. in dem Lincoln-Hospital in Washington, daß zu den Einrichtungen desselben, außer seinen Pavillons mit seinen 3000 Betten, einem besondern Hospital-Lager von Zelten für Typhöse und Brandige, auch eine eigene Druckerei, ein eigens angestellter Photograph, ein eigenes Postbureau und selbst eine eigene, 16 Mann starke Musikbande zählt, welche bei schönem Wetter zur Erheiterung der Kranken täglich von 4—6 Uhr Nachmittags im Freien Musikstücke aufführt.

In dem Armory-Square-Hospital in Washington, ist in dem bedeckten Corridor, der von der Küche um das Ganze läuft, eine Eisenbahn angebracht, auf der kleine Wagen mit doppeltem Boden, in dem eine Spirituslampe enthalten ist, die Speisen zu den Pavillons führen und sie warm erhalten. Diese Einrichtung bringt eine große Ersparniß an Leuten mit sich, indem nur 1 Mann zum Fortschieben mehrerer Wagen erforderlich ist.

Das größte aller amerikanischen Hospitäler ist das Mower-Hospital bei Philadelphia. Es besteht aus 50 Pavillons, welche durch einen Hauptcorridor von 2100 Fuß Länge auf 20 Fuß Breite, mit einander verbunden sind. Der ganze Raum, auf dem die Gebäude aufgeführt sind, umfaßt 7 Acres Land.

Die Thätigkeit der Aerzte scheint hingegen zu diesen großartigen Anstalten nicht in einem entsprechenden Verhältniß zu stehen. Bei uns ist es entgegengesetzt; wir haben gute Aerzte, aber nicht solche Anstalten.

Herr von Haurowitz enthält sich hierbei indeß eines gründlichen Urtheils und sagt nur, daß die Krankengeschichten, welche von den Aerzten in den Pavillons geführt wurden, in jeder Beziehung unvollständig

waren. Weder die Krankheitserscheinungen waren vollkommen angegeben, noch die Diagnose festgestellt. „Ueberhaupt", fügt er bei, „wird man leicht ersehen, daß ein großer Theil der amerikanischen Aerzte, die im Felde verwendet werden, nicht die wissenschaftliche nützliche Bildung besaß, die man zum Wohle der Kranken hätte wünschen können."

Die colossalen Dimensionen des Krieges brachten es mit sich, daß man auch dort dem großen Mangel an tüchtigen Aerzten oft durch Aufnahme von Individuen abhelfen mußte, denen die erforderlichen Eigenschaften abgingen. Vielleicht liegt auch ein Grund der geringen wissenschaftlichen Bildung darin, daß man diese Aerzte zu sehr mit **administrativer Thätigkeit** betraute. Eines von beiden muß bei der Besorgung zweier gleich wichtiger Branchen nachstehen. Wissenschaft und Verwaltung sind ziemlich verschiedene Dinge, und ein tüchtiger Fachmann in dem Einen, wird nur selten auch zugleich tüchtig für das Andere sich erweisen. —

Die Chefärzte waren meist junge Männer von hinlänglicher ärztlicher Bildung, aber auch sie zeichneten sich namentlich durch eine rastlose Thätigkeit in administrativer Beziehung aus.

Großentheils der neuen Schule angehörend, waren sie bald zu der Ueberzeugung gelangt, daß gesunde, frische Luft, Reinlichkeit in der Umgebung des Kranken, vorzügliche Nahrungsmittel und sorgsame, liebevolle Pflege die **großen Factoren** sind, mit denen der Arzt im Felde glücklichere Resultate erzielt als durch angefüllte Apotheken.

In der operativen Chirurgie, so wie in allen dazu gehörigen technischen Fertigkeiten, leisteten diese Aerzte Vorzügliches.

Der ganze Bedarf an Medicamenten für die Armee wurde in dem chemischen Laboratorium in Philadelphia, das zu dem Ressort des Sanitätswesens gehört, zubereitet und von dort in die verschiedenen Medicamentdepots abgeliefert. Alle Operationen werden darin nach den neusten Grundsätzen ausgeführt, mit Apparaten und Instrumenten der neusten Erfindungen und Verbesserungen.

Jeder Arbeiter beschäftigt sich ausschließlich nur mit einem Gegenstande, wodurch er für seine Specialität eine besondere Fertigkeit erlangt.

Alle Salze, selbst die metallischen (Sublimat), werden nicht in Krystallen, sondern in feinster Pulverform abgelassen, um die Arzneizubereitung im Felde zu erleichtern.

Englisches Heftpflaster, dessen Verbrauch ein enormer ist, wird in Rollen zu 1 Yard in dreieckigen Papiercartons verschickt, weil diese Form sich leicht verpacken läßt und auf den Verbandtischen fester liegt als Cylinderrollen.

Außer den Medicamenten werden in dem Laboratorium alle Binden und Bandagen aus Baumwolle auf eigenen Webstühlen durch Dampfkraft verfertigt. Es werden hier wöchentlich 20,000 Yards fabricirt. Zur Herstellung der Hospitalbekleidungsstücke und der Leibwäsche für die Kranken werden 62 Nähmaschinen verwendet.

Das bei dem Laboratorium angestellte Personal besteht aus:

1 Director,
1 Chemiker als Gehülfen,
2 chemischen Assistenten,
180—300 Arbeitern,
120—300 Frauen.

Nach Ausweis des Berichtes von 1861—64 sind Medicamente hergestellt worden

im Werthe von	1,396,442 Dollars
für einen Preis von	1,000,841 „
also mit einer Ersparniß von	395,601 Dollars.

Eine besondere Erwähnung verdient noch das Transportwesen der Kranken, wie es sich im Verlaufe des Krieges gestaltet hatte. Nachdem wir bei der Besprechung des Ambulancewesens gesehen haben, wie die Verwundeten vom Schlachtfelde bis in die Feldlazarethe und Krankendepots gebracht wurden, so wollen wir jetzt zu beschreiben versuchen, wie die großen Massen von Kranken und Verwundeten weiter zurück bis in die entferntesten Generalhospitäler gelangten. Die vorzüglichsten Mittel hierzu boten die Eisenbahnen, die großen Flüsse und das Meer. Jeder Militär, der im Felde Zeuge gewesen ist, mit welchen Schwierigkeiten aller Art der Transport von großen Krankenmassen verbunden ist, muß

es der Unions-Regierung Dank wissen, eine Organisation des Krankentransports eingerichtet zu haben, die nichts zu wünschen übrig läßt und bei allen ähnlichen Gelegenheiten als Muster dienen kann. Zwar waren die dazu erforderlichen Kosten enorm, aber das Volk gab mit freudiger Bereitwilligkeit, was verlangt wurde, als es sich von der Zweckmäßigkeit der Verwendung zum Wohle seiner **leidenden Krieger** überzeugt hatte.

Das Transportwesen bildet ein systematisch geordnetes Ganzes, und steht, als Theil des Sanitätswesens, ausschließlich unter dem Befehl des Generalstabsarztes. Vierzig vollständige, für diesen Zweck eingerichtete Eisenbahnwaggons standen an bestimmten Stationen stets in voller Bereitschaft, dorthin abzugehen, wo sie verlangt wurden. Jeder solcher Waggon war eigentlich als ein bewegliches Lazareth zu betrachten, mit Betten, Inventarium, Kocheinrichtung, Provision, kleiner Handapotheke, kurz mit allem nothwendigen Zubehör versehen. Die in den letzten zwei Jahren benutzten Waggons waren von Dr. Harris in New-York erfunden. Die Construction des Unterbaues mit der Vertheilung der Räder, der Achsen und der Federn war so vollkommen, daß die Erschütterung, selbst bei der schnellsten Fahrt, eine fast unmerkliche blieb. Im Innern des Waggons waren die Lagerstätten zu beiden Seiten in zwei Reihen übereinander angebracht, und konnten 35—40 liegende Kranke aufnehmen. Die Betten waren eigentlich nur eine Art Tragbahre, die mit ihren Enden in dicken, starken, an stehenden Pfosten befestigten Kautschukringen hingen. Da diese Tragbetten die gleiche Form und Dimension hatten, wie diejenigen, auf welchen man die Schwerverwundeten vom Schlachtfelde brachte, so war es möglich, daß ein solcher in den Lazarethwagen und auf der Eisenbahn weiter befördert werden konnte, ohne sein Bett zu verlassen, ehe er in dem Generalhospital angelangt war. Diese Art Lagerstätten können leicht ausgehoben werden und durch das Entfernen derselben wird ein größerer Raum für solche Kranke und Verwundete gewonnen, die nicht zu liegen brauchen. An dem einen Ende des Waggons ist eine kleine besondere Abtheilung für den Arzt, wo auch die Handapotheke, Wein, chirurgische Instrumente, Bandagen u. s. w. Platz finden. An dem andern Ende befindet sich ein kleiner Kochapparat, welcher mit Spiritus geheizt werden kann, nebst Raum für Lebensmittel, Wasservorrath u. s. w.

Zu jedem Lazarethwagen gehören 1 Assistenzarzt, 1 Aufseher und 3 Krankenwärter. Durch Uebereinkunft mit den verschiedenen Eisenbahngesellschaften ist der Dienst für den Krankentransport vertragsmäßig geordnet. Jeder abgehende Eisenbahnzug ist verpflichtet, so viele Krankenwaggons mitzunehmen, als die Locomotive zu befördern vermag; ist die Zahl derselben zu groß, oder wird es verlangt, so werden Extrazüge eingelegt. Die Krankenwaggons werden stets hinten angehängt; sie sind auf Kosten des Kriegsministeriums erbaut, werden aber von den Eisenbahngesellschaften gegen Ersatz der Unkosten erhalten. Durch den Telegraphen wird voraus angezeigt, was auf den Zwischenstationen für die Kranken vorgerichtet werden muß. Bei der Ankunft an dem Orte der Bestimmung wird schon alles in Bereitschaft gehalten, um die Kranken von der Eisenbahnstation in das Generalhospital überzuführen.

Wenn der Transport theilweise zu Wasser geschieht, stehen eigens dazu bestimmte Dampfboote zur Verfügung, um die Kranken aufnehmen zu können. Diese Dampfboote gehören ebenfalls in das Ressort des Sanitätswesens; sie sind entweder gemiethet, oder als besondere Lazarethschiffe gebaut.

Es ist leicht erklärlich, daß bei dem Heere in Folge der Art seiner Entstehung und der in den ersten zwei Jahren so mangelhaften Organisation, sowie der anfänglichen Ereignisse der Gesundheitszustand ein sehr ungünstiger sein mußte. Zuverlässige, mit Zahlen unterlegte Ausweise sind hierbei nicht vorhanden. Wußte man doch oft nicht den wahren Effectivstand der Armee anzugeben. Nichts desto weniger arbeitet man im Sanitätsbureau zu Washington an einer Sanitätsgeschichte des Krieges.

Aus dem officiellen Bericht dieses Bureau's vom 8. September 1863 ergab sich folgendes:

Es starben in der Armee während des ersten Kriegsjahres, also von 1861—1862, $67{,}_6$ von tausend Mann; davon $50{,}_4$ an Kranken und $17{,}_2$ an Verwundeten.

Zum Vergleiche mit diesen Zahlen wird angeführt, daß in der regulären Armee während der 17 Friedensjahre nach dem mexicanischen Kriege

das Verhältniß sich wie 24 von Tausend darstellte; — während des mexicanischen Krieges $103,_8$ von Tausend. In der englischen Armee während des Krimkrieges $203,_{30}$ von Tausend.

Nach späteren Angaben soll im Verlaufe des ganzen Krieges die Zahl aller in den Hospitälern behandelten Kranken und Verwundeten sich auf 1,058,000 Mann belaufen haben, und deren Sterblichkeit ungefähr auf 8 Proc. In allem wird der Verlust an Menschenleben in der Unionsarmee während des ganzen Krieges auf 325,000 Mann angegeben. Die Richtigkeit dieser Angabe ist indeß nicht zu verbürgen. In Folge von 1342 ausgeführten Amputationen starben 336 und waren davon am 1. Januar 1863 noch 516 in Hospitalbehandlung.

Die Zahl der Verwundungen auf der rechten und linken Körperhälfte waren sich ziemlich gleich; 690 auf der rechten, 652 auf der linken Seite. Trepanationen am Hirnschädel wurden 35 gemacht; davon starben 28, 5 waren geheilt und 2 noch in Behandlung.

Bemerkenswerth ist die geringe Zahl an Verwundeten durch Stich- und Hiebwaffen. In dem Generalhospital Point look-out waren im Jahre 1862 von 2000 nur einer durch Bajonnetstich und 2 durch Säbelhiebe verwundet.

Die Erklärung liegt darin, daß im amerikanischen Kriege der Bajonnetangriff nur selten zu einem eigentlichen Handgemenge führte, und daß die Cavallerie im Kampf meist nur als Infanterie verwendet wurde.

Aus einem Rapport der Sanitätscommission Nr. 46 im Mai 1862 von E. Elliot ergiebt sich, daß die Zahl der an ihren Wunden verstorbenen Officiere relativ größer ist, als die der Gemeinen und das Verhältniß sich als $11^1/_2$ zu $8^1/_2$ stellt; dagegen ist das Verhältniß der an Krankheiten verstorbenen Officiere gegen das der Gemeinen ein weit günstigeres für die Ersteren, nämlich 33 zu 54. Von allen im Felde im ersten Jahre gestorbenen Officieren waren $^2/_3$ Krankheiten und $^1/_3$ ihren Wunden erlegen; von den Gemeinen $^5/_6$ an Krankheiten und nur $^1/_6$ an Wunden gestorben. Nach den vorliegenden Berechnungen gingen $104,_4$ Kranke (Officiere und Gemeine) auf tausend Mann zu Grunde, folglich müßte, um eine Armee von 500,000 Mann effectiv kampffähig im Felde zu haben, die Kopfzahl auf 558,000 gebracht werden. Uebrigens ist diese Berechnung eine durchschnittliche, ohne besondere Eventualitäten, als bedeutende Epidemieen oder andere Veranlassungen, wodurch die Kräfte einer

Armee in kurzer Zeit außergewöhnlich angegriffen werden können, in Betracht zu ziehen.

Es läßt sich leicht denken, wie groß die Ausgaben sein mußten, welche die Unterhaltung und Verpflegung einer so großen Menge an Kranken und Verwundeten, wie sie jener langwährende Krieg mit sich brachte, erforderte, um so mehr, da **nichts gespart** wurde, um die Beköstigung und Wartung so zweckmäßig als möglich herzustellen.

Wenn der Congreß bei dem Ausbruche des Krieges 1861 das Budget für die Hospitäler auf 115,000 Dollars bestimmt hatte, so wurden im zweiten Jahre schon 11,594,000 Dollars dazu verwendet.

In dem Budget für die im Jahre 1864 vorhandenen Hospitäler werden folgende Ausgaben bezeichnet:

Für Medicamente, chirurgische Instrumente, Bandagen ꝛc.	4,135,000	Dollars.
Betten, Wäsche	3,600,000	„
Inventarium und Feldausrüstungen	1,030,000	„
Bücher, Schreibmaterialien, Druckerei	108,000	„
Eis, Früchte, Eingemachtes	109,000	„
Für Kleidungsstücke, Uniformen	95,000	„
„ gemiethete Krankenwärter	104,000	„
Bezahlung für die Behandlung der Kranken in Civilhospitälern	135,000	„
Für künstliche Gliedmaßen	50,000	„
„ angestellte Privat-Aerzte	457,000	„
Löhne an Köche und andere Bedienstete	77,000	„
Gemiethete Schreiber und Unterbeamte	26,000	„
Meteorologische u. wissenschaftliche Untersuchungen	1,500	„
Das militär-medicinische Museum in Washington	5,000	„
Behandlung von kranken Negern	50,000	„
Apothekeneinrichtungen	10,000	„
Wäscherei	15,000	„
Extra-Ausgaben	14,000	„
Summa	10,021,500	Dollars.

Die Kosten für die Krankenverpflegung sind hier nicht angeführt, da solche von dem Rechnungsbeamten nach der Anzahl der verpflegten

Kranken berechnet werden; eben so ist die Besoldung der Aerzte und Beamten, der Veteranen-Compagnieen, so wie Alles, was zur Erhaltung der Gebäude oder zu Neubauten verwendet wurde, in diesem Budget nicht aufgezählt, weil die Ausgaben dafür von anderen Departements bestritten wurden. —

Einem noch neueren Bericht des Generalstabsarztes entnehmen wir die nachstehenden Zahlenangaben, die gewiß nicht uninteressant sind:

Es wurden während des vierjährigen Krieges verbraucht: Sulf. Chinin 723,521 Uncen, Sulf. Cinchon. 374,746 Unc., Fluid extract. cinchon. 554,110 Unc., Chininpillen 178,050 Dutz., Opium 448,864 Unc., Opiumtinct. 901,467 Unc. (halb so stark als in Oestreich, wo 14, hier 30 Tropfen auf den Gran gehen), Tinct. opii camphor. 998,598 Unc., Opiumpillen 442,926 Dutz., Sulf. morphii 29,228 Unc., Tinct. ferri chlor. 690,692 Unc., Syrup. ferri jodat. 138,795 Unc., Ferri et Chin. Citr. 69,193 Unc., Ferri persulf. liqu. 103,502 Unc., detto pulv. 35,226 Unc., Campher 569,458 Unc., Pulv. capsici 209,623 Unc., Chloroform 1,588,066 Unc., Copaivabalsam 1,292,129 Unc., Magnes. sulf. 539,712 Pfd., Spirit. frumenti 2,430,785 Bout. (je 32 Unc. enthaltend), Spirit. vin. gallici 562,221 Flaschen ꝛc. ꝛc. Unter Hospitalbedürfnissen kommt vor: Fleischextract 824,671 Pfd., Thee 471,387 Pfd. Porterbier 2,227,380 Flaschen. Chirurgische Instrumente: Amputationsetuis 1339, Sectionsinstrumente 261, Taschenetuis 15,769, Injectionsspritzen 180,604, Bruchbänder 56,869. Verbandzeug: Adhäsivpflaster 358,771 Yards, Ichthyocollpflaster 215,690 Yards, Muslin 1,982,345 Yards, Patentcharpie 197,208 Pfd., Rollbinden 741,807 Dutz., Schienen 18,103 Dutz. An Büchern über 50,000 Exemplare medic. und chirurg. Werke. Bettgewand, Spitalskleidung ꝛc.: Bettstücke 929,774, Bettdecken 1,636,075 (Kotzen), Unterkleider 1,515,714, Hemden 1,322,060, Wollsocken 2,050,415 u. s. w., u. s. w. Künstliche Gliedmaßen wurden seit dem 16. Juli 1862, wo das authorisirende Congreßedict erlassen wurde, bis zum 1. Juli 1866 an verstümmelte Krieger abgeliefert: 3981 untere Gliedmaßen, 2240 Arme, 9 Füße, 55 Hände, 125 chirurg. Hülfsapparate.

Wir schließen diese Schilderung, aber wir fügen die Bitte nochmals bei, Einrichtungen nicht ganz unberücksichtigt zu lassen, welche die Unseren so bedeutend überragen, und denen wir namentlich in Bezug

auf das Hospitalwesen etwas Aehnliches nicht an die Seite zu stellen vermögen.

Auch das Transportwesen scheint jede Gewähr zu bieten, die man immerhin verlangen mag. Und es dürfte nach dem allem gewiß der Wunsch verzeihlich erscheinen, daß Einrichtungen, die sich so vielfach erprobten und deren Mechanismus den schwierigsten Verhältnissen gewachsen blieb, Nachahmung finden möchten.

Jeder umgestaltende Vorschlag müßte zum guten Theil auf diese Einrichtungen zurückgreifen, und ich glaube, daß es selbst dem deutschen Scharfsinn nicht gelingen wird, zum Beispiel das amerikanische Transportwesen und die Einrichtungen seines Sanitätsdienstes auf dem Schlachtfelde besser zu gestalten.

Lieben wir unsere Soldaten weniger, liegt das Schicksal unserer verwundeten Krieger uns minder an dem Herzen? Sind wir so arm an Geld und Theilnahme, daß wir nicht zu thun vermögen, was sie gethan?

Sollen wir von einem Volk lernen, das so viel jünger ist als wir, und welches einen Theil seiner Kraft aus dem alten Europa schöpfte? —

Schließen wir diese Fragen und erwarten wir ihre Antwort von der Zukunft!

XVI.

Das Militär- und Feldsanitätswesen der preußischen Armee.*)

Unter Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1713 erhielten die Regimentsfeldscheerer eine ehrenvollere Stellung. Sie wurden dem Regimentsquartiermeister, dem Adjutanten, dem Auditeur und dem Prediger gleichgestellt und rangirten nunmehr vor dem Tambour der Infanterie und vor dem Pauker der Cavallerie.

*) Die historischen und organisatorischen Notizen wurden der gut geschriebenen Broschüre: die Formation des Militärsanitätswesens in den größern Staaten von Dr. Schlott, Königl. Preuß. Stabsarzt, entnommen.

Im Jahre 1716 stellte man die ersten General-Chirurgen als Vorgesetzte aller Feldscheerer an.

Was alles liegt zwischen dem Damals und dem Heute, welches Gefüge, reich an Wissenschaft und practischer Erfahrung, hat sich ein Rahmen eingetragen, der damals den Anblick einer trostlosen Oede gewährte.

Noch unter Friedrich dem Großen, so sehr er auch auf die Verbesserung des Feldscheererthums Bedacht nahm, fehlten noch eigentliche Garnison-Lazarethe, und sobald man keine für diesen Zweck geeigneten Staatsgebäude fand, mußte nach wie vor der betreffende Hauptmann für ein Kranken-Local und für die Kranken sorgen.

Aber jener große König wandte bereits eine nachdenkliche Sorgfalt auf das Feldlazarethwesen und wies ihm sowohl ein zahlreicheres Personal an Aerzten und Apothekern, als auch an Verwaltungsbeamten und Krankenwärtern zu.

Das erste Feld-Lazareth-Reglement, durch welches die Krankenpflege und der Krankentransport geregelt wurde, erschien unter Friedrich Wilhelm II. am 16. September 1787. Die Rheincampagne von 1792—95 legte die großen Mängel des Feldscheererthums bloß und es führten, wie es immer der Fall ist, auch hier die negativen Erfolge wenigstens zu einem Fortschritt.

Der General-Chirurgus Dr. Goerke, zum Mitdirector des gesammten Feldlazarethwesens ernannt, wurde der Schöpfer der zweiten Periode im Militärsanitätswesen. Auf seine Veranlassung erschien 1793 die Cabinetsordre zur Formation eines ambulirenden Feldlazareths und 1795, am 2. August, die Cabinetsordre zur Bildung der chirurgischen Pépinière.

Das handwerksmäßige Feldscheererthum erreichte damit das Ende seiner ruhmlosen und kümmerlichen Thätigkeit. Medicin und Chirurgie verloren in der Militärpraxis die Bedeutung getrennter Begriffe. Feldchirurgen, die, gegenüber den damaligen Ansprüchen, als wissenschaftlich gebildet gelten konnten, nahmen seine Stelle ein.

Das zweite Stadium des Militärsanitätswesens, die Periode des Militär-Chirurgenthums, beginnt seine Existenz zu begründen, eine Existenz, deren Spuren bis in unsere Gegenwart zu verfolgen, und deren Schatten noch nicht ganz von derselben gewichen sind.

Die Verpflegung der verwundeten und kranken Soldaten hing

fernerhin nicht mehr von der Willkühr des Compagnie-Commandanten ab, sondern der Staat übernahm dieselbe als eine ihm zustehende Pflicht, welcher er sich lange genug entzogen hatte.

An die Spitze des Sanitätswesens trat als Chef ein Generalstabschirurgus mit seinem militärchirurgischen Stabe.

Dieser erste Chef war Dr. Goerke, und es fungirten unter ihm bei den drei Divisionen der Armee drei Generalchirurgen.

Die Organisation des chirurgischen Personals blieb indeß innerhalb der Truppen dieselbe, wie bei dem früheren Feldscheererthum.

Ein Regimentschirurgus hatte 2 Bataillone und bei jeder Compagnie einen Compagniechirurgen, berühmten Angedenkens. Der Bataillonschirurg hatte 1 Bataillon (Füsilier-Bataillon) und bei 4 Compagnieen 3 Chirurgen.

Die Anstellung der letzteren erfolgte durch den Chef der Sanitätsdirection. 1809 erschien ein Lazarethreglement und eine Inventarienaufstellung für die Hospitäler, und folgten dem mehrere andere Einrichtungen, so wie die Creirung neuer Stellen und Titel.

An die Spitze jeder Feldlazarethabtheilung trat als Dirigent der erste chirurgische Oberbeamte.

Die Krankenbehandlung mußte zwar schon seit 1808 von allen Militärchirurgen unentgeltlich geleistet werden, aber der im Jahre 1713 den Regimentsfeldscheerern gewährte Medicin-Groschen für die Lieferung von Arzneien und Verbandmitteln an kranke Soldaten und deren Familien wurde nicht nur beibehalten, sondern sogar per Mann und Monat von 1 auf 2 Groschen erhöht.

Erst zwanzig Jahre später und 115 Jahre nach der ersten Einführung, 1828, wurde diese Bestimmung aufgegeben.

1808 regelte sich die persönliche Stellung der Militärchirurgen durch Verleihung eines bestimmten militärischen Ranges. Der Generalstabschirurgus hatte Obersten-, die Generalchirurgen Majors-, die Regimentschirurgen Hauptmanns-, die Bataillonschirurgen Lieutenantsrang. Die Compagniechirurgen erhielten erst 1831 überhaupt ein Rangverhältniß und standen nach demselben hinter dem Feldwebel.

1828 wurde für alle oberen Chargen der Titel „Arzt" eingeführt, und nur für die unteren blieb die alte Bezeichnung: Compagniechirurgus.

Es konnte auch wohl nicht anders sein, da sich diese dunkeln Bieder-

männer fast ausschließlich aus den Barbierstuben rekrutirten, namentlich in den kleineren deutschen Staaten, in denen die Barbier-Chirurgie ein zünftiges Gewerbe bildete.

Die Stellung dieser Compagniechirurgen war keine solche, welche den Ehrgeiz verlockte. Man drängte sich nicht zu ihr, und überall herrschte fühlbarer Mangel an tüchtigen Chirurgen.

Man versuchte auf verschiedenen Wegen Abhülfe zu schaffen; eine derselben war die 1822 getroffene Einrichtung der Chirurgenschulen, um den Mangel an Compagniechirurgen zu decken. Für die höheren Stellen steigerte man die Anforderung und regelte die Universitätsstudien.

Eine für die spätere Organisation des Militär-Medicinalwesens sehr wichtige Neuerung war die 1832 eingeführte Ausbildung von Chirurgen-Gehülfen aus dazu geeigneten Mannschaften der Truppen.

Es wurde zu verschiedenen Zeiten eine verschieden große Anzahl per Bataillon ausgebildet; früher nur 2 per Bataillon, jetzt aber 1 per Compagnie. 1852 erhielten sie die richtigere Bezeichnung von Lazarethgehülfen.

Es entstand aus ihnen jenes tüchtige Unterpersonal, das wir noch heute finden, wo die Militär-Heilpflege nur durch Aerzte geübt wird, jenes Personal, dem zwar keine ärztlichen Functionen obliegen, deren zweckentsprechende, verständige Unterstützung aber eine Verringerung der Militärärzte ermöglichte, und das sich in vielen Fällen trefflich bewährte.

Noch immer aber wucherte das viel bekämpfte Compagniechirurgenwesen fort; seine Zähigkeit widerstand allen Versuchen, es durch verschiedene Maßnahmen zu veredeln und empor zu ziehen. Es blieb immer in dem Boden wurzeln, dem es entsprossen. Compagniechirurg blieb meistentheils dem Wesen nach Compagniechirurg, mochte man ihn nennen, wie man sonst wollte.*)

Man promovirte und approbirte und erreichte dadurch nur, daß man das Compagniechirurgenthum auf höhere Kreise pfropfte: die

*) Es sei dabei bemerkt, daß diese Erfahrung allerdings in ihrer Allgemeinheit als richtig anzusehen ist, daß es aber viele mir persönlich bekannte sehr rühmliche Ausnahmen giebt. Hochstehende Aerzte, die ihre Laufbahn von unten auf begannen, zählen jetzt zu den Zierden ihres Standes, zu Leuchten der Wissenschaft. Anm. d. Verf.

öffentliche Meinung konnte man ihm gegenüber nicht verändern. Die Tradition war sein gefährlichster Gegner, welchen selbst ausgezeichnete persönliche Eigenschaften nur schwer zu besiegen vermochten. Man weiß, was es zu bedeuten hat: ein Vorurtheil! —

Endlich im Jahr 1848, unter dem König Friedrich Wilhelm IV., entschloß man sich zu einer durchgreifenden Reform. Man brach gänzlich mit dem alten System, und mit der neuen Schöpfung öffnete sich dem preußischen Militärsanitätswesen eine neue Aera; es begann seine **dritte Periode.**

Die Compagniechirurgen verschwanden von der Bühne, auf welcher sie eine meist nur traurige Rolle gespielt hatten; auch die untersten Chargen wurden von Aerzten bekleidet; die Periode der Militärärzte begann.

Wann wird der Anfangspunkt der 4. Periode tagen?

Die promovirten und approbirten Aerzte erhielten den Titel Assistenzärzte mit Lieutenantsrang.

In wie weit auch durch diesen Schritt manche Hoffnung getäuscht und manche Erwartung nicht erfüllt wurde, bleibe hier unerörtert.

1851 wurde das Militärmedicinalwesen, welches bisher nur in administrativer Hinsicht dem Kriegsministerium untergeordnet war, demselben ganz unterstellt.

Es folgte 1852 die für die fernerweite Gestaltung des Sanitätswesens entscheidende Bestimmung, daß innerhalb der Armee nur noch promovirte Aerzte Anstellung finden sollten.

Dieß erst erhob die Militärärzte in eine würdige Stellung und machte die Bildung eines Sanitätscorps von homogener Gestaltung möglich.

Die Zahl der Aerzte wurde vermindert und für jedes Bataillon 2 Hülfsärzte für ausreichend erachtet. An Stelle der früheren Compagniechirurgen traten 1853 für die kleinen chirurgischen Dienste die Lazareth-Gehülfen.

Die nothwendige Folge einer noch weiteren Verwendung der Truppenärzte war, daß dieselben, laut einer 1860 erschienenen Cabinetsordre, bei Mobilmachungen beritten gemacht wurden.

Durch anderweite Cabinetsordre erfuhren auch 1862 die Feldlazarethe eine wesentliche Verbesserung. Man versorgte sie reichlich mit

Material und Personal, und bestimmte in dem Chefarzt desselben auch den obersten und alleinigen Dirigenten. Die Feldhospitäler hatten ferner keinen Militär-Commandanten, eine Einrichtung, deren Zweckmäßigkeit anderen Ortes erörtert worden ist.

Wenn aber z. B. die Herren Stabsärzte ꝛc. in Vertheidigung derselben immer die Worte „vielköpfige Lazareth-Commission" in der Feder oder in dem Munde führen, so sei erwähnt, daß es seit Jahrhunderten beliebt und gebräuchlich ist, in allen Verhältnissen des staatsbürgerlichen und des geschäftlichen Lebens, wo verschiedene Fächer collidiren, auch „vielköpfige Commissionen" mit der Leitung und Führung derselben zu betrauen.

Der Staat und die also verwalteten Zweige scheinen sich beide ganz wohl bei solchen vielköpfigen Commissionen zu befinden. Die Leute, welche dieselben schufen, waren vermuthlich nicht ganz ohne allen Verstand, denn es sind unter ihnen berühmte Lehrer der Staatsweisheit, Gründer neuer Systeme, Männer, welche in vieler Hinsicht zu den Wohlthätern der Menschheit zählen.

Ein Militärhospital ist eine Anstalt, die, nicht wie ein Bataillon oder eine Brigade, zu ihrer gedeihlichen Förderung des durchgehend einheitlichen Commandos bedarf. Im Gegentheil, dasselbe ist in mancherlei Fällen gar nicht durchführbar. Ein Lazareth setzt sich aus so verschiedenen Zweigen zusammen, daß es im Interesse aller, der Kranken wie der Gesunden, ist, wenn einem jeden derselben ein tüchtiger Fachmann vorsteht; auf der einen Seite Administration und Commando, auf der anderen aber Kunst und Wissenschaft. Die Direction ist somit nur zweiköpfig. Es wird wohl nicht phantastisch gedacht sein, von dieser Einigkeit, Einheit und gemeinschaftliches Wirken zu erwarten. Es wurde schon bemerkt, daß in diesen Verhältnissen gesammelte Erfahrungen nur die Vortheile des zweifältigen Systemes und seine ersprießlichen Folgen lehrten.

Wohl aber, sei beigefügt, sind in mancherlei Fällen nicht ersprießliche Folgen aus der Einrichtung entwachsen, bei welcher nur eine einzige Oberbehörde, der Chefarzt, das Hospital regierte.

Uebelstände, die in böhmischen Hospitälern und sonst anderweit zur Sprache kamen, dürften vielleicht hierin ihre mittelbare oder unmittelbare Erklärung finden. Denn man glaube nicht, daß im letzten Feldzug

es unbedingt in **allen** preußischen Hospitälern so war, wie es sein soll und es zu wünschen ist.

Doch schließen wir eine Discussion, die füglich als eine müßige betrachtet werden kann, namentlich da diesem nicht unwichtigen Gegenstand bereits eine eingehende Besprechung geworden ist.

Neben 3 stationirten großen Hauptfeldlazarethen (Corps-Lazarethen) hat jedes Armeecorps noch 3 leichte Feldlazarethe, die den Truppen folgen.

Jedes derselben theilt sich im Fall der Schlacht in ein stabileres Depot und in die fahrende Abtheilung, welche den Verbandplatz hinter der Schußlinie etablirt. Jedes leichte Feldlazareth hat eine Krankenträger-Compagnie von 120 Mann zur Verfügung.

Diese Compagnieen wurden in Preußen 1854 eingeführt; aber damals besaß jedes Armeecorps nur eine Compagnie zu 180 Mann.

Die Umgestaltung dieser sich so vielfach bewährenden Krankenträger-Compagnieen in 3 selbstständige Compagnieen zu 120 Mann, so daß jedes leichte Feldlazareth eine solche Compagnie zur Verfügung hat, ist erst 1866 erfolgt.

„Dieser mit freudiger Genugthuung begrüßte Fortschritt ist dem warmen Interesse zu danken, welches des jetzt regierenden Königs Majestät Wilhelm I. für die Entwickelung des Militär-Sanitätswesens beseelt."

Auch anderweite Verbesserungen, nämlich vielfache Rangerhöhungen innerhalb der militärärztlichen Chargen waren mit dieser Einrichtung verbunden.

Die heutige Organisation des Militärsanitätswesens in Preußen ist außerdem folgende:

An der Spitze derselben steht der Chef mit seinem Medicinalstabe. Bei einem jeden Armeecorps befindet sich 1 Generalarzt als technischer Berather des Generalcommandos und Inspecteur der Truppenärzte. Bei den Truppen sind bei jedem militärischen Körper (Bataillon, Abtheilung, Cavallerie-Regiment) je 1 Stabs-, resp. Oberstabsarzt und 1 Assistenzarzt angestellt. Außerdem ist jeder Compagnie, resp. Escadron als Hülfspersonal der Aerzte je ein Lazarethgehülfe zugetheilt. Die Festungen und großen Garnisonen haben einen Garnisonsarzt, der je nach ihrer Größe den Rang eines Stabs- oder Oberstabsarztes einnimmt.

Im Allgemeinen dürfte aber die Zahl der Aerzte für den Kriegsfall als eine offenbar zu geringe bemessen sein.

Die Stellung der Lazarethgehülfen wurde verbessert, da sich innerhalb dieser nützlichen Corporation ein fühlbarer Mangel bemerkbar machte. Man ertheilte zuerst den älteren Unterofficiersrang und dann einen etwas höheren Gehalt. Aber auch diese Concessionen versagten ihre Anziehungskraft, da innerhalb der Linie jeder Mann schneller avancirte und dem zufolge schneller in einen höheren Sold rückte.

Ein guter Lazarethgehülfe ist meistens einem guten Unterofficier gleichzustellen, und es wird innerhalb einer Compagnie nie an Persönlichkeiten fehlen, welche diejenigen Eigenschaften besitzen, die für Letzteren erforderlich sind, während man sehr häufig nach Ersteren vergeblich suchen wird, will man bei der Wahl gewissenhaft verfahren und die Fähigkeiten beanspruchen, welche diese Stellung erfordert.

Für eine Compagnie ist aber ein brauchbarer, zuverlässiger Lazarethgehülfe unentbehrlich. Er muß indeß eben besitzen, was ihn nutzbar macht, er muß Beruf für seinen Wirkungskreis und Liebe für denselben haben. Es taugt nicht der erste beste dazu, und von der Geschicklichkeit seiner ersten Hülfsleistung ist sehr häufig der Erfolg der weiteren Behandlung abhängig.

Man erkannte dieses alles sehr wohl und unterwarf am 11. Januar 1866 dieses Unterpersonal einer entsprechenden und weisen Umgestaltung.

Die für den Sanitätsdienst so wichtige Körperschaft wurde durch sie in ihrem Bestehen nicht nur gesichert, sondern es fehlte ihr auch nicht ferner an passenden Persönlichkeiten, welche sich zu diesem Dienst meldeten. Man war in der glücklichen Lage, aus guten Elementen die besten erwählen zu können.

Die Lazarethgehülfen vermögen nun nicht allein den Rang der Unterofficiere, sondern auch die entsprechende Besoldung zu erreichen. Sie bilden außerdem ein vollständig eigenartig organisirtes Corps und haben für später die Aussicht, bei der erforderlichen Fähigkeit als Lazareth-Inspectoren angestellt zu werden.

Ihr Verhältniß gestaltet sich folgendermaßen:

Der Truppentheil giebt die geeigneten Soldaten, aber nur nach erfolgter freiwilliger Meldung und nach sechsmonatlicher Ausbildung

unter den Waffen als Lazarethgehülfen-Lehrlinge an die Lazarethe. Dort werden sie von den Assistenzärzten unterrichtet und in den Lazarethen herangebildet.

Nach einjährigem Unterricht wird der Lehrling als Lazarethgehülfe vom Oberarzt geprüft und, wenn er bestanden hat, von der zuständigen Commandobehörde zum Unter-Lazareth-Gehülfen ernannt. Als solcher hat er den Rang eines Gefreiten.

Nach vollendeter gesetzlicher Dienstzeit und erfolgter Capitulation wird dieser Unter-Lazareth-Gehülfe, wenn er die erneuerte Prüfung mit der Censur: „gut" bestanden, oder sie bei weniger günstigem Erfolg für dieses Ziel wiederholt hatte, zum Lazarethgehülfen ernannt und zählt als solcher zu den Unterofficieren. Nach vollendeter 7jähriger Dienstzeit erfolgt die Ernennung zum Ober-Lazareth-Gehülfen mit dem Range eines Sergeanten. An Löhnung erhält der Unter-Lazareth-Gehülfe monatlich 4 Thlr., der Lazarethgehülfe gleichzeitig mit seiner Ernennung 5 Thlr., nach vollendeter 4jähriger Dienstzeit aber 7 Thlr., der Ober-Lazareth-Gehülfe vom Tage seiner Ernennung an 9 Thlr. und nach 9jähriger Dienstzeit 11 Thlr. monatlich.

Außerdem beziehen sämmtliche Lazarethgehülfen alle Nebengebühren der ihnen gleichstehenden Chargen innerhalb der Truppen und freien Mittagstisch im Lazareth, ohne dafür irgend einen Abzug zu erleiden.

Es sei noch erwähnt, daß die Instruction, welche ihnen ertheilt wird, sich auf alle Zweige der niederen Chirurgie bezieht. Sie werden geübt: Umschläge, Klystiere und Bäder zu bereiten, Blutegel zu setzen und die Kranken mit Salben einzureiben; sie lernen mit Binden und andren Verbandwerkzeugen umgehen und werden in der Bereitung derselben unterrichtet. Demnächst werden sie geübt bei dem Verbinden nicht nur Hülfe zu leisten, sondern auch einfachere Verbände selbst anzulegen. Die Namen der Arzneien werden ihnen mitgetheilt und die Zubereitung der gebräuchlichsten gezeigt. Sie werden mit den Apothekergewichten bekannt gemacht und ihnen die Fähigkeit beigebracht, im Nothfall die Stelle der Apothekergehülfen versehen zu können.

Außer dem Bau des menschlichen Körpers im Allgemeinen werden ihnen auch die wichtigsten physiologischen Verrichtungen erklärt. Sie sind endlich unterrichtet in verschiedenen Unglücksfällen, wie bei Vergif-

tungen, Cholera, Schlaganfällen, Ertrunkenen ꝛc., eine erste und schnelle Hülfe leisten zu können.

Die untergeordneten Dienste der Krankenpflege versehen die Unter-Lazarethgehülfen oder Lazarethdiener.

In diesen preußischen Lazarethgehülfen besitzt das preußische Feldsanitätswesen einen außerordentlich bedeut- und bildsamen Factor. Die sorgfältige Art ihrer Ausbildung befähigt sie die Stelle der früheren Chirurgen zu vertreten, ihre Zahl beseitigt innerhalb des Hospitaldienstes jeden Mangel an guten Pflegern. Daß diese Zahl indeß nicht allen Eventualitäten während und nach einer Schlacht gewachsen ist, haben wir in Böhmen gesehen.

So sehr man sie auch vermehrte, so wird man sich im Interesse dieses wichtigen Dienstes doch noch zu einem ferneren weiteren Zugeständniß entschließen oder aber nach Hülfsmitteln suchen müssen, die dem Dienste auf dem Schlachtfelde und unmittelbar nachher eine größere Zuverlässigkeit bieten.

Darf man in Böhmen laut gewordenen Stimmen vertrauen, so befanden sich auch unter den preußischen Lazarethgehülfen Elemente, die dem Corps nicht zur Ehre gereichen und welche eine strengere Sichtung wünschenswerth machen.

Es sei noch beigefügt, daß ein jedes der vorbemerkten leichten Feldlazarethe für 200 Kranke mit Betten, Wäsche, Verband-Vorräthen, Medicamenten und chirurgischen Instrumenten vollständig eingerichtet ist.

Sein Etat ist: 1 Oberarzt mit 12 Assistenzärzten, der schon bemerkten Zahl von Lazarethgehülfen, 2 Apotheken, eine Kanzlei und die nöthige Bedienung bei der Bagage.

In jedem schweren Lazareth können 600 Kranke und Verwundete untergebracht werden. Das ärztliche Personal zählt 1 Stabsarzt und 13 Ober-Assistenzärzte.

In diesen schweren Lazarethen bleibt der Kranke meistentheils nur so lange, als es durch den Marsch der Armee geboten ist; übrigens gilt es als Regel, sie bei der ersten Gelegenheit nach den stabilen Militär-, Reserve- und Etappen-Lazarethen zu versenden.

Es boten nach obigen Angaben, von den letztgenannten stabilen Lazarethen abgesehen, die sämmtlichen Feldlazarethe der mobilen Armee im letzten Kriege 21,600 Stellen für Kranke und Verwundete. In den

stabilen Lazarethen waren 6000 Betten vorhanden. Außerdem hatte man noch Reservelazarethe errichtet.

Mit der zweckmäßigen Evacuirung der Kranken und Verwundeten aus den stabilen in die Reservelazarethe beschäftigte sich eine besondere Hospital-Transport-Commission. Es waren deren fünf in Thätigkeit, und zwar in Breslau, Schweidnitz, Görlitz, Guben und Herzberg. Eine jede bestand aus einem Stabsofficier, einem Militärarzt und einem Beamten. Sie steht zur Verfügung der activen Armee, lagert im Rücken derselben auf der nächsten Eisenbahnstation und ist mit dem Militär-Oberbefehl und den Reserve-Lazarethen in stetem Verkehr.

Der Transport der Verwundeten von dem Feldlazareth nach dem Bestimmungsort wird vom Lazareth selbst bewerkstelligt und wurden dabei die Kranken in späteren Tagen meistentheils mit allem Nöthigen, auch kalten Speisen, einem Vorrath von Tafelbouillon, mit Kaffee ꝛc. versehen. Es wurden für den Transport, je nach dem Zustand der Kranken und Verwundeten, gewöhnlich auf je 100 Kranke 13—15 Güter-Waggons, 1—2 Aerzte und für jeden Waggon 2 Lazarethgehülfen und 13 Krankenwärter festgesetzt.

Für alle Lazarethbedürfnisse der Feldhospitäler sorgten die in Breslau, Bunzlau, Guben und Jüterbog errichteten Stapelplätze. Ihre Verwaltung unterstand einem mit den nöthigen Beamtenpersonal versehenen Stabsofficier. Sie waren mit großen Vorräthen an Wäsche, Charpie, Verbandgeräthen, chirurgischen Instrumenten, Arzneien ꝛc. versehen und versandten sie ohne Aufschub nach Verlangen der Oberärzte.

In der Hauptsache wurden aber wohl alle preußischen Feldhospitäler des letzten Krieges durch die Gaben der internationalen Vereine oder Depots der Johanniter so reichlich mit allen Bedürfnissen ausgestattet, daß sie außer Medicamenten und Instrumenten wohl nichts aus jenen Reservemagazinen zu entnehmen brauchten.

Das ist ein allerdings nur oberflächliches Bild des preußischen Feldsanitätswesens; es mehr zu specialisiren ist indeß für den vorliegenden Zweck nicht nöthig. Wenn man vorher gelesen hat, wie dasjenige der nordamerikanischen Union gestaltet ist, so bedarf es nicht eines besonderen Hinweises auf den Unterschied.

Aber es muß gesagt sein, daß innerhalb aller europäischen Armeen im gegenwärtigen Augenblick das preußische Feldsanitätswesen durch

seine Einrichtung, durch die hohe Stufe, auf welcher alle Glieder dieses Corps stehen, durch die innere Ausbildung desselben und die anderen Staaten gegenüber reiche Dotirung an allen Hülfsmitteln die erste Stelle einnimmt.

Dieses preußische Sanitätswesen bewährte sich denn auch in Schleswig-Holstein vollständig. Es erfüllte dort alle Bedingungen, die an die Leistungsfähigkeit einer tüchtigen Feldsanität gestellt werden, und behielt auch noch hinreichende Mittel übrig, dem mangelhaften östreichischen Sanitätswesen Hülfe zu leisten und es zu ergänzen.

Aber wir sahen früher, welche Umstände vorhanden waren, dieses Gnügen innerhalb jenes Feldzuges zu erleichtern.

Dasselbe Sanitätswesen vermochte nicht in gleich vollständiger Weise den weit schwierigeren Verhältnissen des böhmischen Feldzuges zu begegnen. Es ist unthunlich, etwas verbergen zu wollen, was durch sprechende Thatsachen zu beweisen ist.

Allerdings setzten sich die Verhältnisse auf jenen Schlachtfeldern aus einer Summe so eigenthümlich ungünstiger Umstände zusammen, daß keine der jetzt bestehenden Feldsanitäten das geleistet haben würde, was ihnen gegenüber die preußische leistete, aber das ändert immerhin nichts an dem Ergebniß, es macht dasselbe nur erklärlich.

Denn eine gebotene Aufgabe deßhalb nicht zu lösen, weil ein Anderer dieß auch nicht vermögen würde, ist an sich keine genügende Entschuldigung.

Es soll hier nicht abermals auf das zurückgekommen werden, was bereits durchsprochen wurde, aber unleugbar ist es, daß viele Vorgänge während und nach der Schlacht von Königgrätz nur allzusehr an die beklagenswerthen Scenen von Solferino erinnern. Zum Beispiel:

„Das Schlachtfeld (es ist jetzt von Solferino die Rede) war mit einer großen Menge von Todten bedeckt. Drei Tage brauchte man dazu sie von ihm fortzuschaffen, und obwohl man außer den Militärärzten noch 280 Civilärzte aus den Kriegslazarethen von Mailand abcommandirt hatte, konnte doch nach ihren eignen Zugeständnissen, Ende August, noch nicht behauptet werden, daß auch im Entferntesten die schwierige Aufgabe in einer den Forderungen der **Wissenschaft** und **den Gefühlen der Menschlichkeit** entsprechenden Weise gelöst worden. Der Mangel erwies sich in allen Dingen von unglaublichen Dimensionen:

es ist feststehend, daß man Säcke und Futter zu Compressen verwendete, die Riemen an den Flinten, die Futterale der Bajonnette und die Stiefelschäfte der Todten anstatt der Schienen und Verbände für gebrochene Glieder gebrauchte. Die zerschmetternden Glieder der Verwundeten geriethen in Fäulniß und schon um den üblen Geruch zu beseitigen, war man genöthigt, ungesäumt zu Operationen zu schreiten."

„Ueberall zeigte sich eine erschreckende Abnahme der Kräfte. Und mitten in diesem Chaos menschlichen Elendes gab es kein Mittel, es zu lindern. Ein Arzt hatte im Laufe des Monats 1424 Kranke und Verwundete unter seiner Obhut. Bei dieser Lage der Dinge waren Vernachlässigungen unvermeidlich; für das Allernothwendigste mangelte es an Mitteln und Arbeitskräften."

„Jeder Militärarzt weiß, daß derartige Versäumnisse nicht wieder gut zu machen sind, und andererseits muß die christliche Liebe und das Pflichtgefühl allgemeiner Menschlichkeit eine jede Vernachlässigung in der Pflege verwundeter Krieger einem ganzen Lande zum ewigen Vorwurf machen."

So viel von Solferino. Aber es waren damals in einem Zeitraume von nicht viel mehr als einem Monat, nämlich von der Schlacht bei Montebello am 20. Mai an, **fünf** Schlachten mit einer Gesammtzahl von über einer halben Million Streitern geschlagen und in diesem kurzen Zeitraum eine Zahl von 40,000 Verwundeten und 12,000 Kranken aufgehäuft worden.

So schlimm war es in Böhmen nicht, denn die Gesammtzahl der von den Preußen zu verpflegenden Verwundeten und Kranken betrug nach dem Tage von Königgrätz ca. 22,000 Mann. Und doch wird Niemand eine gewisse bedingte Aehnlichkeit verkennen, welche zwischen dem hier und dem dort besteht.

Eine Analogie, die nur dadurch weniger schmerzlich für uns wird, wenn wir sie mit Verleugnung vorgefaßter Meinungen anerkennen, und dann die Mittel aufsuchen, sie ein für alle mal und für jeden Fall unmöglich zu machen.

Auch bei Königgrätz haben Verwundete drei Tage auf dem Schlachtfelde gelegen. Drei Tage? — Es giebt einige, die noch länger dort ohne alle Hülfe zubrachten.

So erzählt im Wochenblatt des Johanniter-Ordens Nr. 32 ein Ritter dieses Ordens, daß fünf Tage nach der Schlacht bei Sadowa im Gebüsch ein östreichischer Verbandplatz entdeckt wurde, der Hunderten von Verwundeten als Lagerstelle gedient hatte. Von diesen hat man nur unter einem gräßlichen Knäul von Todten ungefähr zwanzig Mann noch am Leben gefunden, aber vor Hunger und Durst dem Tode nahe und ohne eine einzige Binde um ihre Wunden. Sie wurden nach dem nächsten Lazareth getragen; fast alle diese Unglücklichen starben schon unterwegs, der letzte wurde auf ein Strohbett gebracht und verschied zwei Stunden darauf.

„Derartige Zustände drängen jedermann die unabweisbare Frage auf: Haben denn diese Unglücklichen keine bessere Herberge und keine andere Pflege verdient? Nachdem sie alles dem Vaterlande geopfert und selbst das Leben nicht geschont haben, erkauften sie sich damit nicht wenigstens den vollen Anspruch auf eine, wenn auch nur im christlichen Gefühl wurzelnde Theilnahme ihrer Landsleute?"

Diese ihre Landsleute mußten sie, bedrängt von den Verhältnissen, ihrem Schicksal überlassen und es einfach der Großmuth des Siegers anheimgeben, was er für diese Masse von Verwundeten thun könne und thun wolle.

Es war indeß allerdings keine kleine Aufgabe für die preußische Feldsanität, nicht nur für die eignen zahlreichen Verwundeten, sondern auch für die noch zahlreicheren des Gegners Sorge tragen zu müssen.

Es heißt dieß von der Großmuth und den Hülfskräften des Siegers etwas viel erwarten.

Was Wunder, daß ihrer Viele liegen blieben, daß Hunderte erst den 3., 4. oder 5. Tag verbunden wurden und in Pflege kamen, daß sie tagelang dem Hungertode nahe waren und in dieser Zeit sich so gut wie ohne alle Hülfe befanden, daß endlich Einige einen kunstgerechten, ordentlichen Verband nicht eher als nach sechs Tagen erhalten konnten.

Das sind Vorgänge, die nicht zu leugnen und kaum zu erklären sind.

Es ist für den Einzelnen immer noch besser, wie bei Solferino mit Sack- und Futterleinwand verbunden, mit Flintenriemen, Bajonnetscheiden und Stiefelschäften geschient — — als wie bei Königgrätz weder verbunden, noch geschient zu werden.

Lassen wir den Vorhang ein für alle mal darüber fallen, aber vergessen wir nicht, was sich hinter ihm verbirgt, damit nicht ein Tag kommt, wo er über ähnliche Scenen empor rollt.

XVII.

Die freiwilligen Hülfsvereine.

In den Kriegen früherer Zeiten lag die Versorgung der Kranken und Verwundeten einzig und allein der Regierung ob. Wir haben gesehen, wie sie derselben sich entledigte.

Gegenwärtig wird sie als Pflicht des ganzen Volkes, als eine nationale Sache erkannt, welche alle Schichten der bürgerlichen Gesellschaft berührt und ihren Diensten contributionspflichtig macht.

Während des Krieges in Nordamerika war es die so berühmt gewordene Lazarethcommission, welche nach dieser Richtung hin bewunderungswürdiges leistete; bei uns bildeten sich internationale und andere Vereine. Der erste Anstoß hierzu ging von einem Schweizer, Henri Dunant, aus.

In den Conferenzen zu Genf vom 26—29. October 1863 wurde der Beschluß gefaßt, daß in jedem Lande Gesellschaften gegründet werden sollten mit der Aufgabe, in Friedenszeiten Alles vorzubereiten und zu beschaffen, was zur Versorgung der Soldaten in Kriegszeiten nothwendig wäre, und zur vollständigen Organisation dieses Unternehmens wurde in Genf ein internationales Comité gebildet.

Die preußische Regierung, deren Theilnahme sich den Bestrebungen jenes Comités zuwendete, unterstützte auch die fernerweite Entwicklung derartiger Gesellschaften mit vieler Wärme.

Anfang Februar des Jahres 1864 wurde bereits in Berlin ein Central-Comité errichtet und am 17. Februar erließ dasselbe seinen ersten Aufruf, bei dem sich viele bekannte Persönlichkeiten betheiligten. In dem zu gleicher Zeit ausgebrochenen dänischen Krieg hatte dieses Comité die beste Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln und namentlich kennen

zu lernen, worauf die Thätigkeit der Vereine ihr hauptsächliches Augenmerk zu richten habe.

Professor Gurlt in Berlin ward zu diesem Zweck eigens nach dem Kriegsschauplatz gesendet und im Verein mit dem Johanniter-Orden entwickelte sich in jenem Feldzug die Thätigkeit dieses Comités in einem größeren Maßstabe.

In den meisten anderen Ländern hielt man es für etwas sehr Müssiges, inmitten des tiefsten Friedens solche Vereine für einen Kriegsfall zu gründen.

Und selbst in Preußen ließ die Thätigkeit nach dem dänischen Frieden bedeutend nach. Man glaubte nicht ferner nöthig zu haben, für kranke und verwundete Soldaten in einer Zeit etwas zu thun, wo man die Ruhe des Friedens erhoffte. Man dachte nicht an den Krieg, wie man nicht an die Feuersbrunst denkt, die vielleicht schon in der nächsten Stunde unser Haus verzehren wird.

Die Gesammtheit des Volkes wird meist nur durch den Drang des Augenblicks bewegt. Was die Zukunft anlangt, so überläßt es die Sorge für sie bereitwilligst anderen Gewalten.

Man erwartet, daß die Voraussicht des Staates alle Sorgfalt für Fälle treffen wird, deren möglichen Eintritt sein politischer Scharfblick allein zu ermessen vermag.

Vor dem Ausbruch des letzten Krieges war denn auch ein jedes Corps der preußischen Armee von ungefähr 30,000 Mann, abgesehen von den bedeutenden Verbandmitteln in den Depots und innerhalb der Festungen, mit 13,000 verschiedenartigen Binden, 1500 Pfund Charpie und ungefähr 2000 Pfund Leinwand zu Compressen versehen.

Indeß die Zufälligkeiten des Krieges steigern alle Sanitätsbedürfnisse ins Unberechenbare. Mag man immerhin in Friedenszeiten ein Fixum für sie feststellen, die Erfordernisse eines Feldzugs beweisen immer von neuem, daß ihnen gegenüber keine Berechnung zuverlässig ist. Die furchtbaren Verluste der englischen Armee im Krimkriege, welche die Hälfte derselben hinraffte, wurden in dieser ungeheuern, noch niemals dagewesenen Höhe allein dem gewissenlosesten Leichtsinn der Armeeverwaltung und dem gänzlichen Mangel an Sanitätsvorkehrungen zugeschrieben.

Aber auch die beste Armee- und Sanitätsverwaltung kann sich in

ihren Prämissen täuschen und eintretende besondere Umstände vermögen auch ihre wohlerwogensten Maßregeln zu paralysiren. Um daher zu vermeiden, daß der Rückschlag von Verhältnissen, auf welche man jeden Tag treffen kann, nicht auf die Kranken und Verwundeten falle, ist es nöthig, eine sichere Hülfskraft an der Seite zu wissen, welche über *außerordentliche Mittel* gebietet, deren Zuströmen man zu unterhalten und dahin zu leiten vermag, wo sie am nothwendigsten sind, um sich zuerst zeigende Lücken zu ergänzen.

Diese Hülfskraft muß aber außerhalb der Armee liegen. Sie bedarf, um so Umfängliches mit Zuverlässigkeit zu leisten, einer *freien Gestaltung*, einer leichtbeweglichen Gliederung bei einer *vollen Selbstständigkeit*. Sie kann nur in der Consolidation privater, völlig *neutraler* Kräfte, in den *freiwilligen Vereinen* gesucht werden, welche auf den *Genfer Vertrag* sich stützen.

In den ersten 7 Monaten des Krimkrieges stieg die Sterblichkeit in den englischen Heeren auf 60 Procent; nachdem Florence Nithingale mit ihrer Hülfe erschienen war und zweckgemäßere Sanitätseinrichtungen getroffen hatte, sank sie auf $11\,^1/_2$ Procent.

In dem Schleswigschen, noch mehr aber in den letzten Kriegen wetteiferte das Sanitätspersonal der Armeen mit der Thätigkeit von Privatleuten, um von den Verwundeten und Kranken Noth und Mangel abzuwenden.

Es waren große Mittel zur Erleichterung ihres Zustandes vorhanden, und wenn auch die Organisation der Vereine durch innerhalb ihrer zu Tage tretenden Mängel beweisen, daß sie sich noch auf der Entwickelungsstufe befinden, so wurde doch die Ueberzeugung gewonnen, daß diese Vereine die Lebenskraft des Zeitgeistes in sich tragen. Hand in Hand mit ihnen wird die Kriegsheilpflege ihre Umgestaltung beginnen; sie zu entbehren, dürfte jetzt schon einen Zustand bezeichnen, dessen Möglichkeit außerhalb unseres Denkvermögens liegt, wie etwa, wenn wir plötzlich des Gebrauches der Dampfmaschine oder des Telegraphen verlustig gehen sollten.

Die Entstehungsgeschichte aller derartigen Vereine ist meist dieselbe: sie alle sind reine Produkte einer neuen Zeit, die Ausflüsse einer höheren Entwickelungsstufe der bürgerlichen Gesellschaft. Die Geschichte des Einen von ihnen ist auch zumeist die der Uebrigen; der Geist ist überall der

gleiche, der Umfang des Körpers bildet keine wesentliche Unterscheidung. In gewisser Beziehung ist jedoch hierin die schon erwähnte Sanitätscommission eine Ausnahme. Sie organisirte sich während des Krieges in den vereinigten Staaten, und auf die Masse eines großen und ganzen Volkes gestützt, wurde sie so mächtig, daß ihr Einfluß in der Armee einen Umfang gewann, vermöge dessen ihre Bedeutung weit die Grenze ihrer ursprünglichen Tendenz überschritt.

Der Ausbruch eines Krieges erregt heutigen Tages alle Gemüther gleich mächtig, die Einen aus Patriotismus, die Andern aus Furcht für sich und ihren Erwerb, Alle aber durch die gleichen Gefühle der Theilnahme und des Interesses für die Söhne des Landes, von deren Muth und Geschicklichkeit die Entscheidung des Krieges abhängen wird.

Zuerst sind es die Frauen, welche, wie bekannt, von allen Gemüth und Herz bewegenden Ereignissen am lebhaftesten ergriffen werden. Ihre aus einer zarteren Organisation entspringenden weicheren Gefühle machen sie für jeden Eindruck empfänglicher; sie entfachen die Begeisterung des jungen Kriegers bis zum Fanatismus; sie segnen seine Waffen und schmücken ihn mit irgend einem Symbol ihrer Hand, was ihn an den Sieg erinnert, oder als Amulet sein Haupt beschirmen soll; ihre Herzen und ihre Thränen begleiten die Armee, und da sie nicht weniger begeistert sind, als ihre Väter, Brüder, Söhne und ihre Verlobten, welche sie bei derselben wissen, so fühlen sie den Drang, ihrer Theilnahme durch irgend eine That Ausdruck zu geben. Die feste Absicht, bei der Rettung des Vaterlandes auch ihrerseits thätig zu sein, zwingt ihren Eifer, nicht bei dem Charpiezupfen und dem Geldeinsammeln durch Bälle und Concerte, wie es ehedem so oft zu geschehen pflegte, stehen zu bleiben, sie arbeiten vielmehr mit einer rastlosen Thätigkeit nach allen Richtungen hin, um für die in dem Feld stehenden Sorge zu tragen. Es bilden sich Anfangs kleine Vereine von Frauen und Männern, um diese Zwecke nach jeder beliebigen Richtung hin zu fördern, hier und dort einer, sie vereinigen sich, und ihre Hülfsmittel werden dadurch um so stärker; die Bäche werden zu Flüssen, und aus ihnen bilden sich mächtige Ströme. Die Presse dient gleichermaßen diesem Zwecke; öffentliche Aufrufe erscheinen, Versammlungen werden gehalten, Flugschriften verbreitet; das ganze Volk wird zur Theilnahme und Mildthätigkeit entflammt und bildet bald in seiner Gesammtheit einen großen internationalen Verein, dessen Central-

punkte sich mit solchen außerordentlichen Hülfsmitteln ausgestattet finden, daß sie selbst über die Erfolge erstaunen, welche durch die Wunderwerke der Arithmetik: die Multiplication der kleinen Kräfte sich erklären.

Hierin liegt die Geschichte aller dieser bald so mächtig gewordenen Privatvereine: der Sanitätscommission in Amerika, des internationalen Vereins in Berlin und Dresden, der Hülfsgesellschaften zu Leipzig und Hamburg, des patriotischen Vereins zu Wien, des Hülfsvereins zu Oberöstreich u. s. w. Nachdem diese Vereine sich einmal gebildet hatten, vergrößerten sie mit ihrem zunehmenden Wachsthum auch ihre Beziehungen, ihre Tendenzen und den Umfang ihrer Thätigkeit.

Nicht nur das Nothwendige, auch das Angenehme; nicht nur das, was der Soldat im Hospital bedarf, sondern auch, was ihn außer demselben erfreut, wurde von diesen Vereinen beschafft und den Feldhospitälern zur freien Vertheilung übergeben.

Die Ausdehnung der gebotenen Hülfsleistungen gewann eine solche Bedeutung, die Unterstützung, welche diese Vereine durch die gleichmäßig stark zuströmenden Mittel zu gewähren vermochten, nahmen so progressiv steigende Verhältnisse an, daß selbst die zugeknöpftesten Staaten ihre Wichtigkeit anerkannten und gegen Dienste sich nicht ferner verschließen konnten, die ihnen nichts kosteten, sie aber auf einem Punkt unterstützten, der von jeher ihre Achillesferse bildete. Sie nahmen diese Hülfe gern an, und wahrlich, sie kam allerwärts in Stunden, wo sie ihrer sehr bedurften.

Sie gewährten daher im eigenen wohlverstandenen Interesse diesen Vereinen auch ihre Unterstützung, und statteten sie mit nicht unbedeutenden Rechten aus. Diese Vereine gewannen mehr oder minder das Ansehen von Behörden, wählten ihre Präsidenten, ihre Verwaltungsräthe, ihre Secretäre und Kassirer, errichteten ihre Filiale und Zweiganstalten und entsandten ihre Agenten zu den Armeen, in die Hospitäler und nach allen Orten, wo sich kranke und hülfsbedürftige Soldaten aufhielten.

Sie waren innerhalb dieser Hospitäler bald so bekannt und eingelebt, als hätten sie von jeher integrirende Zweige derselben gebildet. Und sie gehörten auch in Wahrheit denselben an. Ueberall waren die Vorstände, die Glieder und die Agenten dieser Vereine in Thätigkeit. Die Hospitalverwaltungen fanden in ihnen treue Berather, die verwundeten Krieger bewährte Freunde und Helfer.

Sie lernten die Neigungen und Wünsche der Soldaten kennen, um

sie zu erfüllen, und begannen auch viele ihre Lehr- und Prüfungszeit erst in dem letzten, schweren Krieg, so eigneten sie sich doch schnell ein volles Verständniß der Situationen an.

Und **wunderbar**, obwohl hier rein private, vollständig civile Institute inmitten militärischer Verhältnisse und als Stützpunkt militärischer Verwaltungszweige ihre Mechanismen entwickelten, so sehen wir doch nicht, wie es einst prophezeiht wurde, daß dadurch weder die militärische Administration, noch die Disciplin im geringsten gestört wurde.

Ein jeder an seinem Ort nahm dankbar eine willkommene Hülfe an, eben so wie auf dem Schlachtfelde die Hülfe der Johanniter angenommen worden war. Es wäre früher, als der ehrwürdige Zopf noch einen Theil unserer Zierde bildete, gegen Herkommen und Begriff gewesen, innerhalb einer wohlorganisirten Armee unabhängigen Privatmännern eine gewisse Thätigkeit einzuräumen. Aber es ist von dem Versuch nichts übles zu sagen! Es fiel dabei nicht das Geringste in Trümmern, es befanden sich vielmehr alle Theile wohl.

Die öffentliche Meinung, welche sich diesen Vereinen unterordnete, war unausgesetzt thätig, sie zu unterstützen und ihre Hülfsmittel zu verstärken. Sie wurden durch dieselbe eine Zeit lang geradezu eine Macht.

Wenn auch selbst durch das Einmischen derselben in mancherlei Verhältnisse, oder durch gegenseitiges Mißverstehen Störungen denkbar wären — es wurde nicht bemerkt, daß sie entstanden — so würden dieselben nicht als wesentlich zu betrachten sein, und ihre geringen üblen Folgen bei weitem durch das Gute überwogen werden, welches derartige Vereine erfahrungsgemäß zu leisten vermögen.

Es sind, wie wir wissen, Fälle leicht möglich, wo sich eine Armee genöthigt sieht, sich bei der Verpflegung ihrer Verwundeten wesentlich oder ganz auf dieselben zu stützen, und den Kranken und Verwundeten dürfte dann bei diesen Vereinen eine schnellere und bessere Pflege werden, als unter den vorausgesetzten Umständen durch die Feldsanität. Man wende nur noch eine kleine Aufmerksamkeit, noch einige aufmunternde Unterstützungen Seiten des Staates auf diese Vereine, pflege sie nur noch etwas mit Liebe und Sorgfalt, und lasse sich herbei, sie zu ermuthigen und ihre Bestrebungen anzuerkennen, und man sei versichert, diese geringe Mühe wird dem Samenkorn gleichen, dessen Frucht eine hundert-

fältige ist. Vor allem vergesse man nicht in der Zeit der Ruhe, was sie in der Stunde der Gefahr leisteten. Man bleibe dankbar.

Wie, wenn wir uns der Hospitäler entschlügen und jene Vereine mit der Pflege der Kranken und Verwundeten betrauten? Wir dürften versichert sein, sie würde ihnen nicht fehlen; es bliebe dann für die Feldsanität nur noch die eine Aufgabe zu lösen, die Verwundeten und Kranken rechtzeitig und schnell in diese Hospitäler zu transportiren. Da sie derselben dann ihre ganze Kraft und ihre ungetheilte Aufmerksamkeit zu widmen vermöchte, kann man erwarten, daß sie trotz aller inneren Schwierigkeiten gelöst wird.

Jene Hospitäler aber von rein civiler Gestaltung würden, wahrhaft neutralen Characters, von allen Eventualitäten des Kriegsglückes unberührt, die ihnen zufallende Aufgabe nicht minder gut lösen. Man mag ihnen immerhin Militärärzte zutheilen und sie unter militärische Controlle stellen, es würde das in der Hauptsache nichts ändern.

Unter all den verschiedenen Vereinen, welche sich für die angedeuteten Zwecke in den Kriegen der neueren Zeit bildeten, ist, wie schon bemerkt, die „Sanitäts-Commission" in den amerikanischen Staaten der berühmteste. Er stützte sich auf einen großen mächtigen Staat und auf eine reiche, patriotisch gesinnte Bevölkerung, und war gleichzeitig der einzige seiner Art. Der Einfluß, den er in der Armee gewonnen hatte, war ein solcher, wie er weder unseren Gefühlen, noch unseren Verhältnissen entsprechen würde; denn durch die colossalen Mittel, die ihm zu Gebote standen, gelangte er zuletzt zu einer Macht, wie sie in solcher Gestalt wohl noch niemals in der Welt dagewesen und nur bei der Regierungsform eines Landes möglich ist, wie die der vereinigten Staaten, bei dem Geist eines Volkes, das seine Souveränetät selbst im Kriege nicht aufgeben will und deßhalb sich das Recht zuschreibt, für die innere Angelegenheit der Armee nicht bloß Theilnahme zu fühlen, sondern diese auch zu bethätigen.

Weder das Kriegsministerium, noch die Militärchefs wagten es, dem Volkswillen gegenüber in dieser Angelegenheit ihren eigenen Willen durchzusetzen, und überließen es schließlich dem Zartgefühl der Sanitäts-

Commission, so viel oder so wenig zu unternehmen, als sie nach ihren Begriffen für gut fand.

Eine Anzahl von Agenten dieser Commission, als Inspectoren angestellt, erkundigten sich nicht bloß in den Hospitälern, Lazarethen und Krankendepots nach den Bedürfnissen der Kranken, um sie zu befriedigen, sondern dehnten ihre Erkundigungen auch über die active Armee innerhalb der einzelnen Truppenkörper aus. Sie erörterten die Verhältnisse des Gesundheitsdienstes und der Verpflegung, überwachten die Ernährung, die Lagereinrichtung und die moralische Behandlung der Soldaten, übten mit einem Worte eine vollständige Controlle aus über Alles und in Allem, was zum Soldatenleben gehört. Eine solche maßlose Einmischung in die inneren Armeeverhältnisse dürfte allerdings in keinem anderen Lande möglich sein und geduldet werden, um so weniger, als selbst die redlichsten Agenten nur in wenigen Fällen ein richtiges Urtheil über militärische Verhältnisse besaßen. In Folge dessen wurden Massen von Nahrungsmitteln und Verpflegungsgegenständen unnützer Weise verschwendet, die in der Hand der Behörden eine zweckgemäße und nutzenbringendere Verwendung gefunden haben würde. Aber man besaß dort wenig Vertrauen zu der Umsicht und den Handlungen der betreffenden Behörden. Man fürchtete den schleppenden Gang der Instanzenwege, die Indolenz von Ober- und Unterbeamten, den passiven aber versteckten Widerstand, welchen die Armeecommissionen den Civilcommissionen entgegenstellten, und handelte deßhalb lieber selbst.

Jene Commission entwickelte für alles eine gleiche Thätigkeit, sie leistete Hülfe

1) durch Material Aller Art für die General- und Feldhospitäler, die Ambulancen und Depots;
2) durch eben solches für die Regimenter und alle im Felde stehenden Truppencorps; unterstützte
3) bedürftige, kranke und verabschiedete Soldaten außerhalb der Hospitäler;
4) stand sie allen mit Rath zur Seite, die dessen bedurften, sowohl in Privatangelegenheiten, als auch in denen des Dienstes.

Auf dem Schlachtfelde wirkten ihre Agenten höchst wohlthätig durch Hülfleistungen aller Art, sie erquickten die Erschöpften mit Speise und Trank, sorgten für den Transport der Verwundeten und hatten für die-

selben eigene Transportmittel auf Eisenbahnen und Dampfschiffen in fortwährender Verwendung.

Sie vertheilten Material und Kleidungsstücke, Betten, Wäsche ꝛc. an Bedürftige und errichteten auf den Hauptetappenstraßen Häuser, in denen kranken Soldaten, die aus irgend einem Grunde von der Armee getrennt sich befanden, Unterkommen und Pflege wurde.

Ueberdieß hatte sie in allen größeren Städten Auskunftsbureaux eingerichtet, wo Verwandte und Freunde jede mögliche Nachricht über ihre im Felde und in den Hospitälern befindlichen Angehörigen erhalten konnten. Eigene Agenten der Commission reisten zu diesem Zweck überall hin, wo sich Soldaten im Dienst befanden, um die gewünschten Nachweise zu sammeln.

Nach dem Finanzrapport der Commission vom 1. October 1864 hatte dieselbe bis zu diesem Tage eingenommen:

an Geld	3,083,124	Doll.	58 Cent.
an eingelieferten und angekauften Gegenständen aller Art im Werth von .	9,428,265	„	30 „
Summa	12,511,389	Doll.	88 Cent.

Man begreift, daß eine Summe von $12^1/_2$ Millionen Dollars ein leidlich anständiges Capital repräsentirt, mit dem etwas zu erreichen ist.

Unter den Hauptausgaben seien folgende genannt:

Für Verpflegungsgegenstände	1,742,383	Dollars
für Häusermiethe, Waarenlager, Transport . .	124,279	„
an Agenten	64,027	„
für ärztliche Inspectionen	119,985	„
Einzelunterstützungen	251,100	„
Hospitaldirectionen	47,564	„
Statistisches Departement	14,241	„
Veröffentlichungen, Zeitungen, Flugschriften . .	38,800	„
Bureaukosten	45,504	„
Extraausgaben	78,774	„
Summa	2,526,657	Dollars.

Obwohl der größte Theil der höheren Beamten ohne Besoldung diente, waren doch die Administrationskosten immerhin bedeutend.

Dr. von Haurowitz, welcher alle diese Verhältnisse an Ort und Stelle gründlich studirte, und dem wir darüber sehr eingehende Mittheil-

lungen in dem früher bezeichneten Werke verdanken, sagt, daß die Urtheile über den Nutzen, welche diese Commission während des Krieges geleistet hat, nicht unparteiisch und in vieler Hinsicht nicht richtig seien.

„Was man in Europa nicht weiß," fügt er dem bei, „und was Verwunderung erregen wird, ist, daß jetzt, wo die Zeit vieles aufgeklärt hat, was früher dunkel war, jetzt, wo die beruhigten Gemüther anders urtheilen als früher im aufgeregten Zustand, Stimmen laut werden, welche die Leistungen, wie sie die Commission in ihren **eigenen überschwenglichen Schilderungen** der Welt mitgetheilt hat, sehr beschränken."

„Es ist", schließt er, „von großer Wichtigkeit, aus diesen Erfahrungen die Lehre zu ziehen, ob bei einem künftigen Kriege eine ähnliche Einrichtung wünschenswerth sei oder nicht."

Mögen indeß solche Scrupel den amerikanischen Verhältnissen gegenüber einige Berechtigung verdienen, bei uns würden dieselben wenig am Platze sein. Wir haben jedenfalls durch das, was diese Vereine leisteten, die Erfahrung gewonnen, daß wir sie bei einem neuen Kriege kaum entbehren können. —

Der richtige Tact, der uns Deutschen überhaupt innewohnt, unsere geschulten Gefühle und die Hochachtung, die wir dem Bestehenden und Gewöhnten zollen, bewahrt uns vor jenen schädlichen Ausschreitungen, die in Amerika von dem einen Extrem zu dem anderen führten.

Die ausgezeichneten Leiter dieser Vereine, so wie ihre Organe, wußten überall das rechte Maß und die rechte Art für ihre Thätigkeit und Hülfe zu finden. Ich sage nicht, daß auch bei uns alles schon jetzt war, wie es zu wünschen ist, und werden wird, wenn auch wir gewisse Erfahrungen beherzigen; ich bemerkte schon früher, daß die Vereine eben erst in der Entwickelung begriffen seien, sie besitzen daher noch alle Schwächen, die den Wehen einer Geburt zu folgen pflegen, aber daß sich dieselben in einer kaum geahnten Weise bewährten, daß ihre Hülfe, nachdem man dieselbe einmal kennen und schätzen lernte, für alle Zukunft unersetzlich sein wird, daß die kämpfenden Armeen Ursache haben, ihnen sehr dankbar zu sein, darüber besteht wohl nirgend ein begründeter Zweifel. Auch bei uns wurde vielleicht hier und da in einigen über-

schwenglichen Schilderungen der Werth der Gesammtleistung, die Thätigkeit einzelner Vereine überschätzt. Aber was thut das! Auch des Ueberschwenglichen entkleidet, bleibt genug für den Ruhm und das Lob.

Mögen auch mehrere unserer Vereine, namentlich von dem Vorwurf getroffen werden, daß sie zu spät sich organisirten, so wird das für künftige Fälle dadurch zu vermeiden sein, daß diese Vereine sich nicht auflösen.

Wie es für das Feldsanitätswesen nothwendig geworden ist, sich schon im Frieden fest zu organisiren, so gilt das gleiche Gesetz auch für diese internationalen und andere Vereine. Es hieße ihre Stellung, ihren Beruf und ihr Wesen völlig verkennen, wenn sie während des Friedens sich auflösen, ihre reichen Hülfsmittel, die die Meisten noch besitzen, verschleudern und nicht vielmehr bemüht sein wollten, eben so wie die Armee, sich während des Friedens für den Krieg zu rüsten.

Wenn das große Amerika nur **einen** Verein besaß, der alle Kräfte vereinigen, alle Hülfsmittel concentriren konnte, so waren wir in Deutschland unseren alten Traditionen treu.

Wir Deutschen sind nicht nur vielseitig, wir sind auch vielköpfig. Nun hätte man vielleicht denken können, daß bei einer Vereinigung für einen so ausgesprochen einheitlichen und allgemein gültigen Zweck jedes Sonderinteresse schweigen müsse, und daß, getreu der in Genf anerkannten Grundsätze, die deutschen Völker einer Zunge sich unter einen Hut begeben würden, in wahrhaft internationalem und christlichem Sinn einen Central-Verein zu gründen, welcher dann so recht in dieser mächtigen Einheit die Größe der ihm inne wohnenden Idee personificirt hätte. Bewahre! —

Soweit ist unsere Entpuppung noch nicht vorgeschritten. Das alte Herkommen war mächtiger, und jedes deutsche Land gründete unter einem besonderen Namen auch seinen besonderen Verein. Damit noch nicht zufrieden, sonderten sich innerhalb der Länder noch fernerweit rivalisirende Städte und Parteien von dem gemeinsamen Streben ab, um es oft in eigenartiger, nur persönlicher und nationaler Weise zu verfolgen.

Giebt es nicht ein wahres Christenthum, nicht eine Barmherzigkeit und eine Liebe?

Hat der Tag nicht ein Licht, während die Nacht Tausende zählt und doch dunkel ist? —

Indeß wir stehen eben am Anfangspunkt dieser Bestrebungen. Die Zeit des Friedens wird die befruchtenden Ideen nicht entschlummern lassen. Unter seinen ruhigen Verhältnissen, unter Führern, welche persönliche Ansichten dem allgemeinen Wohl zu opfern wissen, wird eine Vereinigung und Centralisirung leicht zu erzielen sein. Sondergelüste werden vergebens versuchen, dem zu widerstreben. Wir stehen auch hier vor einem Produkte der Zeit. Von ihr geschaffen, trat nur das auf die Oberfläche, was längst unter derselben lag. Die einmal freigewordene Strömung achtet weder der kleinlichen, noch der persönlichen Interessen; sie wird alle erfassen und nach einem Punkte führen.

Centralisation oder Decentralisation sind Begriffe, welche für den Politiker und den Nationalökonomen gleich hohe Bedeutung haben. —

Es ist über die Vor- und Nachtheile beider viel gestritten und geschrieben worden. Die frische Blüthe und die vielgestaltige Entwickelung des deutschen Volksthums, seinen Reichthum an Wissen und Besitz schreibt man namentlich seinen Stämmen und Staaten zu, welche gestatten, daß jede Eigenart zur vollen Geltung gelangte.

Gegenwärtig aber scheint man anzunehmen, daß die Culturperiode, welche zu ihrer Reife nur einen lockeren Staatenbund erforderte, sich bis zu dem Bedürfniß nach einem wohl consolidirten, gefesteten Bundesstaat entwickelte.

Auch für den vorliegenden Fall dürfen wir annehmen, daß vollständige Centralisation wünschenswerth ist. Während dieselbe allen Bestrebungen die großen Vortheile, welche eine gemeinsame obere Leitung unter allen Verhältnissen gewähren muß, sichert, werden ihre Nachtheile durch die Begründung von Zweigvereinen und Filialen, die unter einander in inniger Beziehung und Wechselwirkung stehen, verschwinden.

Diese großen Vereine, die sich über das ganze, nicht bloß über das politische Deutschland erstrecken müßten, werden wie ein Baum sein, der zwar nur einen Stamm und eine Wurzel besitzt, dessen vielästige Gestaltung und Blüthenreichthum aber Tausende von Früchten trägt, und dessen Schatten sich gleichmäßig über alles deutsche Land breitet.

In seiner Centralstelle würden selbstverständlich die Vertreter der verschiedenen Länder sich befinden, in allen Verhältnissen unter einer

parteiloſen Neutralität wirkend, würden für dieſen großen Verein bei einem ausgebrochenen Kriege die Begriffe von Freund und Feind nicht beſtehen. Ueberall hin eine ſichere und ſchnelle Hülfe zu ſenden, überall gefunden zu werden, wo man ſeiner bedarf, ungerufen da zu ſein, wo es nöthig, den Ereigniſſen voranzueilen, durch Hunderte von erprobten dienſtwilligen Agenten jeden Nothruf ſchnell zu hören, das würde die Thätigkeit ſein, die er, mit jedenfalls ſehr mächtigen Hülfsmitteln ausgeſtattet, ohne Schwierigkeit entwickeln könnte.

Er würde das große Reſervoir bilden, in welches alle Quellen ſich ergöſſen. Eine zweckmäßige Vertheilung und Verwendung der gebotenen Mittel iſt allein durch eine ſolche Centraliſation möglich.

Es wird dadurch vermieden, daß, wie es der Fall war, an einzelnen Orten Mangel eintritt, während an anderen Ueberfluß herrſcht, indem verſchiedene Vereine an Hospitäler dieſelben Gegenſtände ſandten, welche ſich übermäßig häuften, während andere nothwendigere vergebens erhofft wurden; oder daß einzelne Vieles, andere nur Weniges erhalten, oder aber, daß Vereine, die ſich in der Nähe eines Hospitals befinden, daſſelbe mit dem oder jenem Artikel nicht verſehen werden, weil das betreffende Hospital als ein fremdländiſches gilt, das man grundſätzlich zwar mit Victualien, Erfriſchungen und mit Verbandmitteln verſorgt, aber es den vaterländiſchen Vereinen überläßt, Anderes, z. B. Bekleidung und Wäſche, zu beſchaffen; während man wieder an anderen Orten, von internationalen Grundſätzen ausgehend, auch damit die bedenkt, welche dieſer Gegenſtände bedürfen, dabei erwartend, daß in dem fremden Lande ein Gleiches geſchehe.

Aus dieſen und aus vielen anderen Gründen erſcheint es mit einem Worte nothwendig, daß alle für patriotiſche Zwecke zum Wohl und Nutzen der verwundeten und kranken Soldaten wirkende Vereine ſich centraliſiren, und nicht, der eine hier, der andere da, nach dieſen oder jenen Grundſätzen, auf eigene Hand das doch für alle ganz gleiche Ziel anſtreben.

Eine Menge Kräfte und Hülfsmittel gehen durch dieſe Einzelbeſtrebungen ungenützt verloren, oder ſchaffen nicht den Nutzen, den ihre Vereinigung und ein gemeinſames, wohlorganiſirtes Vorgehen gewährleiſten.

Es iſt nichts Neues, was hier geſagt und empfohlen wird, es iſt nur die Anwendung des Genfer Vertrages, welchem dieſer Sinn unterbreitet iſt.

Er will nicht Städte und Parteien, er will die Stationen für den Dienst der Barmherzigkeit vereint wissen. Die Kräfte dieses schönen Dienstes sollen sich nicht in einen Berliner, einen Dresdner, einen Hamburger, einen Wiener, einen Leipziger Verein zersplittern.

Seien wir auch hierin einig und gesunden wir endlich von dem Uebel, das schon Eugen „le mal des Allemands" nannte.

Deßhalb schlägt das rothe Kreuz im weißen Felde über diesen Bund seine Falten; ein großes, gemeinsames Feldzeichen, um das sich alle die Kräfte innerhalb ihrer Länder gemeinsam schaaren sollen.

Die Mittel, welche den deutschen Vereinen zu Gebote standen, waren auch in ihrer Vereinzelung höchst bedeutend und bisher in solchem Reichthum noch niemals geflossen.

Erwähnen wir nur einige dieser Vereine. Der Raum gestattet es nicht, ausführlich auf ihre Leistungssphäre einzugehen; sie haben auch sämmtlich in öffentlichen Blättern die Nachweise derselben geliefert und wir würden mit einer Recapitulation der großen Zahlen, welche Zeugniß für diese Thätigkeit ablegen, wenig erreichen. Der eigentliche Zweck dieses Werkes ist nicht der, eine Sammelstelle statistischer Notizen zu bilden. Zuerst nennen wir hierbei den Johanniter-Orden und werden dessen Leistungen in einem besonderen Abschnitt besprochen werden.

Dann dürften die Berliner Vereine als diejenigen Erwähnung finden, deren Leistungen durch den Umfang ihrer Hülfsmittel, zu denen fast das ganze Norddeutschland steuerte, sie in die erste Linie stellen. Es waren allein in Berlin für denselben Zweck vier Vereine thätig.

Der Frauen-Verein für die Lazarethe von Berlin. Er besaß hierzu 21,882 Thlr.

Der König-Wilhelm-Verein mit 32,298 Thlrn.

Der Berliner Verein für die Unterstützung der Armee mit 93,337 Thlrn., und endlich

das preußische Central-Comité für die Pflege der kranken und verwundeten Krieger, welches außer den großen Vorräthen an Materialien verschiedener Art nach kurzer Zeit über **500,000 Thlr.** gesammelt hatte.

Die Thätigkeit dieses Vereins muß als eine außerordentliche bezeichnet werden, und ihr entsprechend waren seine Leistungen. Er war in allen Zweigen vollständig wie eine Behörde organisirt, zeichnete sich durch

einen schnellen Geschäftsgang aus, hatte große Expeditionen und für seine immensen Vorräthe mehrfache Magazine in Privathäusern und Kasernen errichtet. Es herrschte in den verschiedenen Abtheilungen seiner Bureaux und innerhalb seiner Niederlagen fortwährend eine Rührigkeit, welche an diejenige erinnert, welche die Brennpunkte mercantiler Stapelplätze kennzeichnet.

Ein fortwährendes Gehen und Kommen, ein Auf- und Abladen von Vorräthen aller Art, ein Treiben und Drängen von allerlei Menschen und Material, von dem kleinen Mädchen an, welches verschämt ein Päckchen Charpie, den Fleiß nächtlicher Stunden, übergiebt, bis zu dem vierspännigen Frachtwagen mit Kisten voll Wäsche und Oxhoften voll Wein. In diesen überreichen Magazinen fand man alles: Kleider, Strümpfe, Schuhwerk, Wäsche, Wein, Speisen, Verbandvorräthe, chirurgische Instrumente, Betten, Geschirr, Bücher 2c. 2c. — — alles und alles, von dem feinsten und besten bis zu dem gewöhnlichsten herab, durch alle Nüancen hindurch. Lauter Dinge, die man in den Vorräthen und Magazinen der Intendanturen weder suchen darf, noch finden wird.

Damen aus den höchsten Kreisen sind hier wie anderwärts in den Wäsch-Magazinen thätig, um zu ordnen, zusammenzustellen und Verfügungen zu treffen. In anderen Etablissements fertigen sie Verbandstücke, schneiden Leinwand zu und bestimmen, wie sie zu vertheilen. Sie sind mit Staub bedeckt und geben ihre Befehle einer Anzahl Arbeitern, mit derselben Sicherheit, als seien sie seit vielen Jahren die Directricen von Wäschetablissements gewesen.

Sie scheuen keine Mühe und was sonst völlig gegen ihre Gewohnheit, sie sehen überall mit eigenen Augen, ob das Befohlene eine entsprechende Ausführung findet. Sie verwenden auf Dinge, die ihnen bisher geringfügig erschienen, eine größere Aufmerksamkeit als sie dieselbe jemals den eigenen Angelegenheiten schenkten.

Was man hier sortirt, eilt man in einer anderen Abtheilung zu verpacken, wird in einer dritten facturirt, um aus der vierten versandt zu werden.

Man findet hier die vollständigen Ausrüstungen von der Stecknadel bis zum complicirtesten Verband, von der Compresse bis zur Bettausstattung für mehr als ein Hospital. Von Chocolade, Kaffee, Zucker, Tabak und Cigarren hat man Vorräthe, gegen welche das Lager einer Colonial-

waaren-Handlung en gros wie ein Büdchenkram erscheinen würde. Theure Instrumente aus werthvollem Material, Bücher, Weine, Cigarren, Wäschgegenstände aller Art werden ausgegeben, die Ausgabe verbucht, aber Niemand fragt dann nach deren weiterem Verbleib.

Für eine genaue Controle fehlt es an Zeit und Arbeitskräften, aber gerade dadurch, daß sie nicht besteht, wird die Wirksamkeit, das Handeln und die Nutzbarkeit dieser Vereine erhöht.

Eine Behörde, die für jeden verausgabten Pfennig verantwortlich ist und ihn mit Quittungen belegen muß, wird dadurch gehemmt und vermeidet ihn auszugeben, schon der Mühe halber, die derselbe verursacht, abgesehen von dem Instanzenweg, welchen der begehrte Pfennig durchwandert, ehe er überhaupt zur Ausgabe gelangt. Schon deßhalb kann die Thätigkeit des Staates für die hier in Frage kommenden Fälle, welche ein durchgreifendes, von aller Vielschreiberei abgelöstes Handeln verlangen, niemals mit derjenigen solcher Vereine rivalisiren.

All dieser aufgespeicherte Reichthum war nur das Ergebniß einfacher Privatsammlungen. Er ward gebildet von dem Scherflein der Wittwe, wie von der Gabe des Reichthums. Aber es muß hier gesagt sein, und es gilt diese erhebende Erfahrung auch für alle anderen Orte, daß es namentlich der Pfennig des Armen war, aus dem diese Hunderttausende zusammenflossen und daß die höheren oder richtiger gesagt die reicheren Klassen sich nicht immer in der Weise betheiligten, wie es zu erwarten gewesen.

Diese Bemerkung gilt nicht etwa nur für die preußischen Vereine, sie hat sich aller Orten mit nur wenig, aber dann auch mit um so rühmlicheren Ausnahmen geltend gemacht.

An einer sehr günstig gelegenen Sammelstelle wurde erzählt: „Ich habe heute gegen 500 Thlr. zur Centralkasse gesandt. Sie sind das Ergebniß von acht Tagen, aber das meiste davon bestand in Viergroschenstücken. Zehn Fünfthalerscheine und vielleicht siebzig ganze Thaler sind darunter; das andere ist das Geld der kleinen Leute.“ —

Ein Anderer sagte: „In meinem Bezirk wohnen drei oder vier Banquiers, steinreiche Leute, getauft und nicht getauft. Hinge die Sammlung von ihnen ab, es stände schlimm mit ihr. Aber zum Glück wohnen in denselben Straßen dieser Herren noch einige Stickerinnen und einige Hundert arme Fabrikarbeiter. An den Lohntagen, Abends nach 6 Uhr,

geht kaum Einer oder Eine hier vorüber, ohne ein Scherflein beizutragen. Die Männer mit der Blouse und mit der harten Hand, die armen bleichwangigen Mädchen, welche unter dem Dache wohnen und diejenigen, welche für karges Brod dienen, das sind die, welche ihren redlichen und sauer erworbenen Antheil an jenen Hunderttausenden haben, von denen ihre Brüder, die verwundeten Soldaten, Wohlthaten empfangen. Es giebt eine gewisse, entweder reichgeborene oder doch wenigstens schnell reich gewordene Klasse von sonderbaren Leuten, deren Princip es durchaus zuwiderläuft, etwas zu geben. Sie weichen auch jetzt von dem Leitfaden ihres Lebens nicht ab und fliehen unsere Sammelbüchse, wie man einen Feind flieht, der uns an das Leben will. Sie können nicht dafür; sie sind einmal so."

In einem Redactionsbureau, welches sich durch die großen Beiträge auszeichnete, die es von acht zu acht Tagen einsandte, wurde diese Erfahrung ebenfalls bestätigt. „Es giebt einen reich gewordenen Pöbel," sagte der bekannte Redacteur, „welcher sich in die Reihen der höchsten Gesellschaft drängt, und der doch seine schmutzige Abkunft eben so wenig zu verleugnen vermag, als wie das Bilsenkraut den Schutthaufen, dem es entwachsen. Er rekrutirt sich einestheils aus dem jüdisch-christlichen Schacher- und Schwindlerthum, anderntheils aus einer gewissen Klasse von Leuten, deren Nase höher gewachsen ist und welche von Vornehmheit nicht das Wesen, sondern nur die Manier lernten, zu Papier gewordene Lumpen — — sie geben nur, wenn ihre Namen auf gedruckten Listen unter so vornehmen Leuten sich befinden, als wofür sie sich halten. Diese Sammlungen werden meistentheils durch die Gaben des Volkes und durch die Aristokratie der Geburt und Gesinnung im edelsten Sinne des Wortes gebildet. Wittwen sandten den Trauring ihres verstorbenen Gatten, das Letzte, Theuerste, aber auch das Einzige, was sie zu geben hatten. Kinder entleerten den Inhalt ihrer Sparbüchsen, an dem sie Jahre hindurch pfennigweise sammelten. Familienväter entsagten sich liebgewordener Gewohnheiten, um mit ihrer Gabe nicht zurückstehen zu müssen. Die Armen sind es, deren Herz und Hände immer offen sind."

Um hierbei Mißverständnissen vorzubeugen, sei zum Ueberfluß beigefügt, daß sich bei allen diesen Gaben und aller Orten die alten, berühmten Firmen, der **wahrhaft vornehme** Kaufmannsstand,

die Aristokratie des Handels und des Geldes, sehr namhaft betheiligte und daß z. B. in Hamburg, Leipzig und Bremen durch ihn allein Sammlungen bewirkt wurden, die sich nach vielen Tausenden beziffern und welche in sehr umsichtiger und practischer Weise Verwendung fanden. Im Uebrigen ist es niemals die Höhe der Gabe, welche den Werth bedingt, sondern der Gedanke, welcher sie begleitet.

Unter den Sachen, welche unmittelbar an Hospitäler gelangten, befand sich oft unscheinbare, viel gebrauchte Bettwäsche, nur mühsam hergestellt. Es war ein Geschenk armer Leute; sie hatten sich dieser Gegenstände, deren sie zwar selbst bedurften, beraubt, und sandten sie, um darauf, wie sie glaubten, das Haupt eines armen Kranken besser gebettet zu wissen, während das ihrige möglicher Weise auf der harten Diele ruhte.

Menschliches Herz! Du unfaßbares Geheimniß, wie bist du in deiner Einfalt doch so überfließend reich an Barmherzigkeit und Liebe. Du bist wie ein ächter Edelstein. So wenig Licht er auch empfangen mag, er wird dennoch nicht müde, es auszustrahlen.

Kehren wir zurück zu dem preußischen Central-Comité und fügen wir noch bei, daß dasselbe seine Thätigkeit über ganz Preußen und die benachbarten Länder erstreckt und überall Provinzial-Comités errichtet hatte. Es zählt deren 200. Die Beiträge, welche von den letzteren in das Centralcomité fließen, sind nicht zu zählen. Nur um ihre Bedeutung zu kennzeichnen, einige Notizen aus dem Geschäftsleben der Vereine.

Am 29. Juli verzeichnete das Comité eine Lieferung, die aus Bremen erfolgte. Sie bestand aus folgenden Dingen: 8000 Thlr. Geld, 4 Oxhoft Rothwein, 1320 Flaschen des nämlichen Weines, 3000 Flaschen Portwein, 1000 Pfd. Reis, 2000 Pfd. Zucker, 47,000 Cigarren, 700 Pfd. Tabak. Es ist dabei bemerkt, daß außerdem eine Versendung von weiteren 100 Oxhoft Rothwein vorbereitet werde.

Das Versenden der Sachen vom Central-Comité aus erfolgte unter Mitwirkung des Handelsministeriums und der Telegraphen-Verwaltung, und zwar mit der größten Schnelligkeit und in großen Massen. Es war z. B. am 28. Juli um 4 Uhr Nachmittags die Nachricht von dem Gefecht mit den Hannoveranern eingetroffen. Am selben Tage wurde, um Mitternacht, ein Extrazug abgelassen, bestehend aus drei großen Frachtwaggons, die alles Nothwendige für die Verwundeten in großen Vorräthen enthielten; auf dem Zuge befanden sich 8 Aerzte und 8 Diakonissen. Zu

derselben Zeit hatte das Sächsisch-Preußische Depot die erforderliche Anzahl von Betten und Lazarethgegenständen aus Magdeburg dorthin geschickt. Am 30. Juli avisirte das Central-Depot in Berlin, daß an demselben Tage um 8 Uhr Abends ein Extrazug nach Böhmen mit verschiedenen Vorräthen für die Armee befördert werde. Zur genannten Stunde wurden nach dem Frankfurter Bahnhofe 600 Centner von allerlei Gegenständen gebracht; es war verschiedenartiger Proviant, wie: Bier, Wein, Cognac, Fleischwaare, Obstsaft, kohlensaures Wasser, Chocolade, Cigarren. Dazu fügte das Haupt-Depot aus den eigenen Vorräthen 75 Oxhoft Wein, und alles dieses wurde in 7 Waggons verpackt und entsendet.

Solche Sendungen fanden fast täglich statt, die Anzahl der Waggons stieg mitunter auf 25 bei einem Zuge; der Werth der Vorräthe, die mit einem Zuge befördert wurden, erreichte bisweilen die Summe von 40—80,000 Thlrn.

Und doch bestanden alle diese Sendungen aus den eingelieferten Beiträgen; das Comité verausgabte für solche Zwecke noch keine 100,000 Thlr. Einstmals kam man in Verlegenheit in Betreff der zur Verpackung für die zu versendenden Gegenstände erforderlichen Materialien. Eine Bekanntmachung in den Zeitungen genügte. Unmittelbar darauf wurde auf dem Platz beim Brandenburger Thor (nicht weit vom Central-Depot) eine Menge verschiedener Verpackungs-Materialien zusammengebracht.

Zweifelt man hiernach an der Lebensfähigkeit, an dem guten Willen und endlich an der Bedeutung dieser Vereine, welche mit solchen Thatsachen und solchen Zahlen zu uns sprechen? — Kaum. —

Welches erhabene Bild von Menschenliebe, von gegenseitiger Hülfe, von Patriotismus bietet die Geschichte dieser Vereine!

Im Hinblick darauf dürfen wir mit Recht annehmen, daß wir in einer hochgesitteten, fein fühlenden Zeit leben, welche sich durch ihre Culturstufe adelte.

Der König-Wilhelm-Verein übergab später seine materiellen Vorräthe der Verwaltung des Central-Comités und verwendete die zurückbehaltenen baaren Gelder, um damit Verwundete und deren Familien oder die Hinterlassenen Gefallner zu unterstützen.

Der Berliner Verein für die Unterstützung der Armee hatte in einer Kaserne ein Hospital für 400 Kranke (incl. 35 Officiere) eingerichtet und

auf seine Kosten unterhalten. Es war in jeglicher Hinsicht eine Musteranstalt und vereinigte alles in sich, was man von einem nicht nur schön und zweckmäßig, sondern auch reich und bequem eingerichteten Hospital verlangen kann.

Im übrigen beschränkte sich die Hülfe des Berliner Central-Comités durchaus nicht auf die eigene Armee. Es wirkte im Geist der Genfer Convention und kannte nur dieser Hülfe bedürftiger Menschen.

Es gewährte seine Unterstützung den baierischen, würtembergischen und hannoverschen Truppen. Nach der Besetzung von Prag sandte das Comité außer namhaften Vorräthen aller Art 10,000 Thaler baares Geld für dort liegende Verwundete. Nach ihm entfaltete in Norddeutschland die eingehendste Wirksamkeit der internationale Verein zu Dresden. Gebot er auch nicht über so bedeutende Mittel, so war dem entsprechend auch das Feld für seine Hülfe enger begrenzt. An Thätigkeit und Umsicht seiner Leiter stand er hinter keinem anderen Vereine, auch nicht dem Berliner, zurück. Das ihm zugewiesene Feld wurde von ihm völlig vor jedwedem Mangel nicht nur bewahrt, sondern fast durch Ueberfluß verwöhnt.

Auch dieser Verein erfüllte seine Bestimmung vollständig; er wurde niemals vergeblich um Hülfe angerufen. Sein energisches Handeln wird denen unvergeßlich sein, die in Verbindung mit ihm standen. Er constituirte sich erst, nachdem der Krieg bereits ausgebrochen, und nur die Energie seines Directoriums vermochte es, die dadurch verlorene Zeit wieder zu gewinnen.

Wie alle norddeutschen und speciell die sächsischen Vereine, verfuhr auch er vollkommen international. Er steckte, diesem Character entsprechend, seiner Wirksamkeit keine anderen Grenzen, als die sich aus dem Umfang der ihm zu Gebote stehenden Mittel ergaben, und war zugleich mit dem Leipziger Verein bemüht, das Loos aller in Sachsen untergebrachten verwundeten oder erkrankten Krieger, ohne Ansehen der Nationalität, zu erleichtern. Namentlich trug er zur Linderung des entsetzlichen Elends bei, welches eine Zeit lang die auf den Schlachtfeldern von Königgrätz eingerichteten kleineren Lazarethe boten. Er hat in dieser Richtung seine Aufgabe gelöst und haben sich die Namen seiner hervorragenden Leiter, des Herrn Generals von Reizenstein, des Geheimen Medicinalrathes Herrn Dr. Walther und des Herrn v. Zahn,

nicht nur in den Herzen Tausender eine Stätte dankbarer Erinnerung geschaffen, es haben sich auch diese Namen mit der Geschichte jener für ihr engeres Vaterland so schwer wiegenden Tage verbunden. Man urtheile selbst, nach der Schilderung nur einer Scene, wie sich solche oft ereigneten:

„Am Rhein und in Westphalen wird man Ihres Namens, mein General, niemals vergessen," sagten aus dem Hospital scheidende Krieger, die jener Gegend entstammten, zu dem Herrn von Reizenstein. „Auch in Pommern nicht," fügten andere bei. „Reisen Sie hin und Sie sollen an jeder Eisenbahnstation von Stargard bis Königsberg einen Kranz finden." „Niemals vermögen wir Ihrer zu vergessen — niemals! — Wir betrachten Sie gleich einem unserer Heiligen," sprach dann mit feierlicher, aber melodischer Stimme, den thränenfeuchten Blick emporschlagend, ein Italiener. „Und" — setzte ein steyrischer Jäger hinzu — „und wenn Sie längst nicht mehr sind, vergessen werden wir Sie halt nimmer!"

Fügen wir zu diesen Zügen des Ausdrucks dankbarer Gefühle für die vom internationalen Verein geübte Pflege noch einige bei:

Zwei Bauern aus Westphalen, kernderbe, biedere Männer, kamen nach Dresden, der eine den schwerverwundeten Sohn, der andere das Grab des seinen aufsuchend; beide statteten im Namen ihrer Landschaft dem General von Reizenstein warmen Dank ab für die Liebe und Fürsorge, die ihre verwundeten Söhne hier in so reichem Maße gefunden.

Ein Italiener, Coccadini, hatte auf eine Photographie des genannten Herrn geschrieben: „L'angelo dei feriti in Sassonia," eine Devise, die bald auch auf die übrigen überging.

In ferne Hospitäler, von Königinhof bis Wien und von da bis Pest, sandte der Verein damals wiederholt mit reichen Mitteln ausgestattete Mitglieder und Bevollmächtigte, um an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen und eine Hülfe zu bringen, die an manchem Orte zur höchsten Nothdurft gebraucht wurde.

Unter diesen Bevollmächtigten befand sich, wie wir bereits sahen, Frau Simon aus Dresden. Von Horenewos aus besuchte sie die sämmtlichen Lazarethe Böhmens. Sie und Herr Dr. Brauer leiteten namentlich die Transporte, welche 100 — 200 Centner schwere Sendungen aller Art überbrachten, um sie in den Lazarethen von Turnau, Libun, Gitschin, Hradeck, Prim, Nechanitz, Problus, Neubischow, Cerckwitz,

Wsestar, Smidar, Horsitz, Königgrätz, Horenewos, Maslowitz und Königinhof zu vertheilen. Sie waren es, die alle Hindernisse zu beseitigen wußten, welche sich diesen Transporten entgegenstellten. Außerdem war der Verein nicht bloß bei Instandsetzung mehrerer Hospitäler thätig, sondern er versorgte auch die Dresdener Lazarethe mit den nöthigen Verbandgegenständen und zugleich reichlichst mit Wäsche, Kleidungsstücken, mit Erfrischungs- und Erheiterungsmitteln aller Art. Er richtete außer den Lazarethen in Dresden auch die in Zittau, Löbau, Bautzen und im Augustusbad bei Radeberg ein.

Nach seinen Berichten vom 31. August 1866 hatten sich ihm 39 Provinzialvereine angeschlossen, welche Zahl sich indeß später namhaft erhöhte. Auch hatte er bis zu obigem Zeitpunkt für die bemerkten Zwecke an baarem Gelde und in gelieferten Gegenständen verausgabt

16,954 Thlr. 25 Ngr. 6 Pf.

Laut seiner letzten öffentlichen Quittung vom 2. Mai 1867 betrug die Gesammteinnahme bis Ende März d. J. 31,725 Thlr. 12 Ngr. 6 Pf.

Das Directorium dieses Vereins darf sich jedenfalls dem Bewußtsein hingeben, die ihm gewordene schwere Aufgabe im Sinne wahrer Humanität und frei von anderen Rücksichten erfaßt und nach besten Kräften erfüllt zu haben. Möge demselben ein Anerkenntniß nicht ganz unwillkommen sein, welches von einer Seite entstammt, die durch sein Walten in dem eigenen Wirkungskreis Unterstützung fand und die dessen energisches Handeln dabei zu bewundern Gelegenheit hatte.

Außer diesem internationalen Verein hatte sich in Sachsen noch ein zweiter Verein gebildet, der die gleichen Zwecke mit dem gleichen wohlwollenden Eifer und derselben Hingebung verfolgte. Es ist zu beklagen, daß zwischen beiden nicht eine für die Sache selbst gewiß nur ersprießliche Vereinigung zu ermöglichen war.

Dieser zweite Verein war „das Comité zur Unterstützung im Kriege Verwundeter und durch Seuchen Heimgesuchter" in Leipzig. Auch er war auf Grund der Genfer Convention errichtet worden, und beschränkte seine Thätigkeit nicht allein auf die Hospitäler in Leipzig, sondern sandte auch nach Oestreich einen nicht unbedeutenden Geldbeitrag für die Verwundeten und Kranken, ließ auf seine Kosten einen Arzt nach den böhmischen Lazarethen reisen und auf Veranlassung einer Dame aus Preußen, in Turnau eine bessere Küche für Schwerverwundete ein-

richten. Ferner vertheilte er an verschiedene sächsische und östreichische Hospitäler außer Bedürfnissen verschiedenster Art noch Cigarren, über 1500 Bücher und 500 Journal-Nummern.

Vereinnahmt wurden von ihm vom 30. Juni bis 3. November 1866: 12,617 Thaler, verausgabt in derselben Zeit 11,831 Thaler. Tausende von durchpassirenden Verwundeten wurden vom Vereine mit Erfrischungen, kleinen Bequemlichkeiten für die Reise ꝛc. versehen und gegen 700 aus Leipzigs Hospitälern entlassen heimkehrende Krieger empfingen zu ihrem ersten Fortkommen ansehnliche Unterstützung an Geld.

Neben dem Vorsitzenden des Vereins, Herrn Dr. Schletter, gebührt den Herrn Vorstandsmitgliedern W. Einhorn, Cassirer, und Lampe-Bender, Leiter der ausführenden Section, besondere Anerkennung für ihre unermüdliche Thätigkeit, und werden auch ihre Namen denen unvergeßlich bleiben, welche durch ihre Hülfe beglückt wurden oder Gelegenheit hatten, Hand in Hand mit ihnen, im Dienste der Barmherzigkeit zu wirken.

In Oestreich trat diese Privathülfe, wenn man die Höhe der vorhandenen Mittel als Maßstab der Wirkungsfähigkeit annimmt, am großartigsten gestaltet in dem patriotischen Verein zu Wien auf. Der Reichthum an baaren und anderen Unterstützungen, die ihm aus allen Theilen der ungeheuren Monarchie zuflossen, läßt ihn, was die Größe seiner Mittel anlangt, hinter keinem anderen Verein zurückbleiben. Er hatte sich schon während des ersten italienischen Krieges gebildet, aber sich bei der Beendigung desselben leider aufgelöst, seine noch vorhandenen Vorräthe dem Aerar überlassend, welches dieselben vermuthlich so behandelte, als könne es niemals wieder einen Krieg geben. Als indeß derselbe vor der Thüre stand, organisirte er sich sofort unter der Führung hoher und klangvoller Namen von neuem.

Obwohl das nicht auf Grund der Genfer Convention geschehen konnte, da, wie bekannt, Oestreich erst nach dem Kriege derselben beitrat, so neigte sich wohl auch der patriotische Verein theilweise den internationalen Principien zu. Namentlich wurde den sächsischen Hospitälern in Oestreich von diesem patriotischen Verein die treueste Hülfe zu Theil. Sie wurden mit Verbandmitteln aller Art, mit Wein, Tabak, Eis, Sodawasser ꝛc. ꝛc. reichlich unterstützt. Er wird für die sächsischen Soldaten

Gegenstand einer dankbaren Erinnerung bleiben. In dem sächsischen Hospital zu Wien erschien fast täglich eines der Mitglieder jenes Vereines, um sich mit unermüdlichem Wohlwollen zu erkundigen, ob seine Verwundeten und Kranken irgend einer Hülfe bedürften.

Ueber Vereinnahmungen und Verausgabungen des patriotischen Vereins liegen mir keine sicheren Unterlagen vor. Aber die Magazine desselben waren, wenn auch nicht mit so luxuriösen und verfeinerten Dingen, so doch mit allen jenen Bedürfnissen reichlichst gefüllt, welche der östreichische Soldat braucht und die östreichische Hospitäler ihm nicht liefern. Er, welcher seine Sorgfalt von der Etsch bis zur Elbe, von den Ebenen Italiens bis zu dem Fuß des Erzgebirges und der Karpathen zu erstrecken hatte, er darf sich seiner Thätigkeit ohne Zweifel rühmen. Seine Sendungen waren eben so umfänglich, wie zahlreich, und daß dieselben nicht rechtzeitig bei der früher besprochenen Uebergabe der böhmischen Hospitäler denselben zuflossen und dem herrschenden Mangel zuvorkamen, ist eines jener Räthsel, welches wohl wie manches andere im Laufe kommender Tage gelöst werden wird.

Die baaren Gelder, die durch seine Bücher liefen, dürften eher über als unter einer halben Million Gulden sich berechnen, und hatte er am Schluß seiner Thätigkeit, außer großen Vorräthen, irre ich nicht, noch einen Fond von ca. 150,000 fl. übrig.

Dießmal schien man im Innern des patriotischen Vereines nicht an die Auflösung während des Friedens zu denken, gewiß aber hatte man nicht die Absicht, die noch vorhandenen Gelder der Regierung zu überweisen. Frühere Erfahrungen bestimmten den Verein vielmehr constituirt zu bleiben, um von kommenden Ereignissen nicht überrascht zu werden.

Mit Dankbarkeit sei hierbei des Herrn Baron Tinti, des Freiherrn v. Krauß, des Herrn Dr. Schlesinger u. s. w. gedacht, Mitglieder jenes Vereines, die sich besonders der Sachsen mit liebenswürdigem Eifer annahmen.

Ueberhaupt sei erwähnt, daß, wie allerwärts in Deutschland, so auch in Oestreich die Mildthätigkeit der Landeseinwohner für die kranken und verwundeten Soldaten eine Hülfe bot, auf welche niemals vergeblich gerechnet wurde.

Unsägliche Beispiele bewiesen, daß die gemüthliche Herzlichkeit des Deutschöstreichers einen Theil seines Characters bildet, den er nur

selten verleugnet. Eine Menge verwundeter sächsischer Officiere und Soldaten befanden sich in der Pflege von Privaten, welche den Aufgenommenen wie ein Mitglied der eigenen Familie betrachteten und lange nachdem er genesen, ihm dieselbe Liebe und Zuneigung bewiesen, wie in den Tagen, wo sie ihn mit sorgfältiger Theilnahme warteten.

Es war mehr als eine Sache der Mode, mehr als ein Erzeugniß augenblicklicher Erregung; es war das Bedürfniß ihrer Herzen, welches dieses liebenswürdige Volk veranlaßte, für das Loos braver Krieger zu sorgen, dem Verwundeten Zutritt zu seinen Familien zu gestatten, ihn sorgsam zu pflegen, und nicht bei der herzlichen, lebendigen Hülfe zu ermüden, — — es war das alles nicht gemacht, es war vorhanden, es war in ihrem Gefühl begründet.

Der Arme gab in seiner Dürftigkeit, was er zu geben vermochte, der Reiche stellte seinen Reichthum zur Verfügung des armen, aber tapferen Soldaten. Alle theilten mit, und wenn sonst nichts, so gaben sie Thränen, um ein Schicksal zu beklagen, für dessen Milderung sie nichts beizutragen vermochten.

Und Wien! das schöne, das reiche, das kaiserliche Wien! — Man nennt es auch wohl das leichtsinnige Wien! Mag es sein. Aber der Leichtsinn macht immer die liebenswürdigen Menschengestalten; er mag manchmal für den Verstand einen Vorwurf bilden, für die Ausstattung des Herzens ist er weit öfter eine Tugend. Sagt darum immerhin das „leichtsinnige, fröhliche" Wien, denn niemals ist froher Leichtsinn ohne Herz und Gemüth. Und Wien hat gezeigt, daß es ein treues Herz besitzt. Es hat geholfen wo und wie es konnte.

In den sächsischen und östreichischen Hospitälern wurde öfter ein Mann gesehen von hoher, hagerer Gestalt und einem ausdrucksvollen Gesicht, dessen Züge durch den milden Glanz jenes Adels überleuchtet waren, welcher fromme Gläubigkeit und wahrhafte Seelengröße über ihre Auserwählten gießt. Er besuchte die Kranken und Verwundeten, er neigte sich nieder zu ihnen, er flüsterte Worte des Trostes und der Theilnahme in ihr Ohr, er drückte ihre Hand und niemals verließ er ihre Lagerstatt, ohne ihnen ein reiches Zeichen seiner werkthätigen Liebe zu hinterlassen.

Wenn er fortging, war der tiefe, warme Blick seiner Augen von einem feuchten Schleier bedeckt.

Ich erkundigte mich nach diesem auffallenden Manne.

„Kennen Sie ihn nicht?“ entgegnete man mir mit Erstaunen. „Ihn, den jeder Bedrängte Wiens kennt. Ihn? — Er nennt sich selbst den Freund der Armen und er ist ein Wohlthäter aller, die sich ihm nahen.“

Ich suchte ihn später auf, um ihm meine Hochachtung zu bezeigen. Sein ganzes Wesen war einfach und schlicht, aber von einem Wohlwollen zeugend, das nicht nur in dem sanften Klang seiner Stimme, sondern auch in jeder seiner Handlungen sich spiegelte. Ein jeder Mensch besitzt irgend eine Gabe, die ihn auszeichnet; die seine war eine lebendig gewordene Güte. Ungesucht und von selbst lag sie eben so auf der Oberfläche seines Wesens, wie sie die Tiefe seiner Seele erwärmte.

Er ist der Abkomme eines jener alten, stolzen Bürger Wiens, die unter Staaremberg in den Breschen seiner Wälle die Türken niedergehauen hatten. Er trug etwas in seinem Aeußeren, was an den Patrizier, und etwas, wodurch er an die fromme Demuth des Samariters erinnerte.

„Was wollen Sie,“ sagte er; „was ich thue, verdient nicht der Erwähnung. Ich thue es für mich; ich bin es, der sich damit dient. Es ist meine Freude, das Glück meiner einsamen Tage. Denn einsam bin ich. Ich habe Niemand auf der Welt, nicht Weib, nicht Kind; für wen sollte ich sorgen, wenn nicht für die Armen und Elenden; wessen Vater sollte ich sein, wenn nicht der ihre? — Als meine gute, alte Mutter starb und mich segnete, übergab sie mir als letztes Vermächtniß die Sorge für die Verwundeten. „Denke ihrer, und Du wirst Gottes und meiner gedenken,“ waren ihre letzten Worte. Ich habe darnach gehandelt lang meines Lebens. Ich hatte einen Neffen, den ich liebte wie mein Kind. Er ist bei Gitschin gefallen. Nun habe ich Niemand als sie, meine Armen. Für sie werde ich leben und arbeiten. Bin ich nicht mehr, wird ein anderer kommen, meine Stelle zu ersetzen.“

Er sagte das alles, ohne jedwede Ostentation, als erzähle er eine ganz alltägliche, sich von selbst verstehende Sache. Der Ton seiner Stimme schien unmittelbar aus dem Herzen zu fließen und war weich wie die Klage eines Kindes.

Der Mann, welcher aus seinen reichen Mitteln tagtäglich ohne Prunk und im Verborgenen Hunderte von Wohlthaten übt, er heißt Franz Anton Danninger, ein Bürger Wiens und Ritter mehrerer Orden. Sie alle zieren ihn nicht so schön, als sie es thun: seine Thaten, die Thaten des Danninger zu Wien, der sich der verwundeten Krieger Freund nennt

und ein Vater der Armen ist. Und mögen auch noch gefunden werden, welche sind wie er, so ist es doch der Boden von Wien, auf dem solche Herzen wohl gedeihen.

Und nun lebe wohl, Wien! — Du hast für deine treuesten Bundesgenossen auch ein treues und dankbares Herz gehabt. Sei gewiß, daß auch sie es für dich besitzen und wenn auch selbst vergessen, doch deiner nicht vergessen können.

Ehe ich von diesen hülfreichen Vereinen scheide, drängt es mich noch eines zu gedenken, der sich namentlich durch seine verständige Leitung und seine zweckgemäße Einrichtung auszeichnet. Es ist dieß das Hülfscomité von Oberöstreich für die K. K. Truppen, welches sich ständig constituirt hat und seine Thätigkeit auch im Frieden fortsetzt, indem es aus seinen kapitalisirten Fonds den bedürftigen Kriegern und Invaliden laufende Unterstützungen zahlt.

Der Verein widmet allerdings seine Thätigkeit statutengemäß nur den Soldaten der *östreichischen Armee*, aber er hat nicht einen Augenblick gezögert, sie mit einem herzlichen Entgegenkommen auch auf die verbündete Armee auszudehnen. Mehr als hundert verwundete, in der Reconvalescenz befindliche sächsische Soldaten fanden durch die Bemühungen eines seiner thätigsten Vorstände, des Herrn Thum, ein treffliches Unterkommen in der gesunden Umgebung des freundlichen Linz und wurden durch ausgezeichnete Privatpflege einer überraschend schnellen Heilung und Kräftigung entgegengeführt.

Dieser Verein ist zugleich ein Beweis, was eine einzige mit bewußter Willens- und Thatkraft ausgestattete Persönlichkeit vermag, um aus kleinen Anfängen Großes entstehen zu lassen.

In der That war es bei ihm nur das rastlose Wirken *eines* Mannes, welcher die Seele des Vereines bildete und alle Glieder belebte, eine jener selten zu findenden Persönlichkeiten, für welche Leben Arbeit heißt, und denen Arbeit eine Erholung, keine Ermüdung ist.

Der Name dieses Mannes wurde bereits genannt, es ist Eduard Thum in Linz. Ihn kennen gelernt zu haben, gewährt mir eine große Freude. Sein rastloses Wirken, ein großes Talent in der Organisation, würde ihn an jedem Orte hervorragend erscheinen lassen, und es darf

daher nicht auffallen, wenn die Leistung des oberösterreichischen Hülfsvereins, den er namentlich geschaffen und dessen bewegendes Princip er war, obwohl er wenig von sich reden machte, doch sehr Bedeutendes leistete. Die Sachsen fanden in dem genannten Herrn in allen Lagen nicht nur einen treuen Berather, sondern auch einen schnellfertigen Helfer.

Durch die Rechnungen des oberösterreichischen Hülfscomités lief eine baare Summe von ca. 80,000 fl. —

Es gab außer den genannten Hülfsvereinen noch andere, wie z. B. in Hamburg den internationalen Verein, der ebenfalls über sehr bedeutende Mittel verfügte und dieselben stets zweckentsprechend verwendete. Aber die Furcht, in ermüdende Weitschweifigkeit zu fallen, zwingt mich, von einem Thema abzubrechen, welches freilich noch mancherlei mehr oder minder angenehme Berührungspunkte geboten hätte. Da dieselben indeß nicht in unmittelbarer Beziehung zu diesem Buche stehen, werde ich anderweit einen geeigneten Platz zu ihrer Besprechung suchen. Nur eines sei nochmals und dringend empfohlen: die Consolidation der jetzt getrennten Vereine. Sie gleichen in ihren Einzelwirkungen, so hoch dieselben sich auch beziffern, doch immerhin dem Bündel Pfeile, die man getrennt leicht brechen mag. Consolidation ist eine Erfindung unserer Zeit. Sie macht stark und mächtig. Es giebt nichts, was nicht durch dieses machtvolle Zauberwort zu erreichen wäre. Es vereint die Zahl mit dem Gewicht, die Stoffe mit dem Geist; es verleiht der Kraft, welche an sich der Masse innewohnt, auch das Bewußtsein derselben.

Die Vereine mögen innerhalb einer *deutschen* Stadt durch Abgeordnete tagen und ein General-Comité bestellen. Die gesammte obere Leitung, oder, richtiger gesagt, die Vermittelung der Privatwohlthätigkeit, sei dann in diese *eine* Hand gelegt. Die Zwecke der Vereine, die ja für deren Wirken allein maßgebend sind, dürften durch den gewonnenen innigen Zusammenhang weit leichter erreicht und, bei einer entsprechenden Organisation, bis auf das Schlachtfeld erstreckt werden. Daß aber eine solche Verbindung nicht erst beim Beginn eines Krieges gesucht werden kann, daß sie vielmehr, wie alles andere den Krieg betreffende, *vor* und nicht *nach* dem Ausbruch besorgt und bereit sein muß, ist selbstverständlich. Um das zu erreichen, ist der oben bemerkte Zusam-

mentritt von Delegirten sämmtlicher Hülfsvereine Deutschlands eine dringend gebotene Nothwendigkeit. Alle Erfahrungen schweben jetzt noch in frischem Gedächtniß; Eifer und Theilnahme ist noch nicht erkaltet; die Mängel und Unzuträglichkeiten, die sich herausstellten, sind noch unvergessen, verfügbare Mittel noch vorhanden, die Gesellschaften noch constituirt. Es bedarf sonach nur der Einleitung, des nöthigen Einvernehmens, um vielleicht die letzte Stufe der so segensreich betretenen Bahn zu erreichen.

Es kann bei aller Centralisation für die einzelnen Vereine eine erforderliche Selbstständigkeit gewahrt, die Vertheilung der Wirksamkeit nach den betreffenden Verhältnissen der Länder berathen, kurz alle jene Maßregeln vereinbart und festgestellt werden, welche geeignet sind, die Privat-Wohlthätigkeit in Kriegsfällen zu regeln und sie zu einem ergänzenden Zweig der Kriegsheilpflege zu gestalten. Es werden sich dabei die Interessen der Staaten mit denen der Verunglückten in einer für beide Theile ersprießlichen Weise vereinen lassen.

Hoffen wir, daß der Anstoß hierzu von berufener Seite gegeben wird, denn sicher bedarf es nur seiner, um ein Ziel zu erreichen, für welches jetzt der günstigste Zeitpunkt, seine Reife gekommen ist. Lassen wir ihn ungenützt vorüber, dann dürfte er nicht allsogleich wiederkehren. Die Gelegenheit ist wie das Glück. Beides pocht nur dann und wann an unsere Thür. Eilen wir, sie zu öffnen.

Dann, wenn dieser einheitliche, große Verein sein Netz über das ganze Deutschland spannen wird, wenn seine Vertreter von dem kurischen Haff bis zum Dollart, von den friesischen Marschen bis zu den Niederungen der Theis, von der Nordsee bis zum adriatischen Meere, nach den Weisungen einer Centralstelle handeln, welche über alle ihre Sammlungen verfügt und sie nach den hülfsbedürftigen Stellen dirigirt, dann dürfen wir glauben, daß wir die Schwelle der Zukunft überschritten haben und völlig gerüstet sind, die Schrecken der Schlachtfelder von dem Augenblick an zu bewältigen, in welchem das Rollen der letzten Schüsse verhallt.

Wir bewegen uns hierbei weder in kindlichen, noch in utopischen Träumen. Was Menschen ernstlich erstreben, das können sie auch erreichen.

„Si la chose est possible, elle est faite, si elle est impossible

elle se fera" sagt das Sprichwort einer thatkräftigen Nation. Ich wüßte dem kein deutsches an die Seite zu stellen, es müßte denn sein: „Gut Ding will Weile haben", oder „Morgen, morgen, nur nicht heute", oder „Nur keine Uebereilung" ꝛc. Es ist merkwürdig, wie groß der Reichthum unserer Sprache an Sprichwörtern ist, welche vor allem Thatensturme warnen.

Wir finden bei den Deutschen fast alles, aber nur in Bruchstücken; hier etwas, dort etwas. Wir haben herrliche Schöpfungen, aber eine Eigenthümlichkeit unserer Natur gestattete bisher nicht, die Schöpfungen deutscher Männer und deutschen Fleißes mit dem Schmuck der Einheit zu krönen. Wenn indeß diese Bruchstücke sich vereinigen, wenn sie in einander fließen, dann werden sie sich zu einem Werk von vollkommenster Construction gestalten; denn, was die Deutschen einmal bauen, dessen dürfen wir uns zumeist rühmen, das ist fest. Wir brauchen viele Zeit, den Grund zu suchen und zu legen, aber er ist dann auch so beschaffen, daß er trägt. Wir schweben lange bei dem Idealen, aber einmal bei dem Concreten, wissen wir eine Sache eben so gut anzufassen, als irgend ein anderes practisches Volk. Wir stehen sicher darin keinem nach, jedoch etwas angetrieben wollen wir sein, durch Ereignisse oder Menschen, Gewalt und Furcht, durch Elend und Noth. Von selbst thun wir nicht gern etwas. Doch treibt uns nur an, und seid versichert, dann wird es gut, groß und schön! —

Da wir noch bei den freiwilligen Vereinen sind, sei hier gleich eine Angelegenheit behandelt, welche zu deren Bereich gehört, damit wir später nur nöthig haben, nach ihr zurück zu greifen. Es sind dieß die von Dunant angebahnten freiwilligen Hülfsgesellschaften mit dem Zweck, Verwundete in Kriegszeiten zu pflegen oder pflegen zu lassen. Sie sind zwar bis jetzt nirgends gebildet gewesen, denn „gut Ding will eben bei uns Weile haben", aber man sieht auf den ersten Blick, daß diese schöne Idee vollkommen der Thätigkeit der Mildthätigkeitsvereine zufallen würde.

Die Johanniter haben bereits die Krankenpflege in diesem Sinne ausgeübt oder ausüben lassen, und wir befinden uns hier vor einem Feld, dem namentlich zahlreiche Kräfte zugeführt werden, auf dem sich

alle Mittel der Vereine zusammenfinden müssen, um dem hier vorhandenen, noch niemals entsprochenen Bedürfnisse zu genügen.

Es ist aus allem vorhergehenden wohl hinreichend zu ersehen, daß zunächst das Schlachtfeld und die in seiner Nähe errichteten Hospitäler die Punkte sind, denen bisher helfende Arme zur Bergung und Pflege der Verwundeten mangelten.

Hier ist der Brenn- und Anfangspunkt aller Noth; hier reichten bei allen großen Schlachten noch niemals die Mittel aus; gegen das hier herrschende Elend anzukämpfen, schien bisher unmöglich.

Hierher also, nächst der Hülfe des Staates, noch andere freiwillige Helfer zu bringen, ist eine Aufgabe, deren Lösung eines der Geheimnisse birgt, alle Noth zu beschwören, oder vielmehr sie nicht gleich anfangs so mächtig werden zu lassen, daß sie ferner nicht zu bewältigen ist. Einen Strom kann Niemand dämmen, während die Hand eines Kindes die Quelle zu verstopfen vermag, aus der er fließt.

Was hilft es, wenn jene Vereine später über die Hospitäler alle ihre Herrlichkeit und Reichthümer schütten, wenn sie dort nur auf mit dem Tode ringende, hinsiechende Männer treffen. Die umfassendste Hülfe, welche zu spät kommt, steht auf demselben Punkt mit der, welche gar nicht kommt.

In die Schlacht, und unmittelbar nach ihr, dorthin wollen wir Hülfe senden, dort wollen und müssen wir unterstützen, retten, pflegen.

Sie sagten in Genf, das würde sich nicht machen lassen, würde nicht ausführbar sein u. s. w. Man kämpfte mit allerlei Gründen, die nur beweisen, daß es noch immer Leute giebt, deren Augen nach rückwärts stehen und welche die Weihe unseres Jahrhunderts noch nicht empfingen.

Dort lag indeß die Zeit noch nicht hinter uns, welche abermals bewiesen hat, wie wenig auf alle jetzt vorhandenen und gepriesenen Mittel zu bauen ist, um die Noth des Schlachtfeldes zu mildern.

Hören wir nicht ferner auf die Geschwätzigkeit der Phrase! —

Wir müssen auf das Schlachtfeld und auf ihm große umfangreiche Hülfsmittel concentriren, um der Barmherzigkeit, um der Menschenliebe willen.

Wie wir es machen, woher wir die Hülfskräfte nehmen, wohin wir sie stellen, damit sie Leuten nicht im Wege, die nur Unheil von freiwilli-

gen Hülfsgesellschaften erwarten, das ist Sache unseres Nachdenkens, der Erfindungsgabe unserer Zeit, ist namentlich Sache der Johanniter und der freiwilligen Vereine.

Hören wir, was Herr Dunant hierüber sagt, der hinter sich nicht minder blutige Erfahrungen hatte, der nicht minder eifrig für denselben Gegenstand gestritten hat, für den auch ich in den Kampf mich wage.

„Gesellschaften dieser Art würden, einmal gebildet und bleibend eingesetzt, in Friedenszeiten natürlich nur eine beschränkte Thätigkeit zu üben haben, allein sie wären dann für den Fall eines Krieges vollständig eingerichtet. Sie könnten auch selbst während des Friedens bei ansteckenden Krankheiten oder bei Unglücksfällen, wie Ueberschwemmungen und Feuersbrünsten, große Dienste leisten. Der menschenfreundliche Zweck, aus dem sie hervorgegangen wären, ließe sie bei allen Gelegenheiten wirksam eingreifen, wo ihre Thätigkeit Nutzen bringen kann. Sie sollten auf alle Fälle in den Ländern, in denen sie entstanden sind, auf das Wohlwollen der Landesbehörde zählen können und bei Kriegsfällen von den kriegführenden Mächten den Vorschub finden, der nöthig ist, um ihr edles Werk einem erwünschten Ziel entgegen zu führen. Die Gesellschaften sollten deßhalb in ihrem Schooße, und in jedem Lande als Mitglieder des leitenden oberen Ausschusses, Männer in sich schließen, welche in allgemeiner Achtung stehen. Die Ausschüsse hätten dann einen Aufruf ergehen zu lassen an alle diejenigen, welche von den Gefühlen wahrer Menschenfreundlichkeit durchdrungen, augenblicklich bereit wären, sich dieser Aufgabe zu widmen. Dieselbe würde darin bestehen: in Uebereinstimmung mit den Kriegsverwaltungen, d. h. mit ihrer Unterstützung und unter ihrer Leitung, den Verwundeten die nöthige Hülfe und Pflege auf dem Schlachtfelde, selbst während des Gefechtes, angedeihen zu lassen; sodann aber auch diese Pflege bis zu ihrer vollständigen Wiederherstellung in den Spitälern fortzusetzen. Eine so ganz freiwillige Hingebung würde sich weit häufiger finden, als man geneigt ist zu glauben, und Viele, wenn sie gewiß sind, sich nützlich machen, die Aufmunterung der obersten Behörden und deren Unterstützung finden zu können, würden sicherlich auf ihre eigenen Kosten herbeikommen, um sich einer so menschenfreundlichen Aufgabe zu unterziehen. In diesem für so selbstsüchtig und kaltherzig verschrieenen Jahrhundert, welchen Reiz müßte es nicht für edle und gefühlvolle Herzen, für ritterliche Gemüther haben, den gleichen Gefahren,

wie die Krieger, zu trotzen, dabei aber eine ganz freiwillige Sendung des Friedens, des Trostes und der Selbstverleugnung zu vollziehen! Die Beispiele der Geschichte beweisen, daß es durchaus nichts grillenhaftes ist, auf solche Hingebung zu zählen."

Wären solche freiwillige Krankenwärter den 24., 25. und 26. Juli in Castiglione oder zu Brescia oder in Mantua und Verona, wären sie am 3., 4., 5. und 6. Juli bei Königgrätz, in Horsitz, Problus, Prim, Nechanitz, Roßnitz, Horenewos gewesen, welch unberechenbar Gutes hätten sie leisten können! Wären sie nicht in jenen grauenvollen Tagen und Nächten hier und dort, da sich Klagen und herzzerreißende Hülferufe aus der Brust von Tausenden von Verwundeten und Verschmachtenden emporrangen, welche neben ihren furchtbaren Schmerzen auch noch von der Qual des Durstes geplagt wurden, von dem größten Nutzen gewesen? —

Es bedarf zu diesem Dienst fähiger, entschlossener und wohlgeübter Männer, sie müssen vollständig militärisch organisirt und an das Gehorchen in entscheidenden Augenblicken gewöhnt sein.

Hätte eine hinreichende Anzahl solcher Gehülfen zur Verfügung gestanden bei dem Aufheben und Suchen der Verwundeten in den Ebenen von Medola und in den Schluchten von San Martino, auf den Abhängen des Fontanaberges und des Mamelons von Solferino, hätte man sie gehabt in dem Walde bei Sadowa, auf den Anhöhen von Problus und Prim, in den Niederungen von Lipa und Chlum, so würde man an allen den genannten Orten nicht Hunderte braver Soldaten in bangen Todesängsten, im Grauen des Vergessenseins gelassen haben. Man würde nicht in den Fall gekommen sein, wie dieß sicher dort, vielleicht auch hier den anderen Tag geschah, Lebende mit den Todten zu begraben.

Bei vervollkommneten Fortschaffungsmitteln würde sich die Zahl der Amputationen bedeutend vermindern, und selbstverständlich auch die Ausgaben für den Staat, der die Invaliden zu erhalten gezwungen ist. Es würde nicht vorkommen, daß Verwundete erst den 4. oder 5. Tag nach der Schlacht verbunden werden, und daß dann ihre Wunden sich in einem Zustand befinden, der fast jede Hoffnung ausschließt, und im günstigsten Fall die Lebensrettung nur an tiefgreifende Operationen knüpft.

Sollte der Anblick dieser jungen Invaliden, welche, Opfer der dermaligen mangelhaften Einrichtungen, eines Armes oder eines Fußes be-

raubt, so traurig in ihre Heimath zurückkehren, nicht das innigste Mitleid und, **fragt Dunant**, „einige **Gewissensbisse**" wachrufen, daß man es nicht versuchte, den bedenklichen Folgen solcher Verwundungen zuvorzukommen, welche durch *schnelle* und *wirksame* Hülfe noch zu heilen gewesen wären?

Würden jene in Scheunen und Ställen verlassenen Sterbenden ihre letzten Seufzer fluchend und in Verzweiflung ausgestoßen haben, wenn Jemand bei ihnen gewesen wäre, um sie zu laben und zu trösten?

Zu keiner Zeit und in keinem anderen Kriege hat man ein so umfassendes Herbeiströmen von Hülfsmitteln aller Art, eine so außerordentliche Entfaltung barmherziger Liebe gesehen, als in dem letzten Krieg auf deutscher Erde — — nichts desto weniger stand sie nicht in Verhältniß zu der Noth und dem Elend, welche über die ersten, die für alle Folgen entscheidendsten Tage nach der Schlacht brüteten.

Mit einer freiwilligen Hülfe, die sich an *Ort* und *Stelle* oder in dem Augenblick der Noth von ihr bewogen, durch sie gedrängt anbietet, ist nichts gethan.

Muthige Frauen eilen zumeist zuerst herbei. Aber ihre Geduld und Ausdauer ermüdet nur zu bald in so entsetzlichen Lagen. Wenn sie vor diesen intensiven Schrecknissen nicht zurückweichen, werden sie durch ansteckende Fieber verscheucht oder getödtet. Derartige Aufgaben verlangen wohl erprobte, geschulte und zuverlässige Pfleger. Wir sahen das früher.

Hierzu taugen weder Miethlinge, welche der Ekel abschreckt, oder die Beschwerlichkeit des Dienstes fühllos, hartherzig und träge macht, noch solche Freiwillige, die nicht die Gefahren, die Mühe, das Elend und die Schwere des Krankendienstes kennen.

Auf dem Schlachtfelde bedarf es der schnellen Hülfe. Was heute noch die Verwundeten rettet, vermag es schon morgen nicht mehr. Brand und Pyämie haben gierige Zähne; sie machen ein schnelles Ende; nur ungesäumter Beistand kann ihrer Entwickelung vorbeugen.

Man wird nun zwar ohne Zweifel nach allen gesammelten Erfahrungen die Sanitätsmannschaften der Armeen vermehren, aber ohne allzugroße, kaum aufzubringende Opfer würde man diese Vermehrung nicht so weit auszudehnen vermögen, daß man sie in *hinreichender Anzahl* für das Schlachtfeld und die darauf folgenden Tage besitzt. Um daher den Staat nicht allzuschwer zu belasten, müssen die Hülfsvereine

besorgt sein, wenigstens die bei dem Schlachtfeld errichteten Hospitäler mit dem nöthigen Pflegepersonal zu versehen, damit die gesammte Feldsanität sich dem Dienst auf dem Schlachtfelde zu widmen vermag, und außerdem noch durch den hierzu brauchbarsten Theil jener unterstützt wird.

Das alles sind natürlich nur Andeutungen, Wünsche und unmaßgebliche Vorschläge.

Man wird jedenfalls noch Besseres finden. Einstweilen diene das minder gute als ein bescheidener Hinweis.

Die betreffenden Mildthätigkeitsvereine bestehen fast aller Orten. Es bedarf nur, daß sie von den Regierungen aufgefordert werden, auch hierauf ihre umfassende Thätigkeit zu richten.

Ihr Scharfblick, ihr guter Wille und ihr Eifer wird die gestellte Aufgabe zu lösen wissen.

Man erlasse Aufrufe an die Männer und Frauen der Länder, an die Mächtigen und Hohen sowohl, wie an die Dürftigen und Niederen!

Man wende sich an die strahlende Fürstin eben so wohl, als an die Magd, die mit treuer Hingebung ihrem Hause dient, an die verlassene Waise, oder an die alleinstehende und vereinsamte Wittwe, welche gern ihre letzten Kräfte der Linderung fremder Leiden widmen würde, an die Hochstehenden der Erde, an die Paläste und Hütten, an die stille Stube des Gelehrten, dessen Ideen die Welt befruchten, an Alles und Alle! Ein Jeder in seinem Kreise mag wirken, ein Jeder auf seiner Stufe mag thätig sein, daß eine Idee lebendig werde, deren Schoos die Abwendung einer Fülle von Jammer und Elend entquellen wird.

Die Menschlichkeit unserer Tage, die Bildung unserer Sitten verlangen gleichzeitig, daß wir uns einem solchen Werke nicht ferner verschließen, daß wir es nicht abermals aufschieben, bis wir vor dem Tage einer blutigen Entscheidung stehen, dessen Stunden zu schnell verrinnen, um etwas zu schaffen, was längst vor ihnen geschaffen sein mußte. —

„Es handelt sich um eine **Pflicht**, deren endlicher Erfüllung jeder irgend einflußreiche Mann seine Unterstützung, jeder Wohldenkende wenigstens einen Gedanken leihen sollte! —"

Welcher Fürst, welcher Staat könnte einer solchen Gesellschaft Anerkennung und Unterstützung versagen? Wer, der es mit dem Geschick

des treuen und tapferen Soldaten wohl meint, sollte sich nicht glücklich und beruhigt fühlen, wenn er weiß, daß dem verwundeten Krieger eine schnelle Hülfe, eine angemessene Pflege gesichert ist?

Wer würde nicht denen jeden Schutz gewähren, welche sich diese Aufgabe stellen und das Leben ihrer Mitbürger, ihrer Brüder und Söhne zu erhalten suchen?

Ein Soldat, der sein Vaterland mit seinem Blut und Leben vertheidigt, verdient, daß dieses Vaterland sich um ihn kümmert, indem es sein Loos sichert.

Welcher General würde nicht das Auftreten und die Thätigkeit solcher Krankenwärter willkommen heißen, und ihnen gern eine Aufgabe erleichtern, welche seine Soldaten erhält?

Welche Verwaltung, welcher Sanitätsbeamte würde es nicht mit Dank begrüßen, wenn eine Schaar einsichtsvoller, geübter Männer ihnen beistehen wollten, unter einer weisen Leitung dem edelsten Zwecke zu dienen?

Es hieße den Geist unserer Zeit beleidigen, wollte man die Antwort auf diese Fragen in Zweifel stellen. Man wird Kriege haben, vor und nach; sie sind unvermeidlich mit dem Elend dieser irdischen Welt verknüpft; wir vermögen nicht sie abzuwenden, aber wir können durch einen eifrigen Dienst auf dem Schlachtfelde und in den Lazarethen ihrer Noth und ihrem Jammer begegnen.

Sprechen wir das schöpfungskräftige: „es werde" aus, und die That wird sich aus der Tiefe des Gedankens auf die Oberfläche der Erscheinung heben. Wenn dann mit einemmale die fertige Schöpfung vor uns steht, erstaunen wir über die Bedachtsamkeit unserer Handlungen, und daß wir nicht schon längst hatten, was so leicht erscheint, nachdem es vollendet.

Das ist das Mährchen von Prinzessin Dornenröschen, ein deutsches Mährchen! Ein Symbol! Das Schöne und Gute schläft so lange, bis es im Kusse der Kraft und der Erkenntniß erwacht.

Etwas zu schaffen ist für einen Jeden unter allen Verhältnissen *schwer*, aber wenn es geschaffen ist, dünkt es Jedem *leicht*, und ein Jeder meint dann, daß er es weit besser würde vollbracht haben, als es der Andere gethan.

Das Urtheil der Menschen, gegenüber dem Genius und der befruch-

tenden Idee, war von jeher ein ungerechtes, und je leichter das Vollbringen erscheint, um so schwerer ist es meistentheils.

Indeß, dem sei, wie ihm wolle:

Schaffen und vollbringen wir!

Kümmert den das Urtheil der Menge, der einen großen Zweck im Auge hat? Wird dessen Weg durch die Meinung der Anderen gekreuzt, der sich ein hohes Ziel gesteckt?

Ein Urtheil wird sicher sich ihm zuneigen, das allein von Bedeutung, eine Stimme ihm werden, die allein entscheidend!

„Schaffen und vollbringen wir!"

XVIII.

Der Johanniterorden.

Die Banner dieses Ordens wehten dereinst von den Zinnen des erstürmten Jerusalems. Unter seinen Mauern gründete er sich als Maltheserorden. Während Deutschland von den Kämpfen der Reformation zerrissen wurde, zweigte sich die protestantische Ritterschaft ab und nannte sich Johanniter oder Ritter des St. Johannes-Hospitals in Jerusalem. Es ist sonach ein protestantischer Ritterorden, und er, der seinem Ursprung und seiner Stiftungsacte nach das Werk der Krankenpflege mit dem des Kriegers vereinigte, erscheint wahrhaft berufen für den vorliegenden Zweck der Heilpflege verwundeter Soldaten auf dem Schlachtfelde sowohl, wie in dem Hospital.

Von Jahr zu Jahr hatte seine philanthropische Thätigkeit durch Gründung vieler Unternehmungen an Umfang gewonnen und scheint jetzt unter dem König Wilhelm I. den Gipfelpunkt ihrer Entwickelung erreicht zu haben.

Erst in der neusten Zeit dehnte der Orden indeß seine Hülfe bis auf das Schlachtfeld aus und löste damit zuerst und mit Anerkennung das in Frage gestellte Problem, ob auch auf dem Schlachtfelde außer dem

Militärsanitätswesen die Privathülfe verwendbar und nützlich zu sein vermöge.

Mit dieser Thätigkeit für Krankenpflege und Hülfe auf dem Schlachtfelde trat der Orden zuerst im dänischen Kriege 1864 auf. Dieselbe findet sich in einer historischen Skizze: „Der Johanniterorden auf dem Kriegsschauplatz des dänischen Feldzuges 1864, von Dr. Nessel" ausführlich beschrieben.

Er etablirte damals, unabhängig von der Armee, und aus seinen Mitteln bei durchgehender Besetzung mit Civilärzten, Civilwärtern u. s. w. in Altona und Flensburg stabile Hospitäler, in Nübel und Western-Satrup Feldlazarethe.

Dieselben wurden unter dem Patronat des Durchlauchtigsten Heermeisters des Johanniterordens, Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Karl von Preußen, und von dem Ordenskanzler Eberhard Grafen zu Stolberg-Wernigerode geleitet und von je zwei oder einem Johanniter-Ritter an jedem Hospital ausgeübt. Die Mittel flossen in reichem Maaße aus der Ordenskasse und freiwilligen Beiträgen. Außerdem wurden Massen von Verbandmaterial, von Erfrischungs- und Lebensmitteln, von Hospitalgegenständen aller Art aus allen Enden der Monarchie beigesteuert. Für diese Sendungen war damals ein Depot in Flensburg errichtet, das von seinem Ueberfluß auch an die Armeelazarethe und an die Armee abgab. Durch die aufopfernde Bereitwilligkeit der Diakonissen der Krankenanstalt Bethanien in Berlin, unter der Leitung der Frau Oberin dieser Anstalt, Anna Gräfin zu Stolberg-Wernigerode, wurden die Johanniter-Hospitäler mit den besten weiblichen Pflegerinnen versehen, denen sich im Laufe des Monats März 1864 noch eine Anzahl freiwillig der Krankenpflege sich widmender patriotischer Damen anschlossen. Die gröberen Wärter- und Hausdienste versahen gelernte Krankenwärter aus Berlin und aus den Hospitälern des Ordens. In den Feldhospitälern fiel die weibliche Pflege weg und wurde von Brüdern des rauhen Hauses aus Hamburg und von Krankenwärtern, in Western-Satrup von zwei Alexianern aus Münster versorgt.

Die Ordensthätigkeit auf dem Schlachtfelde scheint ihre Aufgabe vollständig gelöst zu haben und läßt ahnen, daß dem Sanitätswesen auch hier eine mächtige Stütze zugewachsen ist.

Man sah sie auf den Schlachtfeldern in Schleswig, und später auf

denen Böhmens, mitten im dichten Kugelregen den Dienst ihres Ordens üben. Dort und hier schafften sie aus den Feuerlinien des Gefechtes die Verwundeten in die Ambulancen oder nach den verschiedenen eigenen und fremden Hospitälern, um ihnen Hülfe zu sichern.

In Schleswig wurden für diesen Dienst die Brüder des rauhen Hauses zu Hamburg ausgebildet. Sie waren die Träger, holten die Verwundeten mit den Rittern aus dem Gefechte, erquickten sie, schafften sie nach den Verbandplätzen und unterstützten auf diese Weise nicht unwesentlich die Krankenträger-Compagnie der Armee.

An Transportmitteln zur Fortschaffung der Verwundeten aus dem Gefecht und zur Evacuation der Feldhospitäler stand dem Orden, namentlich in Schleswig, mehrfaches Hülfsmaterial zu Gebote; darunter z. B. ein kleiner Küstenfahrer, der am Sturmtage von Düppel und beim Alsenübergang treffliche Dienste leistete und zwischen Eckensund und Nübel-Nöör, später auch einigemal zwischen Sonderburg und Flensburg eine Verbindung herstellte.

Die Johanniter besitzen besondere für den Krankendienst auf dem Schlachtfelde gebaute und eingerichtete Wagen und Karren. Sie wurden vom Hofwagen-Fabrikant Joh. Neuß in Berlin in der unglaublich kurzen Zeit von 2 Wochen angefertigt und hat sie Professor Gurlt in seinen militär-chirurgischen Fragmenten, Berlin 1864, ausführlich beschrieben. Auch sind sie in der Leipziger Illustrirten Zeitung von 1864, S. 1090, abgebildet. Namentlich zeichnen sich die Karren durch eine unbedingt zweckmäßige Construction aus und wurden in dem Neußischen Etablissement bereits über 700 dergleichen auf Bestellung nach verschiedenen Orten versandt.

Sie sind aus dem leichten, aber dabei sehr festen amerikanischen Hickory-Holz gefertigt. Eisenwerk ist an ihnen nur das Nothwendigste angebracht. Es sind Räderbahren und nach Art der Hamburger Milchkarren gearbeitet, eine leichte Trage, in deren Mitte sich ein paar Räder befinden. Sie können gefahren, bei unwegsamem Terrain aber auch als Trag- und Handbahren benutzt werden.

Die Räder sind leicht und zierlich, aber fest construirt, mit eisernen Achsen verbunden und die auf ihnen stehenden zwei Druckfedern bilden die Ruhepunkte der Bahre, welche wiederum aus verschiedenen Theilen (Kopf- und Rückentheil, Becken-, Ober- und Unterschenkeltheil besteht)

und welche außer vielen Bequemlichkeiten, die sie für jede mögliche Lagerung des Verwundeten gewährt, auch noch zugleich als Verband-, selbst als Operationstisch dienen kann und soll.

Diese Karren sind offenbar zweckdienlich. Wir kommen später auf sie zurück.

Außer Thätigkeit, werden sie leicht an die größeren Transportwagen angehangen.

Diese letzteren sind omnibusartig construirte Wagen mit offener Rückwand, um durch sie zwei zur Lagerung Schwerverwundeter eingerichtete Bahren einzuschieben. Außerdem hat der sonst vom Kutscher eingenommene Sitz Platz für 3 Leichtverwundete. Die Pferde werden dann vom Sattel aus gelenkt.

Der Wagen selbst ist vierräderig, zweispännig, leicht und überall lenkbar, ungefähr 6 Ctr. schwer und ruht auf 3 Federn. Der Kasten ist mit Segeltuch bekleidet. Es befindet sich in ihm noch ein Magazin für Erfrischungen, Verbandmittel und dergleichen.

Im Ganzen sind diese Wagen den neuesten Modellen nachgebildet. Sie sind aber noch nicht das, was man vollkommen nennt und was man auf dem Schlachtfeld braucht. Sie haben bei einigen Vortheilen noch viele Nachtheile, die dermalen noch allen diesen Krankentransportwagen anhängen.

Zahlen bilden allerdings für die Art der Pflege keinen Maßstab, indeß sie sind in Ermanglung von etwas anderem ein Anhaltepunkt. Die factische Zahl derer, welche damals in den Johanniter-Hospitälern und Lazarethen in Schleswig und Altona Unterkunft und Pflege fanden, waren 218 Verwundete, Verunglückte und Kranke, und zwar 154 Preußen, 36 Oestreicher und 28 Dänen.

Es waren darunter: 151 **Officiere**, 3 Aerzte, 64 Unterofficiere. Es starben von denselben 20 Officiere und 4 Unterofficiere.

Vorher betheiligte sich der Johanniter-Orden, wie wir betreffenden Ortes sehen werden, an den Genfer Verhandlungen, die er durch einen Abgeordneten beschickte.

Er allerdings hätte so recht seiner ganzen Tendenz nach, sich berufen finden sollen, diese Idee zuerst an die Spitze der eigenen Thätigkeit zu stellen und derartige Verhandlungen einzuleiten. Wer sonst, als ein solcher Orden, welcher seit Jahrhunderten die der Convention von Genf zu Grunde

liegenden Zwecke verfolgt, wäre mehr berufen, die Spitze derselben zu bilden? Mit der Macht und dem Einfluß hierzu ausgerüstet, hat er sich eine schöne Gelegenheit entgehen lassen, dem alten Ruhm des Ordens einen neuen unvergänglichen Glanz zu verleihen.

Auch in dem letzten Kriege finden wir den Orden sowohl auf den Schlachtfeldern, als wie in den vielen Hospitälern und den von ihnen errichteten Depotplätzen in rühmlicher Thätigkeit.

Da in diesem Kriege Deutsche wider Deutsche kämpften, hatte er um so eher Gelegenheit zu beweisen, daß es für den Wohlthätigkeits- und Heildienst nicht Feind noch Freund giebt und daß die Ausübung desselben mit einer vollständigen Neutralität wohl vereinbar ist.

Auf beiden Seiten, in beiden Heeren waren Ritter in gleicher gemeinsamer und sich unterstützender Thätigkeit. Es ist dabei Niemand beigekommen, Störungen oder Gefährdung der militärischen Interessen oder überhaupt etwas von dem zu bemerken, was man in den Genfer Verhandlungen einer ähnlichen Thätigkeit der Privathülfe entgegenzusetzen beliebte.

Auf allen Kampf- und Schlachtfeldern jenes Krieges sah man ihre Wagen und Geräthschaften eine willkommene Hülfe bringen, bei der Bildung der Hospitäler auf und bei dem Schlachtfeld waren sie wesentlich betheiligt und haben dieselben namentlich mit allen nöthigen Vorräthen aus ihren großen Depots versehen.

Ihr unermüdlicher Eifer verdient Bewunderung und während sie in dem Kampf mit dem furchtlosen Sanitätspersonal der Armeen wetteiferten, sah man sie nach demselben nicht minder thätig dessen Schäden abzuwenden.

Und wenn auch sie hierbei trotz den außerordentlichsten Mitteln, welche ihnen die allgemeine Theilnahme sowohl als der eigene Reichthum zu Verfügung gestellt hatte, nicht im Stande waren, dem sich häufenden Elend zu begegnen; wenn auch ihre Hülfe auf dem blutigen Schlachtfelde von Königgrätz und in den darauf folgenden Tagen, dem in einzelnen Zügen an die Krim und an Solferino erinnernden Elend gegenüber, nicht ausreichte, so beweist das nur, daß die Eventualitäten des Krieges sich keiner Berechnung unterwerfen, und daß man allen ihm zugewendeten Maßnahmen die denkbar ungünstigsten Umstände zu Grunde

legen sollte, um nach ihnen den Umfang der bereit zu haltenden Hülfsmittel zu bestimmen. Das „zu viel" ist bei ihnen sicher dem „zu wenig" vorzuziehen und wurde wohl noch niemals erreicht.

Sie waren damals aller Orten von dem Willen beseelt zu helfen und zu ordnen; ob überall dieser Wille von der Gunst des Augenblickes, von dem Erfolg und von der rechten Wahl der Mittel und Personen begleitet wurde, ist etwas, worüber mir selbst ein gültiges Urtheil nicht zusteht. Ich muß mich auf das von Augenzeugen stützen.

Gleich einem Netze umstrickte ihre Thätigkeit ganz Böhmen; der Telegraph war ihnen dienstbar; sie riefen durch ihn von allen Punkten des nördlichen Deutschlands die Unterstützung der Wohlthätigkeitsvereine herbei.

Wo noch keine Hülfe war, da erschienen sie. Man muß ihnen dieses Zeugniß der raschen Energie zugestehen; ob indeß die Entfaltung ihrer Thätigkeit mit dem Wachsen der Noth und dem Umfang ihrer Hülfsmittel aller Orten im entsprechenden Verhältniß zunahm, ist eine Frage, die vielleicht nicht überall eine gleich günstige Beurtheilung finden wird.

Aber am Platz waren sie auf aller Erde, nicht nur in Böhmen, sondern auch anderwärts. In den Hospitälern, welche sich damals über ganz Deutschland verbreitet fanden, in Ost- und Westpreußen, in Sachsen und Baiern, von dem Main bis zur Weser, von dem Thüringer Wald bis jenseits der Karpathen, von der Lüneburger Heide bis zu den Pusten Ungarns. Wo damals ein verwundeter deutscher Soldat hingekommen ist — und wie weit waren sie nicht zerstreut — da fand, wenn Niemand sonst, den Weg zu seinem Lager: das Kreuz der Johanniter.

Für die freiwillige Pflege der Kranken hatte der genannte Orden 500 Diakonissen und freiwillige Krankenpflegerinnen in seinem Dienst. Unter ihnen gehörten viele den höheren Ständen an. Sie alle wirkten mit der höchsten Selbstverleugnung in ihrem Beruf, den Typhus- wie den Cholerakranken die gleich sorgfältige und unschätzbare Pflege angedeihen lassend, die niemals durch bezahlten Dienst zu ersetzen ist. Um diese weitverbreitete Thätigkeit der allgemeinen Verwundetenpflege in eine Hand zu concentriren und dadurch besser zu ordnen, wurde der Ordens-Kanzler Graf Stolberg zum königl. Commissar und zum Militär-Inspector ernannt. Diese amtliche Stellung erleichterte und unterstützte

wesentlich seine Wirksamkeit und ließ ihn als Vermittler zwischen den Bedürfnissen der Armee und des Staates einerseits und den wohlthätigen Vereinen andererseits erscheinen.

Die Hospitäler, welche damals von dem Orden allein und in Verbindung mit den Wohlthätigkeitsvereinen errichtet wurden, können nicht einzeln aufgezählt werden. Bereits Anfangs Juni hatten die Johanniter in verschiedenen Gegenden Krankenhäuser mit 450 Betten eingerichtet. Außerdem hatten 10 Ritter dieses Ordens an verschiedenen Orten in Brandenburg und Schlesien auf eigene Kosten Lazarethe mit 200 Betten gegründet. Viele Ritter überließen hierzu ihre Güter und Schlösser, so der Ritter Bissing, der auf seinem schönen Gute in Marklin ein prächtiges Lazareth für 20 Kranke errichtete.

In Sachsen wirkte für das Aufschlagen und die Ausstattung der Lazarethe der Orden gemeinschaftlich mit den Mildthätigkeitsvereinen von Dresden und Leipzig, deren sorgsames Schaffen allerdings den Bemühungen der Ritter wenig Raum ließ. Von den genannten Städten an gründeten sie in sechs verschiedenen Gegenden Lazarethe für viele Tausende von Verwundeten, in denen sich die örtlichen Civilärzte der Verwaltung unterzogen, während die Pflege der Kranken theils von Damen der verschiedensten gesellschaftlichen Stellung, theils von barmherzigen Schwestern evangelischer und katholischer Religion bewirkt wurde.

Hülfsmittel aller Art flossen diesen Krankenhäusern reichlich zu, und schon Ende Juli wurden aus ihnen über 5000 Genesene entlassen. Wenn sich nun dem allem gegenüber verschiedene wohlberufene Stimmen erheben, welche die Thätigkeit und den Nutzen des Johanniter-Ordens zwar **keineswegs** leugnen, aber doch bedauern, daß er an diesem oder jenem Orte durch ein nicht ganz correctes Auftreten, durch eine nicht glückliche Wahl seiner Vertreter, durch schwankende Entschließungen seine außerordentlichen Hülfsmittel und seinen heilsamen Einfluß schmälerte, und zur Begründung ihrer persönlichen Ansichten mannigfache Thatsachen anführen, so dürfte für alle Zukunft nothwendig sein, auch dieser Ansicht eine offene geradsinnige Aussprache zu gönnen. Sie soll sich nicht der unterirdischen Quelle gleich ein im Verborgenen fließendes Bett wühlen.

Man wirft ihnen hier und da vor, daß ihre Hülfe nicht in allen Fällen gleich parteilos gewesen sei, ja, daß in ihr sich oft eine unverhüllte Parteifärbung kund gegeben habe

Man fügt dem bei, daß diese geleistete Hülfe in bestimmt bezeichneten Fällen hinter den verfügbaren außerordentlichen Mitteln zurückgeblieben sei, daß z. B. auf einzelnen Bahnhöfen viele Tage lang Wagen mit allerlei Gegenständen für die Hospitäler standen, ohne daß die zu ihrer Nutzbarmachung bestimmten Ritter den Weitertransport bewirken konnten, welcher andererseits dann leicht bei veränderten Maßnahmen ermöglicht worden sei. Es wäre Einzelnen derselben in Folge eines gewissen exclusiven Gebahrens nicht völlig gelungen, gerade an hervorragenden Punkten sich in Land und Leute zu schicken und einen zweckdienlichen Verkehr herzustellen. Eine anscheinende Härte habe die Gemüther entfremdet und Kälte erzeugt, wo ihr Zweck hätte Wärme finden sollen. — Das sagt man, und fügt dem anderes bei.

„Wo ist Wahrheit?“ fragt Pilatus.

Sie kann wenigstens nur durch eine eingehende Besprechung festgestellt werden. Ich selbst, um es offen zu sagen, bin in Sachen der Johanniter etwas Partei. Ich habe von sächsischen Rittern in inniger Weise Hülfe und Unterstützung gefunden. Doch da es sich bei Aufklärung von historischen Vorgängen nicht um eigene Gefühle handelt, so darf nicht verschwiegen bleiben, was mir hierfür von Seiten mitgetheilt worden ist, welche durch ihre Thätigkeit auf dem beregten Felde das Gewicht von Autoritäten erlangt haben.

Es ist fast ohne Zweifel und durch Thatsachen erwiesen, daß an viele Orte Hülfe erst in später Zeit und durch andere Hände gelangte, welche durch die Nähe reich ausgestatteter Johanniter-Depots nicht von schwerer Noth hätten heimgesucht werden sollen. Es ist nothwendig das auszusprechen, denn wo es sich um das Wohl der Kranken handelt, müssen parteiische und andere Rücksichten schweigen. Die Pflicht und der Dienst der Humanität bedingen gleichmäßig, gefundene Uebelstände deßhalb bloß zu legen, um ihre mögliche Wiederkehr zu verhindern. Nur deßhalb und sicher für keinen anderen Zweck sei von dem allem, wenn auch widerstrebend, hier gesprochen.

Es wurde mir mehrfach von zuverlässigen Männern mitgetheilt, daß das Erwähnte namentlich in der Nähe der Mildthätigkeits- oder Johanniter-Depots von Horsitz, Hradeck, Nechanitz u. s. w. vorgekommen sei.

Dort in ihrer unmittelbarsten Nähe, z. B. in Maslowed bei Hor-

sitz, herrschte die größte Noth, ohne daß sie eine Ahnung davon besaßen. Bei der bedeutenden Stellung, welche die Herren Ritter einnahmen, bei den Mitteln, die ihnen untergeordnet waren, ist es schwer eine Entschuldigung zu finden, wenn noch nach acht Tagen kaum eine Stunde entfernt von einem ihrer großen Depots Hunderte im gräßlichsten Elend sich befanden und jedem Mangel bis an die Grenze **des Verschmachtens** preisgegeben waren. Ein Elend kann durch den Gedanken seiner unabwendbaren Nothwendigkeit erträglich werden, aber durch den Groll eines bittern Hasses gesättigt, wird es verzweifelt, wenn die Möglichkeit einer nahen und doch nicht eintretenden Hülfe seine Hoffnungen erweckt.

Wenn es ein grausames und verrätherisches Ding in der Welt giebt, so ist es eine leere Hoffnung. Die ungeheuren Anstrengungen der öffentlichen Wohlthätigkeitsvereine hatten die Depots der Ritter in der reichlichsten Weise gefüllt, der Ruf ihrer Humanität, ihres Eifers hatte sie an die Spitze aller menschenfreundlichen Bestrebungen gestellt; sie waren die Bevollmächtigten der Nation. Es wäre daher jedenfalls gut gewesen, wenn der Verwaltung jener reichen Gaben der Mildthätigkeit einfache, aber fach- und geschäftskundige Männer beigegeben worden wären, welche nur der Lösung dieses einen Zweckes gedient hätten.

Wie ist man berechtigt, von theilweise so hochgestellten Persönlichkeiten zu verlangen, daß sie die Bedürfnisse des Krankenzimmers, das Material des Sanitätsdienstes, die Erfordernisse einer Haushaltung, das ganze kleine Detail des Hospitalfaches practisch kennen sollen? Und doch ist gerade diese practische Kenntniß nothwendig, weil ohne sie der beste Wille zu falschen Maßnahmen und in eine unrichtige Stellung gedrängt wird.

In jenen Tagen, in denen man schnell lebte und noch schneller starb, in jenen bedrängten Tagen hatte nur diejenige Hülfe einen Werth, die zu rechter Zeit und schnell erschien. Sie war oft an den Augenblick gekettet. In und nach einer Schlacht verliert die Zeit ihre gewöhnliche Geltung. Man muß schnell denken, schnell handeln und alle die Mittel, mit denen man helfen will, müssen, diesen Verhältnissen entsprechend, schnell verwendbar, leicht zu transportiren und überall vorhanden sein. Das Einfachste ist meist nicht nur das Geeignetste, sondern zum Glück auch das Nothwendigste. Mag diese erste Hülfe immerhin nicht durchgreifend

sein, so hebt sie doch die gesunkenen Kräfte, indem sie für ihren Verbrauch Ersatz gewährt, sie stillt das Blut, und verhindert das Leben durch die geöffneten Pforten zu entfliehen, sie hilft haushalten mit seinem letzten Funken, hilft das Nöthigste zu gewinnen: Zeit, um bessere Hülfe zu schaffen und nutzbar zu machen.

Bis zum 10. Juli waren in den meisten Lazarethen der kleinen Ortschaften eben so wenig die rechten Hülfsmittel, noch bleibende ärztliche Hülfe vorhanden.

Kann für eine so späte Zeit noch die Entschuldigung gelten, daß man für das Maß des Gekommenen unvorbereitet gewesen, daß so vieles Elend Kräfte und Hülfsmittel überschritten? Unvorbereitet läßt sich Niemand finden, der seine Stellung zu behaupten versteht und die Verhältnisse beherrscht, nicht aber von ihnen beherrscht wird. Diese Eigenschaft erfordert aber eine jede Stellung, in welcher regiert und verwaltet wird. Es ist, wie früher erzählt worden, vorgekommen, daß in jenen kleinen Hospitälern vorüberziehende Truppenärzte, gleichsam im Vorbeigehen, Schwerverwundete amputirten, um sie dann nach einem ersten Verband zu verlassen.

Wie konnte das fast unter den Augen der Johanniter geschehen? Wo war ihre an anderen Orten so vielfach an den Tag gelegte Sorgsamkeit, ihr wachender Blick, welcher schützend diese kleinen Hospitäler zu umfassen hatte?

Warum vertheilten sie sich nicht über sie, dann wären Vorgänge unmöglich gewesen, die, es sei gesagt, unserem Jahrhundert nicht zur Ehre gereichen. Jene Aerzte hätten entweder es nicht wagen dürfen, solche lebensbedrohliche Operationen vorzunehmen, oder aber, es mußte für diejenigen, welche in eine so verzweiflungsvolle und hülflose Lage gebracht worden waren, die entsprechende fernere Pflege beschafft werden.

Wo und wenn auch Hülfe vorhanden gewesen sein mag, so war sie doch zersplittert, sie wirkte nicht gemeinsam, nicht Hand in Hand. Wer anders hatte den Beruf, die Macht, den Zweck zu organisiren, zu leiten, das Zerstreute zu sammeln, das Widerstrebende zu zwingen, das Säumige zu befeuern?

Aber um alles das zu erreichen, muß man mit dem eigenen Beispiel vorangehen, muß man immer sich bereit finden lassen, in jedem Augenblick das selbst zu thun, was man von andern fordert.

So wirft man der Verwaltung einzelner Depots vor, daß, wenn z. B. Hospital-Commandos nach Gegenständen eines dringenden Bedarfes sendeten, die Boten oft unnöthig lange auf ihre Abfertigung warten mußten und dabei Unfreundlichkeiten erfuhren, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil der betreffende Ritter eben nicht zu geschäftlicher Arbeit disponirt gewesen sei. — Oder aber nöthige Gegenstände fanden sich nicht mehr in einem Depot vor, wo die dringendste Nachfrage darnach herrschte, während dieselben in anderen Depots im Ueberfluß vorhanden waren. Es hätte nur einer geringen Mühe, eines gegenseitigen Austausches des zu Vielen mit dem zu Wenigen bedurft, um an beiden Orten das Gleichgewicht zwischen Lager und Bedarf herzustellen.

Wohl mögen einige jener Vertreter sich in sehr schwierigen und ungewöhnlichen Stellungen befunden haben, das soll niemand vergessen, aber den wichtigen Interessen der von ihnen übernommenen Mission sich gänzlich unterzuordnen, mußte in jenen Lagen ihren Lebenszweck bilden. Für solche schwerwiegende Tage ist es namentlich die Zusammengehörigkeit, das feste Wirken aller zu einem Ziel, welches dasselbe erreichbar macht.

Keine Kraft, auch nicht die beste, darf glauben, daß sie allein und nur durch sich selbst den Boden behaupte. Keine wähne sich außerhalb eines Kreises activer Kräfte, unberührt, frei; in solchen Verhältnissen müssen alle den Ring desselben bilden. Weder Sonder- noch Standesinteressen reflectiren in dem Strahlenlichte barmherziger Liebe. Jeden frostigen Hauch soll sie durchwärmen, und ein Ritterthum der Humanität wahrhaft adeln, dessen älteste und äußere Symbole ihm entnommen sind. Jene Gaben, zumeist von der allgemeinen Wohlthätigkeit auf den Altar des Vaterlandes zum Dienst seiner Verwundeten und Kranken niedergelegt, mußten zu jeder Zeit für sie verfügbar gehalten werden.

Kennt der Dienst wahrer Humanität eine eigene Bequemlichkeit, hat er eigenen Willen, hat er Stunden, in denen allein er auszuüben ist?

Es werden gerade, was diesen Punkt betrifft, mehrfache Beispiele von einzelnen Orten unter Angabe aller Details erzählt, die vollständig beweisen, daß es sich bei dem oben Bemerkten nicht um einen einzeln dastehenden Fall handelt, um eine momentane Indisposition, über welche zu reden unedel wäre.

Dem gegenüber zeichneten sich viele preußische Etappen-Commandos durch ihr gewinnendes Entgegenkommen um so vortheilhafter aus, indem sie dem Dienst der Hospitäler jegliche Art von Unterstützung in wohlwollendster Weise zu Theil werden ließen. Dasselbe Entgegenkommen ward auch bei anderen preußischen Militärbehörden gefunden.

„Oft nöthigte mich", wird darüber in einem Brief geschrieben, „der Drang des Augenblickes, die Hülfe preußischer Soldaten aller Grade anzurufen. Ich überzeugte sie, wie nöthig sie für das Wohl ihrer verwundeten Brüder sei, ich bat sie darum, und niemals wurde sie mir verweigert, indem man anderen Dienst vorschützte. Wie viel leichter wäre alles das den Herren des Ordens gefallen? Es könnte mich der Vorwurf treffen, als sei ich persönlich gegen dieselben eingenommen. Dem ist nicht so. Ich weise diesen Vorwurf auf das Bestimmteste zurück, und wer mich dort in meinem Wirkungskreis beobachtet, wird die Widerlegung übernehmen. Die Aerzte der Lazarethe, das Pflegepersonal und die Commandobehörden werden mir hierfür ihr Zeugniß nicht verweigern. Es ein für alle Mal zu sagen, so hatte die thatkräftige Wirksamkeit der Johanniter auf der böhmischen Erde und gegenüber jenen speciellen Verhältnissen in mancherlei Fällen keinen schlimmeren Feind, als ihre hohe gesellschaftliche Stellung."

„Nicht als ob Männer von hoher Stellung die Werke der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit weniger zu üben vermöchten. Es steht auch dem Höchsten wohl an, dabei gefunden zu werden. Aber die Uebung solcher Werke darf nicht in voller Unmittelbarkeit an sie treten, sie dürfen sich nicht durch sie aus ihrer Sphäre, allen ihren Gewohnheiten, aus ihrer Art zu denken, zu fühlen und zu handeln, geschleudert sehen. — Ihnen ist nur selten Gelegenheit geworden, dem menschlichen Elend, all dem Jammer irdischer Natur bis in seine widerlichen Details gegenüber zu stehen. Alles das völlig Ungewohnte, das Neue, das gänzlich Fremde vermag auch den Entwurf einer starken Natur zu verrücken und seinem Handeln Unsicherheit zu verleihen. Es ist dieß allzu menschlich, um auffallend zu sein."

„Und doch, es ist nicht möglich recht zu helfen, ohne das volle Verständniß der Noth und der mit ihr verbundenen Gefühle zu besitzen. Nur an dem Heerd des Uebels vermag ein dafür geschulter Sinn seine Entwickelung zu hemmen. Jegliches Leben lernt man nur im Leben selbst

verstehen, und wer in ihm nur auf den umlichteten Höhen stand, steigt nur unter Schwierigkeiten in die Niederungen. Jede exclusive Richtung trägt etwas Einseitiges in ihrer Physiognomie, sie ist geneigt, in jedem Verhältniß der eigenen Würde und Unfehlbarkeit zu vertrauen. Es fällt unseren Gewohnheiten und unserem Nachdenken schwer, sich fremden Erfahrungen unterzuordnen, welche man oft durch ein gereiftes Urtheil zu ersetzen wähnt, oder man sucht häufig diese Erfahrungen nicht, wo dieselben bereits gesammelt wurden, sondern an Stellen, die, obwohl unerfahren wie wir selbst, doch unserer Anschauungsweise sich anschmiegen und unter einer gefälligen Form ihre Meinung zu der unseren zu machen wissen."

„Daher kam es, daß mit der Zeit in den Wirkungskreis der Johanniter und ihrer Verwaltung eine Menge fremde, nicht zu dem Orden gehörige Elemente sich eingedrängt hatten, welche durchaus nicht an ihrem Platze waren, weil sie mehr dem eigenen Interesse, als dem der Humanität Rechnung trugen, und allen denen, von denen sie fürchteten durchschaut zu werden, mit Feindschaft begegneten."

„Mir sowohl als vielen anderen wurden dadurch bittere Stunden und bedeutende Hemmnisse bereitet. Nicht wir waren es, die darunter persönlich litten, — was fragten wir in unserem Wirken nach der eigenen Person —, es waren die Kranken, welche allein zu leiden hatten. Denn jede Störung innerhalb der Verwaltung der für sie bestimmten Hülfsmittel, woher sie auch kommen mag, fällt unmittelbar auf sie zurück."

„Für alle wirkenden Kräfte gab es in jener Gegend nur ein leitendes Motiv: die Humanität. Und doch, wie oft wohl wurde nicht nach ihr gehandelt. An vielen Orten klagten mir die Verwundeten, daß heute der und morgen jener gekommen sei, nach ihnen zu sehen, Einzelne zu verbinden, um sie dann ihrem Schicksal zu überlassen. Wäre das möglich gewesen, wenn geeignete Persönlichkeiten eine zweckmäßige Aufsicht geführt hätten? Es mochte schwer sein, damals in schneller Weise diese Aufsicht zu organisiren, aber es war dabei nichts Unmögliches. Der Orden indeß besaß allein hierzu die ausreichenden Mittel. Auf der Eisenbahn von Löbau bis Königinhof standen Wagen an Wagen, welche mit Erfrischungen, Lebensmitteln und Lazarethgegenständen beladen waren. Ihre Bezeichnung „für Verwundete" war tagelang auf den Güterhöfen zu lesen. Niemand trug Sorge, diese Wagen abzuladen, ihren Inhalt

nutzbar zu machen. Daß derartige menschenfreundliche Gaben der Noth verschmachtender Verwundeter nicht unnöthig lange vorenthalten werden, ist eine Sache, welche für die Zukunft einige Berücksichtigung verdient, um ihre Wiederkehr zu verhindern. Man sagt, daß es an Betriebsmitteln, an Personal gefehlt habe. Ich kann dem nicht beistimmen. Hätte man den leidigen Instanzengang, der selbst in den schreiendsten Lagen seinen verlorenen Boden zu behaupten strebte, bei Seite geschoben, wie es später mit dem günstigsten Erfolg geschah, hätte man immer die Verhältnisse genommen, wie sie waren, und bittende Worte an rechter Stelle nicht gescheut, (— man bittet ja nicht für sich, und eine Bitte für die Armen erhebt, sie erniedrigt nicht —) so hätte erreicht werden können, daß der Inhalt jener vielen Wagen nicht Tage hindurch unbenutzt gelassen, nicht theilweise verdorben wäre. Wer anders hätte da helfen können, als der Orden, der zuerst am Platze war, der die Stellung, den Willen und auch die Mittel zu dem allem besaß."

„Es lagen in allen Gegenden rings umher viele Militär-Commandos, welche über Wagen und Pferde verfügten. Sie würden, darum angegangen, wie sie es später mir gegenüber immer gern gethan, auch damals für den Dienst der Verwundeten jedes Hülfsmittel beschafft haben, welches ihnen selbst zu Gebote stand."

„Es befanden sich aller Orten eine Menge Vorspannbauern mit Pferden und Wagen, auf dem Felde umher zerstreut. Ihr Vieh war jedoch abgetrieben, es war, wie sie selbst, ohne Nahrung seit Tagen. Es wäre ein Leichtes gewesen, sich ihrer anzunehmen, sie zu verpflegen, um dann ihrer Dienste sich zu versichern, die sie ihrem jetzigen Zustand nicht mehr zu leisten vermochten. Es lagen Tausende von Säcken Hafer in der Gegend von Turnau und Königinhof bis Reichenberg theils unter freiem Himmel, theils auf Wagen verladen. Der größte Theil verdarb später. Das alles waren Armeelieferungen, aber die eigene Erfahrung hat mir gelehrt, daß es nur eines guten Wortes an der geeigneten Stelle bedürfe, um die Armeeverwaltung zu bewegen, von ihrem Ueberfluß einiges an den Dienst der Humanität abzutreten. Ich habe niemals vergebens gebeten, aber niemals auch fühlte ich mich zu stolz für die Armen zu bitten, deren Loos wohl im Stande war, den Hochmuth des Herzens zu dämpfen. Jene Spannbauern haben mir treffliche Dienste geleistet, und manche umfängliche Sendung ist durch sie in die Hospitäler gelangt. Aber ich begnügte mich

nie, ihnen nach gethaner Arbeit eine Anweisung an irgend ein Verpflegungsbureau auszuwirken, einen Zettel, mit dem sie von Ort zu Ort, von Stelle zu Stelle gewiesen, nur selten etwas erreichten."

„Ich verschaffte ihnen die Verpflegung in Natur und zur Stelle; niemals verweigerten mir die Militärbehörden den Hafer für die zum Dienste der Hospitäler verwendeten Pferde. Die Bauern ließ ich in den Lazareth-Küchen verpflegen."

„Die mildthätigen Vereine hatten mich mit allem reichlichst versehen und wurden nicht müde jede Lücke zu ergänzen. An Bekleidungsgegenständen, an Lebensmitteln, namentlich an Gemüsen war in meinen Vorräthen mehr, als ich für die Kranken bedurfte; vieles davon war ihnen außerdem nicht zuträglich. Ich vertheilte es unter die armen Bewohner jener Gegend, unter Soldaten, die nicht verwundet, aber thätig für die Verwundeten waren. Ich öffnete mir dadurch viele Herzen und gewann sie für den Dienst der Barmherzigkeit. Nicht allein auf die besseren Gefühle, sondern nebenbei auch noch etwas auf den Eigennutz der Menschen speculiren, heißt in allen den Fällen, wo man ihrer Hülfe bedarf, menschlich rechnen. Es war das Wohl meiner Kranken, welches ich dadurch wesentlich förderte. Ich verfügte, so oft ich ihrer bedurfte, über eine hinreichende Anzahl dienstwilliger Hände. Man wusch die Wäsche der Hospitäler, man leistete Botengänge und Wärterdienste. Die Wachmannschaften der Hospitäler litten oft großen Mangel an Lebensmitteln." — „Für Geld war wenig zu schaffen. Ich hatte in Fülle, wessen sie bedurften, und gab es ihnen. Ihr Dank waren die Dienste, die sie gern für die Verwundeten übernahmen. Man muß aber zu dem allem hinabsteigen, den Instinct für kleine Freundlichkeiten, die Höflichkeit der Seele besitzen, um aus ihnen die Hülfsmittel für große Leistungen zu schöpfen. Je mehr man Herzen für solchen Wirkungskreis gewinnt, um so besser wird es für den Zweck sein, denn mit den Herzen gewinnt man auch die Arbeit der Hände."

„Meine Wagen waren sicher, sofort bedient zu werden; sie wurden rasch auf-, rasch abgeladen, meine Effecten waren wohl bewacht, und oft hatte ich in Königinhof und Turnau über die freiwillig angebotene Hülfe von mehr als hundert Soldaten zu verfügen. Ihre Dienste konnten nicht mit Geld bezahlt werden, denn Geld hatte dort wenig Werth; freundliche Worte und Gaben anderer Art, welche ihnen willkommener

waren als Geld, das machte sie freudig und dienstbar. Nur dadurch konnte ich zu einer Zeit alle Sendungen schnell ausführen, wo an die Schleunigkeit sich auch zugleich die Bedingung ihrer Nutzbarkeit knüpfte."

„Es fehlte bis Ende Juli fast überall an der hinreichenden Anzahl von Krankenpflegern; die wenigen waren von dem angestrengten Dienst so ermüdet, daß sie der Ruhe bedurften. Soldaten der Wache lösten sie freiwillig ab und übernahmen es, an den Krankenbetten jener Pflichten zu vollziehen. Ich hatte dabei freilich oft mancherlei Kämpfe mit dem Formen- und Instanzenwesen, aber auch sie wurden bestanden. O! dieses Formen- und Instanzenwesen! — Ist es gestattet, daß ein Unberufener darüber einige Worte sagt? Ich thue es zu Gunsten der Verwundeten. Man möge überall den Instanzengang aufrecht erhalten, nur innerhalb der Heilpflege nicht."

„Wie viele Zeit geht durch denselben verloren, welche unnütze, leere Rücksichten zwingt er oft auf."

„Man gönne hier den Verhältnissen freien Spielraum, man vertraue der Verwaltung und ermächtige sie, ihnen entsprechend zu handeln."

„Wie ist es möglich, nach einer Schlacht zum Beispiel, an den Form- und Instanzengang gefesselt zu bleiben? Wartet das fliehende Leben, bis er erledigt, haben die Verwundeten Zeit, ihr Geschick von der Erörterung einer kleinlichen Frage abhängig zu machen? Sie, und ich für sie, wir haben oft dabei gelitten. Ich spreche aus Erfahrung, ohne Vorurtheil; ich befinde mich nur auf dem Standpunkt der gesunden Vernunft."

Wer anders aber kann für alles das besser kämpfen als die Johanniter, wessen andere Erfahrungen können hier maßgebender sein, als die ihren, wessen andere Intervention allem dem hier Erwähnten gegenüber wäre bedeutender, als eine solche, welche von Stellen ausfließt, deren Stimme bis zu den höchsten Regionen emporzudringen vermag und die Gewißheit für sich hat, immer gehört zu werden.

Noch sei indeß zu dem angeführten bemerkt, daß bei dem umfangreichen Wirkungskreis, der gerade dem Johanniterorden zufiel, es wohl nicht möglich war für jeden Ort die geeignete Persönlichkeit zu finden. Dieß muß entschuldigen, wenn hier einige Mißgriffe untergelaufen sind. Für viele der Ritter waren die Zweige der Verwaltung und Organisation gleich fremd. Beide Zweige sind aber schwierig und wollen gelernt, wollen von besonders dazu Befähigten geübt sein. Das macht

sich nicht von selbst. Der gute ehrenhafte Wille dürfte sicher bei allen Rittern vorausgesetzt werden, aber leider thut es nur selten der gute Wille allein. Er bedarf in den meisten Fällen noch anderer Gehülfen und Stützen, die theils in dem Herzen, theils in der Erfahrung gesucht werden müssen.

So wurde mir von glaubhafter Seite ein anderer Fall mitgetheilt: zwei junge Ritter wollten sich zum Dienst innerhalb eines Johanniter-Hospitals vorbereiten. Beide hatten indeß noch niemals einen Kranken von Angesicht zu Angesicht gesehen. Sie wußten nicht, wie weit ihre Neigung, die Antipathie ihrer Gefühle sie für diesen Dienst fähig machten. Sie wandten sich daher an einen Arzt, der für diese Mittheilung mein Gewährsmann ist, und baten ihn, sie in seinem Hospital herum zu führen. Aber schon nach dem Besuch weniger Zimmer erklärte der Eine, es sei ihm unmöglich das anzusehen, er würde niemals in der Nähe eines Fieberkranken verweilen können.

Es war klug gehandelt, sich dieser Probe zu unterwerfen, welche der Verstand billigen muß. Hätte der junge Ritter den Posten bei dem Hospital übernommen, wie wenig entsprechend würde er ihn verwaltet haben.

Aber es traten wohl andere Ritter in Stellungen, denen sie eben so wenig gewachsen sein mochten.

Der Umfang des Krieges, die vielen Plätze, die besetzt werden mußten, zwang die leitenden Organe von einer allzu peinlichen Auswahl absehen; das macht hier und da vorgekommene Mißgriffe erklärlich, läßt sie entschuldigen. Man wird sie künftig vermeiden, denn sie benachtheiligen eine ernste Sache, sie bewirken, daß auf die Corporation geworfen wird, was der Einzelne verschuldet.

Eine Uebung in allen diesen Zweigen schon während des Friedens, die Organisation des Dienstes für den Krieg scheint auch für den Johanniterorden geboten. Um des Segens willen, den gerade er durch die Reichhaltigkeit seiner Mittel und durch seine Erfahrungen zu spenden, um der vielseitigen Kräfte willen, die er zu stellen vermag, und für die gemeinsame Sache der Barmherzigkeit überhebe und entbreche er sich dieser Aufgabe nicht.

Nochmals sei die allgemeine Thätigkeit des Ordens gepriesen, sei gesagt, daß die Ritter auf dem Schlachtfelde mit muthigem Eifer handelten, daß sie Hülfe schafften, als andere noch fern war, und daß man ihre Unterstützung mit Freuden begrüßte. Wenn auch sie die Schwierigkeit und den Jammer nach der Schlacht nicht beschwören, und dem Elend nicht in dem Umfang steuern konnten, wie es im Interesse der Menschenliebe zu wünschen gewesen wäre, so theilen sie dieses Schicksal zunächst mit dem Staate, der trotz seiner Macht und seiner Hülfsmittel es ebenfalls nicht vermochte; sie theilen es mit allen denen, die damals vergebens ein gleiches Ziel anstrebten.

Nur gemeinsame Leistungen, die Vereinigung höchst tüchtiger Kräfte vermochten es, nach Verlauf vieler Tage möglichst wirksam gegen Uebel aufzutreten, deren so ungeahnter Umfang das Gute haben wird, ihre Wiederkehr unmöglich zu machen.

Ich habe endlich wackere sächsische Johanniter in den Hospitälern thätig und für sie sorgen gesehen mit der Unermüdlichkeit wahrer christlicher Liebe. — Sie waren die ersten, welche den Weg zu jenen sächsischen Hospitälern in und bei Wien fanden; sie erschienen in denselben zu sehr gelegener Zeit und wurden warm begrüßt. Sie führten ihnen die ersten Erquickungs- und Hülfsmittel zu. Sie kehrten immer wieder in diese Hospitäler zurück und weilten trostbringend an den Betten schwer kranker Männer, ohne auch hier der Gefahr zu achten, der sie sich aussetzten.

In der That, ich bin Partei! —

Nichts ist vollkommen unter der Sonne, aber dem ernsten, guten Willen, **möglichst Vollkommnes** zu leisten, darf niemals die allgemeine Anerkennung versagt werden.

Je höher aber die Macht, die Wirksamkeit und die Bedeutung des Ordens gestellt wird, um so mehr sei die Hoffnung betont, daß er alle diese reichen und vielfachen Erfahrungen der vergangenen Tage auf dem hier besprochenen Gebiete sammeln und nicht anstehen möge, dieselben für die Humanität nutz- und dienstbar zu machen. Möge er die Spitze aller Wohlthätigkeitsvereine bilden und sie alle unter sein Banner schaaren. Den Anstoß möge er geben, daß sie sich vereinen und ein Central-Comité bilden. Er möge endlich die Genfer Convention nicht auf dem unzureichenden Standpunkt belassen, den sie jetzt behauptet, aus einer schönen Idee möge er eine That gestalten. Er halte seine

Hand schirmend über alles im Dienste der Barmherzigkeit Geschaffene und weil er ein historischer Kriegerorden ist, so treffe er seine Maßregeln für den Krieg.

Der Johanniterorden beherrsche mit Umsicht und Geschick ein Feld, dessen er sich mit Ehren bemächtigt hat. Unter seiner Fahne, deren Farben und Zeichen ja auch die der Genfer Convention sind, mögen sich die willensfreudigen, diensteifrigen Kräfte der Privatvereine sammeln. In der bildsamen Zeit des Friedens seien von den Bürgern der Staaten die Mittel und Bedürfnisse aufgebracht, um sie für den Krieg zu bewahren.

Es gebe nicht nur Zeughäuser für die Waffen, welche die Wunden schlagen, sondern auch Zeughäuser mit den Mitteln versehen, um sie zu heilen.

Unter der allgemeinen Mitwirkung werden diese Mittel zunehmen und sich vermehren, sie werden den Geist der Truppen beleben, welche um so freudigeren Muthes in den Kampf ziehen werden, je mehr sie wissen, welche Sorgfalt ihrer wartet, wenn sie als dessen Opfer fallen.

Die jammerbeladenen Erzählungen unserer Schlachtfelder werden aufhören, ferner einen dunklen Schein über die sittliche Reinheit unseres Jahrhunderts zu werfen.

XIX.

Diakonissen und barmherzige Schwestern.

Abermals stehen wir vor einer Principienfrage, welche der letzte Krieg offen gelassen hat.

Wir finden in ihnen aller Orten, in den Baracken und Zelten der Krim, in den Lazarethen Italiens, in Schleswig und den Hospitälern des letzten Krieges, die weibliche Pflege thätig. Ueberall hat sie sich bewährt, und trotzdem giebt es immer noch Stimmen, welche ihre Nützlich-

keit für die Feldhospitäler bezweifeln. Auch diese Frage muß hier durchdacht und erörtert werden, ohne Hintergedanken, mit freimüthiger Offenheit.

Eine falsche Auffassung über die Arbeitstheilung in der gesellschaftlichen Ordnung läßt uns nur zu häufig in den Irrthum verfallen, den Wirkungskreis der Frauen zu unterschätzen, indem wir ihn auf beschränkte Grenzen verweisen.

Dem ist in Wirklichkeit nicht so, und wenn einzelne Frauen durch die immer auf's neue emportauchende Emancipationsfrage sich im Kampf für einen veränderten Standpunkt innerhalb der Gesellschaft befinden, so beweisen sie hierdurch nur, daß auch sie jene Irrthümer theilen.

Die Principien, auf welche unser Zeitalter den christlichen Staat stellte, die Culturstufe, auf welche ihn innere Vergeistigung und äußere Ausbildung, lebendig gewordene philosophische Ideen gehoben haben, sichern der Frau innerhalb dieses Staates eine höchst bedeutende und einflußreiche Stellung.

Durch dieselbe rächt sie sich vollkommen für eine Zeit der Unterdrückung und der Schmach, welcher sie in den barbarischen Zeiten und bei ungebildeten Völkern ausgesetzt war.

Es giebt keine Reaction, welche mächtiger ist, als diese! Eine längst anerkannte und oft ausgesprochene Thatsache läßt die Höhe der Bildung, die Feinheit und Anmuth der Sitten einer Nation durch die Stellung kennzeichnen, welche die Frau in der Gesellschaft und in der Familie einnimmt.

Eine amerikanische Dame, welche 30,000 Dollars Rente hatte, aber nicht minder reich von Herzen und an Erfahrung war, und welche nebenbei die Zaghaftigkeit und Scham ihres Geschlechtes in nicht geringem Grade besaß, war die erste, welche sich trotz alledem entschloß, ihrer Tochter eine medicinische Bildung angedeihen zu lassen. In diesem Lande der That und der Wunder, wo die Verhältnisse oft in großen Entfernungen von Städten zu leben zwingen, müssen die Tausende von Arbeitern, Holzfällern und Farmern ꝛc. eine vorläufige Hülfe finden, ohne auf den Arzt zu warten, der vielleicht hundert Meilen entfernt wohnt.

Die anatomischen Vorlesungen werden gegenwärtig in den vereinigten Staaten von beiden Geschlechtern gleich eifrig gehört.

„Die Frauen denken mit dem Herzen" —! wenn auch sonst nichts, schon diese Wahrheit würde vorzugsweise ihren Dienst am Krankenbette unvergleichlich erscheinen lassen. Die Klugheit, welche dieser Dienst fordert, von Männern in ein System gestellt, ist bei ihnen Instinct. Gott gab dem Weibe manches schwere Räthsel zu lösen. Dasjenige, was es am Krankenbette ausführt, ist eins der bedeutsamsten. Ihnen gegenüber allein bewahrheitet sich der Spruch: „Die Frau kann alles, was sie will." Ihre vorzüglichste Eigenschaft ist Mitleid zu üben. Wenn die ausgesuchtesten Kräfte ihrer Seele eine angemessene Entwickelung finden, so bilden sich dieselben leicht in vollkommenster Weise für die ihnen immer willkommene Stellung einer Trösterin und Pflegerin aus. Es ist ihnen nur zu oft Bedürfniß, etwas zum bemitleiden, zum pflegen zu haben. Sie sind betrübt, wenn es Niemand giebt, den sie trösten können. Aber ihr Lächeln wird zu einem Sonnenstrahl aus Eden, wenn es auf einen Schmerz fällt, den es hinwegschmelzen kann. Ihre Fehler sind meist nur Fehler des Verstandes und Urtheils, nur selten solche des Herzens, welches ja dem Krankenbette so nöthig ist. Und dann: die Menschenliebe kam zu ihnen nicht allein, sondern mit ihrer Zwillingsschwester, dem Glauben.

Sie allein besitzen jene fromme Demuth, welche den eigenen Willen bezwingt, um ganz in dem fremden aufzugehen und, zu ihm sich neigend, Wünsche zu errathen vermag, welche kaum entstanden sind.

Bäume, welche, wie die Pappel, alle ihre Zweige aufwärts richten, verleihen trotz ihrer Höhe weder Schatten, noch Schutz. Diejenigen Bäume beschützen und beschatten uns am liebreichsten, die, gleich der Weide, je höher ihre Gipfel emporragen, um so tiefer ihre Zweige herabhängen lassen.

Ehe wir über das alles weiter sprechen, einiges über das Wesen der Frau. Wir werden dann leichter ermessen können, ob sie die Eigenschaften besitzt, die wir am Krankenbette brauchen. Allbekannt ist die

berühmte Stelle der Germania: „Die Deutschen glauben, daß dem Weibe etwas Heiliges, Vorahnendes (sanctum aliquid et providum) innewohne, darum achten sie des Rathes der Frauen und horchen ihren Aussprüchen."

In der That ist durch eine Art von Divination und einem tief inneliegenden Ahnungsvermögen der weibliche Genius dem männlichen so überlegen, wie die Naturprocesse der Kunst und Wissenschaft überlegen sind. Frauen zeigen sich sittlicher und glaubenstreuer als Männer, sie schöpfen das ideale Leben aus der Individualität ihrer Herzen. Tugend und Andacht sind weiblichen Geschlechtes, und der Glaube der Frauen hat zwar weniger Entwickelung, aber mehr Innigkeit und feste Form.

Sie sind alle zäher und besitzen eine weit stärkere, wenn auch nur passive, Widerstandskraft als der Mann. Seele, Geist und Leib, von der körperlichen Basis weniger durch Welt und Leben absorbirt, bilden bei ihnen ein besseres Ganzes. Sie besitzen eine Hingebung, eine Ausdauer und doch wiederum eine Elasticität in verzweifelten Fällen und bei Heimsuchungen, die ohne Gleichen ist. Ihre passive Natur will glücklich gemacht sein, will empfangen, gepflegt, geliebt sein; wenn ihnen aber das versagt wird, so will sie selbst geben, lieben, leisten, will pflegen, opfern, glücklich machen!

„Es giebt", — sagt der feindenkende Bulwer, „keine mystische Schöpfung, kein Bild, kein Symbol und keine poetische Erfindung zur Bezeichnung des Dunklen, Verborgenen und Unbegreiflichen, ohne daß dazu die Repräsentanten aus dem weiblichen Geschlecht gewählt werden."

„Da ist die Sphinx, die Chimäre und die Isis, deren Schleier kein Mensch je lüftete. Ebenso die Pandora, die Persephone, die stets entweder im Himmel oder in der Hölle sein mußte, und die Hekate, welche bei Nacht das eine, bei Tag das andere war. Die Sibyllen waren Frauenzimmer, desgleichen die Gorgonen, die Harpyen, die Furien, die Parzen, die teutonischen Walkyrien, die Nornen und die Pythia; kurz, alle Darstellungen an dunklen, unergründlichen und bedeutsamen Ideen sind weiblich." —

Aber auch Hygiea war ein Weib, und jene mythischen unbestimmten Gestalten scheidet eine klarer blickende Zeit von ihren unbestimmten

Hintergründen ab und giebt ihnen eine tiefere und heilbringende Bedeutung.

Es ist hier überhaupt nur von jenen Frauen die Rede, die das „ewig Weibliche" in sich verkörpert tragen, die aus der Sphäre des Alltagslebens, nicht aus der Sphäre ihrer Natur herausgetreten sind, die einem geheimen Zug derselben folgend, den Schatz einer unbegrenzten Liebe nicht in ein menschliches Herz ergossen, sondern ihn einem höheren Dienste: dem allgemeinen Wohl, der Natur, dem Heil ihrer Seele, dem ihrer Mitmenschen opfern.

Nicht von jener Scala weiblicher Schönheit wird hier geredet, die wir anderswo verehren mögen, doch sicher niemals an einem Krankenbette als Gegenstand der Bewunderung finden werden; nicht von jenen hellen und dunklen Augen, welche versteckt hinter langen Wimpern in Jugendduft und Morgenthau der Liebe gebadet, von Seele und Ahnung verdunkelt, von Lebenslust und Uebermuth durchlichtet, die Prophetin einer anderen Liebe und anderer Mysterien sind, — — nicht von ihnen spricht dieser Abschnitt. Sie mögen Einige verwirren, nie werden sie erheben.

Weder sie, noch jene begehrten und beherrschenden Frauen, welche des Mannes Wege kreuzen, eignen sich für den Dienst der Barmherzigkeit. Man beachtet ihrer, so lange man selbst jung ist, man eilt in gereifterer Zeit, sie zu vergessen, und blickt nach anderen, die in dem Schacht unentweihter Gefühle jene Reichthümer bergen, welche sie für die Erfüllung und die Weihe einer höheren Mission würdig machen. Nach jenen Augen, in denen der milde Strahl einer höheren Begeisterung leuchtet, welche dem nichtigen Alltagsstaube der Welt entsagte, um einen edleren Zweck zu erfüllen.

Von ihnen, den Bevorzugten, Beglückten ihres Geschlechtes kann allein hier die Rede sein.

Glaubt man, daß sie es nicht sind? Man frage sie, man höre, wie sie über ihre Bestimmung, über die Erfüllung ihres Berufes, wie sie über das Geschick denken, das der Himmel ihnen zutheilte, und man wird begreifen, daß sie begnadet sind.

Das irdische Glück eines Menschen ist nicht nach dem Maßstab zu bestimmen, den wir für dasselbe anlegen, sondern nach dem, welchen er selbst dafür in sich trägt.

Jene Frauen, die sich von den täuschenden und armen Freuden der Erde trennten, um an dem Krankenbette als Freundin des Menschengeschlechtes Gott zu dienen, jene Frauen fühlen sich wahrhaft beglückt, und sind in der Totalität ihrer Anschauungsweise auch vollkommen so zu nennen. Ein Beruf aber, der uns glücklich macht, wird auch mit Liebe und Treue ausgeübt werden. Er ist kein Opfer, sondern ein Ruf, — eine Freude!

Was eine Frau einmal ist, das ist sie zumeist ganz. Ihr Herz ist gewöhnt, sich in einem gewissen Kreise zu bewegen, innerhalb dessen es alle seine Fülle, alle seine Gaben und seine ganze Herrlichkeit entwickeln wird.

Nehmt ihr die Familie, und sie wird diesen Kreis über ein anderes Dasein werfen, aber sie wird in seiner Peripherie nicht minder ein Ganzes sein, wie sie es als Mutter und Gattin gewesen wäre.

In großen schwerwiegenden Tagen, unter einer durchglühenden Begeisterung, wo jedes Opfer gebracht, jede Eigenliebe vergessen und das leicht bewegliche Geschlecht der Frauen zuerst von dem Sturm des Augenblicks erfaßt wird, da finden wir wohl viele sich zu den Hospitälern und der Krankenpflege drängen, die nicht die Weihe dieses ernsten Dienstes empfingen und für denselben nichts besitzen, als die Aufregung einer vorüberrauschenden Stunde, den Ausdruck einer hysterischen Laune, den Willen, in einer Zeit allgemeiner Aufopferung etwas zu leisten! —

Des verwundeten Kriegers zu pflegen, ist ein so schöner, poetischer Gedanke, es ist so viel Herrliches, was die Phantasie eines Mädchens oder einer erregbaren Frau daran zu knüpfen vermag, daß wenig nach dem gefragt wird, was die Praxis von diesem Dienst begehrt.

Man eilt nach den Hospitälern, man drängt sich zu dem Lager der Verwundeten, man betrachtet es als ein Glück, die Aufsicht eines Saales und über einige Betten zu erhalten — — —

Laßt Euch nicht täuschen! Diese taugen nicht zur Pflege der Kranken. Schickt sie fort, wenn sie nach ihr verlangen. Das Rauschen ihrer hellen Gewänder wird Eure armen Kranken schwach, ihre Geschwätzigkeit wird sie kränker machen, als sie sind; — schickt sie fort; sie mögen zwar für den Augenblick den guten Willen in sich tragen, aber es fehlt ihnen das

Geschick, der Ruf, die Bestimmung für ein Krankenbett. Sie werden bald genug selbst wegbleiben, wenn sie finden, daß die Wirklichkeit weit entfernt ist von dem Traume ihrer Phantasie; doch ehe es geschieht, müssen die Kranken für diese Erkenntniß zahlen. Schickt sie fort, lieber heute als morgen. Glaubt denen, welche ihre Erfahrungen hierin gemacht. Laßt Euch nicht durch hohe Namen täuschen, fürchtet Euch nicht vor dem Klang ihrer Stimme — tretet hin für das Wohl Eurer Kranken und schließt ihnen die Pforte Eurer Krankensäle.

Sie sind kein Aufenthalt für die Geschwätzigkeit schwacher, unkluger Weiber, welche nichts von einem Dienst verstehen, der gelernt sein will, und einsichtsvolle, feste, entsagende Naturen verlangt. Was wissen sie von Entsagung? — Sie werden für den jungen, verwundeten Gardeofficier schwärmen und um ihn bemüht sein; er entspricht dem Ideale ihrer Krankenpflege; sie werden für ihn weinen und dabei sorgen, daß er, zu seinem Schaden, die ihrem Sinne nach besten Erquickungsmittel erhält, aber sie werden für den armen, abgekommenen, unscheinbaren Soldaten, der neben ihm liegt, kein Auge haben.

Es giebt auch unter diesen freiwilligen Damen unvergeßliche **Ausnahmen**, große erhabene Beispiele, glänzende Erscheinungen voll aufopfernder Hingebung! Aber es ist nicht immer Zeit, sie kennen und von der Spreu unterscheiden zu lernen. Deßhalb — seht Euch vor, die Ihr mit dem Dienst betraut seid. Schließt Eure Thore, sie seien nur geöffnet für die Geweihten, für die Auserlesenen, die Berufenen! Zu ihnen wiederum — —

Angenommen, daß die Wissenschaft bei mehreren Aerzten gleich groß ist, welcher ist von ihnen der beste?

Der, welcher am liebevollsten ist.

Dieses schöne Wort eines großen Meisters könnte uns verleiten, daraus zu folgern: Die Frau ist der beste Arzt.

Sie war es auch in den Zeiten der Finsterniß und ist es noch bei allen barbarischen Völkern. Die Frau, die bei ihnen die Geheimnisse der Kräuter kennt, wendet dieselben auch an. In Persien war die Mutter der Magier die Bewahrerin aller Wissenschaften.

Der Mann, ärmer an Mitgefühl, während er reicher an Thatkraft ist, vermag bei seinen Tröstungen niemals den Kranken das Vertrauen einzuflößen, wie es eine Frau vermag.

Indeß tausend physische und psychische Gründe verhindern, daß die Frau, obwohl ohne Zweifel eine tröstende und heilende Macht, doch unbedingt die Stelle des Arztes an Krankenbetten versehen kann. Aber sie wird ihm eine muthige Unterstützung gewähren. Mehr noch, sie wird seine Thätigkeit ergänzen.

Das Priesterthum des Arztes verlangt verschiedenartige, oft selbst entgegengesetzte Gaben; seine volle Ausübung würde eine Doppelnatur bedingen. Wenn jedoch das männliche Princip der Wissenschaft und der Gründlichkeit, der Geistesgegenwart in der Gefahr, der festen Entschlossenheit in kritischen Augenblicken, durch den Arzt vertreten wird, so vertritt die Frau die sanfte, milde, trostgebende, hoffnungausgießende, — die überwachende Seite der Heilkunst, welche nicht minder große, ja in einigen Krankheiten alleinige Erfolge erreicht.

Das Herz des Weibes, nicht abgezogen durch den aufreibenden Kampf mit der äußeren Welt, — nicht gehärtet durch die Erfahrungen, die man in ihr sammelt, trägt ihre eigene Welt in sich, welche sie selbst begründete, reich an tiefem Gefühl, reich an den gewinnenden harmonischen Klängen, durch welche es, — unerreicht im Entsagen, — einen sanften, aber unwiderstehlichen Einfluß auszuüben weiß.

Mag der Arzt am Krankenbette nach den Symptomen und dem Wenigen, was der Kranke oft zu sagen im Stande ist, kalt und ruhig seine Diagnose stellen, so wird doch die tieffühlende, divinatorische Theilnahme einer Frau, einer guten Frau, die nicht allzujung an Jahren, aber jung und weich im Herzen ist, und aus deren Mitgefühl eine unversiegbare Quelle von Geduld fließt, viel mehr zu erfahren vermögen. Es ist, um kennen zu lernen, was einer Krankheit vorhergeht, was die Speise ihrer bedenklichsten Symptome bildet, Geschicklichkeit nöthig. Man muß häufig das Eis schmelzen, was die umdüsterte Seele des Kranken erkältet hat. Die Frau bedarf hierzu oft etwas anderen nicht, als daß sie mit ihm weint.

Es ist dann und wann nöthig, daß man mit dem Kranken redet, wie mit einem Kinde. Wer vermag es besser, als das Herz einer Frau. Wer kennt alle die köstlichen, beruhigenden Worte, deren Geheimniß nur sie besitzt, und welche eigens für das Krankenbett geschaffen zu sein scheinen. Sie trägt demselben nicht bloß Pflichtgefühl, sie trägt ihm Begeisterung, die Bestimmung zu, an ihm zu wirken.

Das tiefste Wesen der Frau ist Liebe. Vermag sie dieselbe nicht auf einen einzigen Gegenstand überzutragen, auf einen geliebten Mann, auf theure Kinder, ist ihr der Segen versagt worden, in der Familie leben und wirken zu können, so sucht sie einen anderen Gegenstand für diesen Schatz und diese Fülle von Liebe, welcher für diese Erde der wahre Grund ihres Daseins und die einzige Bürgschaft ihres Lebens ist. Sie wendet den Reichthum ihrer Natur der Krankenpflege zu.

Da löst sich die Melancholie ihrer einsamen Seele auf, da findet sie die Unruhe beschwichtigt, welche sie verfolgt, sie findet eine Zukunft, eine Unsterblichkeit auf Erden. Bis zu ihrem Grabe begleitet sie etwas: eine Hoffnung! —

Wir finden nach dem allem es natürlich, daß seit langer Zeit und ehe noch die Frau den bevorzugten, fast allzu bedeutenden Standpunkt eingenommen hat, den ihr zuerst das Christenthum und die verfeinerten Sitten zusprachen, daß sie die Krankenpflege als ein Feld betrachtete, was ihr von dem Himmel zugesprochen wurde, der damit dem armen Kranken eine Entschädigung, ein Geschenk verlieh, das ihn oft vor Verzweiflung bewahrt und seine düsteren Stunden heller macht.

Es bildeten sich zu diesem Zwecke von jeher besondere Vereinigungen, Schwesterschaften, welche ausschließlich sich diesem Dienste weihten.

Die katholische Religion, welche stets mit einem so richtigen Gefühl gewisse Einrichtungen, die dem allgemeinen Wohl dienen, ihrem Dogma einzuverleiben und ihnen eine heiligende Weihe zu geben verstand und welche deßhalb mit Recht eine Volksreligion genannt werden kann, und namentlich durch dieses practische Verständniß Jahrhunderte hindurch eine unbeschränkte Macht ausübte, — sie hat von Alters her dem Cultus der Krankenpflege ihre Aufmerksamkeit geschenkt und ist demselben werkthätig beigesprungen. Eine Anzahl geistlicher Orden waren nur ihm dienstbar.

„Der Armen- und Krankenfreund, eine Zeitschrift für die Diakonie der evangelischen Kirche" schreibt darüber:

„Wenn man die Kräfte der evangelischen Diakonissen-Häuser, die zusammengenommen noch nicht über 1700 Schwestern verfügen, mit dem Heere der Ordensfrauen und Ordensmänner vergleicht, die die römische Kirche ins Feld stellt, so müssen uns die schweren Versäumnisse klar werden, die unsere Kirche nachzuholen hat. Es wäre eine arge Verblendung,

wenn man sich evangelischer Seits mit dem billigen Trost beruhigen wollte, daß diese Werkthätigkeit der römischen Christen zum größten Theil auf falschen Beweggründen beruhe, daß die Resultate der römischen Arbeit oft übertrieben oder doch in zu günstigem Licht dargestellt würden, indem man die Augen der Masse durch allerlei Kunstgriffe blende u. s. w. — Wir müssen das demüthige Bekenntniß ablegen, daß die Evangelischen gar vielfach faul und unfruchtbar in guten Werken erfunden werden."

Das in Paderborn erscheinende katholische „Westphälische Kirchenblatt" (in Nr. 1. von 1866) schlägt die Gesammtzahl aller weiblicher Ordensmitglieder auf 190,000 an, von denen 162,000 auf Europa, und 100,000 allein auf Frankreich kommen sollen. Letztere Angabe dürfte indeß wohl irrthümlich sein.

Uns kümmern von allen diesen Schwestern natürlich nur diejenigen, die sich mit der Krankenpflege ganz, oder theilweise beschäftigen. Der Menge der Mitglieder nach reihen sich in dieser Hinsicht die Haupt-Congregationen folgendermaßen:

Barmherzige Schwestern (Vincentinerinnen) 28,000; Franziscanerinnen (zum Theil auch mit Krankenpflege beschäftigt) 22,000; Schwestern du sacré coeur 10,000; Schwestern vom heiligen Kreuz 6000; Barmherzige Schwestern von h. Karl Borromäus 5000; Congregationen U. L. Frauen 8000. Alle übrigen zählen weniger als 2000, wie die Alexisschwestern in Frankreich, die kleinen Schwestern der Armen, die Deutsch-Ordens-Schwestern, die Töchter vom heiligen Geist, die Damen vom Mitleide und die Schwestern von Nazareth, die Beguinen in Belgien u. s. w.

Unter diesen Ordensverbindungen zählt man 302 für die Spitäler und 2101 für den Unterricht und die Spitäler zugleich. Nach der letzten Zählung von 1856 giebt es in Frankreich allein 10,187 Klosterfrauen, die sich dem Spitaldienst und Unterricht zugleich widmen.

Nach dem Bericht des Domherrn von Haerne waren 1857 in Belgien durch die christliche Liebe 234 Kranken- und Verpflegungsanstalten gegründet.

Unter den weiblichen Congregationen ist die wichtigste die Töchter der Liebe, gestiftet vom h. Vincenz von Paul; sie zählt 15,000 Mitglieder und ist über den ganzen Erdkreis verbreitet. Die Zahl dieser Schwestern

beträgt in den verschiedenen deutschen Ländern 5000, und die ähnlicher Orden 10,000. Die Congregation der Töchter der Weisheit zählt etwa 3500 Glieder; man findet sie in Schulen, Apotheken, Civil- und Militär-hospitälern.

Den großen Erfolgen gegenüber, welche diese römischen Ordens-schwestern fanden, die Vortheile, die sie durch dieselben in nicht geringem Maße ihrer Kirche zuführten, ließen endlich auch evangelische Diakonissen-Häuser entstehen.

Schon die älteste christliche Kirche kannte die Diakonissen, welchen die Armen- und Krankenpflege und die Verrichtung gewisser Dienste bei gottesdienstlichen Versammlungen oblag. Anfänglich wurden sie als der weibliche Theil des Klerus angesehen und zur Weihe für ihr Amt wie die übrigen Geistlichen ordinirt, später, besonders bei der abendländischen Kirche, erhielten sie bloß eine zu strenger Sittlichkeit verpflichtende Ein-weihung ohne Handauflegung. Sie mußten Wittwen oder ehrbare Jung-frauen und noch im 4. Jahrhundert, 60 Jahre nach der Synode zu Chalcedon (451), wenigstens 40 Jahre alt sein. Im 6. Jahrhundert wurden sie durch Synodal-Beschlüsse förmlich abgeschafft. Zuerst finden wir sie in der reformirten Kirche der Niederlande als bejahrte Frauen wieder, welche die Pflicht übernommen hatten, für die Schwangeren, Wöch-nerinnen und nothleidenden Weiber der Gesellschaft zu sorgen. Endlich von so vielen Vorgängen angetrieben, begann auch die evangelische Kirche daran zu gehen, eine Lücke auszufüllen, die in sehr fühlbarer Weise inner-halb ihrer bestand. Evangelische Diakonissenanstalten wurden mit dem ausgesprochenen Zweck gestiftet, Krankenpflegerinnen für Geist und Leib zu schulen und zu bilden. Die erste solche Anstalt gründete 1836 der Pastor Fliedner in Kaiserswerth am Rhein, indem er ein Hospital für männliche und weibliche Individuen anlegte und die Pflege in demselben den Diakonissen übergab, welche zuvor Anweisung über diese Pflege er-halten hatten. Es entstanden sehr bald andere dem ähnliche Anstalten in und außerhalb Deutschlands. So namentlich 1847 die Diakonissen-anstalt Bethanien in Berlin; ein Etablissement des soeurs de cha-rité protestantes von Varmeil gegründet; von Härter in Straßburg ein Verein zur Bildung christlicher Krankenpflegerinnen; von Germond

zu Echellens im Waadtlande ein Etablissement des diaconisses; von der Gräfin Schönburg zu Wechselburg in Sachsen und der Gräfin Hohenthal-Königsbrück 1854 in Dresden, vom Pfarrer Löhe 1854 in Neudettelsau in Baiern u. s. w.

Die Zahl der evangelischen Diakonissen betrug Ende 1866, wie schon bemerkt, ungefähr 1700, welche auf 34 Mutterhäuser sich vertheilen. Die berühmtesten unter ihnen befinden sich in Kaiserswerth, Dresden, Berlin, Breslau, Hamburg, London, Kopenhagen, Hannover, Paris, St. Long, Utrecht, Stockholm, Rihen bei Basel, Zürich, Bern, Mitau in Kurland, Bremen u. s. w.

Alle diese Mutterhäuser haben zahlreiche Filiale und Stationen, welche sich über Europa, Asien und Afrika erstrecken. Sie stellen ein eben so wohlgeübtes als brauchbares Contingent an Krankenpflegerinnen, deren Dienste sicher nicht hinter denen ihrer römischen Schwestern zurückstehen.

Mögen die letzteren auch durch ihre größere Zahl, durch weit umfangreichere Hülfsquellen und namentlich durch eine mächtige Unterstützung seitens ihrer Glaubensgenossen noch immer innerhalb des Krankendienstes eine hervorragendere und bedeutsamere Stelle einnehmen, so darf doch schon jetzt die Behauptung gerechtfertigt erscheinen, daß Wesen und Geist des Dienstes selbst von ihnen nicht besser geübt werden kann, als es auch von den Diakonissen geschieht.

Man sollte nun meinen, das Feldsanitätswesen hätte schon lange seine Aufmerksamkeit auf eine Hülfsquelle richten müssen, welche für einen ihrer karg ausgestatteten Zweige eine zuverlässige Aushülfe zu gewähren im Stande war.

Doch dem war nicht so.

Obwohl die Klage über Mangel gut ausgebildeter Pfleger von allen Kriegsschauplätzen, aus allen Feldhospitälern immer dieselbe blieb, war man doch nicht bemüht, sich in Zeiten eine so geschulte und zuverlässige Krankenpflege zu sichern.

Man mochte keine Hülfe von außen.

Man war von jeher ängstlich besorgt, alle derartige, bisher nicht gebräuchliche Unterstützung, jede fremdartige Einmischung, die nicht durch Jahrhunderte dem Militärwesen eingewachsen war, von seinem isolirten Boden fern zu halten. Was man bedurfte, wollte man sich selbst schaffen.

Was man nicht selbst hervorzurufen vermochte, dem vertraute man nicht.

Wir begegnen diesem Bestreben in ausgesprochenster Weise auch auf den Conferenzen von Genf.

Es macht den Umstand erklärlich, daß die weibliche Krankenpflege von der Feldsanität in der Hauptsache entweder gar nicht beachtet, oder doch als etwas angesehen wurde, dessen Verwendung nur besondere Umstände entschuldigenswerth machten. Zum Glück war es bei der weiblichen Krankenpflege nicht, wie bei anderen Dingen, welche keine Füße besitzen.

Da das Feldsanitätswesen nicht zu ihr kam, — kam sie zu ihm! —

Sie faßte diesen Entschluß im Interesse der Humanität und im Dienste der Barmherzigkeit, und von dem Tage an, wo er durch die edelmüthige Entschlossenheit einer durch alle weiblichen Tugenden geschmückten einfachen Frau die erste bedeutungsvolle Ausführung fand, wurde der weiblichen Krankenpflege auch am Bette des armen Soldaten vollkommene Berechtigung zugestanden.

Jene hochherzige Frau, welche mit dem Heroismus der Aufopferung das Wohlwollen des Christenthums, mit der Entschlossenheit des Kriegers die Milde des Weibes vereinigte, hieß Florence Nithingale.

Ihr Name ist seitdem von dem einen Ende Europa's bis zu dem andern, von den Ufern des schwarzen Meeres bis zu denen des großen Oceans gedrungen. Könige und Fürsten haben sie mit den Beweisen ihrer Achtung überhäuft, und die stolze Nation, welcher sie angehört, hat ihren Namen nicht nur in die Bücher ihrer Geschichte, sondern auch in die Herzen ihres Volkes aufgenommen.

Sie war es, welche mit männlicher Energie und Einsicht und zugleich mit der Seele und dem Tact eines Weibes den Beruf eines Gesundheitsapostels ergriff und der britischen Armee bei Sebastopol wie ein rettender Engel erschien, um sie aus dem furchtbaren Elend zu lösen, in das sie durch bureaukratische Sorglosigkeit gestürzt war. Sie hat seitdem nicht aufgehört, dem Wohl der leidenden Menschheit zu leben, und ist mit derselben furchtlosen Entschlossenheit, mit der sie die öffentliche Meinung Großbritanniens gegen die Mißbräuche der Militärverwaltung wach rief, auch gegen die Mängel der Civilhospitäler aufgetreten. Selbst wenn sich darunter Institute fanden, die sich der höchsten Protection erfreuten.

Sie endlich war es, welche namentlich für Hospitalzwecke das neue höchst practische System der Pavillons empfahl, nach dem z. B. die nordamerikanischen Kriegsspitäler gebaut sind, welche sich so sehr bewähren und die deßhalb eine ausführliche Beschreibung fanden.

Der orientalische Krieg löste den Bann, wir sehen die weibliche Pflege zuerst officiell anerkannt, in den Militärhospitälern beschäftigt und am Bette der Verwundeten und erkrankten Krieger thätig. Sie bildete einen Bestandtheil der Feldsanität.

Während die barmherzigen Schwestern die Verwundeten und Kranken des französischen Krim-Heeres verpflegten, sahen die Russen und Engländer aufopferungsvolle Krankenwärterinnen von Nord und West herankommen. Kaum war nämlich der Krieg ausgebrochen, als die Großfürstin Helena-Paulowna von Rußland, geborne Prinzessin Charlotte von Würtemberg, und Wittwe des Großfürsten Michael, gegen 300 Damen aus St. Petersburg sandte, welche entschlossen waren, den Dienst der Krankenwärterinnen in den Spitälern zu übernehmen, wo Tausende von russischen Soldaten sie segneten.

Sie bildeten sich zu einer Gemeinschaft von Schwestern unter dem Namen: „Kreuzerhöhung". Ein Feldprediger und drei Aerzte begleiteten sie. Die Gemeinschaft überlebte übrigens den Krieg, und ihre Schwestern bedienen jetzt 2 Militär- und 3 Bürgerspitäler. Sie zählt 75 Schwestern zwischen dem 20. und 40. Jahre. Im Jahre 1862 wurden in dem ihnen gehörigen großen Lazareth 14,000 Personen meist unentgeldlich behandelt. Außerdem bestehen in Petersburg und Moskau noch die „Wittwen der Barmherzigkeit", die ebenfalls einen edelmüthigen Antheil an dem Lazarethdienst in der Krim nahmen.

Ihrerseits hatte Miß Florence Nithingale, nachdem sie die Spitäler Englands und die hauptsächlichsten Barmherzigkeits- und Wohlthätigkeitsanstalten auf dem Festlande besucht, und in Kaiserswerth unter Dr. Fliedner zur Diakonisse ausgebildet worden war, eine dringende Einladung von Lord Sidney-Herbert, dem damaligen Kriegssecretär des britischen Reiches, erhalten, sich der Pflege der englischen Soldaten im Oriente zu widmen. Miß Nithingale zögerte keinen Augenblick, dem Rufe zu dem schönen Werke, von dem, wie sie wohl wußte, das Herz ihrer Königin eingenommen war, zu folgen. Sie reiste in Begleitung von 37 englischen Damen im November 1854 ab und erreichte über Con-

stantinopel und Scutari den Kriegsschauplatz, um mit ihren Helferinnen allsogleich die so zahlreichen Verwundeten von Inkermann zu verpflegen. Im Jahre 1855 folgte ihr Miß Stanley mit 50 neuen Gefährtinnen, wodurch es Miß Nithingale möglich wurde, nach Balaklava zu gehen und dort die Spitäler zu besichtigen. Es ist bekannt, wie viel ihre glühende Liebe für die leidende Menschheit in der Krim zu bewirken vermochte.

„Das Bild von Florence Nithingale, wie sie in der Nacht mit einer kleinen Laterne in der Hand die weiten Schlafsäle der Militärspitäler durchwandert, an jedes Kranken Lager tritt, von seinem Zustand Kenntniß zu nehmen, um ihm die dringendste Hülfe zu verschaffen, dieses Bild wird sich nie aus dem Herzen derer verwischen lassen, welche Gegenstand oder Zeugen dieser bewundernswürdigen Barmherzigkeit waren, die in den Jahrbüchern der Geschichte für alle Zeiten verzeichnet bleiben wird."

Es bedarf für den Dienst in einem Feldlazareth, unter einer Baracke oder an einem Strohlager, unter einem leinwandenen Dache mehr, als wie für den Dienst in einem gewöhnlichen, wohlgeordneten Hospitale. Das begreift sich. Es genügt da nicht allein das Gefühl der Nächstenliebe und der Heroismus der Barmherzigkeit, dieser hinreißenden Leidenschaft edler, weiblicher Seelen — —, es bedarf vor allem Kenntniß des Lebens, der Wirklichkeit, des Elends. Es erfordert eine volle Festigkeit des Characters, ein Lossagen von jeder falschen Delicatesse. Die diesem Dienst geweihten Frauen dürfen nicht jene zimperlichen, spröden, eklen Wesen sein, denen man sonst öfter als man es wünscht begegnet. Geschickt und muthig, wie sie sein sollen, muß für sie in der Heiligkeit der Nächstenliebe eine Offenbarung gefunden werden, die ihnen die Entäußerung vieler Vorurtheile als etwas natürliches erscheinen läßt. Sie dürfen nicht die einfältige Scham derer haben, die deßhalb um nichts besser, vielleicht aber um vieles schlechter sind. Man wird sie ruhig und edel die gemeinsten Dinge thun sehen, sie werden den armen Kranken und Verwundeten nicht nur speisen und verbinden, sondern auch kleiden.

Die innerste Frauenseele birgt oft auch bei den Zartesten dieses Geschlechtes einen starken und mächtigen Kern, welcher in dem Einerlei des gewöhnlichen Lebens, gleich wie in einer dumpfen Traurigkeit schläft.

Ruft diese verhaltene Kraft an, beschwört diese verborgene Poesie, verlangt ihre Hülfe! Und seht dann, was sie, abgewendet von der Welt, sich erhaben über sie wissend, Euch leisten wird!

Ihr werdet den hohen Ernst einer freigewordenen Seele finden, die in sich die feste Grundlage des Glaubens hat, der in der Vernunft, in der Ruhe ihres Herzens und in einer geheiligten Tradition wurzelt.

Ernsthaft, stolz und düster gegenüber der Welt, werdet Ihr diese mit dem Mitleid der Seele begnadeten Wesen an Kranken- und Leidenslagern von einer auflösenden, lebendigen Hingebung, von einer demüthigen Güte finden; das sanfte Lächeln des Friedens, welches den milden Blick ihres verständigen Auges belebt, wird von der Glückseligkeit erzählen, mit der sie die Erfüllung eines Zweckes beseligt. Ihr Herz wird aus diesem sonst so kalten Angesicht sprechen, die materielle Form sich durch den aus ihrem Innern brechenden Strahl verklären.

Niemand wird wohl den Einfluß der Frau zu leugnen vermögen, den sie als Friedens- und Trostspenderin, als heilende Kraft übt. Aber diese himmlische Gabe wird erst dann bei ihr frei, wenn sie nicht mehr die stumme Sclavin der Vorurtheile ist, wenn der Fortgang der Jahre ihre Zunge löst und ihr die volle Wirkungskraft giebt.

Das Verblühen der Jugend, das Herannahen selbst des späteren Alters hat für die dem Krankendienst geweihte Frau nur einen neuen Reiz. Es verleiht ihr eine ruhige Größe, welcher frühe Jahre entbehren; die würdevolle Hoheit des Alters, welches über den gewöhnlichen Beruf am Krankenbette Licht und Wärme und eine Weihe ausgießt, welche die grüne Jugend nicht zu verstehen, kaum zu ahnen vermag.

Tausend Jahre hindurch war die Hexe der einzige Arzt des Volkes. Man nannte sie aus Furcht: gute Frau und schöne Frau. Derselbe Name, den man auch den Feen gab, derselbe, welchen noch heute ihre Lieblingspflanze trägt.

Als Paracelsus in Basel im Jahre 1527 sämmtliche Arzeneien verbrannte, erklärte er, nichts weiter zu wissen, als was er von den Hexen gelernt habe. Sie für das zu belohnen, was sie an der Menschheit gethan, verbrannte man ihrer in 3 Monaten des Jahres 1513 zu Trier 7000, noch mehr zu Toulouse, in Genf 500; 800 zu Würzburg; fast auf

einem und demselben Holzstoß 1500 zu Bamberg; von Spanien, dem classischen Land der Scheiterhaufen, nicht zu reden.

Ehedem, in jenen „schönen alten Zeiten" finden wir diese Frauen verfolgt und gehetzt. In unbewohnbaren Orten, in Büschen, in der Steppe und Haide, in Wald und Wüste, wo der Dorn sich mit der Distel zu einer fast undurchdringlichen Hecke wirrt, in Höhlen und Sümpfen, da wohnten sie, von einem allgemeinen Grauen isolirt, welches einen Feuerkreis um sie gezogen hatte.

Und heute! Wir finden dieselbe Frau! Was sie zu jener Zeit in die öde Einsamkeit des Waldes jagte, das führt sie heute in die Krankenstuben, was ihnen Muth verlieh, dem Haß zu trotzen, Kraft die Verachtung zu tragen, das stattet sie auch heute mit demselben Muth aus, um der Ansteckung zu widerstehen und die mit gleicher Ergebung zu pflegen, deren Athem Gift ist.

Dort und hier die Wirkungen einer Ursache; dieselben Verhältnisse nur aus der Finsterniß barbarischer Jahrhunderte in das Licht unsrer Culturzustände getragen.

Gestehen wir offen: wir besitzen für unsere Kranken und Verwundeten in diesen heilkundigen, pflegenden Frauen ein Geschenk der Vorsehung, durch welche sie die großen Gefahren einer mitleidslosen, hartherzigen, oder einer unzulänglichen und unverständigen, nicht geübten Krankenpflege zum Heile der Heimgesuchten vermindert hat.

Sonderbarer Weise wird in den amerikanischen Militärhospitälern die Krankenpflege nur von gemietheten männlichen Individuen versehen. Man hat die weibliche Pflege abgelehnt. „Weil, wie man dort sagt, die Verwendung der Frauen nur mit höchst seltenen Ausnahmen so viel Veranlassung zu Unfrieden und Mißverständnissen aller Art giebt, daß ihre Dienstleistung nicht gewünscht wird."

Wenn dieses practische Volk sich von dieser Maßregel abgewendet hat und in derselben keinen Vortheil für den Kranken fand, so sollte man nach dem, was wir sonst von diesem Hospitalwesen wissen, der Annahme zuneigen, daß diese weibliche Krankenpflege doch weniger practisch und heilsam ist, als es den Anschein hat und wir, geblendet durch die Art wie wir sie ausgeübt sehen, dieß annehmen.

Indeß das erscheint nur auf den ersten Blick so. Ein weiteres Eingehen in diese so bedeutsame Angelegenheit, deren Princip wenigstens

gesichert werden muß, zeigt, daß der Standpunkt der unionistischen Hospitäler, so sehr er auch in allen Anderen uns überlegen ist, doch gerade hierin sich im Nachtheil findet. Man wird das nach der Mittheilung zugestehn, daß man dort fast nur auf die Hülfe ermietheter Frauen angewiesen ist.

Und wie auf dem Schlachtfelde ebensowenig die Beiziehung von ermietheten Wärtern zu empfehlen sein würde, so lehrt auch die Erfahrung, daß in den Hospitälern von der Pflege der Kranken durch ermiethete Krankenwärterinnen unter allen Umständen abgesehen werden muß.

Was ich selbst Gelegenheit hatte, von derartiger Pflege zu beobachten, läßt mich ganz der Ansicht der amerikanischen Aerzte und Hospitalbeamten beistimmen.

Wir befinden uns indeß hierbei in einer weit glücklicheren Lage.

Es erfordert für die Frau und ihren Dienst an Krankenbetten große Selbstverleugnung und Selbstaufopferung, tactvolles Benehmen in sittlicher Beziehung, würdevolles Auftreten und doch wieder liebevolles Hingeben, kurz, ächte Weiblichkeit, damit sie in einem Militärhospitale, wo sie es oft mit Kranken und Gesunden zu thun hat, deren rohe Eigenschaften nur durch militärische Macht beschränkt werden können, ihre eigenthümliche Stellung und Bestimmung behauptet.

Aecht weibliche Würde, die Bedeutung einer wahrhaft edlen Frauennatur wird ihren Einfluß auch auf die rohesten Männer niemals verleugnen. Sie bildet eine sittliche Macht, welcher die nur physische Kraft sich unterordnet, wie sich der Löwe vor dem Auge dessen beugt, der ihn zähmte.

Aber diese weibliche Würde muß dann ächt und unverfälscht, muß der Ausfluß einer vollkommen reinen Quelle sein.

Die Vereinigung aller dieser Eigenschaften findet man nur bei wahrhaft ausgezeichneten Frauen, welche sich dem Krankendienst als einem Cultus, als einem mit Begeisterung erwählten Beruf hingeben. Bei weitem aber nicht bei der Masse solcher, die sich für Lohn zu diesem Dienst anbieten. Wir finden jene Frauen nur in einigen der christlichen Orden, welche der Krankenpflege geweiht sind.

Auch in Amerika machen die Schwestern vom Orden des h. Vincenz von Paula eine rühmliche Ausnahme. Aber der Orden zählt dort nur

wenige Schwestern. Man findet sie in geringer Zahl in den Hospitälern verwendet und die Verehrung, welche man diesen Schwestern überall zollt, wo sie walten, spricht auch hier für die Vortrefflichkeit der Organisation derartiger Orden und ihrer persönlichen Eigenschaften.

Durch sie ist man auch dort zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Krankenpflege durch Männer in den Militärhospitälern niemals mit der gleichen Zartheit und Leutseligkeit, oder mit derselben Opferfreudigkeit und Hingebung besorgt wird, als durch eine derartige weibliche Pflege.

Man kann zum Wohle des Ganzen und zur Befriedigung aller gerechten Ansprüche der Kranken durch eine gute Auswahl männlicher Individuen viel beitragen und durch strenge disciplinarische Ueberwachung derselben auch die gehörige Ordnung aufrecht erhalten, was man aber nicht kann, ist, ihren Dienstverrichtungen Liebe, ihren Handleistungen Theilnahme beizufügen. Sie werden häufig das Berufsmäßige an sich tragen, die Offenbarungen einer mechanischen Thätigkeit, die erfüllt wird, weil es der Dienst verlangt.

In sehr vielen europäischen Civilhospitälern ist denn auch die weibliche Krankenpflege vollkommen eingeführt und wird nach verschiedenen Methoden geübt, indem theils die einem religiösen Orden angehörenden Pflegerinnen zwar unter ihrem eigenen geistlichen Oberhaupt stehen, das Hospital aber von einer weltlichen Behörde verwaltet wird, oder daß das Haupt des Ordens auch zugleich die Hospitalverwaltung führt, (wie in Bethanien in Berlin, Kaiserswerth am Rhein u. s. w.).

Bei andern sind die Pflegerinnen weltlich und stehen auch unter einer weltlichen Administration.

In den großen allgemeinen Spitälern der Armeen Englands, Frankreichs und Rußlands hat man schon seit einiger Zeit weltliche und geistliche Pflegerinnen mit dem besten Erfolg zugelassen.

Von allen den Systemen, die Kranken zu pflegen, ist jedenfalls dasjenige das beste, welches deren Wohl am meisten fördert. Ein anderer Maßstab hierfür ist nicht wohl anzulegen. Miß Nithingale, welcher viele Erfahrungen eine entscheidende Stimme einräumen, spricht sich mehrfach zu Gunsten der Krankenpflege durch Schwesterschaften aus. „Nur", sagt sie, „muß ich gegen zwei Mißgriffe warnen: 1) das weibliche Oberhaupt der Schwestern muß in der Anstalt selbst wohnen, nicht in einem Mutterhause der Schwesternschaft. Hat sie andere Werke der

Barmherzigkeit, die ihr wichtiger erscheinen, zu besorgen, dann möge sie sich mit der Hospitalpflege gar nicht befassen. Die Hospitalpflege ist wie ein eifersüchtiger Liebhaber, sie verlangt das ganze Herz. Ein ganzes Leben kann damit ausgefüllt werden, in solchen Anstalten Erfahrungen zu sammeln und ihnen das Gouverniren zu lernen. 2) Die Schwestern müssen nicht allein die Aufseherinnen der Säle sein, um moralischen Einfluß auszuüben, wie Unerfahrene es für ausreichend halten. Hat eine Dame dieselbe Erfahrung und Kenntniß wie eine alte Oberkrankenwärterin, so ist es gut, sie mag dann Aufseherin sein, wenn nicht — nicht. Die hauptsächlichste Sünde aller bezahlten Krankenpflegerinnen ist in allen Ländern die, daß sie kleine Bestechungen annehmen und die Kranken auf irgend eine Weise auszubeuten suchen. Von dieser Sünde sind alle Ordensverbindungen frei." —

Man macht hier und da einen Unterschied zwischen den verschiedenen Orden. In der Hauptsache giebt es in Deutschland nur zwei, die den Dienst der Krankenpflege in dem angedeuteten Sinne ausüben und mit den nöthigen Eigenschaften dafür ausgestattet sind, die barmherzigen Schwestern der katholischen und die Diakonissen der evangelischen Religion. Welche von beiden Schwesterschaften in der Aufopferung, in der Hingebung und Liebe, in der Geschicklichkeit innerhalb ihres Berufes die Palme verdienen, ist wohl schwer zu entscheiden.

Ich habe beide Orden an den Krankenbetten thätig gesehen und muß von beiden gleich rühmenswerthes sagen.

Ich habe mit Kranken gesprochen, welche die Pflege der Einen oder der Anderen genossen, und alle sprechen von dieser Pflege mit einer dankbaren Begeisterung.

Der Orden der barmherzigen Schwestern, der fast so alt ist, wie die katholische Religion selbst, hat eine bedeutungsreichere Geschichte, hat hundertjährige, traditionelle Erfahrungen, hat eine große practische Uebung für sich. Er gebietet über umfangreiche und bedeutende Mittel und kann in Folge dessen für die Pflege größere Opfer bringen.

Die Diakonissen sind in ihrem gegenwärtigen Auftreten, wie wir sahen, keine alte Institution. Es mag ihnen hier und da manche Erfahrung fehlen, sie sind vielleicht minder tüchtig geschult, sind vielleicht auch noch etwas zu exclusiv; endlich ist die strenge Richtung, die sie verfolgen, oft geneigt, sie minder umgänglich erscheinen zu lassen.

Die behandelnden Aerzte wußten vollkommen die Dienste der barmherzigen Schwestern und der Diakonissen am Krankenbette zu würdigen und zu schätzen. Sie waren ihnen unersetzlich. Auf dem Schlachtfelde treten unbedingt Erstere selbstständiger und sicherer auf. Sie werden von einem höheren Selbstgefühl geleitet und besitzen durchgehends achtungswerthe medicinische Vorkenntnisse zu ihrem Beruf. Aber auch außerdem steht ihnen in jedem Fache der Heilpflege eine Fülle practischer Erfahrungen zur Seite, welche ihr Wirken erleichtert.

Die Diakonissen scheinen weniger selbstständig, ich sage: sie **scheinen** so. Es fehlten wohl auch ihnen nicht die nothwendigen Kenntnisse des Berufes, welche an sich weder durch fromme Hingebung, noch durch Eifer zu ersetzen sind.

Als Pflegerinnen verdient jedenfalls, wie schon anderen Orts hinreichend ausgesprochen wurde, ihre Tüchtigkeit volle Anerkennung. Sie sind ausdauernd und opferfähig.

Die barmherzigen Schwestern werden einem mehrjährigen strengen Noviziat unterworfen und erlangen in demselben die zum ihrem Beruf nöthige volle Vorbildung, welche für ihr ferneres Wirken maßgebend ist. Nur dann erst wird ihnen eine selbstständige Krankenpflege anvertraut, wenn sie derselben theoretisch und practisch gewachsen sind. Unter ihnen befinden sich Damen der höchsten Kreise, deren Bildung sie befähigt, an jedem Krankenbette nicht nur für den kranken Körper zu sorgen, sondern auch den Geist empor zu richten und zu speisen. Sie sind es, die zugleich als erhabene Vorbilder auf die Gesammtheit der Corporation wirken. Die religiöse Begeisterung, welche den Entschluß in ihnen festigte, ihr Leben einem hohen und heiligen Beruf zu weihen, läßt sie sich völlig aus der Welt geschieden betrachten. Allen Beziehungen zu der bürgerlichen Gesellschaft entrissen, ist ihr Dasein nur noch von dem einen Zwecke erfüllt, in dem allein sie aufgehen.

Ihre Heimath ist das Hospital; alle die Liebe, welche ein Frauenherz einzuschließen vermag, gehört dem Krankenbette.

Ihr inniges Zusammenwirken, die Gemeinsamkeit der Religionsübung, die einfachen und festen Regeln, nach denen ihr Lebensgang sich ordnet, ihre Tracht, alles das giebt ihnen eine Festigkeit des Handelns, giebt ihrem Auftreten eine Sicherheit, die ihnen selbst auf dem Schlachtfelde ihre Stellung bewahrte.

Selbst wenn sie verschiedenen Orden angehören, bilden sie im Grunde doch ein Ganzes, was bei den Diakonissen nicht immer der Fall ist. Die katholische Religion wirft über alle ihre Glieder den mächtigen Talisman der Einheit. In der evangelischen Kirche findet man nur zu oft das Gegentheil. So auch in dem Wesen der weiblichen Diakonie. Die barmherzigen Schwestern aller Orden standen während des letzten Feldzuges stets unter einander in Verbindung und unterstützten sich gegenseitig. Man kann das in gleichem Umfang von den evangelischen Schwestern nicht sagen. Preußische Diakonissen kümmerten sich zum Beispiel wenig um ihre sächsischen Schwestern. Für das Wohl der Kranken sind die Einen wie die Anderen gleich aufopfernd besorgt. Sie nahmen sich ihrer mit gleicher Hingebung an, sie suchten mit gleichem Verständniß jedem Mangel zuvorzukommen, und alle die für die Kranken bestimmten Stärkungs- und Erquickungsmittel können vertrauensvoll in ihre Hände gelegt werden, man darf gewiß sein, daß sie eine zweckmäßige Verwendung finden.

Sie scheuen keine Bemühung, bereiten sich in Zeiten auf jeden Wechselfall vor und erfüllen mit einer Hingebung, einer Weihe und einem Eifer ihre schwere Pflicht, wie sie die des Gottesdienstes erfüllen.

Die Einen wie die Andern sind an jedem Krankenbette, an welchem sie erscheinen, gesegnet.

Als der früher besprochene, bis Ende Juli währende Mangel an Brod sich in einigen böhmischen Hospitälern so drückend fühlbar machte, waren die darin befindlichen barmherzigen Schwestern ruhe- und rastlos, und fristeten den Kranken auf verschiedene Weise tagelang das Leben. Sie fanden tausend Hülfsmittel und halfen sich, so gut es gehen wollte. In einzelnen Depots hielt man damals die nothwendigen Hülfsmittel, es ist nicht zu sagen, aus welchen Gründen, für mehrere Tage zurück, wodurch unendliche Erschwernisse entstanden. Sie wußten, so weit es an ihnen war, die nachtheiligen Folgen solcher Versäumnisse abzuwenden.

Man sagt hier und da, daß die barmherzigen Schwestern sich aus gebildeteren Elementen zusammensetzten, als es bei den Diakonissen der Fall.

Es ist dem nur bedingt beizustimmen. Auch unter den Diakonissen

finden sich viele hochgebildete Schwestern, welche den höheren Ständen entstammen, und diejenigen, deren Bildungsstufe der Nachhülfe bedürfen, erhalten einen fortlaufenden, zweckentsprechenden Unterricht.

Daß aber ein Orden, dessen Mitglieder nach vielen Tausenden zählen, eine sorgsamere Auswahl unter den Schwestern treffen kann, die er zu seiner Vertretung innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft und zur Erfüllung ihrer Mission nach Außen sendet, als ein anderer Orden, der kaum aus so vielen hundert Schwestern besteht, und sonach bei dringendem Bedarf eine Auswahl unter denselben nicht zu treffen vermag, liegt auf der Hand. Vergessen darf man aber dabei nicht, daß die katholische Religion schon durch das feste Band, das sie überhaupt um die ihr Angehörigen schlingt, durch den feierlichen Cultus, mit welchem sie die weiblichen Barmherzigkeitsorden umgiebt, daß der außerordentliche Reichthum ihrer Mittel, der ihr ein völlig uneigennütziges Wirken gestattet, jedenfalls für das Auftreten derartiger Orden eine große Stütze ist.

Es wird zum Beispiel niemals vorkommen, daß in einem katholischen Lande, in einer katholischen Familie protestantische Diakonissen zur Krankenpflege gezogen werden, oder, daß man dieselben von auswärts kommen ließe, während sich barmherzige Schwestern im Orte befinden.

Wohl aber ereignet es sich nicht selten, daß in protestantischen Familien und Anstalten katholische Schwestern mit der Krankenpflege betraut sind, obwohl ein Diakonissenhaus in unmittelbarer Nähe.

Daß auch unter den barmherzigen Schwestern ungebildete Frauen sind, dürfte schon dadurch bewiesen sein, daß gerade in den Ländern, welche dem Orden die bedeutendsten Contingente liefern, die allgemeine Volksbildung auf einer mehr oder minder sehr niederen Stufe steht, während sie doch wohl anerkanntermaßen in den protestantischen Ländern als vorgeschrittener zu bezeichnen ist.

Daß hinwiederum der protestantische Orden der Diakonissen namentlich an dem Gebrechen der halben Weltlichkeit leidet, daß die Schwestern niemals ganz ihren bürgerlichen Beziehungen entzogen sind und die Rückkehr in die Gesellschaft von ihrem freien Willen abhängt, daß es oft vorkommen mag, wie hier und da eine solche, die in vorübergehender Erregung das Schwesternhaus als ein willkommenes Asyl aufsuchte, dasselbe, wenn das von ihr darin Gefundene nicht mit dem Erhofften übereinstimmt, wiederum verläßt, daß durch das alles nur ein lockeres

Band die Verbindung umschließt und nicht bei allen Schwestern die durchleuchtende, gleich anhaltende Begeisterung, das vollständig innere Abschließen gegen Welt und Menschen vorhanden sein mag, daß ein gänzliches Aufgehen in der erwählten Mission dann und wann vermißt wird, das alles ist möglich.

Aber es beeinträchtigt den eigentlichen Zweck nur wenig. Die meisten Diakonissen fühlen sich durch den eigenen freien Willen, die eigene Wahl eben so, oft mehr noch gebunden, als wie die barmherzigen Schwestern durch das Gelübde. Man darf aber ihren Dienstleistungen um so eher vertrauen, da sie die Producte der reinen, lauteren Neigung sind, während bei Jenen die Liebe zu einem Beruf gewichen sein kann, den sie trotzdem noch durch den sie fesselnden Zwang ausüben müssen.

Es dürfte nach dem allem für den eigentlichen Krankendienst weder den einen noch den andern Schwestern ein unbedingter Vorzug einzuräumen sein.

Sie sind, es sei nochmals gesagt, am Krankenbette unersetzlich. Keine andere Pflege ist mit der ihren zu vergleichen.

Die Gesammtheit zeichnet sich durch die gleichen Vorzüge aus, welche durch die einzelnen dienstleistenden Persönlichkeiten mehr oder minder zur Geltung gebracht werden. Aber um ihre Leistungsfähigkeit zu würdigen, dient nur der an das Ganze gelegte Maßstab, nicht die Beurtheilung der einzelnen Glieder.

Im Uebrigen haben in vielen Hospitälern evangelische und katholische Schwestern in frommer Gemeinsamkeit das Werk der Barmherzigkeit an den Krankenbetten geübt, und sich zwar in hingebender Liebe gegenseitig zu übertreffen bemüht, aber sonst in inniger, harmonischer Einheit gewirkt. Nur bei der Mainarmee thätig gewesene evangelische Schwestern klagten über den Mangel an Fügsamkeit und Duldung, den sie bei den mit ihnen arbeitenden katholischen Schwestern gefunden.

Von allen diesen barmherzigen Schwestern waren in dem letzten Kriege Tausende in Thätigkeit, sowohl auf dem Schlachtfelde, als auch auf den Verbandplätzen und namentlich in den Hospitälern.

Evangelische Diakonissen betheiligten sich während seiner nicht minder bei der Pflege Verwundeter und Kranker in den Feldlazarethen, und zwar haben im Ganzen 282 Diakonissen in Lazarethen gedient, welche aus 20 Diakonissenhäusern entsendet worden waren.

Es vertheilen sich dieselben, wie folgt:

Aus	Kaiserswerth	56 Diakonissen.
„	Bethanien in Breslau	30 „
„	dem Elisabeth-Krankenhaus zu Berlin	7 „
„	Posen	4 „
„	Königsberg	6 „
„	Ludwigslust	8 „
„	Emden	3 „
„	Neuendettelsau	15 „
„	Speier	10 „
„	Stuttgart	4 „
„	Karlsruhe	11 „
„	Bremen	1 „
„	Stettin	4 „
„	Treysa	8 „
„	Bethanien in Berlin	41 „
„	Dresden, darunter 16 im Mutterhaus	48 „
„	Elisabethstift in Darmstadt	10 „
„	Halle	6 „
„	Augsburg	4 „
„	Hannover	6 „
		282 Diakonissen.

Wir sehen hiernach, daß uns die katholischen und evangelischen Schwestern in Deutschland zusammen ein Contingent von wenigstens 5000 wohlgeübter, eifriger und vollständig zuverlässiger Krankenpflegerinnen in allen Fällen zu stellen vermögen. Das der evangelischen Schwestern allein dürfte für den Nothfall auf 600—700 sich belaufen.

Ist das eine Unterstützung, die zurück zu weisen ist?

Gewiß nicht; und dabei haben diese Ordensschwestern den großen Vorzug, daß auch sie, in einer strengen Disciplin erzogen, sich jeder Ordnung fügen, und in Hinsicht auf Gehorsam, auf Zuverlässigkeit und Pflichttreue vollständig von einem soldatischen Geist durchglüht werden.

Es ist das ein Gegenstand, der ein besonderes Augenmerk verdient und der gerade sie vor allem tauglich macht, für die Krankenpflege in Kriegsfällen und in den Feldhospitälern verwendet zu werden. Die Be-

gründung dieses Ausspruches dürfte in dem Vorhergehenden bereits nachgewiesen sein.

Der Annahme huldigend, daß das Feldsanitätswesen einen solchen Zuwachs aller Orten willkommen geheißen hat und auch ferner willkommen heißen wird, werde nur noch beigefügt, daß die feste Organisation dieser Hülfskraft in Hinsicht auf die Art ihrer Wirksamkeit bereits im Frieden erfolgen und während seiner in so weit fertig sein muß, daß von Seiten der Armeen ein Verständniß mit den Vorständen der evangelischen und katholischen Krankenpflegerorden eingeleitet und von Amts wegen die zu leistende Hülfe festgestellt wird.

Man darf sich bei ihr weder auf den guten Willen, noch auf den Zufall verlassen, es müßte vielmehr ein positiver Boden von Zahlen für die Unterstützung gewonnen werden.

Diese Unterstützung müßte dann im Voraus auf die Hospitäler und Ambulancen sich vertheilt finden, so daß eine jede Direction derselben genau wüßte, auf wie viele solche Pflegerinnen sie zu rechnen vermag.

Wie sonst überall bei dem Feldsanitätswesen, muß auch hierbei alles gestaltet sein, und nicht erst in dem Augenblick des entbrennenden Krieges geschaffen werden.

Wenn wir uns dann das ganze Gebäude der Kriegsheilpflege mit allen seinen Helfern und Helferinnen aus der bürgerlichen Gesellschaft, mit seinen neuen Fortschritten, mit den Maßregeln, die es treffen wird, um die Wiederholung des Dageweſenen zu verhindern, wenn wir uns den Genfer Vertrag erweitert und aller Orten anerkannt und das rothe Kreuz als keinen bloßen Begriff mehr denken —, wenn wir uns das alles fertig aufgestellt und wohl organisirt vorstellen, dann möge uns die frohe Hoffnung überkommen, daß die Humanität unseres Zeitalters einen Sieg feiern wird, nicht minder bedeutend als derjenige war, dem wir diese umgestaltenden Erfahrungen und eine andere Zeit zuzuschreiben haben.

XX.

Die Genfer Convention.

So sind wir denn bei ihr, welche wir für das wichtigste Instrument erkennen, auf dessen Vervollkommnung und Erweiterung die Zukunftssanität sich begründen wird.

Es sind nicht nur interessante Frauen, welche das Sanctuarium ihrer Gefühle an das Ende rücken und die Spitze eines langen Briefes in ein Postscriptum hüllen, welches gleichsam dessen Niederschlag bildet; auch ich erlaube mir im vorliegenden Falle von diesem Privilegium des herrschenden Geschlechtes Gebrauch zu machen.

Warum es geschah, wird der Inhalt des Abschnittes lehren.

Hätte Elihu Burrit an Stelle seiner Olivenblätter eine That geboten, wie sie die Außenseite jenes Vertrages birgt, sein Name würde, anstatt der Vergessenheit zu verfallen, unsterblich werden.

Wer gedenkt jetzt noch seiner stipulirten Schiedsgerichte, ohne sich dabei eines Lächelns erwehren zu können? In wessen Gedächtniß finden sich noch die Friedenspredigten des Grafen Sellon, und wem drängte sich nicht bei der Erinnerung an die frommen Wünsche des Pariser Friedensschlusses die niederschlagende Betrachtung auf, welche geringe Zuverlässigkeit das geschriebene und verbürgte Wort innerhalb der Gesellschaft bietet.

Alles das liegt hinter uns. Ebenso haben die Bemühungen der englischen Friedensfreunde, welche in einer dem Grafen Russel übergebenen umfänglichen Druckschrift vom 26. Januar 1864 ihren letzten Ausdruck fanden, nur zu der Vermehrung von „schätzbarem Material" beigetragen.

Sie sind mit den Anderen vergessen.

Einer aber ist es noch nicht und soll es nicht werden, so lange in mörderischen Schlachten kommender Tage Tausende ihre Rettung durch ein Werk finden, zu dem er den ersten Grundstein legte.

Es ist Henri Dunant.

Jeder verwundete Soldat denke seiner mit dankbarer Erinnerung, wenn er in zukünftigen Kriegen gewiß sein darf, auf dem Schlachtfelde nicht vergessen und schnell geborgen zu werden. Denn:

Henri Dunant, ein Genfer Patricier, ist der ursprüngliche und mittelbare Begründer der Genfer Convention! —

Von Menschenliebe getrieben, eilte dieser edle Mann auf das Schlachtfeld von Solferino. Er begnügte sich nicht, entfernt von den Gefahren und dem entsetzlichen Anblick eines solchen Feldes, für die Verwundeten nur zu sammeln, er war nicht nur theilnahmvoller Zuschauer inmitten eines namenlosen Elendes, er eilte auf diesen blutigen Kampfplatz, wie es auch heute, seinem Beispiele folgend, andere edelsinnige Männer gethan, thatkräftigen Beistand und Hülfe zu leisten.

Er war nur ein Einzelner, aber: „der Herr ist stark in dem Schwachen!"

Davon ist Henri Dunant ein sprechendes Beispiel.

Auf dem mit Zehntausenden von Todten und Verwundeten bedeckten Schlachtfelde von Solferino fand er, was man auch jetzt wieder finden konnte, er fand Hunderte, welche vor Hunger, Durst und Mattigkeit verschmachteten, denen seit 24 Stunden jedes Labsal fehlte, deren Leben mit einem Tropfen Wasser, mit einem Bissen Brod zu retten war, Tausende von Verwundeten fand er, welche verbluteten und ihren Wunden erlagen, und wieder andere sah er in einer fürchterlichen Eile lebendig begraben werden.

Was vor ihm oft erkannt worden war, sprach er in einer Weise aus, welche nicht verhallte:

„Daß die gewöhnlichen Verpflegungs- und Rettungsmittel des Heerdienstes den außerordentlichen Anforderungen einer großen Schlacht nicht mehr gewachsen sind, und es überall an Menschenhänden und an Hülfsmitteln fehlt."

Daß weder schön gedachte, noch tief gefühlte Worte es vermögen, den Krieg fern zu halten, daß er immer das Geschlecht der Menschen heimsuchen wird, wußte auch er, — er war kein phantastischer Schwärmer, — aber einem nicht zu beseitigenden Uebel wenigstens die Mittel möglichst zu sichern, die es auf seine Grenzen beschränken, dem widmete er seine eifrigen Bemühungen, welche zu der Schwerkraft einer That führten.

Eine Idee, welche die Cultur unserer Zeit vorbereitet hatte, trat mit einem Mal lebendig geworden vor die Bildung unserer Gegenwart. Die

außerordentliche Wirkung, welche dieselbe hatte, ist darin zu suchen, daß ihre Verwirklichung zwar schon längst allen denkenden Geistern als eine Nothwendigkeit vorgeschwebt, daß ihr Keim gleichsam unter dem Boden der Humanität geschlummert hatte, daß diese Idee, mit einem Worte eine solche war, in welcher Jedermann nur den eigenen Gedanken erkannte, als er sie aus dem Munde eines Apostels verkünden hörte.

Es ist mit gewissen großen Wahrheiten wie mit der Million Thaler, die überall auf dem Pflaster der Straße liegen soll, geduldig der Hand wartend, welche sie aufhebt. Sie liegt da, aber man sieht sie nicht. Ein glücklicher Zufall, ein klarer blickendes Auge: das Genie bemerkt und löst sie ab; denn das Genie besteht an sich nur in zwei oder drei richtigen, einfachen und neuen Ideen über irgend einen Gegenstand der Theorie und der Praxis, die ein Mensch, dessen Nachdenken etwas richtiger trifft und etwas weiter reicht, als der trübe Blick seiner Zeit vor allen andern erkennt. In der Mechanik, in der Wissenschaft, in der Politik, im Kriege, in der Staatsverwaltung, im Finanzwesen sind die Erfinder nur Beobachter, die ein feineres und schärferes Wahrnehmungsvermögen besitzen.

Die Verhältnisse, welche den größten Einfluß auf das Wohlergehen des Menschengeschlechtes haben; die Veränderungen, Gewohnheiten und Sitten, der Uebergang von Staaten aus Armuth zum Reichthum, vom Wissen zur Unwissenheit, von Wildheit zur Bildung — — das sind meistentheils geräuschlose Umwälzungen.

Ihr Fortschritt wird selten durch das bezeichnet, was die Geschichtschreiber „wichtige Ereignisse" zu nennen pflegen. Sie werden nicht von Armeen ausgeführt, noch von einem Senat verordnet. Ihre unscheinbaren Anfänge werden nur selten von Verträgen sanctionirt und kaum in Archiven niedergelegt.

Sie bereiten sich in den Schulen und Kirchen, in jedem Herzen, in den Stuben der Gelehrten, an den Heerden der Familien vor.

Der obere Strom der Gesellschaft giebt uns kein sicheres Kriterium, wornach wir über die Richtung urtheilen können, in welcher der Unterstrom fließt.

Wir lesen von Niederlagen und Siegen, aber wir wissen, daß Völker unter Siegen elend, und unter Niederlagen glücklich sein können.

Wir lesen von dem Fall weiser Minister und von der Erhebung ver-

worfener Günstlinge, und müssen doch dabei bedenken, in einem wie unbedeutenden Verhältnisse das Gute und Ueble, was von einem einzigen solchen Staatsmann bewirkt wird, zu dem großen gesellschaftlichen System steht.

Von dem allem aber lesen wir.

Von jenem Anderen indeß lesen wir oft nur wenig, von jenen sich still vorbereitenden Veränderungen, von jenen Uebergängen, welche nach und nach festbegründete Systeme umstürzen, um neue zu schaffen, von jenen Anfängen, welche sittliche und intellectuelle Umwälzungen bewirken, welche ihrer Zeit einen neuen Stempel aufdrücken und zu anderen Gewohnheiten führen.

Wir stehen vor solch einem Ereigniß! —

Die Wirkung, welche es hervorbringt, hängt nicht so sehr von der Fähigkeit dessen ab, der sie hervorruft, als vielmehr von den Verhältnissen, in welchen er sich befand.

In der That ist es die Zeit, welche den Menschen, und nicht der Mensch, welcher die Zeit bildet.

Große Geister wirken allerdings auf die Gesellschaft zurück, welche sie zu dem gemacht hat, was sie sind, aber sie zahlen bloß mit Zinsen zurück, was sie geliehen haben.

Ein Jeder ist nur ein Product seiner Zeit und jede Schöpfung gehört ihr an, und wurde durch sie vorbereitet. Sie legte die Idee in das Gehirn eines Menschen, um sie in der Wärme seiner Gedanken reifen zu lassen.

Wenn Luther im zehnten Jahrhundert geboren wäre, so würde er keine Reformation zu Stande gebracht haben. Wenn er überhaupt niemals geboren wäre, so würde dennoch das sechzehnte Jahrhundert nicht ohne eine große Kirchenspaltung verflossen sein. Voltaire wäre in der Zeit Ludwigs XIV. wahrscheinlich ein eifriger Jansenist gewesen, ausgezeichnet unter den Vertheidigern wirksamer Gnade, ein bitterer Verfolger der laxen Sittlichkeit der Jesuiten und der unvernünftigen Entscheidungen der Sorbonne.

Man hat sich lange darum gestritten, ob die Ehre der Erfindung der Differentialrechnung Newton oder Leibnitz gebühre. Man giebt jetzt allgemein zu, daß diese großen Männer dieselbe Entdeckung zu derselben Zeit machten.

Die mathematische Wissenschaft hatte damals einen so hohen Standpunkt erreicht, daß, wenn auch keiner von Beiden jemals gelebt hätte, der Grundsatz doch unfehlbar irgend Jemandem in ein paar Jahren hätte aufstoßen müssen.

So wurde auch in neuerer Zeit die Lehre von der Rente, welche jetzt allgemein von allen Nationalökonomen angenommen ist, fast in demselben Augenblick von zwei Schriftstellern veröffentlicht, welche in keinem Zusammenhang mit einander standen. Schon lange vor ihnen waren Forscher derselben auf der Spur und sie hätte keinesfalls länger selbst dem unachtsamsten Untersucher verborgen bleiben können.

Und wie es mit Rücksicht auf jeden großen Zuwachs ist, welchen der Vorrath des menschlichen Wissens erhalten hat, wie wir ohne Kopernicus doch Kopernicaner sein würden, so ist es auch mit jenen Ideen, welche in das Leben eingeführt, lang bestehende Verhältnisse vollkommen umgestalten.

Aber sie bedürfen wie die Ideen des Wissens ihre Personification.

Die Gesellschaft hat hierfür ihre großen und kleinen Männer, wie die Erde ihre Berge und Thäler hat. Aber die Ungleichheiten der Intelligenz wie die Ungleichheiten der Erdoberfläche stehen in einem solchen Mißverhältniß zur Masse, daß man sie ganz außer Acht lassen kann, wenn man ihre Umwälzung berechnet.

Die Sonne erleuchtet die Hügel schon, wenn sie noch unter dem Horizont steht, und die großen Geister entdecken die Wahrheit kurze Zeit zuvor, ehe sie der großen Masse offenbar wird. So weit geht ihre Ueberlegenheit. Sie sind die ersten, welche das Licht fassen und zurückwerfen, das indeß auch ohne ihre Hülfe in kurzer Zeit denen sichtbar werden muß, welche tief unter ihnen liegen.

Dieselbe Bemerkung gilt in gleicher Weise für jeden Fortschritt innerhalb der menschlichen Gesellschaft. Seine Gesetze regeln sich mit ziemlich derselben Sicherheit wie diejenigen, welche die periodische Wiederkehr der Wärme und Kälte, der Fruchtbarkeit und Dürre regeln.

Diejenigen, welche die Gesellschaft zu bilden und ihr einen neuen Gedanken zu geben scheinen, eilen ihr meistentheils nur in der Richtung voraus, welche sie von selbst einschlägt.

Auch ohne Dunant würden wir jedenfalls Bestimmungen erhalten haben, welche denen des Genfer Vertrags ähneln. Er aber war es, den

das Geschick sich als sein Werkzeug ausersehen hatte, diese längst keimende Idee auszusprechen und den Stein anzustoßen, dessen Rollen nicht eher aufgehalten werden wird, bis er an sein Ziel gelangt ist.

Dunant war nur das lautere Echo der verhallenden Stimmen; sein Verdienst soll dadurch nicht geschmälert werden, daß er es war, der zuerst aussprach und verlangte, was Tausende seiner Mitbürger fühlten und erhofften.

Die Zeitgenossen nehmen dankbar das gebotene Geschenk aus seiner Hand, denn man ist heutzutage vorsichtig genug geworden, über die großen Erfinder und Schöpfer neuer Ideen nicht gleich im Anfang das „Kreuzigt ihn", zu rufen.

Jene Tage sind vorbei, in denen Symington, Halls und Fulton sich vernachlässigt, verfolgt und unterdrückt sahen, weil sie behaupteten, man könne mit Dampf Schiffe gegen Wind und Wellen führen; jene Tage, wo Hugh Middleton der Gegenstand des Tadels war, weil es ihm gelang den New-River durch eine Hauptstadt zu führen, die wenig Wasser hatte; wo Windsor verlacht wurde, verarmt und gebrochenen Herzens starb, weil er das Gas in eine Form brachte, durch welche große Städte erleuchtet wurden.

Es ist heutzutage nicht mehr unbedingte Nothwendigkeit, daß große Wohlthäter der Menschheit dem gebräuchlichen Martyrium verfallen.

Das Buch, welches Dunant geschrieben, war von überraschendem Erfolg begleitet, denn durch dasselbe wurde der internationale Congreß in Genf hervorgerufen, deren Verhandlungen später zu dem staatsrechtlichen Act der Genfer Convention führten.

Ich denke, man darf daher Dunant zu den Wohlthätern der Menschheit rechnen und ihm einen Platz unter denen anweisen, welchen dieselbe dankbar zu sein gegründete Ursache hat.

Sonderbar, auch er war kein Fachmann! — Und wie die meisten und bedeutendsten Erfindungen nicht durch Fachmänner gemacht wurden, so finden sich auch befruchtende große Ideen nur zu häufig nicht durch sie hervorgerufen.

Die Kuhpocken-Impfung erfand kein Arzt, sondern eine Quacksal-

berin, die Logarithmen entdeckte ein Prediger, den Luftballon erfand ein Papierfabrikant, das Schießpulver ein Mönch, kein Krieger; die Luftpumpe ein Bürgermeister, kein Physiker von Beruf; die beste Seeuhr ein Zimmermann, kein Uhrmacher.

Arkwright, der Erfinder der Spinnmaschine, war Barbier und durchaus in der Mechanik unerfahren. Herschel, dem die Sternkunde die größten Entdeckungen verdankt, war kein Astronom von Fach, sondern Musiker in einem hannöverschen Regiment. Den Phosphor entdeckte ein Kaufmann, Brand in Hamburg. Die ersten richtigen Ansichten über den Kometen hatte ein Pfarrer Dörfel in Plauen; der Erfinder der Dampfmaschine war Lehrling bei einem Goldschmidt, dann bei einem Maler und ging erst später zur Mechanik über. Auch James Watt war fast nur aus Selbstbildung hervorgegangen; Watt, der aus Mangel an Geld und Unterstützung sieben Jahre lang in fortgesetzter Furcht und Herzensangst lebte, der seine Maschinen halb verschenkte, um Brod zu erhalten. Stephenson, der Erbauer der ersten Locomotive, war Bergmann in einem Kohlenbergwerk.

Darf man sich dem gegenüber wundern, wenn der Schöpfer einer neuen Aera für das Feldsanitätswesen und des Genfer Vertrages weder ein Arzt noch ein Soldat war?

Doch lassen wir diese Scrupel und gehen wir zur Sache selbst über. Ich hoffe, sie erscheint einem Jeden wichtig genug, um sich nicht bloß mit der einfachen Thatsache zu begnügen, sondern ihrer Entwickelung die Theilnahme, welche ihr gebührt, zu schenken.

Nachdem Henri Dunant seine Erinnerung an Solferino geschrieben, und mit ihr seinen Aufruf erlassen, bemächtigte sich zunächst die „gemeinnützige Gesellschaft von Genf" des in ihm niedergelegten Gedankens.

Es handelte sich fürs Erste um die schon im Frieden zu bewerkstelligende Bildung von Hülfsvereinen für die Verwundeten und den Anschluß von Körpern freiwilliger Krankenwärter an die Heere der kriegführenden Mächte.

An sich erscheint diese Idee sehr einfach. Aber sie ist in ihrer Ausführung so schwierig, und es sind derselben so viele Hindernisse in den Weg gelegt worden, daß sie bis heute nicht die Ausführung gefunden hat, welche ihr Schöpfer für sie erwünschte.

Anstatt ihrer erhielten wir indeß den Genfer Vertrag und es ist unzweifelhaft, daß er das nächst Nothwendigste war, was geschaffen werden mußte, ehe an etwas Anderes gedacht werden konnte.

Jene Idee ist erst dann möglich, wenn das durch ihn Beabsichtigte erreicht worden ist; jene steht nahe bei einem Endpunkt, er aber ist noch beim Anfang. Auf ihn gestützt, ist ein ruhiger Aus- und Aufbau des Sanitätswesens möglich, wenn er selbst erst diesen Ausbau für sich erzielte. Sammeln wir alle Bausteine. So viele ihrer wir finden, wir werden sie alle verwenden. Dann aber wird es für den guten, menschenfreundlichen und ernsten Willen keine allzuschwere Aufgabe sein, das Fundament zu gründen, um den Bau zu heben.

Die Genfer gemeinnützige Gesellschaft erließ unter dem 1. September 1863 ein Einladungsschreiben, welches sie an hervorragende und hochstehende Männer wissenschaftlicher und politischer Kreise entsandte. Es lautete:

„Im Anschluß an den von Herrn Henri Dunant in seiner Schrift: „Erinnerung an Solferino" ausgesprochenen Wunsch, hat die Genfer gemeinnützige Gesellschaft aus ihrer Mitte einen Ausschuß aufgestellt, der beauftragt ist, dessen Verwirklichung anzustreben."

„Dieser Ausschuß glaubt seines Theils die Ideen des Herrn Dunant am sichersten in das Leben treten zu lassen, indem er eine Vereinigung von Männern verschiedener Länder beruft, welche ein Herz für das in Rede stehende menschenfreundliche Werk besitzen, um zu untersuchen, in welchem Maße es durchführbar sein möchte, und über die Schritte zur Ausführung in Berathung zu treten."

„Nachdem sich nun der Genfer Ausschuß versichert hat, daß sein Vorschlag in verschiedenen Kreisen Anklang finden wird, hat er sich entschlossen auf den kommenden 26. October eine internationale Conferenz einzuberufen, und hofft, Sie werden ihm die Ehre erweisen, sich dabei einzufinden."

„Besonders aber wäre es zu wünschen, daß sich dabei die Regierungen vertreten lassen wollten, da ihre Mitwirkung für das Gelingen des Werkes unerläßlich ist."

„Der Ausschuß hat in Gestalt eines Uebereinkommens die Sätze entworfen und zusammengestellt, welche er der Conferenz unterbreiten möchte. Sie finden deren Inhalt beiliegend."

„Wir bitten Sie inständig, uns baldigst wissen zu lassen, ob wir auf Ihre Mitwirkung zählen dürfen, und im Fall Sie sich nicht nach Genf begeben könnten, wären wir Ihnen sehr verbunden, wenn Sie uns Ihre Ansichten und Bemerkungen über das fragliche Vorhaben mittheilen wollten."

„Genehmigen Sie die Versicherung unserer ausgezeichnetsten Hochachtung."

Die Mitglieder des Genfer Hülfsausschusses für verwundete Krieger.

General Dufour, Vorsitzender.
Gustav Moynier, Vorsitzender der gemeinnützigen Gesellschaft.
Dr. Mannoir.
Dr. Appia.
Henri Dunant, Schriftführer.

Genf, am 1. September 1863.

Der diesem Schreiben beigefügte Uebereinkommensentwurf lautete:

I. Allgemeine Bestimmungen.

Art. 1. Es besteht in jedem der sich anschließenden Länder ein nationaler Ausschuß, dessen Aufgabe es ist, mit allen in seiner Macht stehenden Mitteln dem ungenügenden amtlichen Gesundheitsdienst bei den Heeren im Felde zu Hülfe zu kommen.

Der Ausschuß bildet sich in der Weise, die ihm am nützlichsten und angemessensten erscheint.

Art. 2. Sectionen können sich in unbeschränkter Zahl bilden, um den Nationalausschuß zu unterstützen. Sie sind nothwendig diesem Ausschuß unterstellt, dem allein die Oberleitung zukommt.

Art. 3. Jeder Nationalausschuß setzt sich mit der Regierung seines Landes in Beziehung, und versichert sich, daß seine Dienste im Kriege angenommen werden.

Art. 4. Im Frieden beschäftigen sich die Ausschüsse und die Sectionen mit dem Sanitätsdienst überhaupt, und insbesondere mit den in der Einrichtung von Ambulancen und Spitälern, und den Transportmitteln für die Verwundeten einzuführenden Verbesserungen, und sind darauf bedacht, daß sie ins Leben treten.

Art. 5. Die Ausschüsse und Sectionen der verschiedenen Länder

können sich zu einem internationalen Congresse vereinigen, um sich ihre Erfahrungen mitzutheilen und sich über die zum Besten der Sache zu ergreifenden Maßnahmen zu verständigen.

Art. 6. Im Januar alljährlich reichen die Nationalausschüsse einen Bericht über ihre im Laufe des Jahres unternommenen Arbeiten ein, womit sie die Mittheilungen verbinden, die sie zur Kenntniß der Ausschüsse der anderen Länder gebracht wissen möchten. Der Austausch dieser Mittheilungen und der Berichte wird durch Vermittelung des Genfer Ausschusses, an den sie gerichtet werden, bewerkstelligt.

II. Besondere Bestimmungen für den Krieg.

Art. 7. Im Kriege leisten die Ausschüsse der kriegführenden Völker die ihren Heeren nöthige Hülfe und nehmen besonders Bedacht auf die Bildung und Anordnung von Abtheilungen freiwilliger Krankenpfleger.

Sie können die Unterstützung von Ausschüssen neutraler Nationen in Anspruch nehmen.

Art. 8. Die freiwilligen Pfleger verpflichten sich, eine bestimmte Zeit lang zu dienen und sich in die Kriegsoperationen in keiner Weise einzumischen.

Je nach Wunsch werden sie zum Feld- oder Spitaldienst verwendet. Die Frauen sind auf den letzteren angewiesen.

Art. 9. Die freiwilligen Wärter tragen in allen Ländern eine Uniform oder sonst ein gleichmäßiges Unterscheidungszeichen. Ihre Person ist heilig, und die Heerführer schulden ihnen Schutz.

Beim Antritt eines Feldzuges werden beide Heere von dem Dasein dieser Corps und von ihrer ausschließlich menschenfreundlichen Bestimmung in Kenntniß gesetzt.

Art. 10. Die freiwilligen Wärter ziehen den Heeren nach und dürfen ihnen weder Kosten noch sonst eine Belästigung verursachen. Sie haben ihre eigenen Transportmittel, ihre Lebensmittel, ihre Vorräthe an Arznei- und Hülfsmitteln jeder Art.

Sie werden den Heerführern zur Verfügung gestellt, die nur, wenn es ihnen nöthig dünkt, Gebrauch von ihnen machen. Im wirklichen Dienst sind sie unter die Befehle der Behörden gestellt und derselben Mannszucht, wie die gewöhnlichen Wärter unterworfen.

Der Aufruf der Männer von Genf fand Gehör. Die Conferenz wurde zahlreich beschickt und in einem Saal des Athenäums abgehalten.

Von den Mitgliedern, welche sich an ihr betheiligten, waren 2 von ihren Landesherren, dem Großherzog von Baden und dem König der Niederlande unmittelbar; 8 von den betreffenden Kriegsministerien, nämlich die Abgeordneten von Oestreich, Baiern, Spanien, Frankreich, Großbrittanien, Großherzogthum Hessen, Preußen, Sachsen und 3 von ihren Regierungen, der Eidgenossenschaft, von Hannover und von Schweden abgesandt worden. Der Unterrichtsminister von Mühler hatte außerdem noch einen zweiten preußischen Abgeordneten und der Großmeister des Johanniterordens, Prinz Karl von Preußen, hatte den Prinzen Heinrich VIII. von Reuß jüngerer Linie gesandt.

Die Königl. würtembergische Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereines hatte die Conferenz ebenfalls durch einen Vertreter beschickt, der zugleich mit einem Bericht für das betreffende Kriegsministerium betraut war. Außer diesen Abgeordneten mit mehr oder minder amtlichem Character nahmen an den Versammlungen noch Theil: 3 fremde Consuln in Genf: der französische, der großbrittanische und der italienische; ferner von den Niederlanden der frühere Marineofficier van der Velde, von Rußland der Adjutant des Großfürsten Constantin und der Bibliothekar der Großfürstin Helena Pawlowna von Würtemberg, Dr. Wagner (welchem wir eine sehr schätzbare Veröffentlichung über den Gang der Verhandlungen danken, aus dem ich die hier gegebene Mittheilung wesentlich schöpfe), aus der Schweiz 3 Abgeordnete. Es waren im Ganzen 31 und mit dem Genfer Ausschuß 36 Mitglieder, welche die Conferenz bildeten.

Man wird gestehen, daß es eine Sache der allgemeinen Wohlfahrt sein mußte, welche so viele Männer aus aller Herren Ländern, von fern und nah, angezogen hatte, und daß auch hohe Regierungen, welche es wohl mit den Interessen ihrer Völker meinten, sich bewogen fanden, die Conferenz zu beschicken, obwohl die Einladung von einfachen Privatmännern ausgegangen war.

Außerden waren von Belgien, Dänemark, Portugal, Mecklenburg-Schwerin, dem Prinzen Humbert, von Piemont und Oldenburg zustimmende Schreiben eingelaufen.

Hochstehende Männer verschiedener Völker, unter denen z. B. der Graf von Stolberg-Wernigerode, Lord Shaftesbury, General Trochu, Graf Ripalda aus Madrid, Graf Bembo aus Venedig, General Knoop von Mastricht, von Stubenrauch in Wien, Baron von Weber aus Dresden, Visschers aus München, Bartholony, Joubert, Graf von Breda und Baron Larrey aus Paris u. s. w. Erwähnung finden mögen, drückten ebenfalls schriftlich ihre Theilnahme für das Unternehmen und zugleich ihr Bedauern aus, durch augenblickliche Abhaltung behindert zu sein, persönlich für dasselbe zu wirken. Jedenfalls darf man sonach bei den Trägern dieser Namen, welche einen so guten Klang besitzen, und bei allen Jenen, welche der Conferenz selbst beiwohnten, Vertreter der neuen Lehre suchen und auf ihre Hülfe rechnen, wenn es gilt für deren Verbreitung und weitere Begründung in den Kampf zu ziehen. Sie alle sollen sich unter der weißen Samariter-Fahne mit dem rothen Kreuze schaaren, alle diese geweihten Ritter der Humanität, denn noch lange nicht ist das Ziel errungen. In dem Kampf für dasselbe bilden diese Namen, um poetisch zu reden, die Triarier, die letzte Schlachtlinie der Römer, die sich plötzlich auf ihren Schildern erhob, massig, vernarbt und ehern, wenn Veliten und Hastaten durch ihre Manipeln flohen.

Auch waren noch viele dem Unternehmen zustimmende Schreiben mit mancherlei Vorschlägen und Empfehlungen eingegangen.

So vom Grafen von Stackelberg, der die Heranbildung freiwilliger Krankenwärter in den Spitälern befürwortete. Vom Vicomte von Melün, welcher den Rath giebt „practisch" zu sein, außerdem die Ausarbeitung einer Denkschrift über den Gegenstand verspricht; von Herrn Comisetti, Vorstand des obersten Sanitätsrathes des italienischen Heeres, welcher auf die großen practischen Schwierigkeiten des Werkes hindeutet und die Berücksichtigung von Zufluchts- und Lagerstätten empfiehlt.

Ein Vorschlag, welchen ein als Menschenfreund bewährter Mann, Herr Twinning von London, machte, finde noch besondere Erwähnung. Er ist nicht neu; andere nicht minder um das lebendige Werk der Menschenliebe verdiente Männer haben ihn schon gemacht, und es ist viel über ihn gedacht und geredet worden. Er hat einen harten Klang und scheint den Grundsätzen der Humanität zuwider zu laufen, und doch: liegt nicht in ihm vom rein menschlichen Standpunkt aus etwas Bestechendes, etwas

das ihn wenigstens nicht ohne weiteres verdammen läßt? Man urtheile selbst. Herr Twinning sagt:

„Wenn der Zustand eines Verwundeten auf dem Schlachtfelde nicht die geringste Hoffnung der Heilung übrig läßt, wäre es in diesem Fall nicht angemessen, daß man ihm erst den Trost der Religion spende, ihm, soweit es die Umstände gestatten, einen Augenblick der Sammlung verschaffe und dann seinem Todeskampf auf die am wenigsten schmerzhafte Art ein Ende mache? Man verhindert dadurch, daß er wenige Augenblicke später stirbt, das Fieber im Gehirn und vielleicht die Gotteslästerung auf der Zunge."

Dieser Vorschlag hat allerdings, an sich betrachtet, einen furchtbaren Beigeschmack, er verlangt mit kahlen Worten den Mord aus Rücksicht der Nützlichkeit und der Menschlichkeit. Das ganze, nackte, jammervolle Elend des Krieges ist diesem Vorschlage aufgeprägt, welcher gleich abentheuerlich wie entsetzlich unser Mitgefühl berührt.

Und doch — — und doch — — er ist in der That **menschlich!** Man muß den verzweiflungsvollen Todeskampf unrettbar Verwundeter angesehen, man muß auf dem Schlachtfeld, umgeben von herzzerreißenden Schmerzensrufen, gestanden haben, um jenen Vorschlag verzeihlich und erklärbar, um ihn werth des Nachdenkens zu finden.

Fragt jene Männer selbst, welche mit zerrissenen Körpern auf dem Boden gestreckt liegen, unter wahnsinnigen Schmerzen in krampfigen Zuckungen ihren elenden Körper windend, fragt sie, für welche es keine Erlösung giebt, als die des Sterbens, ob sie die Ausführung jenes Vorschlags nicht als eine letzte und größte Wohlthat erkennen würden? Sterben ist an sich für den Soldaten nichts — aber **so sterben!** — —

Kurz vor Eröffnung der ersten Sitzung traf von dem K. russischen Kriegsminister Milutin eine Depesche ein, worin derselbe bedauert, der Zeitkürze wegen keinen besonderen Abgeordneten senden zu können. Die K. Regierung betrachte die Angelegenheit mit der größten Theilnahme und schenke ihr alle Aufmerksamkeit. In Petersburg beständen für diesen Zweck besondere Ausschüsse, um in den Sanitätsdienst des russischen Heeres alle Verbesserungen einzuführen, welche die neuere Wissenschaft für die Friedens- wie für die Kriegszeit beansprucht. Man möge in Genf nur alle jene Fragen **fern halten**, welche das internationale

Recht berühren und diese Seite der Frage der Initiative der Regierungen durch ihre zuständigen Organe vorbehalten.

Es sei hierzu die bescheidene Gegenbemerkung erlaubt, daß die hohe Regierung für das Ergreifen dieser Initiative viele Jahre Zeit gehabt hatte, und daß wirklich nicht einzusehen ist, warum internationale Vertreter sich fern halten sollten internationale Rechte zu berühren, deren Besprechung sie doch zusammengeführt hatte.

Wir sehen, daß schon vor dem Beginn der Conferenzen die eine Seite vor diesem, die andere vor jenem warnte, je nach dem Standpunkt, den die eifrigen Rathgeber selbst einnahmen. Es blieb in Wahrheit der Berathung kaum irgend ein Feld offen, welches nicht die Fußangel einer Warnung deckte.

Die erste Sitzung wurde am 26. October 1863 gehalten und von dem General Dufour mit einer Ansprache eröffnet, in welcher er zunächst den anwesenden Vertretern für ihre Theilnahme und in Aussicht gestellte Unterstützung dankt und dann die Aufgabe beleuchtet, deren Lösung sie versammelt hielt.

Er sagte unter Anderem:

„Trotz der menschenfreundlichen Bemühungen der Friedenscongresse, Bemühungen, denen man alle Achtung und alles Mitgefühl, das sie verdienen, bezeigen kann, ohne sich über ihre geringen Erfolge zu täuschen, wird es, so lange die menschlichen Leidenschaften dauern, und das wird wohl noch lange der Fall sein, Kriege auf dieser Erde geben. Ehe man sich daher dem Trugbild ihrer Unterdrückung hingiebt, muß man versuchen, um der Menschheit einen wirklichen Dienst zu leisten, ihre Furchtbarkeit wo möglich zu mindern" u. s. w.

„Versetzen wir uns, meine Herren, indem wir daran denken, diese Aufgabe zu lösen, ins Land der Träume? Ist der Zweck, den wir erreichen möchten, so erhaben und übersteigt er so sehr unsere Kräfte, daß die Vereinigung aller unserer Anstrengungen nicht genügt, ihn zu erreichen? Verhält es sich so, dann wird man sich wohl fügen müssen; aber immerhin wird das Verdienst uns bleiben, das Unternehmen versucht zu haben. Jedenfalls werden wir auf den Acker der Zukunft ein Samenkorn geworfen haben, das späterhin seine Frucht tragen wird, wenn glücklichere

Umstände es aufkeimen lassen, wenn die Bildung neue Fortschritte gemacht, wenn die Völker menschlichere, weitere Bahnen betreten haben werden, als diejenigen sind, auf denen sie heute noch wandeln. Die Zukunft wird sich also darüber aussprechen, aber wir werden gethan haben, was wir konnten. Gelangen wir auch bei dieser Vereinigung, die schon um ihres Zweckes und um der regen Theilnahme willen, die sie gleich von vornherein in Europa hervorgerufen hat, einen gewissen Widerhall finden wird, zu keinem bestimmten Ergebniß, so werden wir wenigstens den Grundstein zu Verbesserungen gelegt haben, deren Verwirklichung wir in späteren Zeiten hoffen können. Somit dürfen wir uns durch die Aussicht auf augenblickliche Erfolglosigkeit nicht entmuthigen lassen; fassen wir mannhaft die Aufgabe an; thun wir unser Möglichstes, sie zu lösen, und wenn es uns nicht vergönnt ist, das Ziel zu erreichen, so werden wir auf unserer Seite das gute Gewissen und das Gefühl haben, daß wir handelten, wie es Männern geziemt, die ihren Nächsten lieben."

Nach Schluß seiner Ansprache übergab General Dufour den Vorsitz und die weitere Leitung der Verhandlungen seinem Freund Moynier, dem Vorsitzenden der Genfer gemeinnützigen Gesellschaft, welcher durch seine Arbeiten mit den Einzelnheiten des Gegenstandes vertrauter war.

„Wollen heißt können," sagt Herr Moynier. „Lassen wir uns nicht durch Widerstand entmuthigen, auf den wir stoßen werden. Wir können nicht den Krieg weniger mörderisch machen, noch weniger der Welt den ewigen Frieden geben, aber decken wir zur Unterstützung unserer Sache das beklagenswerthe Schauspiel eines Schlachtfeldes auf, regen wir das Mitleid durch die Bilder des Elends an, enthüllen wir die furchtbare Wirklichkeit des Krieges und sprechen wir im Namen der Nächstenliebe frei und offen aus, was die Staatsklugheit oft für klug hält, geheim zu halten. Wir werden damit für die Entwaffnung der Völker mehr thun, als diejenigen, welche zu Beweisgründen des Staatshaushaltes, zu den Declamationen einer unfruchtbaren Sentimentalität ihre Zuflucht nehmen. Wenn man unser Vorhaben für bedenklich hält und uns der Schwärmerei zeiht, so entgegnen wir, daß wir uns nicht über die Schwierigkeiten der Ausführung täuschen. Aber geben wir nicht einen Plan auf, ohne ihn wenigstens einer entscheidenden Probe zu unterwerfen."

„Mit den zehn Artikeln unseres Manifestes ist nur die Idee ver-

körpert; sie hat eine Form gewonnen, die ihre Totalität erkennbar macht, die Ausgangspunkte für eine Berathung."

„Es handelt sich nur um Grundlagen, welche bis zu einem gewissen Grade nöthig sind. Die Nationen werden die Fragen von geringerer Wichtigkeit nach ihrer Weise ordnen" u. s. w.

Die von Herrn Moynier gefürchteten und angedeuteten Hemmnisse haben sich denn auch reichlich gefunden. Von allem, was die Genfer Verhandlungen damals vorschlugen und verabredeten, wurde so gut wie nichts in Ausführung gebracht. Die Bildung von Mildthätigkeitsgesellschaften zur Unterstützung mit Lebens-, Erquickungs- und Verbandmitteln 2c. waren die einzig sichtbaren Resultate derselben.

Nachdem der Vorsitzende hierauf den schon früher angeführten Uebereinkommensentwurf verlesen hatte, ging die Versammlung zu allgemeinen Besprechungen über und legte in ihnen ein reiches Material nieder. Ein Blick auf dasselbe dürfte für uns und unsere Zwecke förderlich sein. Beherzigungswerthe Winke, Erinnerungen aus mancher erfahrungsreichen Vergangenheit, belehrende Erklärungen warfen ihr Licht über einen Gegenstand, welcher nicht vielseitig genug erörtert werden kann.

Eine Versammlung, welche aus so vielen berühmten und gelehrten Männern bestand, von denen die Mehrzahl eine der Wissenschaft und nützlichen Studien geweihte Vergangenheit hinter sich hatte und welche die Schätze ihres scharfsinnigen Geistes der Versammlung zutrug, hinterläßt in jedem Falle die Spuren ihrer Wirksamkeit.

Folgen wir daher den weiteren Berathungen.

Wir könnten dabei auf manches stoßen, was inmitten des Ernstes die Stelle des Humors vertritt, hätten wir nicht den Beruf, darüber zu schweigen. Man weiß, daß es damals noch Staaten gab, deren Eifersucht jeden Vorschlag ablehnte, der von Außen kam. Und hier nun handelte es sich vollends noch um einen, dessen Ausgangspunkt in der Mitte ganz einfacher Privatleute lag. Solche Staaten standen ehedem auf der Höhe gewisser Behörden, welche stets da Schwierigkeiten erheben, sobald irgend eine Abweichung von dem Alltagsschlendrian, sei es zum Guten oder Schlimmen, vorgeschlagen wird. Die Vertreter derselben fühlten

sich weder kalt noch warm und waren bemüht, jedes Zugeständniß zu vermeiden, für welches man sie eines Tages hätte verantwortlich machen können.

S. H. der Prinz von Reuß als Vertreter des Johanniter-Ordens sprach über die Bestrebungen und Leistungen dieses Ordens und sagte, daß derselbe die hier zu berathende Idee um so freudiger begrüßt habe, als der Orden schon **seit** 1859 dieselbe in **ernste Erwägung** gezogen habe. — Der Orden hofft durch die Beziehung, in welche er jetzt zu dem in der Entwickelung begriffenen großen nationalen Bund trete, gute und nützliche Ergebnisse herbeizuführen. Uebrigens bemerkt S. H. schließend: „findet sich der Orden für den Fall eines Krieges durch S. M. den König von Preußen befugt, zu Gunsten der Kranken und Verwundeten in demselben Geiste zu wirken, wie die Conferenz es zu thun vorhat."

Hierauf nahm Herr Dr. Löffler, Abgesandter von Preußen, das Wort. Er sagt: „Meine Herren, im Namen des Kriegsministeriums meines Landes habe ich die Ehre, Ihnen zu sagen, daß man bei uns die edlen Beweggründe und die Wichtigkeit der menschenfreundlichen Idee anerkennt, womit der Verfasser der „Erinnerung an Solferino" sein treffliches Werk gekrönt und deren Verwirklichung die Genfer gemeinnützige Gesellschaft begonnen hat. S. E. der Kriegsminister, Herr v. Roon, erwartet mit vieler Theilnahme die Ergebnisse dieser Conferenz. S. M. der König Wilhelm hat geruht, mich mit dem Ausdruck seiner aufrichtigen Theilnahme an dem edlen Zwecke dieses internationalen Vereins zu beauftragen."

In dem weitern Verlauf seiner Rede verweist er die Hülfe der freiwilligen Vereine auf die Pflege innerhalb der Hospitäler und auf die Sorge für ein wohlgeordnetes Transportwesen.

„Was dagegen die Verpflegung auf dem Schlachtfelde betrifft," fährt er fort, „so muß man sich vor Täuschungen wohl hüten. Ich will nichts von den Schwierigkeiten sagen, welche die Abtheilungen freiwilliger Wärter auf dem Schauplatz der Kämpfe finden würden, sei es, um ihre eigenen stofflichen Bedürfnisse zu befriedigen, sei es, um die dort aufzuwendenden Hülfsmittel von der Stelle schaffen zu lassen. Zum mindesten könnten die Regierungen sich nicht anheischig machen, die Ausführung zu erleichtern — fragen Sie die Herren Militärintendanten! aber es gäbe auch mehr als einen wichtigen Beweggrund für die Militärbehörden, die

Privatmitwirkung auf den Schlachtfeldern nicht angemessen zu finden. Dort muß in jeder Beziehung, also auch im Sanitätsdienst, die militärische Ordnung herrschen. Auf dem Schlachtfeld muß der tactische Zweck der Aufgabe der Menschenfreundlichkeit vorgehen, und es wäre beinahe unmöglich, die Privatmitwirkung mit hinreichenden Bürgschaften gegen das Spioniren zu umgeben."

„Deßwegen muß es auch in Zukunft, mit seltenen Ausnahmen, ausschließlich Sache der Regierung bleiben, während der Schlacht Sorge für die Verwundeten zu tragen. Heißt dieß etwa der Ausführung desjenigen Theils der Wünsche der Menschenfreundlichkeit entsagen, den man wohl für den dringendsten und erhabensten halten könnte? Keineswegs, meine Herren; ist einmal die öffentliche und internationale Unterstützung im Voraus für die ständigen Hospitäler organisirt, so werden die Regierungen freie Hand haben, um im Frieden wie im Krieg alle ihre Anstrengungen auf die erste Verpflegung der Verwundeten zu concentriren. Dann werden sie den amtlichen Dienst der Ambulancen und der beweglichen Hospitäler wohl vervollkommnen können. Die Wünsche der Menschlichkeit werden möglichst erfüllt werden. Indem die preußische Regierung von diesem Gesichtspunkt ausging, hat sie kürzlich eine neue Ordnung für den Sanitätsdienst im Felde in Kraft treten lassen, deren Hauptzweck ist, die Art der Fürsorge für die Verwundeten auf den Schlachtfeldern zu vervollkommnen."

Es sei mir hierbei gestattet, für einen Augenblick die Verhandlung zu unterbrechen und im Interesse der Sache eine Bemerkung beizufügen, welche mir Herr Dr. Löffler verzeihen möge. Auch ich beuge mich vollständig vor seinem ärztlichen Wissen, aber das Interesse der Sache, welcher wir beide hierbei dienen, möge entschuldigen, wenn ich nicht ganz mit ihm einverstanden bin. Ich habe im Felde gestanden und befinde mich in den hier beregten Fragen auf dem Standpunkt der Praxis, der hier allein maßgebend sein dürfte. Sollte Herr Dr. Löffler nach dem 3. Juli 1866 noch ganz der Ansicht sein, welche er am 26. October 1863 vertheidigte? Man sagt, daß bei und nach Königgrätz 5 Proc. aller Gebliebenen verschmachteten, 10 Proc. aber aus Mangel an hinreichender Pflege zu Grunde gingen. Der Staat mit seinen reichen Mitteln war nicht im Stande, das zu verhindern, und wenn er auch bereit sein würde, dem Sanitätswesen größere Opfer als bisher zu bringen, wird er doch kaum so

bedeutende Mittel aufstellen wollen, um allen mit einem Schlachtfelde verbundenen Nothständen begegnen zu können.

Sollte er daher nicht jedes Anerbieten annehmen, welches ihm dabei eine wesentliche Unterstützung in Aussicht stellt?

Man muß dabei dem freien verständigen Walten der bürgerlichen Gesellschaft einiges Vertrauen entgegen tragen, welches ja der bessere Theil desselben, der hier allein auch helfen wird, nie täuschte. Man nehme was die Nation bietet, und thue was man kann, ihre Opferfreudigkeit zu nähren und die Dienste, welche sie leisten will, zu verwerthen.

Und sollte auch diese angebotene Hülfe mit einigen scheinbaren Unbequemlichkeiten verbunden sein, sollte sie auch bedingen, daß ein hergebrachtes Schema Kränkungen erführe, wem sollte es schaden? Wenn wir auch einen Moment lang, in welchem ohnedem wenig darauf ankommt, nicht ganz unbeschränkter Herr eines Feldes wären, das nur noch von Todten und nach Hülfe lechzenden Verwundeten bewohnt ist, was thut es? —

Wenn aber Herr Dr. Löffler in dem Eingang seiner Rede sagte:

„Man würde nicht im Einklang handeln mit den Grundsätzen eines weisen Staats-Haushaltes, wollte man in Friedenszeiten und beharrlich dem Sanitätsdienst des Heeres dasjenige Maß von Aufmerksamkeit und Entwicklung zukommen lassen, das er für die Bedürfnisse des Krieges in jeder Beziehung in Anspruch nimmt", dabei aber zugiebt: „daß auf der andern Seite die Geschichte aller großen Kämpfe unseres Jahrhunderts bewiesen hat, daß es im Augenblick, wo der Krieg ausbricht, für die Behörden unmöglich ist, alle ihre Hülfsmittel rasch genug und bis zu einem Grade zu vervollständigen, der für alle Fälle genügt" — — so sei gestattet, darauf speciell zu erwiedern:

Der Haushalt des Staates wird allerdings stets sehr weise handeln, wenn er da spart, wo Sparsamkeit ohne Nachtheil geübt werden kann, und mit ihr weder Gefahr für Leben, noch Gesundheit verbunden ist. Erstreckt er sie aber auf Einrichtungen, bei denen durch sie beides gefährdet wird, so würde man ihm schwerlich die Bezeichnung der Weisheit zuzuerkennen vermögen. Der Sanitätsdienst des Heeres muß allerdings im Interesse der Humanität und des kämpfenden Soldaten verlangen, daß auch in Friedenszeiten und **beharrlich** ihm dasjenige Maß von Aufmerksamkeit, von Entwickelung zukomme, was er für die

Bedürfnisse des Krieges in Anspruch nimmt. Sein System muß mit dem dazu gehörigen, weitläufigen Apparat möglichst vollständig geordnet und organisirt, wenn auch nicht in allen Theilen aufgestellt, vorhanden sein. Der ausbrechende Krieg mit den tausend Sorgen, die er über jede Familie wirft, mit den tausend Lasten, die er auf den Staat wälzt, und den eben so vielen Anforderungen, die er stellt, ist wahrlich nicht der Augenblick, dem man die Einrichtung einer so complicirten Maschine anvertrauen und überlassen darf, wie sie das Sanitätswesen der Armee ist, wenn man wirklich den ernsten Willen hat, mit unhaltbaren Zuständen zu brechen.

Solferino hatte vergeblich gesprochen.

Soll der Ruf von Königgrätz, welcher sich speciell an uns richtet, ebenfalls verhallen?

Die großen, neuen Transportmittel haben bei Königgrätz wenig genützt, und doch standen in ziemlicher Nähe drei Eisenbahnlinien zur Verfügung. Man darf überhaupt nur bedingungsweise auf sie rechnen, und nur in soweit man sie beherrscht. Und was halfen alle übrigen kostbaren Erfindungen, was hilft das Geräth des Dr. Appia und die Sacktragbahre des Dr. Joubert, wenn diese Geräthe nicht vorhanden oder wenn keine Hände da sind, welche sie anzuwenden vermögen. Gerade auf dem Schlachtfelde fehlen diese Hände, gerade dort ist es nöthig, alles zu vereinen, was helfen kann und will, trage es einen Rock, welcher es sei. Wenn die eine Armee des Krieges das Feld geräumt hat, dann muß die Armee des Friedens es bedecken, fast nicht minder stark als jene, und eben so aufopferungsvoll. Es giebt keinen Grund von Bedeutung, der hiergegen spräche. Nach allen Erfahrungen wird es kaum möglich sein, ohne eine bedeutende Zahl Hülfskrankenwärter den Dienst auf dem Schlachtfelde in einer Weise zu erfüllen, wie es unsere Zeit verlangt. Sträuben wir uns nicht, das einzugestehen. Der Irrthum ist hierbei zu bedeutungsvoll, um ihn nicht aufzugeben. Suchen wir lieber, wie wir am besten diese Hülfskräfte gewinnen und dienstbar machen.

Man sorge nicht, daß diese Wärter ihre „eigenen stofflichen Bedürfnisse" nicht würden befriedigen können. Sie werden kaum dem Proviantamt lästig fallen und in der glücklichen Lage sich befinden, seine Hülfe entbehren zu können. Man hat wenigstens nicht gehört, daß die Herren Johanniter, welche mit so vieler Aufopferung auf dem

Schlachtfelde thätig waren, weder Schwierigkeiten in der Ausübung ihrer gefahrvollen Hülfsleistung noch eine Behinderung fanden, ihre „Bedürfnisse" zu befriedigen. Wir haben nach Königgrätz hinreichend gesehen, daß mit Erquickungs- und Labungsmitteln die civilen Hülfsanstalten weit besser versorgt waren, als die **staatlichen** der Feldsanität. Unsere Verwundeten waren nahebei zu verhungern, wenn nicht die Mildthätigkeitsvereine geholfen hätten.

Und warum sollte es für die Militärbehörden „mehr als einen wichtigen Beweggrund" geben, die Privatmitwirkung auf dem Schlachtfelde nicht für angemessen zu halten?

Warum nicht? — Es giebt allerdings solche Beweggründe anderen Privatmitwirkungen gegenüber, aber für die hier gebotene sind die Bedenken nicht so gewichtig, um nicht **wichtigeren** gegenüber zu schwinden. Ehedem huldigte man in militärischen Kreisen dem stark ausgeprägten Vorurtheil, daß zwischen der Uniform und dem Civilrock eine unüberschreitbare Kluft sich befinde, und daß niemals in militärischen Verhältnissen freiwillige Hülfskräfte aus dem Bürgerthum als willkommen oder als nothwendig angesehen werden könnten. Dieses Vorurtheil schreibt sich von den theilweise vollkommen gerechtfertigten Antipathieen her, welche jeder tüchtige Soldat gegen Bürgermiliz- und Communalgardenthum hegt. Aber hier handelt es sich doch wahrlich nicht um ein Spielwerk, sondern um einen tiefen Ernst! Mag man ehedem innerhalb des Armeeverbandes antipathisch das Eindringen und Herbeiziehen bürgerlicher Elemente bekämpft haben, so bürgt uns doch die Weltbildung und die Wissenschaftlichkeit jener erleuchteten Männer, welche heutzutage die höheren und maßgebenden Commandostellen zieren, für das Erlöschen unzeitgemäßer Vorurtheile. Wenn sie dem Wohle der Armee nutzbringend sind, dürften die Privathülfskräfte nicht zu fürchten haben, in entscheidender Stunde zurückgewiesen zu werden. Wohl muß in jeder Beziehung innerhalb des Soldatenstandes Ordnung und Disciplin herrschen, vor allem aber auf dem Schlachtfelde. Es liegt indeß darin nicht der geringste Grund, diese Privathülfe in allen Fällen von ihm entfernt zu halten, denn es ist doch wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die bürgerlichen Krankenpfleger kein rand- und bandloses Gesindel bilden. Im Gegentheil. In der ganzen civilisirten Welt ist gegenwärtig die Krankenpflege in so wohlgeordnete und feste Regeln gebracht, daß der

Dienst, welchen sie erheischt, von ihren Organen mit fast militärischer Pünktlichkeit und einer Ordnung ausgeführt wird, welche sich an das Wesen des Soldatenthums lehnt.

Man wird also in diesen Krankenpflegern eine wohlgeordnete, gut disciplinirte Schaar erprobter Männer finden, die sicher ihren Dienst mit Verständniß und Geschick verrichten werden. Auch versteht es sich von selbst, daß alle diese Hülfskräfte an Tagen der Entscheidung dem Sanitätswesen einverleibt werden und mit ihm ein Ganzes bilden müßten. Daß sie am wenigsten auf dem Schlachtfelde nach ihrem Belieben schalten und walten dürfen, sondern der sanitätlichen Oberleitung vollständig unterstehen; daß innerhalb des Heerwesens nichts außerhalb gewisser Kriegs-Gesetze und Bestimmungen sich befinden kann, namentlich inmitten militärischer Gewalten, das werden sich wohl jene patriotischen und klugen Männer, welche ihre Hülfe anbieten, selbst hinreichend sagen. Es ist aber auch deßhalb nothwendig, daß diese Privatpflege sich schon im Frieden vollständig organisirt, um sich mit den Eigenthümlichkeiten ihres Dienstes vertraut zu machen, die Gebräuche des Schlachtfeldes und die Grenzen der nicht zu verletzenden Neutralität kennen zu lernen, welche künftighin sich über das gesammte Sanitätswesen aller Heere, gleich einem schirmenden Schilde, ausbreiten wird. Unter dieser Aegide wird es, wenn auch nicht ohne Gefahr, so doch ungestört alle seine schwierigen Dienste verrichten können. Auf dieser Basis stehend, dürfte wohl jeder denkende Officier die Privatmitwirkung nur freudig begrüßen.

Es ist eine vollständig correcte Ansicht, daß auf dem Schlachtfelde selbst der tactische Zweck über die Aufgabe der Menschenfreundlichkeit zu stellen ist, und ihm gegenüber für die schwer wiegenden Stunden einer Schlacht jedes andere Interesse zu schweigen hat, — aber es ist doch andererseits auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sehr häufig beide Zwecke sich vollständig vereinigen lassen, und daß die Rücksicht auf das Eine nur selten von der Rücksicht auf das Andere sich behelligt finden dürfte. Namentlich, wenn der Dienst der Sanität in einer *umsichtigen, allen Verhältnissen gerechtwerdenden Weise* geordnet und geleitet wird. Es handelt sich für jetzt nur um die Feststellung des Principes, die Art seiner Ausführung wird ohne allen Zweifel zu finden sein.

Daß endlich die Privatmitwirkung nicht hinreichende Bürgschaften

gegen das Spioniren gewähren sollte, ist ein Vorwurf, der ihr zwar gemacht wird, aber wohl noch keineswegs erwiesen ist. Man wird dieselben Sicherheitsmaßregeln gegen das Spioniren auch bei ihr ergreifen, wie man sie überhaupt innerhalb der operirenden Armee in Anwendung zu bringen pflegt, und sicher würde der Geist, welcher hoffentlich ein Corps belebt, das nur aus ausgewählten Männern bestehen könnte, die beste Bürgschaft übernehmen. Ueberhaupt ist es mit der Gefahr des Spionirens gegenwärtig, wo die Zeitungen bessere Armeebestände liefern, als oft die eigenen Armeebüreaux, wo jeder wohlorganisirte Generalstab in Besitz der vorzüglichsten Karten und aller nur möglichen Nachweise über die inneren Verhältnisse anderer Armeen ist, nicht so schlimm, als früher, wo über Dinge ein heiliges Dunkel schwebte und aufrecht erhalten werden konnte, welche gegenwärtig jeder Zeitungsschreiber kennt. Die Spionage ist jetzt zumeist nur noch ein Gespenst, über welches helle Köpfe lächeln und gegen welches das einfachste Gegenmittel die Kunst ist, seine Geheimnisse gut zu bewahren. In den Fällen geheimer Operationen wird man durch Umsicht und durch Anwendung besonderer, dem Augenblick angepaßter Maßregeln sich leicht gegen Verrath zu sichern vermögen. Am wenigsten dürfte man aber diese Gefahr bei einem aus ehrenhaften Elementen zusammengesetzten Sanitätscorps zu suchen haben. Man scheide nur fleißig und mühsam das aus, was nicht von dem rechten und ächten Geist durchdrungen ist. In der Hauptsache mache man die Leiter und Commandanten der gesammten Sanität verantwortlich, denen die soldatischen und civilen Hülfskräfte unterstehen. Wenn sie die erforderliche Bürgschaft nicht zu leisten und die Hülfsmittel nicht zu finden vermögen, welche ihnen die Uebernahme derselben gestattet, dürften sie für ihre Stellung wenig passend erscheinen.

Wenn man die Spionage so sehr zu fürchten Ursache hat, dann müßte man zuvörderst an eine gründliche Reinigung des Marketenderunwesens denken, die Spannfuhrwerke und den gesammten Troß entfernen. Oder befinden sich hierbei nicht auch bürgerliche Elemente? Und von welcher Qualität? — Sie gehören wenigstens nicht den bessern Ständen an, und ihr Zweck ist nicht, der Humanität zu dienen. In allen Verhältnissen muß man von den zwei verschiedenen Seiten einer jeden weltlichen Schöpfung die beste nutzbar, die andere unschädlich zu machen suchen.

In und unmittelbar nach der Schlacht haben sich bisher alle vom Staate gestellten Hülfsmittel unzureichend bewiesen. Bemänteln wir diese Thatsache nicht wiederholt, geben wir uns nicht abermals leeren Hoffnungen hin; der Staat allein kann die Opfer nicht bringen, die nöthig sind. Hat man die Verwundeten und Kranken einmal im Hospital, dann ist das Schwerste gethan, und dann allerdings ist es bei den Hülfsmitteln der heutigen Zeit und der stets bewiesenen Theilnahme der Bevölkerung nicht allzuschwer, ihnen eine wenigstens leidliche Pflege zu schaffen. Aber bis dahin ist oft für den Verwundeten ein sehr weiter Weg. Zwischen hier und dort ist die menschentödtende Lücke zu suchen, welche unsere Bemühungen ausfüllen sollen. Handelte es sich bloß um die Beschaffung der Hospitäler und die Pflege in denselben, in Wahrheit, es bedürfte dann weder der vielen Worte, noch eines großen Aufwandes von Scharfsinn, nicht der Aufstellung so schwer zu construirender Mechanismen, noch der Congreßberathung und der internationalen Verträge. Das wäre leichter zu erreichen! —

Noch eins! — War es nicht die Thätigkeit der Johanniter, welche schon auf mehr als einem Schlachtfelde dankbare Bewunderung fand?

War ihre Thätigkeit nicht an sich eine private? — Niemand hat ihnen gegenüber gesagt, daß durch dieselbe tactische Zwecke beeinträchtigt würden oder die Gefahr der Spionage vorhanden sei.

Glaubt man, daß andere patriotische Vereine nicht minder vorsichtig, nicht minder gewissenhaft und den Verhältnissen Rechnung tragend verfahren würden? Das rothe Kreuz im weißen Feld soll auf dem Schlachtfelde eines jeden patriotischen Mannes schönsten Schmuck bilden, es sichere jedes wohlgemeinte Bestreben, möge es auf der Brust des Johanniters oder von der Armbinde des Privatmannes leuchten. Ein Jeder finde gleiches Recht.

Die Johanniter haben für ihre Thätigkeit auf dem Schlachtfelde Autorisation gefunden; würde man diese Autorisation anderen Corporationen verweigern? — Aber sie alle sollen ferner nicht mehr vereinzelt, sondern gemeinsam wirken und dem Ganzen sich unterstellen. Ist in Ausübung christlicher Pflicht, und namentlich bei dem Barmherzigkeitsdienst des Samariters, Gehorsam ein geringerer Schmuck als anderswo?

Die Johanniter waren in dem letzten Krieg nicht allein bei den preußischen Truppen thätig, wir sahen ihre Wagen und Zeichen, ihre

Pfleger und Helfer auch bei der sächsischen und östreichischen Armee. Gleich thätig, gleich opferfreudig fanden sie sich an Orten, wo das Leben wohlfeil war.

Sie besaßen bei letzteren Armeen keine officiell ausgesprochene Autorisation, aber in diesen Stunden grimmiger Noth war wohl Niemand, sie nach einer solchen zu fragen. Man drückte ihnen aller Orten warm die Hand, ihre Banner wurden willkommen geheißen und ihre Dienste dankbar angenommen.

Man entschuldige diese Episode, welche der Gegenstand veranlaßte; kehren wir nun zurück zu dem weiteren Verlauf der Verhandlungen.

Das Wichtigste ist bereits gesagt, denn Herr Dr. Löffler sprach am erschöpfendsten und mit gewichtigen Gründen über eine Aufgabe, mit deren Idee auch er sich vielfach beschäftigt und für welche er in Wort und Schrift gekämpft hat. Er möge um so mehr verzeihen, daß seiner Ansicht nicht aller Orten beigepflichtet werden konnte. Aber das zu verfolgende Ziel verlangt Offenheit der Aussprache, und meine Hochachtung für Herrn Dr. Löffler ist deßhalb nicht geringer, wenn ich auch eine abweichende Meinung vertrat. Wir stehen in der Bresche einer Sache; reichen wir uns in ihr die Hand für den gemeinsamen Kampf.

Herr Dr. Basing aus den Niederlanden erklärt, daß er im Auftrag seiner Regierung weder Ja noch Nein zu sagen habe. Man möge erst die Schwierigkeiten hinwegräumen, welche sich durch die internationale Beihülfe erheben würden; man müsse die Gefahren, die Verwickelungen beseitigen, die in ihrem Gefolge wären, dann erst ließe sich mehr über eine Sache reden, deren Nutzen und Nothwendigkeit nicht verkannt werden könne.

Das alte Lied! —

„Sie sagt nicht ja, sie sagt nicht nein,
Sie hemmt des Rosses Zügel."

singt Geibel in einer seiner schönsten Balladen. — Weiter: Herr Stabsarzt Dr. Landa aus Madrid giebt zuvörderst Notizen über den Sanitätsdienst seiner Armee. Nachdem er sich dann über das Material und die Verwendung desselben, so wie über einige neu erfundene Geräthe des Weiteren ausgesprochen, gesteht er ein, daß man trotz alledem mit gutem Grund von dem Unzureichenden aller gegenwärtig verwandten Mittel reden dürfe. Daran sei die Art der Kriegführung

schuld. — „Was der Krieg an Dauer verloren, habe er an Intensität gewonnen. Es fehle an Armen, um die Opfer der **konischen** Kugel aufzuheben. Man solle sie abschaffen." (Ein Vorschlag zur Güte!)

„Man möge zurückkehren zu ritterlichen Gefühlen, um die Gefühle der Menschlichkeit zu finden; sonst müsse der ersten Armee eine zweite folgen, anstatt mit Gewehren, mit Tragbahren bewaffnet."

(Sehr richtig! das ist ein gutes Wort, diese zweite Armee sei eben beschafft.) „Das Vaterland," sagt Dr. Landa und wir danken ihm für diese Worte, „das Vaterland ist dem Soldaten jene Hülfe schuldig; er fordert sie nicht als Almosen, es ist die Bezahlung einer Ehrenschuld. Wenn es aber von der freiwillig angebotenen Hülfe Gebrauch macht, so kann dieß nur unter der Bedingung geschehen, daß diejenigen, welche dazu bereit sind, sich der allgemeinen Ordnung und Manneszucht unterwerfen, ohne die ein Heer unmöglich ist." —

Ich bin hierbei völlig mit dem geehrten Herrn Doctor einverstanden. Ebenso damit, daß man die freien Vereine nur in so fern für berechtigt erkennt, wenn sie die Hülfsmittel der Regierung vermehren und ein Band zwischen amtlichem Dienst und der Volksbegeisterung bilden, um jenen in einem gegebenen Augenblick alle die Kraft zuzuführen, welche dieser Begeisterung innewohnt und durch welche sie den Dienst zwar nicht ersetzen, aber unendlich verstärken kann. Er sucht ferner das Bindemittel zwischen beiden in der sittlichen Welt, im Christenthum. „Denn", sagt er, „das Christenthum weiß jene heldenmüthige Verleugnung einzuflößen, die wir an den Sendboten des Glaubens bewundern, der bereit ist, unbekannt mitten unter wilden Götzendienern zu sterben, in der barmherzigen Schwester, die in den Spitälern den Gifthauch des Fiebers oder der Cholera einathmet. Das Gefühl der soldatischen Ehre flößt nicht minder jene heldenmüthige Hingebung ein. In jedem Volk, oder in jedem besonderen Fall wird man sich an das eine oder das andere dieser Gefühle wenden müssen, vielleicht an beide, wie es vor 800 Jahren Gerhard von Toulouse im heiligen Lande that, indem er den St. Johanniter-Orden von Jerusalem stiftete, welcher den Mönch mit dem Krieger vereint."

Herr Dr. Landa hofft endlich, daß die Grundlage sich finden lassen werde, um die zu treffende heilsame Einrichtung wirksam und

dauerhaft zu machen, Grundlagen, welche bei großer Mannigfaltigkeit der Formen die Einheit des Zweckes gestatten. Er schließt: „Die Erwägung der Größe des zu erzielenden Ergebnisses, der Thränen, welche es trocknen, der Schmerzen, die es zu stillen berufen ist, verdient, daß wir ihm alle unsere Anstrengungen widmen, und wenn das Werk sich verwirklicht, so wird es ein Ereigniß sein, welches alle Menschenfreunde mit inniger Freude begrüßen werden."

Herr Dr. theologiae Hahn von Stuttgart theilt den Gegenstand nach seinen zwei Gesichtspunkten in einen philanthropischen und einen militärischen. Dem ersteren ist die aufrichtige Theilnahme aller Welt gesichert, für den zweiten, den militärischen, erhofft er die lebhafte Theilnahme der Kriegsministerien.

Er glaubt den Schutz der Regierungen dadurch zu erlangen, daß man alles Unliebsame aus dem Entwurf entferne.

Herr von Préval, Intendant der kaiserlichen Garde von Paris, ergreift das Wort. Er ist bei dem **ersten** Blick in das zu Grunde gelegte Schriftstück zu der Erkenntniß gelangt, daß die Bildung von Nationalausschüssen vortreffliche Ergebnisse haben werde, „wenn sie sich **nur** darauf beschränken, **stoffliche Hülfsmittel** für den Fall des Krieges vorzubereiten und zu sammeln".

Er meint also, daß diese Ausschüsse nichts besseres thun können, als auf ein nachhaltiges Lager von Charpie und Wein, Cognac und Port, Cigarren und Tabak u. s. w. zu halten. Für ganz unzulässig erachtet er es, daß ein Ausschuß, der nicht aus uniformirten Leuten bestehe, sich in den militärischen Sanitätsdienst, in die Verbesserungen der Ambulancen und den Transport der Verwundeten mischen dürfe.

Das ist nun freilich ein Standpunkt, der die weitere Discussion fast ausschließt. Nur die Frage sei erlaubt, ob der Herr von Préval bei Solferino war und dort seine Erfahrungen sammelte?

Der Herr Intendant sagt ferner, daß die gewünschten Ausschüsse eigentlich längst beständen und sie wären noch obendrein zusammengesetzt aus lauter Männern von Fach, aus Militärintendanten und Aerzten. Dieser ständige Verwaltungsausschuß und der Gesundheitsrath des Heeres seien allein berechtigt, dem Ministerium die Annahme von Verwaltungs- und Gesundheitsmaßregeln vorzuschlagen. Ohne der anerkennungswerthen Einrichtung des Gesundheitsrathes nur

im entferntesten zu nahe treten zu wollen, dürfte es doch auch anderen Leuten vergönnt sein, ein Urtheil über Fragen abzugeben, die selbst so weit sie von technischer Natur, immerhin nicht unergründliche, düstere Geheimnisse sind, wenigstens nicht bei uns in Deutschland.

In einer Zeit der allgemeinen Aufklärung, wie es ist die jetzige ist, giebt es keine Wissenschaft, welche sich nicht dem Nachdenken des gebildeten Mannes öffnet und ihm wenigstens so zugänglich wird, daß er ihren einfacheren Problemen gegenüber eine urtheilsfähige Stimme hat. Er bedarf dazu nur der Beobachtung und des Nachdenkens. Wer die Mittel nicht scheut, wird den Zweck erreichen.

Die ganze Frage hat gegenwärtig offenbar ein so ernstes Ansehen angenommen, daß es wohlgethan ist, ihr eine gewissenhafte Aufmerksamkeit zu schenken. Zu ihrer Entscheidung können unmöglich nur Specialisten berufen werden. Ohne damit ihre Gelehrsamkeit irgendwie zu bezweifeln, ist es gerade diese Gelehrsamkeit, welche häufig die Urtheile eines klaren Geistes irreleitet, wenn es sich darum handelt, gewisse Theorieen, in denen man empor wuchs, auf das Feld der Praxis zu übertragen. Es liegt in der menschlichen Natur begründet, daß die meisten Gelehrten an Fragen, die ihrer Begutachtung unterworfen werden, nur den Maßstab eines specifischen Fachthums legen und damit deren eigentlichen Character färben. Die Gewohnheit des Nachdenkens über abstracte Gegenstände beeinträchtigt dann und wann den gesunden Menschenverstand, ohne welchen selbst ein Genie nicht überall auszukommen vermag. In Genf beriethen fast lauter specifische Fachmänner. Ihre Erfahrungen bedrückten die wenigen Nichtfachmänner und warfen denselben ein ziemlich klar ausgesprochenes Nichtverstehen von Dingen entgegen, welche sich zum großen Theil auf rein militärische Verhältnisse bezogen. Dieser Vorwurf verdient allerdings insofern einige Beachtung, als der Laie nur selten gerade über Verhältnisse ein richtiges Urtheil sich zu bilden vermag, welche man niemals aus Büchern lernen kann, am wenigsten dann, wenn der ernsteste Moment des Krieges in Frage kommt: die Schlacht.

Aber jene Fachmänner vertraten immerhin nur **eine** Richtung der Armee. Man müßte füglich auch der anderen Seite Rechnung tragen, indem man der Meinung practischer Officiere Gehör schenkt, die über

alle hier in Frage kommenden Umstände nicht vom grünen Tische aus, sondern nach dem eigenen Augenschein ihre Ansicht bildeten.

Niemals aber gab es eine Frage, welche so vorzugsweise practisches Verständniß nothwendig macht. Die Theorie der Wissenschaft mag dabei als Corrigens dienen, aber der Führer bleibt die Erfahrung.

Kehren wir zu der Rede des Herrn von Préval zurück. Er sagt:

„In den Jahren 1854—56 haben zahlreiche, in allen französischen Städten freiwillig gebildete Ausschüsse unseren verwundeten Soldaten Lebensmittel, Leinwand, Wein, Arzneimittel gesandt, und Jedermann wird begreifen, daß ähnliche, nur regelmäßiger gebildete Vereine unsern Verwundeten noch wirksamere Hülfe leisten könnten, ohne übrigens, ich wiederhole es, sich Befugnisse beizulegen, welche dem Kriegsministerium gehören und ihm bleiben müssen, bei Gefahr die Einheit zu beeinträchtigen, welche in einer so ausgedehnten Verwaltung wesentlich herrschen muß."

Wir dürfen Herrn von Préval versichern, daß wenigstens deutsche Vereine sich solche Befugnisse nicht beimessen werden und überhaupt wohl die Beeinträchtigung der Einheit hier kaum zu befürchten ist.

Er fährt fort:

„Der Artikel 7. der Uebereinkunft bestimmt, daß die Ausschüsse im Falle des Krieges zur Bildung und Einrichtung von Körpern freiwilliger Wärter schreiten sollen. Ich berufe mich auf alle diejenigen, welche sich mit dem Ambulancedienst im Kriege beschäftigt haben, und frage sie, ob die Dienste freiwilliger Wärter je mit denen militärisch organisirter Leute sich vergleichen lassen? Ohne von den Schwierigkeiten zu sprechen, welche früher oder später die Anwesenheit eines constituirten Körpers im Heere erzeugen müßte, welcher thatsächlich nicht von den militärischen Führern, sondern genöthigt durch den Gang der Dinge, von organisatorischen Ausschüssen abhinge. Wie könnten diese freiwilligen Wärter während der Dauer des Krieges von der Stelle kommen, sich kleiden und leben, ohne Verwirrungen herbeizuführen, ohne, wie der Artikel 10. uns verheißt, Kosten zu verursachen? Läßt sich vermuthen, daß die Ausschüsse für Alles sorgen werden, und zwar in allen Lagen, in die ein Heer kommen kann? Werden die Ausschüsse die Wege mit Wagen bedecken, die bestimmt sind, ihre Freiwilligen zu verproviantiren, oder werden sie sich in dem

besetzten Lande verschaffen, was sie brauchen? Sieht man nicht die Unzukömmlichkeiten, welche sich aus dem einen wie aus dem andern Fall ergeben? Im ersten, Vermehrung der Wagen im Gefolge der Heere, nur zu gewisse Entbehrungen für die Freiwilligen, deren Fuhrwerke nur hinter denen der Armee herfahren dürften; im zweiten bedauerliche Concurrenz für die Verwaltung der Armee durch den Ankauf von für die Verwaltung nothwendigen Gegenständen und die unmittelbare Erhöhung ihres Preises. Die Unterhaltung der Körper freiwilliger Wärter würde daher früher oder später der allgemeinen Heeresverwaltung zur Last fallen."

Auch Herr von Préval will von freiwilligen Krankenwärtern nichts wissen und kämpft gegen sie, als handle es sich um die Zurückweisung eines gefährlichen Feindes.

Wenn er sich dabei auf diejenigen beruft, welche sich mit dem Ambulancendienst im Kriege beschäftigt haben, und sie fragt, ob die Dienste freiwilliger Wärter je mit denen militärisch organisirter Leute sich vergleichen lassen, dürfte er nicht aller Orten eine zusagende Antwort erhalten.

Der geehrte Redner hat hierbei jedenfalls seine Erfahrung an freiwilligen Krankenwärtern von einer sehr zweifelhaften Art gemacht, die wohl Niemand empfehlen und verwenden wird, sonst aber muß entgegnet werden, daß ich zum Beispiel den Ambulancendienst kennen gelernt und dabei die vollständige Ueberzeugung gewonnen habe, daß freiwillige Krankenwärter, wie sie von den Genfer Bestimmungen in Vorschlag gebracht worden sind, ohne allen Zweifel den militärisch organisirten Krankenwärter-Compagnieen würdig an die Seite gestellt werden könnten.

Er fürchtet die Anwesenheit constituirter Körper, die nicht unter militärischen Führern stehen, aber er muß es **überhört** haben, daß Artikel 10. ausdrücklich besagt, daß diese Freiwilligen den Heerführern zur Verfügung gestellt und derselben Manneszucht unterworfen werden sollten, wie die soldatischen Wärter. — Es begreift sich nicht ganz leicht, für was und gegen wen Herr von Préval eigentlich kämpft.

Er hegt die Besorgniß, daß diese freiwilligen Wärter, während der Dauer des Krieges nicht von der Stelle kommen, sich nicht kleiden und leben

werden, ohne Verwirrung herbeizuführen, ohne, wie es der Artikel 10. verheißt, Kosten zu verursachen. Es läßt sich darauf kaum etwas anderes entgegnen, als daß alle Befürchtungen vielleicht in andern Ländern ihren guten Grund haben, bei uns in Deutschland aber nicht. Unsere großen Mildthätigkeitsvereine, namentlich die Johanniter, beweisen, daß sie die Aufgabe, sich neben den Militärgewalten und auf den Operationsstellen zu bewegen und zu helfen, mit Tact und richtigem Verständniß lösten; sie würden das auch hoffentlich ferner in diesen Fällen thun.

Gewiß dürfte die Sorge eine mehr als müßige sein, daß die von ihnen gestellten Kräfte sich nicht kleiden und ernähren würden.

Wenn man bedenkt, daß in dem letzten Kriege ein guter Theil der Feldhospitäler eine lange Zeit hindurch nur aus den Depots der Johanniter und den Vorräthen der internationalen Vereine genährt und erquickt und große Summen zu ihrer Verfügung gestellt wurden, so ist es nicht sanguinisch gehandelt, wenn man diese Furcht in das neblige Reich böser Träume verweist.

Leicht möglich ist, daß die von ihnen gestellten Wärter besser beköstigt sind, als ihre soldatischen Brüder, und ihren Ueberfluß mit diesen theilen werden.

Auch dürfte ferner uns die Besorgniß des Herrn von Préval nicht bekümmern, welche er mit etwas starken Farben malt, daß die Wagen der Ausschüsse unsere Wege bedecken werden, um ihre Freiwilligen zu verproviantiren.

Es wird wohl nebenbei noch etwas Platz für uns bleiben. Mag eine operirende Armee noch so groß sein, so ist doch sicher hinter und neben ihr ein großer Rayon frei, auf dem wohl jene „die Straßen bedeckenden Fuhrwerke" ihr Fortkommen finden werden. Da dieselben ohnedem der Armee nur folgen, ist nicht zu fürchten, daß sie lästig fallen.

Daß die Logik, welche einerseits fürchtet, die Freiwilligen würden verhungern, andererseits aber mit Schrecken die mächtigen Züge ihrer Proviantwagen auf den Straßen erblickt, eine Lücke zeigt, bleibe außer Betracht.

Die menschenfreundliche Besorgniß des Herrn Redners, daß diese armen, gefährlichen Freiwilligen am Ende gar ihre Vorräthe an Ort und Stelle erkaufen und durch eine so **„bedauerliche Concurrenz"** die Preise verderben könnten, hat doch einen gar zu starken administrativ-

ökonomischen Beigeschmack, als daß es nöthig wäre, etwas darauf zu entgegnen.

Und wenn nun auch, wie er sich einbildet, die Unterhaltung dieser freiwilligen Krankenwärter durch irgend eine unvorhergesehene Combination des in seinen Vorgängen unberechenbaren Krieges der Armeeverwaltung für eine kurze Zeit zur Last fiele, wäre das im Hinblick auf die Vortheile, welche sie gewähren, ein gar zu unerträgliches Unglück?

Daß die Armeen ihr Krankenwärter- und Sanitätspersonal vermehren werden, ist nach den gemachten Erfahrungen wohl anzunehmen.

Frankreich hat die Krim und sein Solferino. Wahrscheinlich ist man dort bereits den in ihren Vorgängen liegenden Mahnungen gerecht geworden.

Wir haben unser Königgrätz. In Deutschland wird man sicher ebenfalls nicht zaudern, die erkannten Mängel zu beseitigen.

Also eine Vermehrung des Personals, auf diese oder jene Weise, steht in gewisser Aussicht.

Jene freiwilligen Krankenwärter werden aber bei vollkommen entsprechenden Leistungen die wenigsten Kosten verursachen und nur in seltenen Fällen lästig fallen. Ist dem gegenüber eine Entscheidung schwer? —

Gesetzt den Fall, ein General erhielte vor einer Schlacht noch ein Hülfscorps von 5—6000 Mann. Würde er es nicht sehr willkommen heißen und sicher gern die Sorge ihrer Verpflegung übernehmen? Was sind auch im Kriege für ein **gut eingerichtetes** Verpflegungswesen 5—6000 Mann ab und zu? Man bemerkt es kaum.

Jene freiwilligen Krankenpfleger werden diese Zahl bei weitem nicht erreichen; sie schlagen zwar nicht mit, aber sie sind doch ein nicht minder tüchtiges Corps, denn sie retten eben so viele von dem Tode, und bewirken durch schnelle Hülfe und gute Pflege, daß viele verwundete Soldaten bald wieder in die Reihen der Armee zurücktreten können. Wäre aber wirklich einmal die Verpflegung unzureichend, wären die Vorräthe durch unvorhergesehene Einwirkungen erschöpft, nun, dann glaube man, daß auch diese Freiwilligen, wenn es sein muß, nicht anstehen würden, fröhlichen Muthes mit ihren Kameraden zu hungern. Es ist das vorgekommen, und die freiwilligen Pfleger waren die letzten, die sich beklagten. Sie

waren aber auch die ersten, welche durch die Hülfsvereine Nahrungsmittel erhielten, die sie mit den Kranken und ihren Kameraden theilten.

Die ferneren Argumentationen des Herrn von Préval verdienen unsre Aufmerksamkeit um so mehr, als er mit Glück und Scharfsinn den Kampf mit Zahlen führt.

„Zahlen beweisen," sagt bekanntlich der alte Benzenberg. „Aber sie müssen richtig sein," fügt Dalwick bei.

Lassen wir Herrn von Préval reden und entscheiden wir uns für das eine oder andere:

„Ein Heer von 150,000 Mann kann in einer großen Schlacht und mit unseren vervollkommneten Zerstörungsmitteln 15,000 Verwundete auf dem Schlachtfelde lassen. Wenn diese Verwundeten, wie man vorgeschlagen hat, auf Tragbahren fortgeschafft werden sollen, und vorausgesetzt, die Ambulancen befinden sich in einer mittlern Entfernung von 1000 Meter von den Truppen im Gefecht (eine Entfernung, die oft übertroffen wird), so werden 4 Mann, die zur Handhabung einer Tragbahre nöthig sind, höchstens einen Gang in drei Stunden, vier Gänge in zwölf Stunden machen, woraus sich die Ziffer von 15,000 Wärtern ergiebt, nur für den Transport von Verwundeten, ohne von denjenigen zu reden, welche bei den Ambulancen verwendet sind und ohne daß der Dienst der Räumung der Verwundeten sich in irgend einer Weise gesichert fände. 15,000 Mann Effectivstand auf dem Schlachtfeld setzen wohl 20,000 auf den Listen voraus, wenn man die Kranken, die Maroden und diejenigen in Rechnung bringt, die zu weit entfernt sind, um nützlich verwendet werden zu können. Es handelt sich also in Summa um einen Körper von 20,000 Mann, deren es bedürfen würde, um in zwölf Stunden die Verwundeten eines Heeres aufzuheben. Der Unterhalt für dieses Heer müßte eine unaufhörliche Ursache von Störungen und Schwierigkeiten sein."

„Beeilen wir uns, es zu sagen, ein so hoher Effectivstand, und die daraus herfließenden Schwierigkeiten dürften **kein Hinderniß** bieten, wenn es nicht möglich wäre, dasselbe Ziel leichter und sicherer auf einem andern Wege zu erreichen."

Ehe wir auf die practischen Vorschläge des Herrn von Préval eingehen, noch ein Wort zu dem von ihm Gesagten. Wir acceptiren dankbar seine Berechnung, nach welcher ein Armeecorps von 150,000 Mann

20,000 Krankenträger und Wärter bedarf, um nach einer Schlacht binnen 12 Stunden alle Verwundeten aufzuheben.

Diese Rechnung dürfte richtig sein und beweist das Verständniß des Soldaten.

Erschrickt aber der Verwaltungsmann nicht bei dieser Summe? 20,000! das ist ja ein Armeecorps! —

Freilich wohl. Wir werden auch die Sanitätsmannschaft in der Stärke eines solchen formiren müssen, wollen wir die freiwilligen Compagnieen nicht bilden und doch die Rückkehr des Erlebten verhindern.

Indeß auch der Herr Intendant erkennt in diesem hohen Effectivstand **kein Hinderniß, vorausgesetzt**, daß man nicht auf **andere Weise** das Ziel zu erreichen vermag.

Diese andere Weise ist nach ihm folgende:

„Im französischen Heere wird der Ambulancedienst durch Wärtersoldaten versehen; auf dem Schlachtfeld durch leichte aus Trainsoldaten gebildete Compagnieen, welche Maulesel führen. Jedem Soldaten sind zwei mit Cacolets oder Sänften beladene Maulthiere überwiesen; er kann daher auf einmal vier Verwundete vom Schlachtfeld in die Ambulance schaffen, und in 12 Stunden leicht fünf Gänge machen, vermittelst deren er 20 Verwundete in die Ambulance bringt. Somit werden 750 Mann vom Train mit 1500 Mauleseln den Dienst der 15,000 für das Schlachtfeld verlangten Männer versehen, deren Nothwendigkeit wir soeben nachgewiesen, und werden überdieß am folgenden Tage verfügbar bleiben, um den so wichtigen Dienst der Räumung zu bewirken. Einem so einfachen Ergebniß gegenüber wird man sich ganz natürlich fragen, warum thatsächlich der Transportdienst der Verwundeten nicht immer vollständig gesichert ist. Ich werde die Ursache bezeichnen."

„Um 1500 Maulthiere auf dem Schlachtfelde bereit zu haben, muß das Heer deren etwa 2500 besitzen; da aber bei der gegenwärtigen Organisation der stehenden Heere die zum Transport der Verwundeten bestimmten Truppen im Frieden keinen Nutzen gewähren, so hat man sie nach dem Kriege nicht immer beibehalten, und so, im Fall des Bedürfnisses, nicht gehabt. Nur allmählig und nach ziemlich langem Verzug lassen sich die leichten Compagnieen neu bilden und auf den Kriegsschauplatz abschicken, was z. B. erklärt, warum zu Anfang des italienischen Kriegs die Transportmittel für die Verwundeten nicht

vollständig waren, während sie theils in der Krim, theils während der Kriege in Algerien genügten. Es reicht daher hin, im Frieden die zum Aufheben der Verwundeten bestimmten Truppen beisammen zu lassen, um diesen wichtigen Dienst gleich zu Anfang des Kriegs zu sichern, und ich halte es nicht für unmöglich zu diesem Ergebniß zu gelangen, ohne die Lasten des Staates merklich zu erhöhen."

Die Schwierigkeiten, welche diesen unbedingt practischen Vorschlägen unsere Verhältnisse entgegensetzen, werden indeß vermuthlich nicht zu besiegen sein.

Zuvörderst sei bemerkt, daß die Verhältnisse in der Krim wohl kaum als mustergültige Beispiele angezogen werden können, wenigstens nicht wie sie in der ersten Zeit waren. Sie gestalteten sich später besser, aber erst nachdem unzählige Opfer gefallen. Auch in Böhmen würden die Verhältnisse von Königgrätz sich kaum wiederholt haben, wenn der Krieg längere Zeitdauer gewonnen hätte.

Ist es aber nicht der Humanität entsprechend, daß man dem Krieg ein vollständig ausgerüstetes Sanitätscorps zuführt und es nicht erst in demselben bildet und, durch die traurigsten Erfahrungen dazu gezwungen, vervollständigt? Kriege verlaufen jetzt schnell, und es ereignet sich dann, daß eine zuverlässige Heilpflege nicht während derselben, sondern erst an ihrem Ende vorhanden ist.

Der Krieg in Algier verdient hier weder Berücksichtigung noch Erwähnung. Er steht zu den in Europa geführten Kriegen in demselben Verhältnisse, wie andere an den Grenzen der Civilisation, gegen Urvölker stattfindende Kämpfe. Es giebt dort bekanntlich keine großen Feldschlachten.

Und nun zu der Maulthierfrage. Die Physiognomie dieses Vorschlages ist bestechend; indeß dürfte in Deutschland die Beschaffung einer so großen Zahl dieser nützlichen Thiere auf Schwierigkeiten stoßen. Auch in Frankreich, wo sie weit mehr gezüchtet werden, fehlte es nach Herrn von Prévals eigenen Angaben daran, und sicher waren weder 2500 Maulthiere, noch die Hälfte dieser Zahl bei Solferino in Thätigkeit.

Aber sehen wir davon ab. Der Herr Intendant verlangt für 150,000 Mann 2500 Maulthiere und für je zwei einen Mann, also 1250 Wärter. Das giebt eine Summe von gegen 4000 Verpflegungsobjecten. Denn Herr von Préval wird zugeben, daß auch seine Maul-

thiere nicht lediglich von der Luft leben. Im Gegentheil: es dürfte leichter sein, 2500 Menschen, als die gleiche Anzahl jener Geschöpfe zu ernähren; denn die Menschen werden nöthigenfalls in Tagen allgemeiner Aufopferung und Noth von der Ambition sich sättigen oder sonst sich kümmerlich behelfen; das Maulthier aber erhebt sich nicht bis zur Höhe dieser Anschauung; es thut es nicht anders, es besteht nebenbei durchaus noch auf Hafer.

Kurz zu reden: statt jener oben bemerkten 2500 Maulthiere und deren Wärter organisire man lieber ein Sanitätscorps von 4000 tüchtigen, im Dienst geübten Leuten, versehe sie mit dem nöthigen Hülfsmaterial, übergebe ihr Commando einem umsichtigen, hierzu befähigten, organisatorischen Mann, und wenn er sein Fach versteht, wenn er noch eine Ergänzung an freiwilligen Hülfskrankenwärtern herbeizieht, die er ebenfalls für seinen Dienst schult, so ist zu erwarten, daß er mit diesen Kräften alles leisten wird, was irgend verlangt werden kann.

Wenn sich 12 Stunden nach der Schlacht nicht ein jeder Verwundete in guter Pflege und sicher geborgen findet, verstehen zunächst er, und dann seine Leute den Dienst nicht.

Wenn Herr von Préval noch ferner beifügt: „Das Heer ist ein Ganzes, es muß seine Einheit behaupten und im Augenblick des Kampfes sich selbst **genügen**", so haben die oft angezogenen Erfahrungen hinreichend gezeigt, wie es mit dieser an sich recht lobenswerthen Selbstgenügsamkeit beschaffen ist. Schöne Worte, stände nur hinter ihnen nicht ein „Wenn und Aber".

„Schreiten wir nicht um ein Jahrzehnt zurück," ruft er emphatisch aus, „indem wir den Heeren fremde Elemente auf das Schlachtfeld zuführen."

Das ist nicht wohl zu verstehen. Sollte in den gemachten Vorschlägen nicht nur kein Rück-, sondern ein ersprießlicher Fortschritt zu suchen sein? Vielleicht ein solcher, der immer noch zu früh empfohlen, aber in fünfzig Jahren sicher in weit umfangreicherer Weise Anwendung gefunden haben wird.

„Aber immerhin", fährt der geehrte Redner fort, „mögen sich Ausschüsse bilden, welche Erleichterungen jeder Art außerhalb des Gefechtes schaffen, stark organisirte Ausschüsse, und einer so edlen Aufgabe wird die Mitwirkung von keiner Seite fehlen."

Glauben wir ihm das aufs Wort. Auch dafür haben wir hinreichende Erfahrungen. Die reichen Gaben der Vereine sahen sich wohl an keinem Orte zurückgewiesen.

Herr Dr. Rutherford, Abgeordneter Englands, schildert die Verbesserungen im Sanitätsdienst seiner Heere, welche das Unglück der Krim hervorgerufen. Wir bemerken daraus nur, daß an das Corps der soldatischen Wärter sich ein Körper von Krankenwärterinnen reiht, dessen Ursprung auf Miß Nithingale und den orientalischen Krieg zurückgeht. Diese Frauen voll Hingebung, wohl unterrichtet, gut bezahlt, sind immer bereit, sich auf den ersten Befehl und auf welchen Punkt der Erde es auch sein mag, im Gefolge der Heere einzustellen. —

Herr Dr. Dompierre aus Bayern versichert, daß seine Regierung zwar die lebhafteste Theilnahme an den Verhandlungen und dem Zweck derselben nehme, daß er aber nicht ermächtigt sei, eine Verpflichtung für dieselbe einzugehen, und seine Sendung daher keine amtliche sei. Er glaubt indeß, daß seine Regierung, **je nach Umständen**, alles thun werde, was den Verwundeten zu Gute kommen und dem Vorhaben der Versammlung günstig sein könne.

Herr Dr. Unger aus Wien ist von Seiten seines Kriegsministeriums ohne Weisungen und nur um **zu hören** und **zu berichten**, „ad audiendum et referendum" abgesendet worden.

Herr Dr. Günther aus Dresden erklärt sich von seinem Kriegsministerium beauftragt, der Versammlung beizuwohnen, ist jedoch ohne specielle Instruction. Er fügt bei, daß sowohl seines Königs Majestät, als sein Kriegsministerium ihn besonders angewiesen habe, ihre vollkommenste Theilnahme zu bezeigen, die sie für die schöne, die höchsten Anliegen der Menschheit berührende Arbeit der Conferenz fühlen, und zu versichern, daß es ihr Wille sei, es im gegebenen Fall durch die That zu beweisen. „Was die Sanitätseinrichtungen der Königlich sächsischen Armee betrifft," fährt Herr Dr. Günther fort, „so seien sie denen des übrigen Deutschlands so ziemlich gleich." Er erkennt mit richtigem, von jeder Selbsttäuschung freiem Blick, „daß im Fall des Krieges und auf dem Schlachtfelde die von den Militäranstalten der Friedenszeiten dargebotenen Hülfsmittel nicht hinreichend seien, und daß demnach die thätige Mitwirkung der Bevölkerung selbst in **mehr als einer** Richtung nöthig werde", und neigt sich den Genfer Bestre-

bungen um so mehr zu, „weil sie sich diesen Zweck vorsetzten". Er gehört zu denen, welche das ohne Hintergedanken, ohne Phrase und mit klarem Verständniß der Sachlage zugestehen.

Herr Dr. Steiner aus Karlsruhe will nur zwei Worte sagen: „daß auch er keine Vollmacht hätte, wie seine geehrten Herren Amtsbrüder, wohl aber mit abstimmen würde, jedoch ohne dadurch irgend welche Verpflichtungen zu übernehmen. Er versichert ebenfalls, wie die geehrten Herren Amtsbrüder, „eine allseitige, lebhafte Theilnahme".

Herr Dr. Boudier aus Paris, der sich auf eine Erfahrung von 34 Jahren und auf vier Feldzüge stützt, bekämpft die Vorschläge mit denselben Gegengründen, die auch Herr von Préval geltend machte. Seine 34jährigen Erfahrungen und seine vier Feldzüge lieferten ihm wenigstens keine neuen Argumente. Die Furcht der Verproviantirung dieser freiwilligen Krankenwärter, welche man den sieben mageren Kühen gleichzustellen scheint, und welche für alle Proviantwagen so bedrohliche Existenzen sind, ist auch ihm ein unzubeseitigendes Hinderniß. Man fühlt bei dem allem den ganzen Schmerz eines Verpflegungsamtes, welches dem Aufgegessenwerden nahe steht. Er ist für die Maulthiere und versichert, daß sein Staat auf das erste Kriegsgerücht **binnen 24** Stunden 7—8000 Maulthiere auftreiben könne, und zwar **„ohne alle Uebertreibung"**, wie er beifügt. — Damit will er, ebenfalls ohne jede Uebertreibung, „in 3 oder 4 Stunden **30,000** Verwundete auf die Ambulancen bringen".

Es sei hierbei abermals die Frage erlaubt: warum waren nur diese guten, schätzbaren Maulthiere nicht bei Solferino?

Und ist der Grund, welcher dort ihre so wünschenswerthe Anwesenheit verhinderte, nicht auch erneut denkbar? —

Herr Dr. Maunoir übernahm es übrigens, mehrfache Bedenken entsprechend und, wie ich glaube, auch überzeugend zurückzuweisen.

Es führt zu weit, seine Worte hier wiederzugeben. Er sprach in denselben aus, was in diesen Blättern bereits wiederholt zu Gunsten der gemachten Vorschläge gesagt worden ist. Einige Sätze seiner Rede wiederzugeben, kann ich mich nicht entbrechen:

„Man hat auch von Palmen des Märtyrerthums, von Wunden und ansteckenden Krankheiten, als von schrecklichen Folgen gesprochen, aber es ist klar, daß wir die Leute, die sich uns darbieten werden, um

die Sendung zu erfüllen, die wir ihnen auf den Schlachtfeldern anvertrauen wollen, nicht aussenden werden, um sich zu belustigen. Sie müssen, so zu sagen, gegen den Typhus vorgehen, wie der Soldat mit dem Bajonnet; nur muß man gestehen, daß der chronische Muth, der nöthig ist, um dem Tode in der ersten Gestalt zu trotzen, ein wenig schwieriger ist, als der erhöhte, empor schlagende, welcher am Tage des Gefechtes der Kugel spottet. Indessen sehen wir, daß es im Gefolge der Heere eine gute Zahl Generalstabsärzte giebt, welche diesen Muth haben müssen; wir können daher vielleicht erwarten, daß diejenigen, welche sich freiwillig in dieselbe Lage begeben, Leute sind, die ihn bei Gelegenheit nicht minder beweisen. — Was die Uebung betrifft, den Corpsgeist, so ist das Alles eine Sache der Erziehung, und wir haben nie angenommen, unsere Freiwilligen könnten ganz fertig in Reih und Glied eintreten, wie Ihre vortrefflichen militärischen Wärter. — Was endlich die Schwierigkeiten der Unterhaltung, des Materials, der Verproviantirung u. s. w. im Felde betrifft, so muß man sich diese Schwierigkeit nicht zu groß vorstellen, sie lassen sich alle in der Geldfrage zusammenfassen. Man bedarf dessen und **viel**, aber es wird auch bei einem solchen Anlaß daran nicht fehlen. Um z. B. nur die Schweiz anzuführen, wie könnte es in unserem Lande daran fehlen, wo es keine Familie gäbe, die in einem etwas ernsten Kriege nicht wenigstens eines ihrer Glieder im Feuer stehen hätte? Man giebt in Gestalt der Steuern und dazu gezwungen, um allen Kosten des Krieges zu begegnen; wie sollte man nicht in Gestalt freiwilliger Unterschriften jeder Art geben, wenn es sich darum handelt, den Leiden der Kranken und der Verwundeten einige Linderung zu schaffen? Selbst in dem französischen Dienst, obschon er gewiß einer der best organisirten in ganz Europa ist, giebt es noch viel zu thun. Um sich dessen zu versichern, genügt es, sich mit Herrn Dunant auf das Schlachtfeld von Solferino zu begeben. Der Kaiser Napoleon kann gesagt haben: veni, vidi, vici! Aber die Hülfsleistungen für die unglücklichen Verwundeten sind nicht so schnell gekommen, als der Sieg! Hätte Herr Dunant, statt allein und aller im Voraus gerüsteten Hülfsmittel beraubt zu sein, 100 Wärter bei sich gehabt, so hätte er gewiß wenigstens 2 bis 300 Verwundeten das Leben gerettet. Das ist doch Etwas, wird man zugeben müssen. Man muß eben mit einem kleinen ersten Wurf anzufangen wissen und nicht verlangen,

Alles mit einem Schlage zu erreichen; in Summa, man muß sich nicht entmuthigen lassen, indem man unleugbare Hindernisse als Unmöglichkeiten ansieht, während es doch nur Schwierigkeiten sind. Ist der Anlauf einmal genommen, so muß man vorwärts gehen; selbst eine Niederlage ist in solchem Fall und nach solchem Kampf ehrenhaft; ein vorzeitiger Rückzug allein könnte traurige Folgen haben."

Aus der nun folgenden Einzelberathung, die zu vorläufigen, und einer zweiten, die zu endgültigen Beschlüssen führte, ist etwas besonderes Wichtiges nicht zu entnehmen.

Wer den Verhandlungen gefolgt ist, wird bereits die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Berathung unmöglich zu einem großen Erfolg führen konnte und daß die bloßen Versicherungen „allseitiger Theilnahme" nicht genügend waren, ein positives Ereigniß von irgendwelcher Nutzbarkeit zu erreichen. Ich habe umständlich hierbei berichtet, weil diese Besprechungen unleugbar die Bedeutung eines historischen Ausgangspunktes besitzen.

Außerdem aber beweisen sie, was kaum zu beweisen nothwendig, daß bei Fragen der Politik, des Militärwesens und über Staatseinrichtungen bloße Conferenzen ohne amtlichen Character nicht befähigt sind, auch ein nur halbweg befriedigendes Resultat zu erzielen. Dasjenige der gesammten Besprechungen war, daß der vorgelegte Uebereinkommensentwurf mit nur einigen unwesentlichen Abänderungen Annahme fand. Diese Abänderungen beschränken sich im Grunde bloß auf eine bestimmtere Fassung des Artikel 6. Er lautet in derselben:

„Auf den Ruf oder mit Zustimmung der Militärbehörde senden die Ausschüsse freiwillige Krankenpfleger auf das Schlachtfeld. Sie stellen sich alsdann unter die Leitung der militärischen Befehlshaber."

Außerdem adoptirte man schon hier in Art. 8. als gemeinsames Zeichen für die freiwilligen Krankenwärter aller Länder:

„das weiße Armband mit dem rothen Kreuz".

Unabhängig von diesen Beschlüssen sprach die Conferenz folgende Wünsche aus:

A. Die Regierungen möchten den Hülfsausschüssen, die sich bilden werden, ihren hohen Schutz angedeihen lassen und ihnen den Vollzug ihres Auftrags möglichst erleichtern.

B. Die **Neutralität** möchte von den kriegführenden Völkern in Kriegszeiten für die Ambulancen und Spitäler verkündigt, und gleichfalls für das amtliche Sanitätspersonal, für die freiwilligen Wärter, für die Landesbewohner, welche sich der Pflege der Verwundeten widmen, und für die Verwundeten selbst so vollständig als möglich angenommen werden.

C. Es möchte ein gleichmäßiges Unterscheidungszeichen für die Sanitätskörper aller Heere, oder wenigstens für die zum Sanitätsdienst eines und desselben Heeres gehörigen Personen vorgeführt werden. Auch möchte man in allen Ländern für die Ambulancen und Spitäler eine und dieselbe Fahne wählen.

Sonderbar! Während die besprochenen Unterlagen der Conferenz vollständig verschwanden, waren es diese Wünsche, welche bei der Zusammenkunft des nächsten Jahres die Basis der Verhandlung und den Kern der Convention bildeten.

Vor ihrem Schluß erklärte die Conferenz auf Antrag des Herrn Dr. Basting feierlich:

„Daß Herr Dunant, indem er durch seine ausdauernden Bestrebungen die internationale Erforschung der zu einer wirksamen Unterstützung der Verwundeten auf dem Schlachtfeld anzuwendenden Mittel hervorrief, und die Genfer gemeinnützige Gesellschaft, indem sie dem edelmüthigen Gedanken, der in Herrn Dunant seinen Dolmetscher gefunden, einen so kräftigen Stützpunkt verlieh, sich um die Menschheit wohl verdient und sich ein unbestreitbares Anrecht an die allgemeine Dankbarkeit erworben habe."

Und das war das Beste, was sie noch thun konnten, —.

Von alledem, was die Conferenz angebahnt und worüber sie warm gesprochen hatte, geschah so gut wie nichts. Weder freiwillige Krankenwärtercompagnieen, noch sonst etwas wurden gebildet, noch darüber gesprochen, daß es überhaupt geschehen solle.

Indeß es wurde bereits gesagt: die Genfer Conferenz trage in sich den Geist einer großen lebendig gewordenen Idee!

Sie ist wie alles Geistige unsterblich und kann nicht verschwinden. In ihr lag ein Ausdruck der Zeit, in welcher wir leben, die lautgewordene Stimme der Nationen, welche nur den Mund Dunants zu ihrem Organ gewählt hatte.

Schon im nächsten Jahr trat die Conferenz von neuem und zwar unter hohem Schutz zusammen. Dießmal waren die sie bildenden Abgesandten größtentheils wohlbeglaubigt und wohnten ihr in amtlicher Eigenschaft bei.

Das Circular der Einladung war aus Bern erlassen worden und wurde namentlich von der französischen Regierung bei verschiedenen Cabinetten warm befürwortet.

Der Einladebrief des Conseil fédéral, welches sich zum weiteren Ausbau der niedergelegten Ideen gebildet hatte, datirte vom 6. Juni 1864 und richtete sich an zwanzig Staaten. Der deutsche Bund hatte als solcher, wie gebräuchlich, seine Theilnahme beanstandet und es wurden die deutschen Staaten, welche schon der Conferenz von 1863 beigewohnt hatten, von neuem um ihre Theilnahme ersucht.

Von der Türkei, Griechenland und Mexico liefen noch vor der Schlußsitzung Antworten ein, in denen sie ihr Bedauern aussprachen, für dießmal nicht an der Conferenz theilnehmen zu können; Hannover und Brasilien hüllten sich in Schweigen, und Oestreich, Baiern und die römischen Staaten verhehlten ihre Abneigung nicht, Abgeordnete nach Genf zu schicken. Sechszehn Regierungen nahmen die Einladung an.

Der Vertreter Rußlands konnte auch dießmal Genf nicht zeitig genug erreichen, um sich bei den Arbeiten des Congresses zu betheiligen. Vier andere Mächte: die vereinigten Staaten Amerikas, Großbrittanien, Sachsen und Schweden hatten zwar Abgeordnete gesendet, aber ohne sie mit den nöthigen Vollmachten auszurüsten; sie behielten sich das Recht vor, dem Vertrag später beizutreten, versicherten aber schon jetzt der Conferenz ihrer besten Gesinnung, auch wurde ihren Beauftragten gestattet, trotz der mangelhaften Vollmacht an den Verhandlungen Theil zu nehmen.

Zwölf Mächte, durch 26 bevollmächtigte Gesandten vertreten, unterschrieben die getroffene Uebereinkunft vom 22. August. Es sind dieß:

Das Großherzogthum Baden, Belgien, Dänemark, Spanien, Frank-

reich, das Großherzogthum Hessen-Darmstadt, Italien, die Niederlande, Portugal, Preußen, die Schweiz und Würtemberg.

Die denkwürdigen Verhandlungen selbst fanden in zwei schön geschmückten Sälen des Hôtel de ville statt und wurde denselben ein durch das internationale Comité bereits ausgearbeitetes „projet de convention" unterbreitet.

Dasselbe erschien allen Mitgliedern der Conferenz so entsprechend und annehmbar, daß sich die seltene Erscheinung darbot, wie innerhalb einer diplomatischen Versammlung weder widersprechende Interessen zu bekämpfen, noch entgegenstehende Ansprüche zu vereinen waren.

Und, um es zu sagen, das „projet de convention" war auch von einer so gänzlich ungefährlichen Harmlosigkeit, daß dessen Unterzeichnung auch dem vorsichtigsten Diplomaten kaum eine schlaflose Nacht verursachen konnte.

Es sei damit kein Vorwurf erhoben. Wie selten gelingt ein weltliches Werk bei dem ersten Angriff! Je besser, je schwerer, je bedeutsamer es ist, desto größer die Mühe, die Geduld, die Zeit, welche es beansprucht.

Das alte Sprüchwort von Roms Erbauung verlor noch niemals seine Geltung.

Es handelte sich um einen Anfang. Er wurde erreicht, und noch lange nicht sind wir bei dem Ende. Nur der erste Schritt ist meistentheils schwer, die nachfolgenden drängen sich von selbst auf. Eine stillstehende Maschine in Bewegung zu setzen, bedarf der gedoppelten Kraft, welche sie beansprucht, um ihren Fortgang zu bewirken.

Es wurde ein menschlicher Grundsatz festgestellt, welcher zu gleicher Zeit einen Fortschritt des Völkerrechtes bezeichnet:

„Die Neutralität des verwundeten Soldaten und des bei ihm beschäftigten Personals."

Eigentlich hätte die Feststellung einer so einfachen und natürlichen Sache eines so großen Apparates nicht bedurft, aber lassen wir das dahingestellt; in diesem großen Apparat für ein scheinbar nur geringfügiges, in unserer Bildung begründetes Zugeständniß liegt auch die Bürgschaft seiner dauernden Einwirkung.

Wenn aber die Leiter der Conferenz in ihrem Schlußbericht erklärten, daß sie kaum einen so glücklichen Erfolg ihrer Bemühungen

erwartet hätten, so muß man ihre Bescheidenheit bewundern, oder ihren Glauben an die Fortschritte der Cultur bezweifeln. Sie hatten freilich Erfahrungen gemacht, die nicht geeignet waren, sie zu ermuthigen.

Von den freiwilligen Krankenwärtern war nicht ferner die Rede. Es ist das auch nicht nöthig und wird sich, wenn sie nothwendig sind, ihre Aufstellung von selbst bewirken. Daß sie auf dem Schlachtfeld wie in dem Feldhospital jedem einsichtsvollen Commandanten nicht unwillkommen sein werden, darf man, auch ohne daß darüber Conventionen abgeschlossen werden, voraussetzen.

„Mehrere der größeren militärischen Mächte würden außerdem", theilt der erwähnte officielle Bericht mit, „wenn man jene Einrichtung zum Gegenstand des Vertrags gemacht hätte, demselben ihre Zustimmung entzogen haben."

Als gemeinsames Zeichen wurde das rothe Kreuz im weißen Felde als Fahne und Armbinde festgestellt und anerkannt.

Wenn der Congreß in seinem Rapport sich indeß der Hoffnung hingiebt, „daß er mit der Hülfe Gottes die Zeit erreicht habe, wo die unvermeidlichen Leiden des Krieges gemildert, das Loos der verwundeten Krieger auf dem Schlachtfelde verbessert und gesichert sei," so dürfte er sich Angesichts der dermaligen Bestimmungen dieses Vertrags ebenfalls nur in einer schönen Idee, aber einer leeren Hoffnung, einer offenbaren Täuschung wiegen.

Das wird ihm jeder practische Soldat versichern. Es sind die gemachten Erfahrungen, die ihr Urtheil sprachen und richteten.

Der Vertrag selbst besteht aus 10 Artikeln, und traten übrigens demselben noch nachträglich bei: Sachsen, vor Beginn des letzten Krieges, und Oestreich, wie schon bemerkt wurde, nach geschlossenem Waffenstillstand.

Sei nun dieser Vertrag gegenwärtig noch wie er wolle, so besteht doch das große Verdienst, welches sich **alle Männer**, die an ihm arbeiteten, erwarben, hauptsächlich in der lebhaften Theilnahme für das Schicksal des verwundeten Soldaten, die durch ihre Thätigkeit bei Regierung und Volk angeregt worden ist. Was aber die Convention selbst betrifft, so sind ihre dermaligen Bestimmungen widerspruchsvoll und dadurch schwierig in der Ausführung.

Ihr Character ist zwar durchaus edel und menschenfreundlich, aber er ist kaum mehr als eine doctrinäre Illusion, der man sich zwar in der

besten Absicht hingegeben hat, die aber um so hemmender wirken kann, als man in ihr allein schon das Mittel zu besitzen glaubt, einen großen Theil des menschlichen Elendes auf dem Schlachtfelde zu beseitigen.

Die durchlaufende und bedeutendste Idee der Convention, die Neutralität des Sanitätspersonals, wurde übrigens vor mehr als einem Jahrhundert schon einmal angestrebt. In einem Vertrag zwischen Frankreich und Preußen, erzählt Dr. Löffler, der vor dem Krieg von Friedrich dem Großen am 7. September 1759 unterzeichnet wurde, findet sich ein Artikel, welcher verspricht, für die beiderseitigen Verwundeten Sorge zu tragen, und die Kosten, welche deren Behandlung und Verpflegung verursachen, zurück zu erstatten. Nach ihm konnten ferner unter den gebräuchlichen Maßregeln Wundärzte zu den Verwundeten gesandt werden, und wurden die letzteren nach freier Wahl, ob gefangen oder nicht, zu Wasser oder zu Lande dahin geschafft, wo sie die beste Pflege erhofften.

Die Kranken beider Theile sollten nicht zu Gefangenen gemacht werden und konnten in den Spitälern ruhig verbleiben; es stand sogar jedem der kriegführenden Theile frei, ihnen eine Schutzwache zu geben, welche, so wie die Kranken selbst, ihrer Zeit auf dem kürzesten Weg, mit Passirscheinen versehen, unaufgehalten zurückkehren konnten.

Ebenso war es mit den Kriegscommissären, mit den Feldpredigern, Aerzten, Wundärzten, Apothekern, Krankenwärtern, Dienern und anderen Personen des Krankendienstes zu halten, auch sie machte man nicht zu Gefangenen, sondern schickte sie zurück.

„Es war schon alles einmal da," sagt der weise Ben-Akiba.

Leider scheint man später dieses wahrhaft menschenfreundlichen Uebereinkommens auf beiden Seiten wieder vergessen zu haben.

Es ging demselben, wie es häufig mit Erfindungen geht, die, nachdem sie in einem Land gemacht wurden, in Vergessenheit geriethen, um in einem anderen Land nochmals erfunden zu werden. Eine Einrichtung, die namentlich dazu dient, sich den Ruhm einer Erfindung anzumaßen. In der ersten Gewohnheit, seine Erfindungen zu vergessen, zeichnet sich Deutschland, in der zweiten, sie nachzuerfinden, England aus.

Die Neutralität wurde jedenfalls wieder erfunden. Wir haben sie; sorgen wir, sie nicht von neuem zu verlieren.

Daß sie etwas nothwendiges, durch die Humanität bedingtes ist, bedarf nicht nochmaliger Erörterung. Daß eine zurückgehende, geschlagene Armee ihre Verwundeten hülflos auf dem Schlachtfelde lassen und der Großmuth des Siegers überweisen muß, ist doch eine Maßregel, welche allzusehr gegen die menschlichen Gefühle läuft, als daß man nicht bestrebt sein sollte, sie zu beseitigen. Wiederum war es aber auch bisher nicht angenehm, die bei ihnen zurückbleibenden Aerzte in Gefangenschaft gerathen zu sehen.

„Wir Bewohner des Nordens", sagt Herr Dr. Langenbeck, „sind der Ansicht, daß es sich für den Feldarzt nicht zieme, seine Verwundeten auf dem Schlachtfelde hülflos zurückzulassen, und haben stets nach diesem Grundsatz gehandelt. Nach dem unglücklichen Gefecht bei Bau (9. April 1848) geriethen die in den Lazarethen Flensburgs thätigen holsteinischen Aerzte in dänische Gefangenschaft. Nach der Schlacht bei Schleswig (23. April 1848) wurden dänische Aerzte bei ihren Verwundeten auf dem Schlachtfelde gefangen genommen. Nach der Schlacht bei Idstadt blieben sämmtliche Aerzte der holsteinischen Armee bei den Verwundeten beider Armeen in Schleswig. Nach der Eroberung von Alsen blieben dänische Aerzte bei den Verwundeten auf Schloß Augustenburg und besorgten so lange den Krankendienst, bis sie von preußischen Aerzten abgelöst und in die Heimath entlassen wurden."

„Die Idee der Neutralität des Feldsanitätspersonals war damals noch nicht angeregt, aber dennoch handelte man nach ihren Principien."

„Im Jahre 1866 gehörte Oestreich noch zu den wenigen Staaten, welche dem Genfer Vertrag nicht beigetreten waren. Bereits vor Ausbruch der Feindseligkeiten, unter dem 23. Juni, hatten Se. Majestät der König in sorglicher Voraussicht dem Höchstcommandirenden der Armee in Böhmen den Befehl ertheilt, den Befehlshabern der gegenüberstehenden K. K. östreichischen Truppen anzuzeigen, daß, wenn gleich die K. K. Regierung dem in Genf abgeschlossenen internationalen Vertrag vom 22. Aug. 1864 bisher nicht beigetreten sei, die K. preußischen Truppen dennoch in der Erwartung der Reciprocität Anweisung erhalten hätten, „die durch diesen Vertrag geschützten Humanitätsrücksichten gegen die K. K. Sanitätsbeamten und Anstalten zu üben". In dem Antwortsschreiben d. d. Josephstadt, den 27. Juni, gab das K. K. Obercommando nur die ganz allgemein gehaltene Antwort, „daß die Armee

Sr. K. K. apostolischen Majestät ganz selbstverständlich jede mögliche Humanitätsrücksicht bei jeder Gelegenheit beobachten und walten lassen werde".

„Eine zweite, nach den ersten siegreichen Gefechten von Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen in demselben Sinne erlassene Aufforderung blieb ebenfalls ohne Erfolg, wurde vielmehr in der Wiener Presse, welche unsere Siege consequent in Niederlagen umwandelte, zu der Nachricht ausgebeutet, daß ein Parlamentär mit Waffenstillstandsbedingungen in das östreichische Lager gesandt worden sei. Wie wenig die Befehlshaber der östreichischen Truppen sich durch obige Erklärung an die Artikel der Genfer Convention gebunden glaubten, zeigte sich dann auch sehr bald. Nach dem Gefecht bei Oswiecim erhielt der Dr. Friedländer von dem Commandeur seines Regiments den bestimmten Befehl, bei den verwundeten **Oestreichern** im Dorfe Plavy zurück zu bleiben und ihnen den ersten ärztlichen Beistand zu leisten. Der Dr. Friedländer wurde von Bauern des genannten Dorfes gefangen genommen, als er gerade beschäftigt war, einen östreichischen Verwundeten zu verbinden. Trotz der dringenden Vorstellung unsererseits, daß der gedachte Arzt in der Erwartung bei den östreichischen Verwundeten zurückgelassen sei, daß von östreichischer Seite nach den Grundsätzen der Genfer Convention verfahren werde, wurde derselbe nicht ausgeliefert, sondern als Gefangener nach Krakau transportirt. Fast scheint es, als wenn den östreichischen Aerzten die eigentliche Bedeutung der Genfer Convention nicht klar geworden sei, weil gefangene Aerzte in Gitschin sich weigerten, den Krankendienst bei der großen Anzahl ihrer Verwundeten mit zu übernehmen, da sie nach der Genfer Convention und als neutrale Personen von uns sofort entlassen werden müßten.*) Wie dem auch sei, Thatsache bleibt es, daß die östreichischen Verwundeten in den Lazarethen zu

*) Diese Auffassung dürfte allerdings von mancher Seite und im Hinweis auf Artikel 3. der Convention wohl als nicht incorrect zu bezeichnen sein. Denn was ist Neutralität anders, als Schutz gegen Kriegs- und Zwangsmaßregeln? Besagt Artikel 3. nicht ganz bestimmt, daß das Personal sich zurückziehen kann? Ob jene Aerzte richtig handelten, daß sie ihren eigenen Verwundeten keine Hülfe leisten wollten, sei dahingestellt, aber sie gegen ihren Willen zurück zu halten, das heißt doch wohl dem Genfer Vertrag eine eigenthümliche Auslegung geben, und beweist nur, wie wenig diese Bestimmungen beobachtet, oder wie verschieden sie ausgelegt wurden. Es beweist eben ihre Mangelhaftigkeit. Anm. d. Verf.

Pardubitz und auf den Schlachtfeldern von Königgrätz ohne jeden ärztlichen Beistand zurückblieben. Und da unsere Armee der feindlichen auf dem Fuße folgte und ein großer Theil unseres Sanitätscorps selbstverständlich ebenfalls nachfolgen mußte, so konnte sich das Entsetzliche ereignen, daß auf dem vier Meilen großen Schlachtfelde verlassene östreichische Verbandplätze mit Hunderten von Verwundeten, ohne Nahrung und ohne jeglichen Beistand, erst am dritten Tage nach der Schlacht von uns aufgefunden wurden."

„Die Feder sträubt sich, solche Gräuel zu schildern, und dennoch wird es zur heiligen Pflicht; denn nichts ist geeigneter, um die noch widerstrebenden Gemüther von der Nothwendigkeit der Genfer Convention und ihrem **weiteren Ausbau** zu überzeugen."

„Nach Beendigung der Feindseligkeiten, an demselben Tag, als die Friedenspräliminarien in Nikolsburg unterzeichnet wurden, erklärte Oestreich seinen Beitritt zur Genfer Convention."

Die vorliegend erzählten Fälle sind in mancher Hinsicht belehrend und so selbstredend, daß sie bei Besprechung der Vertragsartikel manches Wort ersparen.

Der weitere Ausbau der Convention dürfte sicher nicht auf Schwierigkeiten stoßen. Einmal vorhanden, kann sie nicht umgestoßen, sondern nur verbessert werden.

Vor allem ermangeln ihre Artikel einer vollkommen klaren und bestimmten Fassung. Es dürfen nirgends Zweifel obwalten, denn der Krieg selbst würde nicht der passende Zeitpunkt sein, sie zu lösen.

Sie müßte in der gedrängtesten Form zugleich vollständig positiv bezeichnen, was durch sie gewährleistet wird, ohne alle „Wenn und Aber". Wenn irgend etwas im Stande ist, auch die beste Schöpfung, die gesundeste Idee gründlich zu ruiniren, so sind es diese Wenn und Aber; leidige Wörter, die mehr Unheil auf ihrem Gewissen haben, als alles andere Uebel, mit dem das Menschengeschlecht verfolgt und geschlagen wird.

Betrachten wir jetzt die einzelnen Artikel und fügen wir ihnen die Ausstellungen bei, die gegen sie erhoben worden sind.

Artikel 1.

Die leichten und die Haupt-Feldlazarethe sollen als neutral anerkannt und demgemäß von den Kriegführenden geschützt und geachtet werden, so lange sich Kranke oder Verwundete darin befinden. Die Neutralität würde aufhören, wenn diese Feldlazarethe mit Militär besetzt wären.

Das Wort „Neutralität der Hospitäler" scheint den gewöhnlichen Auslegungen nach sich mit einem bestimmten Begriff zu verbinden, läßt aber trotzdem unbedingt in seinen Auffassungen der persönlichen Interpretation einen großen Spielraum. Jedenfalls soll durch ihn gesagt sein, daß ein von dem Feind errichtetes Hospital gleich jedem anderen befreundeten Hospital betrachtet wird, daß es mitten in dem es umgebenden Kriegssturm unbeirrt und unbelästigt seine Obliegenheiten erfüllen darf, daß es nicht von uns besetzt noch gezwungen werden kann, sein lebendes oder todtes Material ausschließlich zu unserem Dienst zu verwenden, daß es vielmehr denselben, dem Einen wie dem Anderen, so weit es seine Kraft vermag, zu Theil werden lasse, daß es, mit einem Worte, innerhalb seiner Wirkungssphäre die vollständigste Freiheit des Gebahrens genießt.

Daß man Lazarethe vernichtete, war auch bis jetzt bei civilisirten Völkern nicht Gebrauch; eben so wenig, daß man in ihnen untergebrachte Kranke vertrieben hätte. Was könnte also der Artikel wohl anders besagen, als daß eben die Feldhospitäler nicht als etwas angesehen werden, was zur Kriegsbeute gehört. Sie sind **neutral**, das heißt dem activen Kriegsstand nicht beizuzählende, von dem Kriegsfall nicht zu berührende Objecte.

Ihre Thätigkeit darf weder beeinträchtigt, noch gehemmt werden, und wenn sie aufbrechen wollen, um ihrer Armee nach einem anderen Orte zu folgen, darf Niemand dieß verhindern. Oder werden diese dann außer Thätigkeit befindlichen Hospitäler sofort Kriegsbeute? Das hieße denn doch die Anwendung des ganzen Artikels unmöglich, hieße ihn höchstens zu einer Curiosität machen.

Es steht auch dieser Deutung wohl kein Bedenken entgegen. Denn gegen das Gespenst der Spionage, gegen den Vorwurf, daß z. B. ein Feldhospital inmitten der Operationslinie der feindlichen Armee zu Inconvenienzen führen müßte, kann man sich leicht wahren.

Man erkläre doch überhaupt mit einem Wort das gesammte Sani-

tätsweſen, mit allem was dazu gehört an todtem und lebendem Material, für neutral. Es diene dem Freund und dem Feind gleichmäßig. Oder vielmehr es gebe für daſſelbe weder einen Freund noch einen Feind. — Es diene ungezwungen, nach ſeinem Ermeſſen und nach den Befehlen ſeines Armeecommandos, wo ſeine Dienſte nothwendig ſind; alle Sanitätskörper und Anſtalten ſeien unter einander ſolidariſch verbunden, ſie mögen ſich einander unterſtützen, und inmitten der kriegführenden Armeen eine parteiloſe, aber eifrige Thätigkeit entfalten, hier oder dort. Niemand darf ihnen innerhalb derſelben entgegen treten, ſie ſelbſt aber haben die Bürgſchaft zu leiſten, daß ſie, weil ſie eben nicht Partei ſind, gegen Keinen einen benachtheiligenden oder ſchädigenden Einfluß ausüben werden.

Erſcheint etwas, was ſo ſehr im Geiſte der Humanität und des Vertrages von Genf liegt, unausführbar? Gewiß nicht. Man wolle, daß es ausführbar wird, man umkleide das dazu nöthige mit der Heiligkeit des Befehles und der Geſetze und die Ausführung wird ſich ſelbſt finden.

Eine militäriſche Schutzwache iſt bei Hospitälern keine unbedingte Nothwendigkeit. Es hat ſchon manches Feldhospital ſich ohne dieſelbe behelfen müſſen.

Die wenige Wachmannſchaft, deren man für die Vorräthe und Magazine bedarf, würde wohl keinen Gegenſtand ſtrategiſcher oder tactiſcher Bedenken bilden. Auch kann hierbei zur größeren Beruhigung für die, welche für geheimnißvolle Operationspläne die Spionage fürchten, die Bewachung der Hospitäler von derjenigen Armee übernommen werden, in deren Kreis das Hospital gelegen. Sie mag es mit Wachen umgeben, um jeden unerlaubten Verkehr abzuſchneiden, wenn ſie der Gewiſſenhaftigkeit, der Ehre und der Umſicht der Hospitaldirection nicht vertrauen will, oder fürchtet, daß dieſelbe die nothwendigen Maßregeln unterlaſſen könnte.

Es wurden ja bisher ſtets die verwundeten Soldaten der geſchlagenen Armee in den jenſeitigen Hospitälern aufgenommen. Einzelne waren von denſelben oft gefüllt. Erſcheint das ungefährlich, dann kann man auch ohne Bedenken feindliche Hospitäler in dem eigenen Rayon aufſchlagen laſſen.

Wenn man aller der tauſend Gründe und Beiſpiele gedenkt, die für dieſe Maßregel ſprechen, wenn man erwägt, daß alles, was von ihr zu

fürchten wäre, hundert andere Anstalten eben so bedenklich erscheinen läßt, die von den Armeen nicht in den Kreis ihrer Ueberwachung gezogen werden können, — dann ist kaum ein wirklich haltbarer Grund anzugeben, der ihr entgegenstände.

Sollte etwas bloß deßhalb nicht möglich sein, weil es bisher nicht ausführbar war, so sähe es um jeden guten Fortschritt sehr bedenklich aus.

Artikel 2.

Das Personal der leichten und Haupt-Feldlazarethe, inbegriffen die mit der Aufsicht, der Gesundheitspflege, der Verwaltung, dem Transporte der Verwundeten beauftragten Personen, so wie die Feldprediger, nehmen so lange an der Wohlthat der Neutralität Theil, als sie ihren Verrichtungen obliegen, und als Verwundete aufzuheben oder zu verpflegen sind.

Artikel 3.

Die im vorhergehenden Artikel bezeichneten Personen können selbst nach der feindlichen Besitznahme fortfahren, in den von ihnen bedienten leichten und Haupt-Feldlazarethen ihrem Amte obzuliegen, oder sich zurück zu ziehen, um sich den Truppen anzuschließen, zu denen sie gehören. Wenn diese Personen unter solchen Umständen ihre Thätigkeit einstellen, so wird die den Platz behauptende Armee dafür sorgen, daß sie den feindlichen Vorposten zugeführt werden.

Daß es dem Personal eines Hospitals gestattet ist, bei den ihrer Hülfe und ihrem Schutz empfohlenen Kranken auszuharren, liegt so tief in der menschlichen Gesittung begründet, daß es für die Gewährung dieses Artikels wohl nur einer einfachen Uebereinkunft, aber nicht erst des gewichtigen, umfänglichen Genfer Vorganges bedurft hätte.

Artikel 4.

Das Material der Haupt-Feldlazarethe unterliegt den Kriegsgesetzen, und die zu diesen Lazarethen gehörigen Personen dürfen daher bei ihrem Rückzuge nur diejenigen Gegenstände mitnehmen, welche ihr Privateigenthum sind.

Das leichte Feldlazareth dagegen bleibt unter gleichen Umständen im Besitze seines Materials.

Der Artikel entzieht sich der Besprechung! — Soll der Genfer Vertrag aber wirklichen Nutzen stiften und lebensfähig werden, so muß er einfach verschwinden.

Das Material der Feldlazarethe ist eben alles, was das Hospital bedarf, um etwas zu leisten; es ist das, was es eben zu einem Hospital

gestaltet. Es gehören dazu seine Wäsche, seine Lagerstätten, seine Medicamente und Instrumente, sowie Bandagen und Verbandstücke, seine Kocheinrichtung und Gelder; seine Pferde und Wagen. Es bleiben, nachdem alles das genommen, dem **neutralen** Hospitale nur vier leere Wände zurück. Um das zu erzielen, bedurften wir doch wohl nicht der Hülfe der Genfer Convention! Es ließe sich das mit größerer Bequemlichkeit erreichen. Man begreift schwer, warum es nicht möglich war, diesen Artikel zu beseitigen und wie man ihn aufnehmen konnte, da er das Andere in Frage stellt und über Alles Zweifel und Unbestimmtheit wirft. Vielleicht giebt der über diese Conferenz erstattete Bericht einen Aufschluß. Sehen wir, was er erläuternd bemerkt:

„Eine weise (?) Vorsicht ergriff man gegen das Spioniren, welchem sich das neutrale Personal nach Artikel 2. überlassen könnte. Es ist nur so lange als neutral zu betrachten, als man Verwundete aufzunehmen und zu verpflegen hat. Es wird hierdurch die Aufnahme von Menschen ausgeschlossen, welche durch diese Neutralität gedeckt, sich ohne Nothwendigkeit innerhalb der feindlichen Armee bewegen könnten."

„In den neutralisirten Hospitälern werden somit Kranke und Verwundete fortwährend die Sorgfalt ihrer Landsleute genießen, was gewiß eine große Erleichterung für ihre Leiden ist, besonders in einem Lande, wo man ihre Sprache nicht versteht."

„Aber nothwendigerweise tritt der Augenblick ein, wo die Thätigkeit des an das Hospital gefesselten Personals mit dem Räumen desselben erlischt. Dieses Personal kann sich dann zurückziehen, um das Corps zu erreichen, zu welchem es gehört, und wird bis an die Vorposten der feindlichen Armee gebracht. Sie dürfen indeß nur die Sachen mitnehmen, die ihr Privateigenthum bilden, während die Ausrüstung des Hospitals in den Händen des Siegers bleibt. Handelt es sich hingegen um eine Ambulance, deren Besitz weniger bedeutend ist, so wird auch das Material zurückerstattet, denn es hieße sein Personal der Machtlosigkeit übergeben, raubte man ihm die Mittel zum Handeln. Man würde auf diese Weise gerade das Gegentheil des sich gesteckten Zieles erreichen."

Man könnte sich vielleicht veranlaßt fühlen, diese Art von Argumentation nicht ganz überzeugend und glücklich zu nennen, indeß lassen wir das, und fragen wir nur: ob die Feldhospitäler nicht genau in derselben

Lage sind, wie die Ambulancen, und ob man ihnen mit der Hinwegnahme ihres Materials nicht ebenfalls alle Mittel zum ferneren Handeln raubt? Sie nicht ebenfalls zur Machtlosigkeit zwingt? — Nicht ebenfalls dadurch das Gegentheil des gesteckten Ziels, und zwar in weit größerem Umfange erreicht? — Daß das Material der Hospitäler nur deßhalb Beute des Siegers werden sollte, weil dessen Besitzstand bedeutender, das ist wohl nur in den Bericht aufgenommen worden, um den Makel des Artikel 5. mit einer schüchternen Entschuldigung zu umkleiden.

Armeen machen Kriegsbeute und nehmen von dem Feinde, was sie erlangen, um dessen Hülfskräfte zu vernichten, aber sicher nicht deßhalb, weil irgend etwas vom rein kaufmännischen Standpunkte aus Werth hat. Am wenigsten aber werden sie die Hülfskräfte vernichten, welche man gegenseitig braucht, die Kranken und Verwundeten zu schirmen.

Ueberhaupt ist der erwähnte Bericht nicht glücklich, wenn er die Gründe anführt, welche die Fassung dieses oder jenes Artikels bedingen.

Artikel 5.

Die Landesbewohner, welche den Verwundeten zu Hülfe kommen, sollen geschont werden und frei bleiben.

Die Generale der kriegführenden Mächte haben die Aufgabe, die Einwohner von dem an ihre Menschlichkeit ergehenden Rufe und der daraus sich ergebenden Neutralität in Kenntniß zu setzen.

Jeder in einem Hause aufgenommene und verpflegte Verwundete soll demselben als Schutz dienen. Der Einwohner, welcher Verwundete bei sich aufnimmt, soll mit Truppeneinquartierung, sowie mit einem Theile der etwa auferlegten Kriegscontributionen verschont werden.

Gegen diesen Artikel aufsteigende Bedenken werden durch seine offenbaren Vorzüge aufgewogen. Er vertraut für die Pflege unserer Verwundeten nicht allein der Barmherzigkeit und der Theilnahme der Landesbewohner, er umgeht diese oft unzuverlässigen Momente und wendet sich an den persönlichen Vortheil, an den Egoismus des alltäglichen Lebens. Ein Anruf, der somit doppelte Sicherheit verspricht.

Denn, ohne Phrase: — Wenn man von den Menschen einen Liebesdienst erwartet, zu welchem man sie nicht in allen Fällen zu zwingen vermag, heißt es vor- und umsichtig handeln, ihnen jedenfalls dafür einen Vortheil in Aussicht zu stellen. Es werden ihrer mehr sein, die um seinetwillen sich zu dem verlangten Dienst bereit finden, als es deren giebt, die es in redlicher Uneigennützigkeit und aus reiner Menschenliebe thun.

Nebenbei bietet dieser Artikel dem Verwundeten die angenehme Ueberzeugung, daß er seinerseits dem Hause seines Pflegers ein nützliches Mitglied ist und daß er die Gastlichkeit seines Daches durch den Schutz lohnt, den er über dasselbe breitet.

Daß dieses Verhältniß und die Bestimmungen dieses Artikels zu umfänglichen Mißbräuchen führen sollten, ist nicht zu fürchten. Versucht mag es werden, denn auch an die Vorgänge des Krieges knüpft Gewinnsucht ihre Speculationen.

Vielleicht würde auch der Eine oder Andere es versuchen, durch eine jener schlau angelegten, aber meistentheils gemein verlaufenden Nichtswürdigkeiten aus diesem Artikel Vortheil zu ziehen. Aber es wird vollkommen genügen, dem ersten, der eine freche Täuschung wagt, die volle Strenge der Kriegsgesetze fühlen zu lassen, um die Wiederholung zu verhüten. Mag auch einmal eine solche Täuschung unentdeckt verlaufen, was schadet es? — Glaubt man, daß sie in Kriegszeiten nicht noch in ganz anderer Weise und bei viel wichtigeren Objecten geübt wird? — Durch die hier in Frage stehende wird weder eine Schlacht gewonnen noch verloren. Wollte man eine gute Maßregel deßhalb unterlassen, weil in ihrem Gefolge der eine oder andere Uebelstand sich befindet, nur selten würden wir dann ihrer Wohlthaten theilhaft werden.

Auch wurde gefürchtet, daß sich die Commandirenden wenig an die Bestimmungen derartiger Artikel kehren würden. Das wäre doch schlimm! Man befehle es nur geeigneten Ortes und in der gebräuchlichen Weise, und es wäre das erste Mal, daß man in einer Armee von disciplinirten Soldaten den Gehorsam verweigerte. Auch der Krieg hat seine Gesetze und seine Rechte, und einen Vertrag, der von dem Kriegsherrn anerkannt wurde, und dessen Artikel der Armee als solche zur Kenntniß gegeben werden, nach denen **gehandelt werden soll**, ein solcher Vertrag wird sicher respectirt werden. In einzelnen Fällen, wo dieß durch Umstände ganz besonders eigenthümlicher Art nicht möglich wäre, würde der betreffende Commandant eben unter eigener Verantwortung handeln und seine Maßnahmen vertreten müssen.

Artikel 6.

Die verwundeten oder kranken Militärs sollen ohne Unterschied der Nationalität aufgenommen und verpflegt werden.

Den Oberbefehlshabern soll es freistehen, die während des Gefechtes

verwundeten Militärs sofort den feindlichen Vorposten zu übergeben, wenn die Umstände dieß gestatten, und beide Parteien einverstanden sind.

Diejenigen, welche nach ihrer Heilung als dienstunfähig befunden worden sind, sollen in ihre Heimath zurückgeschickt werden.

Die Anderen können ebenfalls entlassen werden, unter der Bedingung, während der Dauer des Krieges die Waffen nicht wieder zu ergreifen.

Die Verbindeplätze und Depots nebst dem sie leitenden Personal genießen einer unbedingten Neutralität.

Auch die Bestimmungen dieses Artikels verstehen sich von selbst, seitdem von unseren Kriegen der Barbarismus früherer Jahrhunderte gewichen ist und wir voraussichtlich weder mit Hunnen, noch mit Rothhäuten Krieg führen. Hätten wir aber das Unglück, mit derartigen außerhalb der Civilisation stehenden Barbaren kämpfen zu müssen, und kämen in Folge dessen Fälle vor, wie sie sich z. B. auf dem Schlachtfelde von Solferino ereigneten, so würden dagegen auch die Genfer Verträge wenig vermögen.

Der letzte Satz dieses Artikels, welcher die unbedingte Neutralität der Verbandplätze anerkennt, ist um so wichtiger. In ihm liegt ein Stück Kern; etwas von Zukunft und Hoffnung.

Was man den Verbandplätzen ohne Bedenken zugesteht, das lasse man auch ohne Einschränkung dem ganzen Sanitätswesen angedeihen. Unbedingte Neutralität für Mann und Gefährte. Die Flagge decke in vollkommenster Weise das gesammte lebende und todte Material.

Geht es dort, so wird es hier auch gehen. Man versuche es nur für einen Feldzug. Dann aber auch mit redlichem, nicht mit halbem Willen. Nicht mit vorgefaßter Meinung. Man lasse die Maßregeln, welche der Ausführung vorangehen, durch Behörden treffen, die für diese Angelegenheit ein ganzes Herz und wohlwollende Zuneigung haben. Dann wird die Ausführung auch keine Schwierigkeit bieten.

Artikel 7.

Eine deutlich erkennbare und übereinstimmende Fahne soll bei den Feldlazarethen, den Verbindeplätzen und Depots aufgesteckt werden. Daneben muß unter allen Umständen die Nationalflagge aufgepflanzt werden.

Ebenso soll für das unter dem Schutze der Neutralität stehende Personal eine Armbinde zulässig sein; die Verabfolgung einer solchen bleibt indessen der Militärbehörde überlassen.

Die Fahne und die Armbinde sollen ein rothes Kreuz auf weißem Grunde tragen.

Artikel 8.

Die Einzelheiten der Ausführung der gegenwärtigen Convention sollen von den Oberbefehlshabern der kriegführenden Armeen nach Anweisung ihrer betreffenden Regierungen und nach Maßgabe der in dieser Convention ausgesprochenen allgemeinen Grundsätze angeordnet werden.

Artikel 9.

Die Hohen vertragenden Mächte sind übereingekommen, gegenwärtige Convention denjenigen Regierungen, welche keine Bevollmächtigten zur internationalen Conferenz in Genf schicken konnten, mitzutheilen und sie zum Beitritte einzuladen; zu diesem Zwecke bleibt das Protokoll offen.

Artikel 10.

Die gegenwärtige Convention soll ratificirt und die Ratificationsurkunden sollen in Bern binnen vier Monaten oder, wenn es sein kann, früher ausgewechselt werden.

Zur Urkunde dessen haben die Bevollmächtigten dieselbe unterzeichnet und den Abdruck ihrer Wappen beigefügt.

Geschehen zu Genf, den zwei und zwanzigsten August des Jahres 1866.

Diese Artikel enthalten allgemeine Bestimmungen, die zweckdienlich und nothwendig sind. Eine gleichmäßige Uniformirung des gesammten Sanitätswesens derjenigen Staaten, die der Genfer Convention beigetreten sind, würde mancherlei äußere und innere Vortheile bieten. Die gleichen Abzeichen und das rothe Kreuz im weißen Felde sind bereits zugestanden und stifteten vielen Nutzen, nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern auch außer demselben; namentlich schon durch das Gefühl einer großen Zusammengehörigkeit, mit dem es alle die umschließt, die sich zusammengethan hatten, um den Verwundeten zu helfen.

Mag diese Uniformirung sein, welche sie wolle, so wird sie an sich schon zu einer größeren Sicherheit für die ganze Feldsanität beitragen und deren Neutralität leichter handhaben lassen. Daß die Signale, Fahnen und alle nach Außen tretende Erkennungszeichen durchgehend gemeinsam sein müssen, ist in dem Vorhergehenden begründet.

Artikel 8. gestattet den Höchstcommandirenden außerdem nach der Anweisung ihrer betreffenden Regierungen und nach Maßgabe der in der

Convention niedergelegten allgemeinen Grundsätze die Einzelheiten der Ausführung zu ordnen.

Das ist eine wichtige Bestimmung, denn es liegt somit in der Hand der Oberbefehlshaber, welche hierzu seitens ihres Kriegsherrn Vollmacht erhalten werden, den jeweiligen besonderen Verhältnissen Rechnung zu tragen, und namentlich alles, was die Anwendung als nothwendig bezeichnet, beizufügen. Wenn eine nach den Grundsätzen der Theorie noch so wohl construirte Maschine das erste Mal sich in wirklichen Gang setzt, wird man immer einige Räder bemerken, welche nicht in der gedachten Weise sich bewegen, hemmende Frictionen werden sich zeigen und manche Feder wird nicht die Kraft besitzen, die man ihr zutraute. Man hilft an Ort und Stelle nach. Einige Feilstriche, nur wenig Glätte, etwas ab oder zu — — und alles ist gethan; die Maschine verrichtet alle erwarteten Dienste.

So auch hier.

Daß natürlich nicht zu viel dem Krieg selbst und jenen Vereinbarungen überlassen bleiben darf, ist wünschenswerth; die leitenden Grundsätze müssen in der correctesten und unzweideutigsten Weise vor seinem Ausbruch vereinbart sein.

---

1) Unbedingte Neutralität der leichten und Haupt-Feldlazarethe, mit allem, was zu ihnen an Material und Menschen zu rechnen ist; unter Bürgschaft gegen Uebergriffe und Benachtheiligung der Kriegszwecke.

2) Unbeanstandetes In-Wirksamkeit-Treten aller Sanitätsanstalten an jedem Ort und in jeder Lage, namentlich im Bereich der Schlachtfelder.

3) Keinerlei von Gefangenschaft oder Wegnahme von etwas, das zu dem Sanitätswesen zählt.

4) Gegenseitige Hülfe und gegenseitige Unterstützung auf dem Schlachtfeld; vereinigtes Handeln und sich ergänzende Maßnahmen.

5) Einheitliche Organisation in Wesen und Gestaltung innerhalb des Verbandes. — Aufstellung eines Reglements; eine Uniformirung, dieselben Abzeichen und Fahnen.

6) Unterstützung und Beiziehung privater Hülfsvereine, und derjenigen brauchbaren Maßregeln, welche von ihnen zum Wohl und zur Hülfe der Verwundeten und Kranken ausgehen. Gemeinschaftliche Verwendung der von den Privatvereinen etwa gestellten und angenommenen Hülfskräfte.

Das dürften vielleicht die Hauptpunkte sein, die eine feste Form zu erhalten hätten und deren Details reglementmäßige Begründung werden könnte, damit für den Kriegsfall selbst nur wenig beizufügen wäre.

Wollte man einen allzu freien Spielraum lassen, würden wir uns bald wieder auf dem alten unsicheren Standpunkt befinden, der doch wohl nach den hinter uns liegenden Erfahrungen verlassen werden soll.

Die Tage nach einer Kriegserklärung eignen sich wenig, um Neues einzuführen.

Der Vertrag sollte schon deßhalb vorher nicht nur in seinen Hauptzügen, sondern auch in deren Einzelheiten ausgearbeitet sein, weil sich auf sie ein wesentlicher Theil des gesammten Feldsanitätswesens gründen wird, ja, weil dessen ganzes System auf ihn gestützt in seiner Anwendung einen anderen Character annehmen dürfte, auch die Herbeiziehung der Privatvereine nur dann ersprießlich sich gestalten könnte, wenn der Vertrag dieselbe ordnet und sichert.

Vor allem aber ist es nöthig, daß, wenn alles dieß erreicht und der Vertrag eine Thatsache geworden ist, wenn seine Artikel gesetzkräftige Bestimmungen sind, daß er dann auch zur allgemeinen Kenntniß gelange.

Jeder, der zur Armee gehört, Commandirende und Gehorchende, Officiere wie Soldaten, dürfen sich über denselben nicht im Zweifel befinden.

Er muß einen Gegenstand ihrer Instruction bilden, er muß als ein Befehl ihnen mitgetheilt und erklärt werden. Dadurch erst wird er zu Fleisch und Blut. — Ein jeder muß die Pflichten kennen, die er ihm auferlegt, gleich wie die Rechte, die er durch ihn genießen wird.

Der Soldat wird seine Bestimmungen mit Freude begrüßen, da er es ist, dem dieselben zunächst einen wirksamen Schutz und eine sichere Hülfe zutragen.

Es ist nicht anzunehmen, daß wissentlich ein Soldat gegen Bestim-

mungen fehlen werde, die ihm heilig erscheinen müssen. Von Allen willkommen geheißen, wird der Vertrag unter dem Schutz Aller stehen und die Neutralität des Sanitätswesens wird dann eine Thatsache bilden, welche ohne Schwierigkeiten das erreichbar machen wird, was bisher unmöglich schien:

Volle und sofortige Sicherstellung des Looses der Verwundeten auf dem Schlachtfelde; gute und schnelle Pflege der im Felde Erkrankten. —

Auf andere Weise dürfte dieses Ziel kaum zu erreichen sein, und alle außerhalb dieser Combination sich bewegenden Vorschläge würden nur in schöne Gedanken oder unfruchtbare Versuche verlaufen.

Deßhalb möge man denn auch den Genfer Vertrag als ein bedeutungsvolles Ereigniß, als einen jener Fortschritte begrüßen, wie sie sich in der Geschichte des Menschengeschlechtes von Zeit zu Zeit als Abschnitte bemerklich machen.

Deßhalb wollen wir das rothe Kreuz im weißen Felde als das Symbol betrachten, welches dem Sanitätswesen die neue Zukunft erschließt.

Deßhalb hat auch diese internationale Convention von Genf in den Herzen aller fühlenden Menschen Anklang gefunden und das lebhafteste Interesse erregt.

Sie ist, ich wiederhole es, mehr als ein schöner Gedanke:

Sie ist eine That.

Und wenn auch in dem letzten Krieg das internationale Banner sich noch nicht zu entfalten vermochte, so lag das in besonderen Verhältnissen, namentlich in der Mangelhaftigkeit der Convention.

Man hat sie ohne Zweifel erkannt und die erleuchteten hohen Mächte, in deren Hand die Leitung des Kriegswesens liegt, werden es zum Wohle ihrer treuen Soldaten nicht verschmähen, Hand an die Umgestaltung eines Vertrags zu legen, der durch Menschenfreundlichkeit geschaffen, schon jetzt ein Eigenthum fast aller Nationen geworden ist.

Das rothe Kreuz aber sei von einem jeden Soldaten mit Freuden begrüßt, und ein Jeder trage das Seine bei, den Segen lebendig werden zu lassen, der, wie er im Allgemeinen seit Jahrhunderten von dem Kreuze ausgeht, für uns insbesondere sich kräftig erweisen wird.

Es ist ein schönes Symbol das Kreuz!

Verwandeln wir es für uns in eine Hülfe, die niemals ferner täuschen wird.

Nach dem allem aber dürfte es wohl einer Entschuldigung nicht bedürfen, daß diese Genfer Convention und die Geschichte ihrer Entwickelung eine so eingehende Besprechung fand.

Sie bildet einen Abschnitt in der Geschichte des Sanitätswesens. Mit ihr schreiten wir über die Schwelle, welche die Vergangenheit von der Zukunft trennt.

Ein solches Ereigniß, dünkt mich, ist würdig in den Phasen verfolgt zu werden, welche es durchlief. Sie dürfen der Nachwelt nicht verloren gehen, ebensowenig wie die Namen aller der Männer, die bei dem Aufbau eines so bedeutenden Werkes thätig waren.

Etwas weiteres über den zu erhoffenden Ausbau zu sagen, erscheint von meinem Standpunkt aus nicht passend. Eine so hochwichtige Angelegenheit kann allein an gewichtiger Stelle entschieden werden.

Nur das Eine wollen wir in Gemeinsamkeit erhoffen, daß man diesem Ausbau ein geneigtes Augenmerk schenke, daß man bei ihm nicht eine allzugroße Rücksichtnahme auf Möglichkeiten, die nicht eintreten, walten lasse, und daß man nicht allzu sehr sich scheue, gewisse gebräuchlich gewesene Normen zu vergessen.

Die Genfer Convention, welche einer außerordentlichen Elasticität fähig ist, trägt jene Lebenskraft in sich, die niemals versiegt. Die Humanität gebietet, sie zu nützen und die Früchte zu ernten, mit welchen sie die Mühe derer lohnen wird, die ihr eine verwendbare Gestaltung verleihen.

Hoffen wir, daß in dem nächsten Feldzug die weiße Fahne mit dem rothen Kreuze wehen, daß sie ihre Falten schlagen werde über unzählige Hospitäler, die sich unter ihrem Schutz rings um den Kampfplatz etablirten, auf den Ambulancen und Verbandplätzen, die zunächst demselben in dichter Kette sich bildeten, vor den Patrouillen, welche zu Roß und zu Fuß, mit Wagen und Bahren das Kampffeld durchstreifen, gesichert durch ihre Banner und Zeichen, daß kein Soldat mit Absicht sein tödtliches Geschoß auf sie richten werde. Hoffen wir, daß die Verwundeten, welche von dieser Fahne geleitet zu den Pflegestätten getragen oder geführt werden, geborgen seien, und daß keine Besorgniß über ihr ferneres Schicksal sie anzuwandeln brauche:

Unter der weißen Fahne mit dem rothen Kreuz!

Kein Vergessener soll mehr auf dem blutigen Schlachtfelde vergebens nach Hülfe schmachten, die Sonne des nächsten Morgens soll ihr Licht in keines Auge senden, der eine entsetzliche Nacht in qualvollen Leiden durchjammerte, in keines Waldes Schatten soll man nach Tagen unbegrabene Leichen von an ihren Wunden verstorbenen, hülflosen Soldaten finden.

Das walte Gott! —

XXI.

„Unter dem rothen Kreuz!"

Die nationale Unabhängigkeit bildet ohne Zweifel eines der höchsten Güter, die Vertheidigung derselben die höchste Pflicht; doch diese Vertheidigung mit dem Blute gewährt auch den höchsten Anspruch auf die öffentliche Anerkennung. Man errichte, ja man errichte glänzende Monumente dem Andenken der Krieger, welche auf glorreichen, unsterblichen Schlachtfeldern gefallen sind, aber man gedenke mehr noch und sichere das Loos der Verwundeten, der lebendigen Denkmäler unvergeßlicher Ereignisse.

Auf eine Reihe lorbeerumkränzter Siege und Triumphe mögen Danksagungstage, Illuminationsnächte und Ehren folgen, aber man erinnere sich bei ihnen an die Tage der Trauer und Bangigkeit, unter denen die leiden, welche in den Hospitälern gebettet sind, und an deren Herzen das Wundfieber des Schmerzes nagt; der Krüppel gedenke man, welche, zerschmettert von der Kriegsfurie, auf ihren Lagerstätten wimmern und doch nicht minder großen Antheil an dem leuchtenden Ruhm besitzen.

Mögen auch die in diesem Werke behandelten großen Fragen noch der vollkommenen Entscheidung harren, so werden sich doch ihren Erörterungen scharfsinnige und vielartige Talente zuwenden. Die äußere Heftigkeit der Meinungen, welche für und wider kämpfen, wird sich

legen, kaum noch feindliche Theorien werden einander gegenseitig berichtigen, die zerstreuten Bestandtheile der Wahrheit aufhören, sich zu streiten, und mit einander verschmelzen, so daß endlich ein neues und vollkommenes System von Sicherheit und Ordnung aus dem scheinbaren Chaos der Meinungen und Ansichten hervorzutreten vermag.

Wie dieses System der Feldsanität sich gestalten, wie das bewegliche Gefüge seiner vielgliedrigen Construction sich herstellen wird, damit es die geschmeidige Macht besitzt, allen Forderungen gerecht zu werden, das ist eine Aufgabe, deren vollgültige Lösung höheren und befähigteren Stellen überlassen bleiben muß.

Nach allem, was bisher gesagt wurde, müßte mich der Vorwurf überschätzender Anmaßung treffen, wollte ich es versuchen, dieses neue und erhoffte System aufzustellen.

Es ist mehrfach nachgewiesen worden, was das neue Feldsanitätssystem zu leisten habe; es wurde hier und da bemerkt, wie die eine und die andere Aufgabe zu lösen sei; es wurde besprochen, was an neuen und vollkommenen Hülfselementen zugefügt werden könne, und auf die Aehnlichkeiten und Erfahrungen hingewiesen, die seinen Weg als bemerkenswerthe Marken bezeichnen — —, es wurde mit Freimuth der Vorwürfe gedacht, die gegen das Bestehende aus den Schlachtfeldern der letzten Kriege emporwuchsen, aber es wurde auch gesagt, wie schwer es ist, das Neue an die Stelle des Alten zu setzen.

In der einfachen, innigen Verschmelzung des Einzelnen zu einem Ganzen, in der Combination eines Werkes, dessen Glieder die vollkommenste Durchbildung besitzen und welche wiederum für ihre zusammengreifenden Totalleistungen sich nicht mindere Sicherheit erwarben, hierin ist die vollendete Gestaltung eingeschlossen.

Es werden berufene, erleuchtete Männer ohne Zweifel diese Aufgabe lösen und sich dadurch den gerechten Dank ihrer Zeitgenossen und ein unvergängliches Andenken bei der Nachwelt sichern.

In allem, was in dem Buche gesagt wurde, in den Erzählungen seiner Thatsachen, in seinen Voraussetzungen und Betrachtungen, war nur ein Grundgedanke leitend: einer bedeutungsvollen und nationalen Sache nützliche Dienste zu leisten.

Das Auseinanderlegen des vorhandenen Materiales erforderte nur eine geringe Anwendung von Kunst; sicher aber bedarf das Wiederzu-

sammenstellen nicht nur der Kunst, sondern zugleich auch der Kraft. Ich überlasse das Werk der Schöpfung willig und ohne Neid denen, welche beides besitzen.

Ich habe zwar den Ernst der Forschung einem Gegenstand gewidmet, der für jeden Patrioten ein würdiger ist, auch bieten diese Blätter vielleicht einiges, was werth ist, von weisen Männern beachtet und gebraucht zu werden; indeß eine bloße Kette an sich einfacher Studien, erfordert kein allzu tiefes Nachdenken; Beobachtung und Genie allein lehren ihre Anwendung und ihren nützlichen Gebrauch.

Dieses Buch enthält weder neue Erfindungen, noch neue Lehren. Es weist nur die inneren Beziehungen und äußeren Nothwendigkeiten eines großen und wichtigen Bestandtheiles der kriegführenden Armeen nach. In der Kenntniß Beider beruht die Kunst seiner Anwendung, jedoch das hieraus zu entwickelnde System erfordert einen mit Gründlichkeit und hervorragendem Organisationstalent ausgestatteten Geist.

Ich habe bei allem Gesagten ein Ziel vor Augen gehabt, und welcher Stoff auch für dasselbe verwendet und woher er gewonnen wurde, er erhellte nur die eine Idee, welche ich lange genug in mir getragen habe, um von ihr zu erwarten, daß sie auch mich tragen werde. Man möge nicht lesen, um zu widersprechen, noch um zu glauben, sondern man lese, um zu prüfen und zu bedenken.

Dieses Werk enthält mehr vom Leid und Schmerz der menschlichen Natur, als es von menschlichen Freuden, von friedvollem Glück und den kurzen Stunden glücklicher Tage zu erzählen weiß.

Bei einem Gegenstand, welcher die dunkelste Seite des Krieges behandelt, kann das nicht anders sein. Oder ist es überhaupt anders, wenn man in der Allgemeinheit des Lebens das Glück mit dem Unglück, den Genuß mit der Trübsal wägt?

„Glück ist der Segen des alten Testaments, Widerwärtigkeit der des neuen, welcher größere Beseligung und klareren Beweis von Gottes Gnade in sich faßt. Gleichwohl werdet Ihr im alten Testament, wenn Ihr auf Davids Harfe lauscht, eben so viel Leichengesänge als Jubellieder hören, und der Griffel des heiligen Geistes hat mehr Mühe auf Schilderungen der Leiden Hiobs gewendet, als auf die Genüsse Salomons. Glück ist nicht erreicht, ohne viel Besorgnisse und Verdrießlichkeiten, und das Leiden ist nicht ohne Tröstungen und Hoffnungen."

„Wir sehen bei Nadelarbeiten und Stickereien, daß es besser gefällt, eine lebhafte Arbeit auf einem düstern und ernsten Grund zu haben, als eine dunkele und traurige Arbeit auf einem hellen Grund. Beurtheile man daher die Lust des Herzens nach der Lust des Auges. Gewiß ist Tugend den kostbaren Räucherwerken gleich, die am meisten duften, wenn sie angezündet oder zerdrückt werden; denn das Glück enthüllt das Laster am besten, aber die Widerwärtigkeit enthüllt die Tugend am besten.

Es handelt sich bei allem, was auf den Seiten dieser Blätter besprochen wurde, um Dinge, die Jedermann versteht und bei denen Jedermann betheiligt ist. Schmucklose Wahrheiten zu beleuchten, Vorurtheile zu besiegen, neue Meinungen zu erwecken und veraltete zu bekämpfen, mit alledem nicht als ein Eindringling, sondern als ein aufrichtiger Freund zu erscheinen, das ist ihre Absicht.

Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges, die Irrthümer entschwundener Jahrhunderte, die ermuthigenden Zeichen erkennender und umgestaltender Zeiten, alle die lichten Hoffnungen kommender Tage werden gleichmäßig ihre Mittel bieten, um den Traum der Zukunft zu erfüllen.

Nach dem Urtheil eines erleuchteten philosophischen Systems ist es einzig die inductive Methode, nach welcher neue und nützliche Wahrheiten entdeckt werden können.

Aber der inductive Proceß muß gut und sorgfältig vollzogen werden.

Wer eine neue Maschine oder ein neues Heilmittel zu erfinden begehrt, hat ein starkes Motiv, genau und geduldig zu beobachten und Experiment auf Experiment zu versuchen. Wer aber bloß über ein Thema disputiren oder declamiren will, hat kein solches Motiv, sein Ziel ist: „assensum subjugare, non res“ — — die Beistimmung erobern, nicht die Sache“. In der Polemik siegen, nicht in der Natur. Hier aber, wo es sich um die Sicherung und Aufklärung wichtiger Principien handelt, kann man sich nicht damit begnügen, Theorien auf oberflächliche Induction zu bauen.

Zu dem, was geschaffen werden soll, müssen endlich alle beitragen, die es vermögen.

Die nützlichen Lehren der neueren Philosophie, deren Systeme sich schon längst von ethischen auf exacte Speculationen übertrugen, und die Wichtigkeit realer Studien anerkennen, werden ihre Dienste nicht verweigern.

Ebenso, wie in den Künsten, die zum Behagen des Lebens dienen, alltäglich Verbesserungen erwachsen, ebenso dürfen sie in denen nicht schlummern, welche bestimmt sind, das Elend und die Schmerzen von demselben fern zu halten und zu mildern und die Zustände der Gesellschaft zu bessern, zu fördern.

Der tieffühlende Sinn unseres Zeitalters hält es nicht mehr unter der Würde auch der ernstesten Wissenschaft, eine verbesserte Tragbahre zu erfinden, irgend einen Weg zu ersinnen, einem Leidenden die Arzenei schmackhafter zu machen, Gerichte zu erdenken, an denen er sich erquicken, und Kissen, auf denen er gesund schlafen kann.

Allem aber, was erstrebt wird, sei nicht nur ein edles, sondern auch ein erreichbares Ziel vorgesetzt

Das kleinste wirkliche Gut ist besser, als die prachtvollsten Versprechungen von Unmöglichkeiten.

Eine Philosophie, welche einen Menschen in den Stand zu setzen vermöchte, sich in Todeskämpfen der Qual vollkommen glücklich zu fühlen, würde allerdings besser sein, als eine Kunst, welche die Qual nur linderte.

Aber wir wissen, daß es Hülfsmittel giebt, welche diese Qualen lindern, und wissen, daß auch dem größten Philosophen das Zahnweh ebenso wenig behagt, wie einem, der kein Philosoph ist. Halten wir uns an das Mögliche, zweifeln wir aber nicht an der Macht und Kraft dieser neuen Philosophie, deren Hülfe wir anrufen.

Wenn wir fragen, was sie bereits für die Menschheit geleistet habe, so hören wir: „daß sie das Leben verlängerte, den Schmerz milderte, daß sie Krankheiten ausrottete, die Fruchtbarkeit des Bodens vermehrte, daß sie dem Seefahrenden neue Sicherungsmittel gab, den Kriegern neue Waffen lieferte. Sie hat über große Flüsse und Buchten Brücken von unseren Vätern unbekannter Gestalt gespannt, sie hat den Wetterstrahl unschädlich vom Himmel zur Erde geleitet; sie hat die Nacht zum Glanz des Tages aufgehellt; die Tragweite der menschlichen Sehkraft ausgedehnt, die Kraft der menschlichen Muskeln vervielfacht. Die Bewegung

wird durch sie beschleunigt, und Entfernungen werden aufgehoben. Raum und Zeit erhält durch sie eine andere Geltung. Sie hat den Verkehr, den Briefwechsel, alle freundschaftlichen Dienste, alle Erledigungen von Geschäften erleichtert. Sie setzt den Menschen in den Stand in die Tiefen des Meeres hinabzusteigen, sich in die Luft zu schwingen, sicher in die gefährlichsten Schluchten der Erde zu dringen, über das Land in Wagen, die ohne Pferde dahin rollen, und über den Ocean in Schiffen zu fahren, welche in der Stunde zehn Knoten gegen den Wind machen. Das ist nur ein Theil ihrer Früchte und ihrer ersten Früchte, denn diese angewandte Weltwissenschaft trägt jene Kraft in sich, welche niemals ruht, welche nie ans Ziel kommt, welche niemals vollkommen wird."

Ihr Gesetz ist Fortschritt. Ein Punkt, der gestern noch unsichtbar war, ist heute ihr Rastort, und wird morgen ihr Ausgangspunkt sein. Dürfen wir von dieser großen und vielartigen Kraft nicht erwarten, daß sie uns zu dem ersehnten Ziel führen werde?

Es giebt hier weder Schulphrasen noch Illusionen. Es handelt sich nicht um eine Salbe für gebrochene Knochen, nicht um schöne Theorien de finibus, nicht um Gründe, um Menschen aus ihrem Sinn heraus zu überreden.

Eben so wie die Menschen thatsächlich das Leben, die Gesundheit, das Wohlbefinden lieben und thatsächlich Tod, Krankheit, Schmerz und Trennung von denen, an die sie geknüpft sind, scheuen, eben so thatsächlich sei die Hülfe, um das eine zu erhalten, das andere zu besiegen.

Seien wir Practiker und vermeiden wir dabei alle Theorie. Erinnern wir uns jenes bekannten Beispiels, in dem ein Schüler des Epiktet und ein Schüler des Bacon als Reisegefährten vorgeführt werden. Sie kommen in ein Dorf, wo die Kinderpocken eben zu wüthen begonnen haben, und finden Häuser verschlossen, den Verkehr unterbrochen, die Kranken verlassen, erschrockene Mütter über ihre Kinder weinen. Der Stoiker versichert der bangen Bevölkerung, es liege nichts Böses in den Kinderpocken, und für einen weisen Menschen wären Krankheit, Entstellung, Tod, der Verlust von Freunden kein Uebel.

Der Baconianer nimmt eine Lanzette heraus und beginnt zu impfen. — Sie finden einen Haufen Bergleute in großer Angst. Eine Explosion schädlicher Dünste hat soeben viele von denen, die an der Arbeit waren, getödtet, und die Ueberlebenden wagen nicht in die Grube zu steigen.

Der Stoiker versichert sie, daß ein solcher Zufall nichts, als ein bloßes *ἀποπροήγμενον* sei.

Der Baconianer, dem kein so schönes Wort zu Gebote steht, begnügt sich, eine Sicherheitslampe zu erfinden. — Sie treffen einen schiffbrüchigen Kaufmann am Strande, seine Hände ringend. Sein Fahrzeug mit einer unermeßlichen Ladung ist eben gescheitert, und er ist in einem Augenblick vom Reichthum zur Armuth gesunken. Der Stoiker ermahnt ihn, das Glück nicht in Dingen zu suchen, welche außer ihm liegen, und wiederholt das ganze Capitel des Epiktet *πρὸς τοὺς τὴν ἀπορίαν δεδοικότας*.

Der Baconianer baut eine Taucherglocke, senkt sich in die Tiefe und kehrt mit den kostbarsten Effecten aus dem Wrack zurück. Es würde leicht sein, die Versinnlichungen des Unterschiedes zwischen der Philosophie der Dornen, und der Philosophie der Frucht, der Philosophie der Worte und der Philosophie der Werke zu vervielfachen.

Halten wir uns zu der Letzteren und damit ist alles gesagt. Für uns haben nur jene Wissenschaften Bedeutung, welche dem physischen Wohlsein der Menschen dienen und es in den Lagen, welche diese Blätter schilderten, zu erhalten und wieder herzustellen vermögen.

Beleuchten wir die schwierige Aufgabe mit jenem „trocknen Licht" des Heraklit, mit jenem durch die Nebel der Leidenschaft, des Interesses oder der Vorurtheile nicht verdunkelten Licht des Geistes.

Künste und Erfindungen die einen höchst erheblichen Einfluß auf menschliches Glück und Wohlbefinden äußern, sind sicher auch der Aufmerksamkeit der höchsten menschlichen Geister nicht unwürdig.

Nicht das Glänzende und Ueberraschende allein bilden Gegenstände einer dankbaren Forschung, sondern ebenso das Nützliche und das Wahre. Nicht täuschende Träume, sondern ersehnte Wirklichkeiten.

Dem Wohlsein menschlicher Wesen dienen, mag ein demüthiges Amt sein, aber es liegt in ihm eine majestätische Demuth. Sie wirkt in der Ueberzeugung, daß nichts zu unbedeutend für die Beachtung selbst des Weisesten sein kann, was nicht zu unbedeutend ist, dem Geringsten Vergnügen oder Schmerz zu bereiten. Das Wohl des Ganzen kann niemals geschieden sein von dem Wohl der Glieder, und wer das Eine nicht will, will auch das Andere nicht. Die Interessen des Einzelnen knüpfen sich unzertrennlich an den Staat, aber das Glück und die Größe des Staates hinwiederum wird aus einer Summe von Einzelnwohlbefinden gebildet.

Der Anerkennung dieser Grundsätze entwächst die Liebe zum Vaterland, welche in Stunden der Prüfung nicht nur ein leitendes Princip, sondern eine kaum zu beherrschende Leidenschaft werden soll.

Wer zur Milderung menschlicher Leiden thätig ist, dient zugleich den menschlichen Vortheilen, und wirksam zur Erleichterung der Beschwerden des Lebens beitragen, heißt das menschliche Leben mit neuen Gütern beglücken, mit neuen Werken und Kräften begaben.

Wenn man in der Wissenschaft und ihren angewandten Lehren nicht selbst ein Baumeister zu sein vermag, giebt man weder die Würde seines Geistes oder Namens preis, wenn man sich begnügt, Gehülfe und Träger zu sein, um was durchaus werden muß, Andern entgegen zu tragen und zu führen, damit sie es im begeisternden Gefühl einer höheren Kraft vollenden. —

Möge meinem Buch der Segen dieses Erfolges werden, und nie sei dann beklagt, es geschrieben zu haben.

Man möge ein Bestreben nicht ungünstig betrachten, was in allen den Beziehungen, welche es verfolgte, in den Meinungen, die es erörterte, in den Urtheilen, zu denen es sich neigte, nur von dem guten Glauben geleitet wurde, treue Dienste zu leisten.

Die schmucklosen Worte, welche es erwählte, die nüchterne Einfachheit der Darstellung seien entschuldigt durch die ernste Würde des Gegenstandes, welchen sie betrachten.

„Unter dem rothen Kreuz" ist der Titel dieses Buches, und unter diesem Zeichen möge es siegen. Das Banner der Barmherzigkeit und der Liebe, unter dem die Wunden des Schlachtfeldes heilen werden, möge auch über dieses Werkes Blätter seinen Schutz breiten. Seine Flagge decke es! —

Ein jedes menschliche Werk besitzt mehr oder minder die Eigenschaften der menschlichen Natur: Mängel und Schwäche!

Aber ein Werk, das ein anderes Ziel sich nicht gesetzt hat, als für das Wohl seiner Mitbrüder, für deren Rettung und Hülfe in Noth und Gefahr zu wirken und zu sprechen, verdient um dieses Zweckes willen eine wohlmeinende Nachsicht.

Man gönne jeder selbstständigen Anschauung ihre Berechtigung, jedem Schaffen seine bescheidene Stelle — —, man raube nicht den befriedigenden Glauben, daß ein an sich gutes Ziel minder gut wird, weil es

genöthigt war, Verhältnisse in den Kreis seiner Beobachtung zu ziehen, welche von demselben auszuschließen, die eine oder die andere Seite gewünscht hätte.

Die Erreichung des Guten bedingt oft, das weniger Gute zu benutzen; es ist das reflectirende Licht, welches uns das Bild des Spiegels erkennbar macht.

Welche Leiden, welche Tiefen von Schmerz und Jammer das kleine Wort „Krieg" einschließt, das wurde geschildert, und wenn nun zugleich auf die Mittel hingewiesen wurde, welche einen Theil dieses Leidens mildern, die Verluste an Leben und Gesundheit weniger hoch machen und welche die bittern Nachwehen minder langwährend gestalten, die Thränen eher trocknen werden — —, wenn sich die Bemühungen darauf richteten, entscheidende Hülfe in das brausende Toben der Schlacht, zahlreichen Beistand an das einsame Lager des Verwundeten in den Feldhospitälern zu bringen, — — wenn die Nothwendigkeit des Krieges zwar anerkannt, aber auch die Nothwendigkeit nachgewiesen wurde, ihm im Hinblicke auf seine Opfer ein menschenfreundlicheres Ansehen zu verleihen — —, wenn alles das beabsichtigt und nur ein Theil davon erreicht wurde, so darf ich nicht nur beruhigt meine Feder aus der Hand legen, ich habe dann auch keinen Grund, irgend ein grollendes Mißfallen zu fürchten.

Und nun, ehe ich Abschied nehme, noch ein letztes Wort: noch einen Traum! — Nur ein Traum? — Ja, aber es ist:

„Der Traum der Zukunft!"

Mit Wahrheit haben wir begonnen, und wissentlich wurde nicht gegen sie gefehlt, enden wir mit einem Traum! —

Und warum nicht? — Sei unsere Zeit und unser Wesen noch so real, wer träumte sich nicht gern mitten aus aller Wirklichkeit in die duftende Welt des Ideellen? Wer träumte nicht offenen Auges in stillen und beglückten Stunden von den Wunderwerken der Phantasie? Wer träumte nicht von bunten und anmuthigen Gebilden, womit eine schönere Zukunft die nüchterne Gegenwart bevölkert? — Von der Zukunft, die einer jeden Hoffnung fruchtbringender Acker ist, an welcher jedes schwermüthige Sehnen seine reichen Träume kettet, von welche jeder berechtigte Glaube seine Erfüllung erwartet?

Sei die Gegenwart geartet wie sie wolle, niemals wird sie uns ge-

nügen. Die Gegenwart wird uns gegeben und aufgedrungen, wir müssen sie nehmen, wie sie ist, — — Die Zukunft aber, die immer gefällige Zukunft, gestalten wir, — wir bilden sie uns nach goldenen hellen Träumen, nach unseren Wünschen und unserem Sehnen, nach der Malerei unserer Seele.

Sie gehört uns, denn sie ist die Hoffnung! —

Wäre sie nicht: die Zukunft und die Hoffnung, was bliebe dann noch unserem Dasein von glücklichen Stunden? —

Träumen wir: — —

Sturmvögel flattern! Ermuthigende Trompetenfanfaren durchschmettern die Luft und vermengen sich mit dem rollenden Wirbel der Trommeln. Die Hufschläge galoppirender Rosse werfen ihren Schall bis zu uns, wir hören das Rasseln der Geschütze und den gleichmäßigen Tritt marschirender Colonnen. Es ist Krieg! — Krieg! Hannibal ante portas! —

Das Elend beginnt über unsere Grenzen zu steigen. Fremde Eroberer wollen den Mangel an unsern Tisch, Schande zu unserem Ruhm, Feuer an unsere Dächer und das Messer an unsere Kehle setzen! —

Sie sollen sehen, daß unsere Söhne Männer, daß unsere Frauen die Schwestern von Helden sind.

Aber erschrecken wir nicht: wir träumen nur! Wir träumen von der Zukunft! — Krieg, der helle! Krieg, der feurige und wilde! — Hin zu der bedrohten Grenze eilen die tapferen Söhne des Vaterlandes. Blicken wir mit ernster Freude auf die blitzenden Reihen! —

Wir dürfen es. Noch niemals zog eine so stolze, eine so wohlgebildete Armee in den heiligen Kampf. Sie ist zahlreich, sie ist tapfer, und begeistert, sie ist wohl geführt und wohl bewaffnet!

Wie sollte uns der Sieg fehlen?

Aber welches Blut wird fließen, wie viele Opfer werden fallen? Werden wir alles das wieder erleben, was noch in unserer Erinnerung steht, über welches die Trauer noch nicht erloschen ist? — Geduld. —

Es wird todte und gefallene Krieger geben, sie werden in Gott und für das Vaterland sterben — —, aber nicht wie dort — nicht wie es gewesen — —!

Man träumt schnell — —, lange Perioden verfließen in der zauberischen Welt unserer zweiten Natur zu einem bilderreichen Augenblick.

Die Drähte der Telegraphen blitzen unter den electrischen Ladungen, die Dampfrosse schleppen keuchend auf den eisernen Linien lange und schwere, mit bewaffneten Schaaren gefüllte Züge nach den bedrohten Punkten, die Landstraßen sind mit marschirenden Colonnen bedeckt.

Aber dicht hinter ihnen folgen lange Züge stattlicher Wagen, nach den neuen, amerikanischen Systemen erbaut. Zum großen Theil ähneln sie den Eisenbahnwaggons, sind aber von einer leichteren, doch nicht minder dauerhaften Construction.

Alle sind gut, die meisten mit vier Pferden bespannt.

Ein zahlreiches Personal ist bei und in ihnen vertheilt, folgt ihnen zu Roß und zu Fuß. Das Directionspersonal, Aerzte, Beamte, Apotheker, Sanitätssoldaten, Krankenwärter und Wärterinnen, Feldgendarmen und Wachen: ein Jeder ist an seiner Stelle. Kennt ihr sie nicht, diese wehenden weißen Fahnen mit dem rothen Kreuz, welche über diese so reich ausgestatteten Parks wehen?

Das sind die Ambulancen und Hospitäler. Wie zahlreich sind diese Wagen, wie stark die Mannschaften, welche sie begleiten. Und doch ist das allein nur die Feldsanität eines Armeecorps. Es sind drei schwere und sechs leichte Hospitäler. Es ist leider eine Erfahrung, daß man im Traum nicht zu zählen vermag. Wie schade! Indeß es kommt hierbei wenig darauf an.

Jene schlank gebauten, leichten und dabei fest construirten Wagen dienen für das Schlachtfeld und zum Transport der Schwerverwundeten.

Jetzt ist ihr Inneres mit Räderbahren nach den Johannitermodellen angefüllt, es sind auch solche Räderbahren an jedem der Wagen noch angehängt.

Jene langkästigen, hohen Fuhrwerke enthalten die Vorräthe. Blicken wir in sie: alles ist handlich geordnet, ein jedes gleicht einem fahrenden Magazin und ist in seinem Inneren wie eine Stube eingerichtet. Seine Wände bilden Schränke und Kästen, so daß man jeden Augenblick einen jeden Gegenstand zu erlangen und doch zugleich in vieren ihrer Art mehr Material unterzubringen vermag, als in der doppelten, ja in der dreifachen Zahl der früheren. Wieder andere, mit wasserdichtem Zeug umdacht, sind in ihrem Inneren für die vollständige und geschützte Aufnahme von Kranken eingerichtet, es sind mit allen Bequemlichkeiten versehene

fahrende Krankenzimmer. Ein jedes mag 10—15 Kranke aufnehmen und es sind 20 solcher Wagen vorhanden.

Wiederum jene großen, den Meubelwagen ähnelnde Fuhrwerke enthalten theils die Hospitalzelte mit allem Zubehör, theils Matratzen und Bettstellen. Die eigenthümlich aufgeschichteten Gestelle, welche Wagen führen, die selbst nur aus einem einfachen Unterbau bestehen, sind vierrädrige Wagenbahren von einer neuen Construction. Auch sie sind für das Schlachtfeld; ihre Zusammenstellung, welche nur kurze Zeit beansprucht, erfolgt vor dem Gebrauch. Ein Pferd genügt nöthigenfalls zu ihrer Bespannung.

Der Transport auf ihren Bahren könnte vielleicht manchem unbequem erscheinen, aber er ist es in Wirklichkeit nicht, und wurden dem ähnliche Wagen in Amerika mit gutem Erfolg verwendet; jedenfalls ist er besser, als der auf elenden Leiterwagen, und noch mehr ist er dem Liegenbleiben auf dem Schlachtfelde vorzuziehen. Man wird auf ihnen den Weg vom Schlachtfeld bis zur Ambulance überstehen und nur für diesen Weg sind sie.

Nicht alles dieses reichliche stattliche Material fährt auf einer Straße. Unser geistiger Blick umfaßt nur, was hier und dort sich bewegt. Es ist überall vertheilt, wo es nöthig ist, und jede Abtheilung ist vollständig ausgerüstet. — Die völlig selbstständige obere Leitung des Sanitätswesens erhält nur von dem Corpscommando ihre Befehle. Sie ist hinreichend und rechtzeitig über die Marschrichtung und die Etappen aufgeklärt und hat demgemäß ihre Einrichtungen und Maßnahmen getroffen.

Von allem emancipirt und in sich ein Ganzes bildend, besitzt die Feldsanität auch ihre eignen Verpflegungs- und Administrationsbeamten, ihre Handwerker und alles was sie bedarf, um allen Anforderungen in jeder Lage und getrennt von allen Verbindungen entsprechen zu können.

Der ganze große Apparat der Kriegsheilpflege, eine Heerabtheilung in sich, folgt auf den großen Heerstraßen der marschirenden Armee nicht müßig. Die leichten Hospitäler eilen von Etappe zu Etappe voran und bilden an allen Hauptpunkten sich abzweigende kleine Hospitäler.

Wenn die Truppen am Abend ihre Quartiere oder die Bivouacs erreichen, finden sie diese ambulanten Hospitäler fertig und mit allem Nö-

thigen versehen in ihrer Nähe und berittene Sanitätsgendarmen halten die Transportwagen zur Aufnahme schwer Erkrankter bereit. Jedes detachirte Corps erhält das nöthige Sanitätspersonal und fahrende Krankenwagen zugetheilt.

Die weiter marschirende Armee läßt ihre Kranken von Etappe zu Etappe zurück. Aerzte und Wärter bleiben bei ihnen.

Es ist Sache der Sanität, die transportfähigen Kranken dieser kleinen Hospitäler vorwärts oder rückwärts zu sammeln. Jedenfalls steht zu erwarten, daß die Ersteren bald zu ihrer Truppe stoßen werden.

Auf großen Bivouacplätzen werden Hospitalzelte aufgeschlagen, wenn sich nicht in der Nähe passende Localitäten bieten.

Ueberall und weithin wehen die weißen Fahnen sichtbar für jeden Soldaten, welcher unter dem rothen Kreuze Hülfe sucht.

Man fürchte nicht den Mißbrauch. Es wurde irgendwo gesagt, daß man den marschirenden Soldaten nicht wissen lassen dürfte, wenn sich für Marode bestimmte Bagagewagen in der Nähe befinden, weil sonst Viele, die sich im Gefühl hülfloser Verlassenheit vielleicht noch weiter geschleppt hätten, nach diesen Wagen verlangen und sie überfüllen würden. Lächerliches Bedenken!

Man führe doch solche verjährte Gründe nicht ferner an. Welche Art von Soldaten könnten das gewesen sein? Man vertraue dem Ehrgefühl der Unseren. Ich habe manchen langen Marsch unter brennender Sonnenhitze oder im Sturm der Schneewehe mit ihnen zurückgelegt; niemals habe ich gefunden, daß sich wackere Soldaten zu einem Platz auf den Wagen drängten.

Wenn es geschah, war es die höchste Noth, welche die Bitte entschuldigte. Der Soldat in Reih und Glied hat seine Ambition wie jeder Andere, welche ihn antreibt, in den Augen der Kameraden nicht zurück zu stehen. Jene aber, — die Spreu im Korn —, welche ohne Ehrgefühl Krankheit nur vorschützen, werden sich so oder so den Anstrengungen des Felddienstes zu entziehen suchen und bedarf es ihnen gegenüber anderer Maßregeln.

Doch ich vergesse: — wir träumen! — — man reflectirt nur selten oder niemals im Traum. Träumen wir weiter. Wir finden überall das Feldsanitätswesen sich elastisch ausdehnend, aller Orten sind Sanitätsofficiere, Wärter und Hülfspersonal in Thätigkeit. Sie scheinen sich

zu verzehnfachen. Pferde und Wagen tragen sie hierhin und dorthin. Sie wissen, daß man ihnen vertraut, daß man ihnen freie Hand gewährt, aber daß man sie auch für jede mangelnde Hülfe verantwortlich macht. Und wenn sie sich an jedem Abend über alle Cantonnements-Bezirke fächerartig ausgebreitet haben, so ziehen sie sich am andern Morgen hinter dem Rücken der weitermarschirenden Armee wieder zusammen, während eine andere Abtheilung sich bereits vorgeschoben hat, um denselben Dienst auf den neuen Stationen und Bivouacplätzen zu leisten.

Man fürchte nicht, daß ihre Zahl und Mittel nicht ausreichen. Das Exempel kann einer wachen Prüfung unterworfen werden und man sei versichert, daß die Summe stimmt.

Denn um die nach- und vorwärtsrückenden zu ersetzen, folgen die freiwilligen Hülfskrankenwärter und die Agenten der mildthätigen Vereine. Die eingerichteten Hospitäler werden ihnen überwiesen. Ein Sanitätsofficier behält die Oberaufsicht und die Leitung des Transportwesens. Wenn sich sonach die Feldsanität für die Tage des Marsches ausdehnte, so wird sie im Stande sein, am Ende desselben sich wieder zusammenzufinden. Einer jeden Entsendung wird der vorwärtsliegende Sammelpunkt bezeichnet.

Im Uebrigen ist das Corps so reich dotirt, daß ein Abgang mehr oder weniger in seiner Gesammtstärke kaum bemerkt wird.

Die größeren Baracken- und Zelthospitäler sammeln an den geeigneten Punkten die Kranken. Der Transport zu ihnen bietet durch die so bequem eingerichteten Krankenwagen keine Bedenken. In allen Lagen bleiben diese Hospitäler unter dem Schutz ihrer Flaggen unbeirrt in voller Thätigkeit. Mannschaft und Material ist unantastbar.

Werfen wir unsere Blicke auf den langen Weg, den diese marschirenden Truppen zurücklegten. Wir finden ihn nicht bedeckt mit Maroden, wir bemerken in den Gräben der Straßen keine zusammengebrochenen Gestalten, keine Verschmachtenden, — wir vermissen die bleichen Gesichter und die brechenden Augen! Sie sind nur noch eine Tradition.

Die Feldsanität steht unter dem rothen Kreuz und auf der Höhe ihres Berufes. Sie hat ihre Pflichten erfüllt. —

Man ist hart an dem Feind! — —

Man weiß nicht, wenn eine Schlacht geschlagen werden wird, aber man kann es täglich erwarten.

Das Commando der Feldsanität erhält seine geheimen Weisungen, sich fertig zu halten.

Nehmen wir indeß den ungünstigsten Fall an. Das Zusammentreffen erfolgt plötzlich und unerwartet.

Die Avantgarden stoßen aufeinander. Man blänkert. Unterstützung wird vorgeschoben, ein ernsterer Kampf beginnt. Bataillone und Batterieen rücken in die Feuerlinie — —, ehe man es weiß, steht man an dem Anfang einer jener furchtbaren Schlachten, welche die Geschicke der Völker entscheiden —, eines jener entsetzlichen Tage, in welchem das Verhängniß das ganze Verderben einer Hungersnoth oder einer Pest zusammendrängt.

Ordonnanzen jagen: „Die Feldsanität vor!" Der Feldtelegraph wirft seine Drähte über den Boden.

Noch einmal in die Schlacht! — Wie anders würden wir sie jetzt finden, wenn wir nochmals ihrem Verlauf folgen wollten. Aber unser Traum faßt nur die großen Momente auf — —, er drängt die Ereignisse von Stunden in einen Augenblick. Die Thätigkeit der Seele knüpft Bekanntes an Unbekanntes und für eine lange Kette wechselnder Ideen schafft sie sich augenblickliches Verständniß. Gigantische Ereignisse werfen ihre Bilder in den Hintergrund des nie schlummernden Geistes, welcher sie zu bewußtem Verständniß gestaltet.

Regimenter eilen im halben Laufschritt nach den Punkten, wo die Kanonen Breschen in die lebendigen Wälle schießen. Brigaden ordnen ihre langen Schlachtlinien, Munitionskarren jagen feldeinwärts, den brüllenden Mäulern der Geschütze die eiserne Speise zu bringen.

Blitzende Schwadronen fegen durch die Ebene und spülen die Blänkerhaufen von ihr hinweg.

Der Donner feuernder Batterieen rollt durch die mit Dampf sich schwängernde Luft. Die leichten Feldhospitäler, welche unmittelbar in der Nähe waren, treffen mit düsterem Ernst, aber mit der sicheren Schnelle einer zur Gewohnheit gewordenen wohlgeübten Thätigkeit ihre Anstalten.

Ehe man es noch genau zu unterscheiden vermochte, ob es sich um ein bloßes Gefecht oder um den Anfang einer Entscheidungsschlacht han-

delte, bereiteten sie sich auf den letztern Fall. Ihre Commandanten durchreiten das Terrain und bezeichnen die geeignetsten Punkte für die Aufstellung. Breitwallende Banner und Wimpel erheben sich auf hohen Stangen und signalisiren fernhin diese Standplätze. Zelte werden aufgeschlagen, Stärkungs- und Erquickungsmittel sind bereit. Weiter vorwärts in dem Gelände aber werden auf allen Wegen, von Punkt zu Punkt, Flaggen und in die Augen fallende Wahrzeichen errichtet, welche zu ihnen weisen.

Besonders hierzu eingerichtete, mit allem Nöthigen versehene Verbandwagen fahren bis dicht hinter die Feuerlinien, eine erste Hülfe leisten zu können. Die Einrichtung dieser Wagen ist derart, daß sie mit den Truppen ohne Zeitverlust vor- und zurückgehen können. Auf ihnen weht ebenfalls das rothe Kreuz. Jede detachirte Abtheilung wird von ihnen begleitet und nimmt noch einen Theil von Wagenbahren mit. Berittene Ordonnanzen folgen diesen detachirten Abtheilungen, um den Sanitätscommandos zu melden, wohin sie ihren Weg nahmen, damit, wenn sie nöthig, weitere Hülfe nachgesendet werden kann.

Eine hinreichende Anzahl von Sanitätssoldaten mit den nöthigen Wagenbahren, Tragen und anderen handlichen Geräthen versehen, in starke Patrouillen getheilt, ergießt sich über das ganze Feld. Die Wagen für die Schwerverwundeten beginnen ihre Fahrten.

Die Schnitter mähen, die Garben fallen; welche Ernte! — Die Schlacht ist im Steigen. —

So viel auch der bewegenden, der helfenden Hände thätig sind, sie haben vollauf zu thun.

Der Feind hat eine Höhenkette besetzt und entwickelt auf ihr seine Linie; seine Blänker nisten sich in die Wellen des abfallenden Terrains. Er beherrscht das Schlachtfeld.

Dorthin, dorthin!

Bataillone schließen sich zu dichten, massigen Colonnen, Brigadenweise rücken sie zum Sturm vor. Hundert Kanonen schleudern Vernichtung auf sie nieder, aber hundert andere Kanonen der berühmtesten Artillerie von der Welt antworten ihnen und zerschmettern die Kanoniere an den speienden Geschützen.

Das ist eine Schlacht wie noch keine gewesen, seit einem Jahrhundert; eine jener Schlachten, in denen mächtige Nationen um die Welt-

herrschaft streiten, ein Kampf, dessen Ausgang in der Geschichte einen neuen Abschnitt verzeichnen, den politischen Grenzen andere Linien vorschreiben wird!

Race wider Race! —

Die Ebene bedeckt sich mit hülferufenden Verwundeten.

So zahlreich und so wohlgeübt auch die Sanität der ersten Linie ist, einem so schnell sich entwickelnden Nothstand scheint sie nicht gewachsen. Selbst diese so wohl eingerichteten Hospitäler, selbst diese zahlreichen Sanitätsofficiere und Soldaten ermüden und blicken nach Hülfe und Unterstützung umher! —

Geduld! — Sie kommt! —

Auf den Straßen, welche nach dem Schlachtfelde führen, wirbeln dichte Staubwolken empor. Das Rasseln vieler schwerer Fuhrwerke dringt zu den Ambulancen, ehe es von dem Brüllen der Schlacht verschlungen wird.

Die Hülfe naht! Das ist das rothe Kreuz, die schweren Hospitäler kommen! —

In der That, sie kommen!

Sie lagerten zwei Stunden entfernt von den Truppen, zwar vorbereitet, aber doch nicht fertig zum Abmarsch, als die Ordonnanzen auf schaumbedeckten Pferden ihnen die Nachricht brachten, daß sich eine Schlacht entwickele.

Signalhörner und Trompeten rufen „alle Mann" auf ihre Posten; das Personal, die Bespannung, die Aerzte, Beamte, Gendarmen, Sanitätssoldaten, alles eilt herbei, und ein Jeder, wohl unterrichtet, was er in einem solchen Augenblick zu thun, geht an die Ausführung. Man hatte sich bereits schon vorgesehen und eine große Anzahl von Wagen für den Transport requirirt und eingerichtet.

Indeß bei dem dumpfen Rollen der fernen Schüsse werfen sich die dazu bestimmten Gendarmen der Sanität auf ihre Pferde, sprengen in die nahe Umgegend und treiben noch von Fuhrwerken zusammen, was übrig geblieben, außerdem requiriren sie im Guten oder mit Gewalt in allen Städten, die in einem Umkreis von Stunden liegen, auf allen Dörfern, die sie passiren, Handwerker und Tagelöhner und weisen sie nach den Standplätzen der schweren Hospitäler.

Die Hospitalcommandanten haben indeß diese Plätze erlesen. Mit

der schnellen Thatkraft, welche aufregende, berauschende Gefühle verleihen, mit einer feurigen Begeisterung, welche der Kanonendonner in die Adern gießt, entwickelt alles seine Thätigkeit.

Alle Fuhrwerke der Lazarethe werden ihrer Vorräthe entledigt und für den Transport der Verwundeten eingerichtet und die großen Hängemattenwagen binnen kurzer Zeit zum Gebrauch fertig gemacht. Da alle jene jetzt nur zweispännig fahren, bleiben Pferde genug für diese vorhanden.

Die sämmtlichen Wagen dreier schwerer Hospitäler mit den von ihnen aufgetriebenen Fuhrwerken gehen jetzt auf verschiedenen Straßen im schnellsten Trabe in der Richtung vorwärts, welche ihnen das rollende Geschützfeuer bezeichnet.

Die meisten von ihnen sind vollständig für den Krankentransport eingerichtet. Sie werden begleitet von einer großen Zahl Sanitätssoldaten und allen Aerzten der schweren Hospitäler, welche in den Ambulancen die Verwundeten mit verbinden werden, um sie dann zu den Hospitälern zu geleiten. Mit einem jeden Transport wird auch der betreffende Arzt zurückkehren, der dann zugleich am besten über die Wunden unterrichtet ist, bei deren erstem Verband er selbst thätig war.

Sobald diese ausgiebige und sicher jeder Eventualität gewachsene Hülfe in die Nähe des Schlachtfeldes gekommen, treffen die Commandanten die weiteren Maßregeln. Erlauben es die tactischen Verhältnisse, so beginnen sich die dazu bestimmten Wagen sofort auf dem Schlachtfelde zu verbreiten, die Sanitätsmannschaft, welche längst eingetheilt ist, geht mit ihnen.

Andere durchziehen als Patrouillen das Schlachtfeld. Mancher von ihnen wird verwundet hingestreckt, denn wenn auch kein feindlicher Soldat sein Geschoß auf sie, die leicht zu unterscheiden sind, richtet, so fragen doch die überall umherschwirrenden Kugeln auch selbst nicht nach dem rothen Kreuz. Sie treffen, was in ihren Weg kommt.

Aber was hilft es, jeder Mann thut seine Pflicht; was fällt, das fällt für das Vaterland, für die fechtenden Brüder. Wir aber dürfen beruhigt sein. Diese gebotene Hülfe ist ausreichend! —

An welchem Punkt nach einem durchkämpften Gefechtsmoment eine Pause in der menschentödtenden Schlacht eingetreten ist, dort wird das rothe Kreuz aufgepflanzt und dahin ergießt sich ein Strom von Sani-

tätsmannschaft; nach kurzer Zeit und ehe auf diesem Fleck von neuem das Gefecht entbrennt, sind alle die geborgen, welche den Boden bedeckten.

Wo immer das brüllende Feuer im Verglühen ist, dorthin wenden sich Wagen aller Art, Patrouillen und Pfleger und keiner wird vergessen, keiner jammert vergeblich nach Hülfe. — —

Woher immer der Sanitätsruf ertönt, er verhallt niemals ungehört.

Die Schlacht ist geschlagen! —

Ueber wessen theuer erkämpften Lorbeer auch die untergehende Sonne ihr Licht werfen möge, die Feldsanität, eingedenk ihres neutralen Characters, setzt ihre unermüdliche Thätigkeit mit raschem Eifer fort.

Die völlig entwickelten Sanitätscorps beider Armeen reichen sich jetzt die Hände, sie unterstützen und berathen sich gegenseitig, ihr Beruf kennt nicht Freund noch Feind. Unter ihren gemeinsamen Fahnen giebt es nur Brüder. Und mögen auch diejenigen, welche die fliehenden, zerstäubten Wellen der Ihren abwärts fluthen sehen, verfolgt vom stolzen Sieger, mit doppelt schwerem Herzen ihrer düsteren Pflicht genügen —, es ist nicht Zeit nach den eigenen Gefühlen zu fragen, es giebt für jede Hand Arbeit.

Das Schlachtfeld gehört jetzt den Commandirenden der Sanitätstruppen. Ihnen allein stehen die weiteren Anordnungen zu. Es ist das Land Jammer, in dessen unbeneideten Besitz sie treten.

Der Edelmuth des Siegers stellt eine Brigade und ein paar Schwadronen zu ihren Verfügung. Es werden alle Punkte mit hinreichend starken Wachen besetzt und abgeschlossen.

Doppelte und dichte Blänkerketten aus Sanitäts- und Linienfoldaten und freiwilligen Krankenwärtern gebildet, die aus den Sanitätsreserven vorgezogen wurden, breiten sich über das blutgetränkte Feld aus. Aerzte, Träger mit Bahren, die sämmtlichen Transportwagen, die sich noch auf dem Platz befinden, begleiten diese Ketten.

Hunderte von Fackeln durchleuchten die anbrechende Dunkelheit. Jede Falte des Terrains, jede Ackerfurche, verschwiegene Kornfelder und schlummernde Wälder, das Laub der Gebüsche und die Trümmer zerschossener Häuser, Hohlungen, gestürztes Mauer- und rauchendes Balkenwerk — alles wird wiederholt durchsucht.

Reitende Patrouillen werden fernab über die Grenzen des Feldes entsendet, um zu forschen, ob ein Verwundeter, der von seiner Truppe abgekommen, irgendwo vergessen nach Hülfe schmachtet. Es bleibt keine Vorsicht unterlassen.

Die Thätigkeit der Nacht genügt, das Werk zu fördern und zu vollenden. Am Morgen dürfen die Commandanten der Feldsanität ihren Behörden melden: „daß jeder Verwundete wohl aufgehoben und in sichere Pflege gebracht sei".

Denn während dem die Schlacht ihren Verlauf genommen, haben die großen schweren Hospitäler sich vollständig etablirt. Unweit des Schlachtfeldes haben sie theils in Kirchen, in Fabrikräumen und Schulen ihre Betten aufgeschlagen, theils haben sie luftige Baracken erbaut und weite Zelte errichtet. Für viele Tausende von Verwundeten ist bequemes Unterkommen und gutes Lager geschaffen.

Für Tausende sind Medicamente, Verbandzeug, Aerzte, Wärter und Wärterinnen bereit.

Und diese Tausende sind auch bereits durch die vielen unausgesetzt ab- und zufahrenden Transportwagen in allen den sorgsam hergerichteten Räumen, den Baracken und Zelten untergebracht.

Agenten der Mildthätigkeitsvereine, welche die Hospitäler begleiten, sind bereits bei der ersten Nachricht der beginnenden Schlacht auf raschen Pferden nach der nächsten zugänglichen und noch thätigen Telegraphenstation gesprengt, um zu erreichende Hauptdepots anzuweisen, sofort Erquickungs- und Stärkungsmittel zu senden. Man darf erwarten, daß dieselben so schnell ankommen werden, als es die Verhältnisse erlauben. Auch werden Hülfskrankenwärter und Aerzte berufen, damit durch sie ein Theil der Feldsanität abgelöst werde, um ihren Armeecorps folgen zu können. Die Mildthätigkeitsvereine werden dann unter der Oberleitung verbleibender Sanitätsbeamten einen Theil der Hospitäler übernehmen und mit dem nöthigen Personal versehen.

Ueber das stille und nicht mehr von wimmernden Klagelauten durchtönte Schlachtfeld steigt die Sonne des nächsten Tages empor. Sie beleuchtet eine emsige, eine feierlich ernste Thätigkeit. Zu den auf ihm zurückgelassenen Truppen stößt eine starke Abtheilung Pionniere. —

Die Pflicht frommer Pietät wird von treuer Kameraden Hand erfüllt. Auf einem entsprechend gelegenen Punkt wird ein weites Stück Land abgegrenzt und für jetzt nur mit einer flüchtigen Einfassung umhegt.

Ein Friedhof wird bereitet und regelrechte tiefe Gräber gegraben.

Die todten Soldaten werden von ihren Kameraden und zuverlässigen Männern unter Aufsicht von Sanitätsofficieren nach dem „Nationalkirchhof" getragen; die eine Hälfte gehört uns, die andere dem Gegner. Die gefallnen Krieger werden nach ihren Truppenabtheilungen und hinab bis zum Compagnieverband geordnet, damit sie in ihrem letzten Quartiere, auf dieser Stätte des Friedens bei einander schlafen.

Die einzelnen Gräber werden jetzt nur mit Nummern versehen, aber so weit wie es möglich ist, werden die Namen derjenigen verzeichnet, welche man in sie senkt.

Es wird das möglich sein, denn bei den meisten dürfte es sicher einer umsichtigen Nachforschung gelingen, Anhaltepunkte zu finden, den Todten nach seinem Namen oder wenigstens so zu bezeichnen, daß später seine Truppe die Identität feststellen kann.

Es ist nicht nöthig, daß man sich dabei übereilt. Man mag sich Muße für diese Nachforschungen gönnen, denn auch die Gräber brauchen Zeit, ehe sie fertig sind.

Endlich ist es gethan. — Es sind würdige Gräber! — Feldgeistliche weihen den Ort des Friedens in einer Gegend des Kampfes. Sie halten eine erhabene, feierliche Todtenmesse über Tausende.

Welcher Stoff für ihre Beredtsamkeit: das Schlachtfeld, die todten Soldaten, die offnen Gräber! — Welche Majestät vermag hier die Religion, der Glaube, das Wort zu entfalten! Die Schlachtfeldwache hat ihre Parabelinie formirt, dumpf und klagend verhallen die Wirbel des Trauermarsches, welchen die Tamboure schlagen — —, die Fahne senkt sich über die stillen, bleichen Helden, welche unter ihrem Zeichen bluteten und fielen!

„Ehrenfeuer!"

Drei Salven werden über die großen und vielen Gräber abgeschossen; drei Salven, „womit man todte Soldaten begraben soll".

Dann beten sie alle ein letztes — leises Gebet — — „mit Gott", ihr todten Brüder — — leicht sei Euch die fremde Erde, welche Euer Blut färbte!

Eure Grabesstätten sind jetzt noch leer und die Hügel auf ihnen kahl! Aber Geduld! Eure Theuren daheim wissen, wo ihr schlaft, ihre Thränen werden diese Hügel netzen, ihre Liebe wird sie schmücken. —

Eure Gebeine werden eine gute Ruhe finden, nicht wird der Pflug des Landmanns seine Furchen über sie ziehen, noch der Spaten des Fröhners sie aufstören.

Ueber eine kleine Weile werden sich auf diesem großen Gottesacker Monumente erheben, welche Euch das dankbare Vaterland, treue Liebe und nicht endende Erinnerung errichten wird.

Von ihnen aus werden Eure Namen der Nachwelt von Eurer Tapferkeit erzählen und einem späteren Geschlecht, Euren Enkeln, sagen, daß sie sein sollen wie ihr: ruhmgekrönt, tapfer und treu bis zum Tod!

Schlaft wohl bis dahin! — träumt, ja träumt von dem Tag der Auferstehung, von der ewigen Hoffnung — — träumt von dem himmlischen Jenseits, dem ihr entgegen schwebt.

Wir aber — erwachen wir! — denn unser Traum und dieses Buch sind am Ende! —

Nachtrag.

Nachdem der Druck bereits vollendet war und während ich diese Zeilen schrieb, erhielt ich eine Brochüre: „Zur Lazarethfrage. Erwiderung von Professor von Dumreicher an Professor von Langenbeck". — Da ich einige der in ihr zurückgewiesenen Angriffspunkte des letztgenannten Herrn in diese Blätter während ihres Druckes eingetragen habe, so möchte ich auch der nicht minder bedeutend erscheinenden Entgegnung des Herrn von Dumreicher das gleiche Recht widerfahren lassen. Es ist indeß hier nicht möglich, ich hoffe aber, daß sich die Gelegenheit bieten werde, andern Orts unbeirrt in parteiloser Haltung das Für und Wider abzuwägen. Nur so viel sei erwähnt, daß Herr Professor von Dumreicher die erfahrenen Angriffe seinerseits bekämpft, indem er seinen berühmten Gegner theils des Irrthums, theils der unrichtigen Auffassung u. s. w. zeiht, und daß er zugleich nachzuweisen sich bemüht, wie in mehreren namentlich aufgeführten, von preußischen Behörden verwalteten böhmischen Hospitälern ein auffallender Mangel an Reinlichkeit und nebenbei auch an gewissenhafter ärztlicher Pflege geherrscht habe. —

WELLCOME LIBRARY INSTITUTE

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

LEIPZIG
Giesecke & Devrient
Typogr. Institut.